ARENA

22. Jahrgang. Heft 6 · Preis des Jahrgangs M. 12.— · Preis 1 Mark

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe



Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des sechsten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

Selbständige Textbilder:

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

„Der Monat“

Jahrgang 1905/06

Zweiter Band

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1905–1906. Heft 6–9

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Zeichnungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Kunstgewerbe

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Militär und Marine

Sport und Jagd

Poesie

Literatur

Humoristische Ecke

Aus aller Welt

Handschriften-Beurteilung

Schach

Für müßige Stunden

Briefmappe



Im Atelier

Nach dem Gemälde von F. Gailliard (Brüssel)

Einer Mutter Sohn

Roman

von

Clara Viebig

(Fortsetzung)

VI

Das waren Tage reinsten Glücks in der Villa Schlieben. Man hatte sie nun gekauft, noch ausbauen lassen und auch zum Garten noch ein Stück Land als Spielplatz dazu erworben. Es war nicht zu denken, daß der Junge nicht Platz genug haben sollte, sich auszutummeln. Sand wurde gefahren, ein Berg, so hoch wie eine Düne, darin er buddeln konnte. Und als er anfing, zum Turnen groß genug zu sein, wurden eine Schaukel angeschafft, ein Reck und ein Barren.

Aber dies alles war doch noch nicht ausreichend. Er stieg über sämtliche Zäune der Nachbarvillen, über alle mit Stacheldraht und Glasscherben bewehrten Mauern.

„Herrlicher Junge," sagte Geheimrat Hofmann, wenn er von Wolfgang sprach. Sprach er mit ihm, so sagte er freilich: „Du bist ein ganzes Rauhbein! Warte nur, wenn du in die Schule kommst, da werden sie dich das Stillesitzen lehren!"

Wolf war wild — ‚etwas zu wild', fand die Mutter. Schlieben machte der Uebermut des Jungen Spaß — da war eben so viel überschüssige Kraft! — aber Käte fühlte sich ein wenig befremdet durch so viel Wildheit. Nein, befremdet war sie eigentlich nicht, wußte sie doch nur zu gut, woher diese Wildheit stammte; bange machte ihr die.

Sie schalt nicht über zerrissene Hosen — o, die konnten ja wieder ersetzt werden! — aber als er heimkam mit dem ersten Loch im Kopf, da wurde sie ganz unglaublich erregt. Sie schalt heftig, sie wurde ungerecht. Es war ihr nicht möglich, ihm das Blut zu stillen — huh, wie es rann! — wie einen Krampf begann sie's am Herzen zu fühlen, mühselig schleppte sie sich in ihr Zimmer und blieb da stumm in einem Winkel sitzen, die Blicke starr ins Leere gerichtet.

Als ihr Mann ihr, solcher Uebertreibung wegen, einige Vorwürfe machte, sagte sie kein Wort dawider. Er tröstete sie dann: sie konnte ja nun ganz ruhig sein, die Sache war weiter nicht von Belang, das Loch genäht und der Junge seelenvergnügt, als sei nie etwas gewesen!

Aber sie fröstelte in einem nervösen Schauer und blieb blaß. Ach, wenn Paul wüßte, an was sie dachte, immerfort denken mußte! Daß sich ihm nicht die gleiche Erinnerung aufdrängte?! — — — O, Michel Piette hatte blutend auf dem Venn gelegen — Blut war zur Erde getropft heute wie damals — der kleine Knabe hatte sich nicht beklagt, ebensowenig geklagt wie sein — sie sträubte sich selbst in Gedanken gegen dieses Wort — wie sein Vater! — wie Michel Piette geklagt hatte. Und doch war das rote Blut hervorgespritzt wie ein Springquell; wieviel natürlicher wäre dabei ein Weinen gewesen; empfand Wolf denn anders, wie andre Kinder empfanden?!

Käte ging die Reihe ihrer Bekannten durch: da war kein einziges Kind, das bei solcher Verwundung nicht geweint hätte, und es brauchte deshalb noch lange kein Feigling zu sein. Es war gewiß, Wölfchen war weniger feinfühlig. Nicht nur stumpfer gegen körperlichen Schmerz, nein — und das hatte sie schon mehrmals zu bemerken geglaubt —, auch stumpfer bei den Regungen der Seele. Selbst bei Freuden. Zeigten nicht andre Kinder ihr Beglücktsein, indem sie jubelnd in die Hände klatschten, den begehrten Gegenstand: das Spielzeug, die Puppe, den Kuchen mit Rufen des Entzückens umhüpften? Er hatte nur ein stummes Danachgreifen; nahm's an sich, eben weil es ihm geboten ward, ohne all die kindliche Geschwätzigkeit, ohne dies anmutig-jauchzende Erfreutsein, was es so unendlich dankbar macht, Kinder zu beschenken.

„Wie ein Bauer," pflegte Schlieben zu sagen. Das gab Käte jedesmal einen Stich durchs Herz. War Wölfchen wirklich aus so anderm Holz?! Nein, „Bauer" sollte Paul nicht sagen! Wölfchen war doch nicht stupide, nur vielleicht ein wenig langsam im Denken, aber doch schlau — o schlau genug! Und er war eben kein Großstadtkind; man lebte ja hier ganz wie auf dem Lande.

„Du Bauer!" Bei der nächsten Gelegenheit, als der Vater es wieder sagte — es war diesmal zum Lobe gesagt und nicht zum Tadel, aus Freude darüber, daß der Knabe sein Gärtchen so gut im Stande hielt —, brauste die Mutter auf. Warum?! Schlieben begriff den Grund nicht. Warum sollte er das nicht sagen, hatte der

Junge seinen kleinen Garten denn nicht allerliebst und mit den bescheidensten Mitteln eingefriedigt? Aus Haselstöcken hatte er sich ein Staket errichtet, das zur Verdichtung mit biegsamen Weidenruten durchflochten und mit Kiefernzweigen belegt war. Und Bohnen und Erbsen hatte er gesteckt, die er sich von der Köchin erbettelt hatte; und nun würde er auch noch Kartoffeln legen. Hatte ihm's jemand geheißen? Nein, niemand; die perfekte Köchin, die Jungfer und das Hausmädchen waren Großstadtkinder, was wußten die von Erbsenstecken und Kartoffellegen?!

„Der geborene Landwirt," sagte lachend der Vater.

Wie im Schmerz aber wandte sich die Mutter ab: wie viel lieber hätte sie gesehen, ihres Wölfchens Garten wäre ein Unkrautfeld gewesen, als daß er so emsig pflanzte, jätete und begoß!

Sie hatte ihm Blumen geschenkt, aber für die hatte er weniger Interesse; sie gediehen ihm auch nicht so. Nur eine große Sonnenblume wuchs und wuchs; sie war bald so hoch wie der Knabe, bald noch höher, und er stand oft davor, das kindliche Gesicht ernst erhoben, und sah lange in ihr goldenes Rund.

Als der Sonnenblume goldene Blätter verschrumpften, dafür aber ihr Same reif ward — jeden Tag wurde der prüfend betrachtet und dann endlich eingeerntet —, kam Wolfgang zur Schule. Er ging schon ins siebente Jahr und war groß und stark, warum sollte er jetzt nicht mit andern Kindern lernen?

Die Mutter hatte es sich zwar wundervoll gedacht, ihm selber die Anfangsgründe beizubringen, hatte sie doch als junges Mädchen, das zu Hause nichts zu tun fand und sich gern weiterbilden wollte, das Seminar besucht und das Lehrerinnenexamen sogar mit Auszeichnung bestanden; aber — es war doch wohl schon zu lange her — hier versagte ihre Kraft. Besonders die Geduld. Das ging so langsam voran, so unsäglich langsam. War der Junge unbegabt? Nein, aber so schwerfällig, von einer zu großen Schwerfälligkeit. Und ihr war oft, als redete sie an wie gegen eine Mauer.

„Du bist viel zu lebhaft," sagte ihr Mann. Gott im Himmel, wie sollte sie's ihm denn klarmachen, daß das ein „A" war und das ein „O", und wie sollte sie's ihm erklären, daß, legt man zu eins noch eins, es zwei sind, wenn sie nicht lebhaft dabei wurde?! Sie ereiferte sich, sie nahm die Rechenmaschine und zählte dem Knaben die blauen und roten Kugeln vor, die wie runde Perlen an einer Schnur saßen; sie wurde heiß und rot dabei, fast heiser, und hätte zuletzt vor Ungeduld und Verzagtheit weinen mögen, wenn Wölfchen dasaß und sie mit seinen großen dunkeln Augen so interesselos ansah und nach Stunden der Arbeit doch noch nicht wußte, daß eine Perle und noch eine Perle zwei Perlen sind. Hätte sie's nur ganz primitiv an seinen Fingern versucht! Da wußte er, daß ein Finger und noch ein Finger zwei Finger sind.

Mit Schmerz sah sie's ein, sie mußte den Unterricht bei Wölfchen aufgeben. „Beim Lehrer wird es schon besser gehen," tröstete Schlieben. Und es ging besser, wenn man auch nicht gerade gut sagen konnte.

Wolfgang war nicht faul. Aber seine Gedanken wanderten: heraus, heraus! Das Lernen interessierte ihn nicht. Er hatte andres zu denken: ob die letzten Blätter im Garten wohl gefallen sein würden, wenn er am Mittag aus der Schule nach Hause kam?! Und ob im nächsten Frühjahr der Star, dem er das Kästchen hoch oben in die Kiefer genagelt hatte, sich wohl wieder einfinden würde? Alle schwarzen Beeren hatte der abgepickt vom Holunderbaum und war dann fortgezogen mit Geschrei; wenn der nun keine Holunderbeeren mehr fand, was fraß er dann?! Und bange Sorge rüttelte des Knaben Herz — hätte er ihm doch noch ein Säckchen voll Beren mitgegeben! —

Jetzt lag der Schnee auf den Kiefern des Grunewalds. Als Wolfgang heute morgen zur Schule gegangen war, das Ränzel auf dem Rücken, das Hausmädchen als Begleitung neben sich, hatte die weiße Decke unter seinen Stiefelchen geknirscht und geknackt. Es war sehr kalt. Und da hatte er einen Schrei gehört, einen hungrigen krächzenden Schrei. Das Hausmädchen meinte, es sei eine Eule gewesen — pah, was die wußte! — ein Rabe war's, der hungrige Bettelmann im kohlschwarzen Röcklein, wie's in der Fibel stand!

Und an den Raben dachte jetzt der Knabe, als er in der Schulbank saß und mit großen Augen auf die Wandtafel starrte, an die der Lehrer Wörter schrieb, die man ergründen sollte. Wie angenehm mußte es jetzt unter den Kiefern sein! Da flog der Vogel und streifte mit seinen schwarzen Flügeln Schnee von den Aesten, daß es stäubte. Wohin er dann fliegen mochte? Wie dem Star, so eilten dem Raben die Gedanken nach, weit, weit fort. Des Knaben Blick erglänzte, seine Brust hob sich unter einem tiefen Atemzug — da rief ihn der Lehrer an.

„Wolfgang, schläfst du mit offenen Augen? Wie heißt das hier?!"

Er fuhr zusammen, wurde rot, dann blaß und wußte nichts.

Die andern Jungen wollten sich totlachen — „schläfst du mit offenen Augen?" — das war zu drollig gewesen!

Der Lehrer strafte nicht, aber Wolfgang schlich doch nach Hause, als hätte er Strafe bekommen. Vor dem Hausmädchen, das ihn immer abholen kam, hatte er sich versteckt — nein, mit der ging er heute nicht! Auch den Kameraden war er davongelaufen —, mochten sie sich heute mal ohne

ihn balgen, morgen würde er ihnen desto mehr Schneeballen aufbrummen!

Er ging ganz allein, bog von der Straße ab und wanderte planlos zwischen die Kiefern hinein. Er suchte den Raben, aber der war weit fort, und so begann auch er zu rennen, zu rennen, so rasch er nur konnte, riß den Tornister vom Rücken und schleuderte ihn mit einem lauten Schrei weit von sich in die breiten Aeste einer Kiefer hinein, daß er da hängen blieb und nur Schnee in ganzen Ballen lautlos herunterklexte. Das machte ihm Spaß. Und er raffte beide Hände voll Schnee, drehte feste Kugeln und begann nun die Kiefer, die seinen Tornister gefangen hielt, regelrecht zu bombardieren. Aber sie gab den Tornister nicht her, und als er heiß und rot und müde war, aber sehr erheitert, mußte er ohne Ränzel nach Hause gehen.

Das Hausmädchen war längst da, als er ankam; mit rotem Kopf — so war sie nach ihm umhergerannt — und mit bösem Blick öffnete sie ihm die Tür. „Na," sagte sie ärgerlich, „wohl nachsitzen müssen?"

Er stieß sie zur Seite: „Halt deinen Mund!" Sie war ihm unleidlich in diesem Augenblick, da er von draußen hereinkam, wo es so still, so frei gewesen war.

Die Eltern saßen schon bei Tisch. Der Vater betrachtete ihn mit Stirnrunzeln, die Mutter fragte mit sanftem Vorwurf, der nicht frei von Besorgnis war: „Wo bist du so lange gewesen? Lisbeth hat dich überall gesucht!"

„Nun?" Schliebens Stimme klang streng.

Der Knabe hatte keine Antwort gegeben, es war ihm auf einmal, als sei ihm die Zunge gelähmt. Was sollte er denen hier drinnen von draußen erzählen?!

„Er hat sicher in der Schule nachsitzen müssen, gnäd'ge Frau," flüsterte das Hausmädchen beim Präsentieren der Bratenschüssel. „Ich werde es morgen schon von den andern Jungens 'rauskriegen und gnäd'ge Frau dann Bescheid sagen!"

„O du!" Der Knabe war aufgefahren; so sehr sie das gelispelt hatte, er hatte es doch gehört. Der Stuhl polterte hinter ihm zu Boden, mit geballter Faust stürzte er auf das Mädchen los, packte es so gewaltig an, daß es gellend aufschrie und die Schüssel aus der Hand fallen ließ.

„Du Gans, du Gans!" Er heulte es laut heraus und wollte sie schlagen; nur mit Mühe zerrte ihn der Vater zurück.

„Wölfchen!" Käte war die Gabel klirrend aus der Hand gefallen, mit weiten Augen, ganz starr, sah sie auf ihren Jungen.

Das Mädchen beklagte sich bitter: so war er immer, es war nicht auszuhalten, vorhin hatte er erst gesagt: „Halt dein Maul!" Nein, das konnte sie sich nicht gefallen lassen, lieber zog sie! Und weinend lief sie aus dem Zimmer.

Schlieben war empört. „Du sollst gegen Untergebene manierlich sein! Gerade weil sie dienen müssen, sollst du höflich sein! Hörst du?" Und er faßte den Jungen mit kräftiger Hand, zog ihn übers Knie und gab ihm die wohlverdienten Schläge.

Die Zähne zusammenbeißend, ohne Laut, ohne Träne, ließ Wolfgang die Strafe über sich ergehen.

Aber der Mutter fiel jeder Schlag aufs Herz. Sie war selber wie geschlagen, ganz zerschlagen. Als ihr Mann nach dem stürmischen Mittagessen seine Siesta hielt, rauchte, die Zeitung las und ein wenig dabei nickte, schlich sie hinauf zur Kinderstube, in die der Junge eingeschlossen worden war. Ob er weinte?!

Sacht drehte sie den Schlüssel — da kniete er auf dem Stuhl am Fenster, die Nase platt an die Scheibe gedrückt, und sah aufmerksam hinaus in den Schnee. Er bemerkte sie gar nicht; vorsichtig zog sie sich wieder zurück. Sie ging wieder hinunter, aber sie fand nicht die innere Ruhe, um in ihrem Zimmer zu lesen; auf leisen Sohlen, wie rastlos, glitt sie durchs Haus. Da hörte sie, mitten zwischen Tellergeklapper in der Küche, Lisbeth zur Köchin sagen: „Das lasse ich mir denn doch nicht gefallen! Von so einem Bengel nicht! Was hat der hier zu suchen?!"

Von einem lähmenden Schrecken befallen, stand Käte starr: was, was wußte die?! Es wurde ihr glühend heiß und dann eisig kalt — ‚von so einem Bengel nicht — was hat der hier zu suchen?' — O, um Gottes willen, so sprach die?!

Sie lief wieder hinauf zur Kinderstube, da kniete Wölfchen noch immer am Fenster.

Hier hemmte noch keine Nachbarvilla die Aussicht; man sah von diesem Fenster aus noch ein großes Stück unbebautes Feld, auf dem im Sommer Löwenzahn und Brennessel zwischen wildem Hederich im Sande vegetierten, jetzt aber Schnee lag, hoch und rein, von keinem Fußtritt berührt. Es dunkelte schon der frühe Winterabend, nur dieses weiße Feld schimmerte noch; und im bleichen Schein der Schneehelle dünkte der Mutter des Kindes Gesicht sehr blaß.

„Wölfchen!" rief sie sanft. Und dann: „Wölfchen, wie konntest du zu Lisbet sagen: ‚Gans' und ‚Halte dein Maul?!' O pfui! Woher hast du das?!" Sie fragte es leise-traurig.

Da drehte er sich nach ihr herum, und sie sah, wie seine Augen brannten. Es flackerte darin wie eine geängstete unruhige Sehnsucht.

Sie sah auch das, und ganz gegen alle Regeln der Pädagogik öffnete sie die Arme weit und flüsterte — als es ihr entflohen war, war ihr's selbst nicht klar, warum sie es gesagt hatte, hatte er doch eigentlich alles, alles, was sein Herz begehrte —, flüsterte: „Du armes Kind!"

Und er lief in ihre Arme.

Sie hielten sich umfangen, Herz klopfte gegen Herz; sie waren beide traurig, wußten aber nicht,

warum sie selber traurig waren und auch nicht, warum der andre so traurig war.

„Es sind nicht die Schläge," murmelte er.

Sie strich ihm mit glättender Hand das straffe Haar aus der Stirn. Sie fragte ihn jetzt nicht mehr, denn — stieg dort aus dem Schneefeld nicht etwas auf, schwebte am Fenster empor und legte den Finger auf die Lippen: still, nicht fragen, nicht daran rühren?!

Aber sie blieb bei ihm und spielte mit ihm; ihr war, als dürfe sie ihn heute nicht allein lassen. Ja, sie mußte sich von jetzt ab überhaupt noch mehr um ihn bekümmern! Wie eine Last fiel es ihr plötzlich auf die Seele: sie hatte ihn schon viel zu viel sich selber überlassen. Aber dann tröstete sie sich wieder: er war ja noch so jung, er war ja noch ganz weiches Wachs, das sie formen konnte, wie sie wollte. So am Fenster stehen und so, mit so brennenden Augen durfte er nie mehr hinaus ins öde Feld starren, nie! Nach was sehnte er sich? Hatte er denn nicht Liebe die Fülle? Und alles andre, was ein Kinderherz erfreut?!

Sie sah sich um in seinem hübschen Zimmer; da waren so viele Spielsachen aufgestapelt: Eisenbahnen und Dampfschiffe, Bleisoldaten und Bilderbücher und die allerneuesten Spiele.

„Komm, wir wollen spielen," sagte sie.

Da war er gleich dabei; sie erstaunte, wie rasch er seinen Kummer vergessen hatte. Gott sei Dank, er war doch noch ein ganz ahnungsloses, harmloses Kind! Aber mit welcher Unrast er die Spielsachen durcheinander warf! „Das ist dumm" und „das ist langweilig" — nichts fesselte ihn recht. Bald war sie ganz erschöpft von allem Vorschlagen und dem und jenem Spiel; sie erinnerte sich nicht, je selber als Kind so schwer zu befriedigen gewesen zu sein. Zehnmal schon hatte sie aufstehen wollen und fortgehen — nein, jetzt hielt sie's wirklich nicht mehr aus, der Kopf war ihr ganz toll, ihre Nerven sträubten sich, es war wahrhaftig leichter, am Kochherd zu stehen oder Hausarbeit zu verrichten, als mit einem Kind zu spielen! — aber zehnmal hielt sie ihr Pflichtgefühl wieder fest und ihre Liebe.

Sie durfte ihn nicht allein lassen, denn — mit dumpfer Angst fühlte sie's — dann kam ja jemand anders und nahm ihn ihr fort!

Blaß und abgemattet blieb sie bei ihm sitzen; er hatte sie sehr gequält. Zuletzt fand er, ganz vergessen im Winkel des Spielschranks, ein wolliges Schäfchen, ein nur dreibeiniges, zerzaustes, altes Ding aus seiner ersten Kinderzeit. Damit vergnügte er sich; das machte ihm mehr Spaß als die andern kostbaren Sachen. Wie ein ganz kleines Kind saß er auf dem Teppich, hielt das Schaf zwischen den Knien und streichelte es.

Als er endlich im Bette lag, saß sie noch bei ihm und hielt ihm die Hand. Sie sang, wie sie ihn so oft eingesungen hatte:

„Schlaf, mein süßes Kind,
Draußen geht der Wind,
Höre, wie der Regen fällt
Und wie Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen —"

Immer leiser hatte sie gesungen, jetzt glaubte sie ihn eingeschlafen, da riß er ungestüm seine Hand aus der ihrigen: „Hör auf mit dem Lied! Ich bin kein kleines Kind mehr!"

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein Glück, daß es in der Grunewaldkolonie keine Straßenjungen gab, sonst hätte Wölfchen sicherlich mit denen gespielt; so waren doch wenigstens nur Portierkinder seine Genossen. An besserem Verkehr fehlte es ihm freilich nicht; von Schulkameraden, deren Eltern gleich den seinen in Villen wohnten, wurde er eingeladen, und auch die Berliner befreundeten Familien, die es gern sahen, wenn ihre Kinder an Ferientagen hinaus konnten in den Grunewald, forderten ihn zu fleißigem Besuche auf.

Alle Kinder kamen gern in den schattigen Garten, wo Tante Schlieben immer so freundlich war. Kuchen und Obst gab's da genug und Reifen und Bälle und Krocket und Tennis, Kegel und Turngeräte. An sonnigen Nachmittagen stieg helles Gelächter und Gekreisch bis hoch hinauf in die grünen Wipfel der Kiefern, aber — Frau Käte sah's mit Befremden — ihr Knabe, der sonst doch immer so wilde, war dann der stillste. Er machte sich nichts aus dem Besuch. Die Jungen in weißen und blauen Matrosenanzügen, deren frische Gesichter sich so wohlgesittet über blendenden Kragen erhoben, waren ihm nicht lieb; er gewann keine rechte Fühlung mit ihnen. Am liebsten wäre er davongelaufen, weit draußen hin, wo niemand anders ging, als ab und zu ein Strolch mit einem großen Sack, der mit seinem Drahthaken jedes Stullenpapier wendete, um zu sehen, ob vom Sonntag nicht etwa doch etwas Kostbareres übriggeblieben sei. Dem hätte er gern geholfen. Oder Kienäpfel in den großen Sack gesammelt.

Aber Freunde hatte Wolfgang doch auch. Da war Hans Flebbe — dessen Vater war Kutscher bei dem Bankier, der schrägüber die prachtvolle Villa hatte und im Winter in der Bellevuestraße in Berlin wohnte —, da waren auch noch Artur und Frida. Aber deren Eltern waren nur Portierleute in einer Mietvilla, die verschiedene Parteien bewohnten.

Sobald diese drei aus der Schule zu Hause waren, fanden sie sich vor der Schliebenschen Villa ein; sie waren nicht wegzutreiben, geduldig warteten sie, bis Wolfgang sich zu ihnen gesellte.

„Mit meinem Hans ist er wie 'n Bruder," pflegte der Kutscher zu sagen und Wolfgang mit einem ganz besonders herablassenden Peitschenschwippen, hoch vom Bock herab zu begrüßen. Und die Portierleute konstatierten: „Was er, der olle Schlieben is, der faßt immer an 'n Hut, und sie, die Jnädige, jrüßt auch immer sehr freundlich, aber was der Kleene is, der is doch noch janz anders!"

Es waren wilde Spiele, die die vier spielten: Nachlaufen, Versteck, am liebsten Räuber und Gendarm. Ha, wie Wolfs, des Räuberhauptmanns Augen funkelten, wenn er dem Gendarmen, Hans Flebbe, einen Tritt gegen den Bauch gab, daß der hintenüber zu Boden fiel und vor Schmerz eine Weile starr liegen blieb.

„Ich habe ihn erschossen," sagte er stolz zu seiner Mutter.

Käte, durch das wilde Schreien der Kinder, die auf dem unbebauten Feld hinter der Villa rasten, ans Fenster gerufen, hatte ihren Knaben hereingewinkt. Widerwillig war er gekommen; aber er war doch gekommen. Jetzt stand er atemlos vor ihr, und sie strich ihm das feuchte Haar aus dem schweißüberströmten Gesicht: „Wie siehst du aus?! Und hier — sieh mal!"

Vorwurfsvoll wies sie auf seine weiße Bluse, die war von oben bis unten beschmutzt. Wo um alles in der Welt nur hatte er sich gesielt, es gab ja hier gar nicht solche Pfützen?! Und die Hose! Das rechte Bein war der Länge nach aufgeschlitzt, das linke zeigte am Knie ein dreieckiges Loch.

Pah, das machte nichts! Schon wieder wollte er fortstürmen, er zitterte vor Ungeduld: die Kameraden hockten ja hinterm Busch, die trauten sich nicht eher heraus, als bis ihr Hauptmann wieder bei ihnen war! Er wehrte sich gegen die haltende Hand; aber sein Sträuben half diesmal nichts, der Vater kam aus dem Nebenzimmer.

„Du bleibst hier! Pfui, schäme dich, dich der Mutter zu widersetzen! Marsch, auf dein Zimmer, mach deine Schularbeiten für morgen!"

Schlieben sagte es barsch. Es hatte ihn empört, zu sehen, wie der Junge sich mit Händen und Füßen der zarten Frau widersetzte.

„Du Rüpel, ich will dich lehren, wie man mit seiner Mutter umgeht! Hier" — er packte ihn ins Genick und schleifte ihn wieder näher heran —, „hier, bitt ab, küsse der guten Mutter die Hand! Und versprich, daß du nicht mehr so wildern wirst, wie ein Straßenjunge! Voran — nun, wird's bald?!"

Die Zornesader auf des Mannes Stirn fing an zu schwellen. War das ein bockiger Bengel! Da stand er, die Bluse vorn weit voneinander gerissen, daß man das Fliegen der verschwitzten Brust sah — noch hatte er nicht ruhigen Atem gefunden, er keuchte noch vom wilden Lauf — und sah so verwildert aus, so verwüstet, so gar nicht wie guter Leute Kind! Das ging nicht länger so!

„Du wirst nicht mehr so toben — nie mehr — hörst du?" sagte der Vater streng. „Ich verbiete es. Spiele andre Spiele. Du hast deinen Garten, Turngeräte, hundert Sachen, um die dich andre beneiden würden. Und jetzt voran, bitte ab!"

Der Knabe ging zur Mutter. Sie kam ihm auf halbem Weg entgegen, sie hielt ihm schon die Hand hin. Er küßte diese, er murmelte auch: „Ich will es nicht wieder tun," aber Schlieben hörte keine Reue heraus. Es war etwas in dieser verdrossenen Art, das ihn reizte. Und er ließ sich hinreißen.

„Das war keine Abbitte! Wiederhole die Bitte um Verzeihung — und deutlich!"

Der Knabe wiederholte sie.

„Und nun versprich, daß du nicht mehr so toben wirst! ‚Liebe Mutter, ich verspreche' — nun?!"

Kein Wort, kein Versprechen.

„Was soll das heißen?" Außer sich schüttelte Schlieben den Jungen. Der aber preßte die Lippen aufeinander. Von unten herauf traf ein Blick seiner dunkeln Augen den Vater.

Frau Käte fing den Blick auf — o Gott, das war der Blick — jener Blick — der Blick des Weibes!

Schützend hielt sie beide Arme über den Knaben: nicht, nicht, o nicht ihn reizen! Sie zog ihn näher zu sich und legte ihre Hände über seine Augen, daß er die schließen mußte, und flehte dabei mit Blicken ihren Mann an: ‚Geh, geh du!'

Er ging, aber er schüttelte unwillig den Kopf. „Du wirst sehen, was du dir aus dem Jungen erziehst!" Drohend hob er noch einmal die Hand: „Junge, ich sage dir, du wirst parieren!" Und dann machte er die Tür ärgerlich hinter sich zu: nicht einmal seine Mittagsruhe konnte man mehr ungestört halten!

Vom Nebenzimmer aus hörte er die Stimme seines Weibes. Die klang so weich und dabei zitternd, wie in geheimer Angst: „Wölfchen, Wölfchen, bist du nicht mein gutes Kind?"

Keine Antwort. Herr des Himmels, dieser fühllose Rüpel, hatte er auf diese Frage, in diesem Ton, keine Antwort?!

Nun wieder die weiche, zitternde Stimme: „Willst du denn nicht mein gutes Kind sein?"

Wenn der Bengel jetzt nicht anwortete, dann —! Dem wider Willen Zuhörenden stieg das Blut zu Kopf, es zuckte in seinen Fingern, er wollte aufspringen, wieder hineineilen und — aha, jetzt mußte er geantwortet haben! Freilich wohl nur durch ein stummes Nicken, aber Kätes Stimme klang innig erfreut: „Siehst du, ich wußte es ja, du bist mein gutes Kind, mein geliebtes Kind, mein — mein —!"

Nun, das war wahrhaftig auch nicht vonnöten, daß, nachdem der Junge eben noch so

ungezogen gewesen war, Käte jetzt solche Liebestöne an ihn verschwendete! Und geküßt mußte sie ihn haben, umarmt! Ihre Stimme war erstorben wie in einem zärtlichen Hauch.

Nun hörte er gar nichts mehr, kein Rauschen ihres Kleides, keinen Laut — aha, jetzt flüsterte sie wohl in ihn hinein?! Wie sie den Bengel verwöhnte!

Doch jetzt — ein leises Weinen! War das noch Wolfs etwas harte, trotzige Knabenstimme? Wirklich, er weinte jetzt laut, und unterm Schluchzen stieß er kläglich hervor, kaum, daß man's verstehen konnte: „Ich mußte ihn — aber doch erschießen — er ist doch ein Gendarm!"

Und nun war alles wieder still. Schlieben nahm die Zeitung auf, die er vorhin hinweggeworfen hatte, und begann zu lesen. Aber er war doch nicht recht bei der Sache, hartnäckig gingen seine Gedanken dahin, nebenan hin. War der Bengel nun vernünftig, sah er seine Ungezogenheit ein? Und war Käte nicht gar zu schwach?! Es war nichts, gar nichts mehr zu hören. Oder doch — knarrte drinnen nicht die Tür? Nein, Täuschung, alles still!

Nachdem Schlieben noch eine Weile gewartet hatte, ging er hinüber. Da war es in der Tat sehr still, denn Käte war ganz allein. Sie saß am Fenster auf dem erhöhten Tritt, hatte die Hände in den Schoß gelegt und sann vor sich hin. Sie schien ganz abwesend.

„Wo ist der Junge?"

Erschrocken fuhr sie zusammen und hob wie abwehrend beide Hände.

Nun sah er, daß sie blaß war, der Aerger mit dem Jungen hatte sie wohl recht sehr angegriffen — wart, das sollte er büßen, doppelt so viel Exempel rechnete er heut zur Strafe!

„Ist der Junge bei der Arbeit?"

Sie schüttelte den Kopf und errötete. „Nein!"

„Nein —?! Warum denn nicht?" Er sah sie sehr erstaunt an. „Habe ich ihm denn nicht gesagt: sofort an die Arbeit?!"

„Das hast du gesagt. Aber ich habe ihm gesagt: lauf! — Paul, sei nicht böse!" Sie sah, daß er auffahren wollte und legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. „Wenn du mich liebhast, laß ihn! Ach, Paul, glaube mir, glaube mir doch: er kann ja nicht dafür, er muß sich ausrennen, auslüften, draußen sein — er muß!"

„Du hast immer Entschuldigungen! Denke doch nur an die Geschichte mit dem Tornister — aus seiner ersten Schulzeit —, oben in die Kiefer hatte der Bengel den geworfen. Hätte nicht zufällig ein Arbeiter den Ranzen entdeckt und zu uns gebracht, weil er den Namen auf der Fibel las, hätten wir lange suchen können. Aber das hast du auch entschuldigt. Unerhört!" Der seiner Frau gegenüber sonst so nachgiebige Mann erzürnte sich jetzt wirklich in seiner ernstlichen Besorgnis. „Ich bitte dich, Käte, sei nicht so unglaublich schwach mit dem Jungen — wo soll das hin mit ihm?!"

„Dahin!" Ernst zeigte sie auf sich. Und dann, mit einem Ausdruck tief-innerster Empfindung legte sie die Hand auf ihr Herz.

„Wieso? Ich verstehe dich nicht! Bitte, habe die Güte, dich etwas deutlicher auszudrücken, zum Rätselraten bin ich nicht gelaunt!"

„Wenn du's nicht errätst, wirst du's auch nicht verstehen, wenn ich dir es deutlicher sage!" Sie senkte den Kopf, und dann nahm sie wieder ihren früheren Platz ein. Aber sie sann nicht mehr vor sich hin, sondern es schien ihm, als lausche sie mit geneigtem Ohr dem gellenden Triumphgeschrei, das hinterm Haus von dem wüsten Feld her bis übers Dach stieg.

„Du wirst nie mit dem Jungen fertig werden!"

„O, ich werde schon!"

„Natürlich, wenn du ihm allen Willen läßt!" Mit eiligem Schritt ging Schlieben aus dem Zimmer; der Unwille wollte ihn übermannen.

Vielleicht zum erstenmal in seiner Ehe war Schlieben ernstlich böse auf seine Frau. Wie konnte Käte so unvernünftig sein?! Seinen Befehl so wenig beachten, als wäre der gar nicht gegeben, ja, sich in direkten Gegensatz zu demselben stellen?! O, der Bengel war schlau genug, der zog schon seine Schlüsse daraus! Und tat er's vielleicht nicht, so fühlte er doch instinktiv, welchen Rückhalt er an der Mutter hatte. Es war geradezu unglaublich, wie schwach Käte war!

Die weiche, sensitive Art, die den Mann zuerst an seiner Frau entzückt hatte, die den gleichen Zauber für ihn behalten hatte alle die Jahre hindurch, dünkte ihn jetzt auf einmal übertrieben — kindisch. Ja, kindisch war diese Aengstlichtuerei, diese ewige Angst vor dem, was vorbei und vergessen war! Von der Mutter hatten sie doch nie mehr etwas gehört, warum deren Schatten denn bei jeder Gelegenheit wieder heraufbeschwören? Geburtsschein und Taufattest des Jungen hatte man doch sicher in Händen, und das Venn lag weit — Wolfgang würde es nie sehen —, warum denn nun immer dies zitternde Bangen? Es lag gar kein Grund dazu vor. Sie lebten in so angenehmen Umgebungen, der Junge wuchs in so geordneten Verhältnissen auf, besaß alles, was ein Kindergemüt ausfüllt und beglückt, daß es geradezu eine Manie von Käte war, bei ihm eine Art von Heimatsehnsucht vorauszusetzen. Wie sollte er überhaupt dazu kommen? Er hatte ja gar keine Ahnung, daß hier nicht seine Heimat war. Es war traurig mit Kätes Uebersensibilität — wahrhaftig, die Frau konnte einen mit nervös machen!

Und Schlieben fuhr sich über die Stirn, wie um unliebsame Gedanken mit einer Handbewegung fortzuscheuchen. Er zündete sich eine Zigarre an; heute eine extrafeine, die er sonst seinen Gästen überließ, er hatte das Gefühl, sich über eine un-

angenehme Stunde forthelfen zu sollen. Denn unangenehm, wirklich unangenehm blieb die Sache doch, wenn er auch hoffte, schon die richtige Lösung auf die Frage zu finden: wie erzieht man solch ein Kind? Jedenfalls nicht so, wie Käte es tat! Das war ihm schon jetzt klar.

Blaue Rauchkringel in die Luft blasend, saß Schlieben in der Sofaecke seines Arbeitszimmers. Seine Stirn blieb gerunzelt. Da war er heute recht abgespannt aus dem Kontor gekommen, hatte allerlei Verwicklungen gehabt — Aerger genug —, hatte eilige Briefe diktieren müssen, sich keine Pause gegönnt, und hatte nun zu Hause ein angenehmes Ausruhen erhofft — vergebens! Merkwürdig, wie ein einziges Kind den ganzen Haushalt, das ganze Leben verändert! Wenn der Junge nun nicht da wäre — — —?! Ja, dann hätte er jetzt eine friedliche kleine Mittagsruhe — ausgestreckt auf dem Diwan, die Zeitung vorm Gesicht — hinter sich und ginge nun zu Käte hinüber, um bei ihr in höchst gemütlichem Tete-a-tete den Kaffee zu trinken, den sie mit so viel Anmut in der summenden Wiener Maschine selber bereitete. Er hatte immer gern still zugesehen, wie ihre schlanken, gepflegten Hände sich geräuschlos dabei bewegten. Schade!

Er seufzte. Aber dann bezwang er sich: nein, einer augenblicklichen Verdrießlichkeit wegen durfte man ihn nicht wegwünschen! Wie viel frohe Stunden hatte ihnen das kleine Wölfchen doch bereitet! Es war reizvoll gewesen, seine ersten Schritte zu beobachten, seine ersten zusammenhängenden Worte zu belauschen. Und war nicht Käte in seinem Besitz so glücklich gewesen — oho, wer sagte da: glücklich g e w e s e n?! — sie war es ja noch! Es ging ihr nichts über den Jungen. Und daß der Stunden des ungetrübten Beglücktseins durch ihn jetzt nicht mehr so viele waren als vormals, das war ja nur ganz natürlich. Er war eben nicht mehr das Bübchen, das dort, dort drüben aus jener Ecke, bis hierher zum Sofa den ersten kühnen Lauf gewagt und, jauchzend über den eignen Wagemut, des Vaters Bein umklammert hatte. Er fing jetzt an, ein selbständiger Mensch zu werden, einer mit eignen Wünschen, nicht mehr mit solchen, die in ihn hineingetragen worden waren; ureigne Willensäußerungen gaben sich kund. Jetzt wollte er dies und wollte jenes und nicht nur mehr das, was die Erzieher wollten. War das aber nicht natürlich? Ueberhaupt, wenn ein Kind erst in die Schule geht, was stellt sich da nicht alles ein? Man mußte Nachsicht haben, wenn man sich nicht auch gleich die ganze Lebensführung beeinflussen lassen durfte — erst die Eltern, dann das Kind!

Schlieben fühlte, wie er sich nach und nach beruhigte. Ein Junge — welche Unsumme von Wildheit, Rüpligkeit, Ungebundenheit, ja Ungebärdigkeit ist nicht in d e m Wort mit einbegriffen? Und alle, alle, die jetzt Männer sind, waren einst Jungen!

Die Zigarre ging ihm aus; er hatte vergessen, daran zu ziehen. Mit einem eigentümlich milden Gefühl, das nicht frei von einer leisen Sehnsüchtigkeit war, gedachte Schlieben der eignen Knabenzeit. Nun ehrlich: hatte er nicht auch getobt und gelärmt, sich beschmutzt, erhitzt und Hosen zerrissen und dumme Streiche gemacht, mehr als genug?

Wunderbar, wie genau er sich jetzt auf einmal einzelner Strafpredigten erinnerte und der Tränen, die er der Mutter ausgepreßt hatte; auch noch sehr deutlich der Tracht Prügel, die er einmal für eine Lüge erhalten hatte! Sein Vater hatte dazumal gesagt — plötzlich war's ihm, als hörte er die Stimme, die sonst gar nicht sonderlich feierlich, sondern recht alltäglich geklungen hatte, jetzt aber durch den Ernst geadelt wurde, hier in der Stube widerhallen: „Junge, alles kann ich dir verzeihen, nur das Lügen nicht!" Ach, es war damals recht unerquicklich gewesen in dem engen Kontor, wo der Vater am hölzernen Stehpult lehnte, an dem er sonst immer arbeitete, und den Stock auf dem Rücken hielt. Das Käppchen, das er seiner Glatze wegen trug, hatte er in der Erregung schief geschoben, seine blauen freundlichen Augen blickten scharf spähend und zugleich betrübt.

Alles kann man verzeihen, nur das Lügen nicht — ei, hatte der Junge, der Wolfgang, denn gelogen?! Bewahre! Einfach ungezogen war er gewesen, wie es auch die besten Kinder einmal sind!

Schlieben fühlte eine Beschämung: und er, er wollte dem Jungen diese einfache Ungezogenheit so übelnehmen?!

Er stand vom Sofa auf, stieß den Rest seiner Zigarre in den Aschenbecher und ging hinaus, um sich nach Wolfgang umzusehen.

Er traf die vier Kinder im vollen Glück des Spiels. Sie hatten sich ein Feuerchen angezündet auf dem unbebauten Land dicht hinterm Gartengitter, so daß die überhängenden Büsche des Gartens sie wie ein Dach beschützten.

Eng hockten sie zusammen. Sie waren jetzt im Lager; Frida hielt Kartoffeln in der Schürze, die in der Asche gebraten werden sollten, aber das Feuerchen wollte nicht brennen, das Reisig schwelte nur. Wolfgang lag bäuchlings auf der Erde und blies, auf die Ellenbogen gestützt, mit aller Kraft seiner Lungen. Aber die reichte doch nicht aus, das Feuer wollte und wollte nicht brennen.

Leise war Schlieben herangekommen, in ihrem Eifer hatten die Kinder ihn gar nicht bemerkt. „Will's nicht brennen?" fragte er.

Mit einem heftigen Emporschnellen war Wolfgang auf den Füßen. Er war rot und frisch

gewesen, nun wurde er blaß, sein offener Blick senkte sich scheu, ein trübseliger Ausdruck verlängerte sein rundes Kindergesicht und ließ ihn älter erscheinen.

„Muß ich 'reinkommen?" Es klang kläglich.

Schlieben überhörte die Frage mit Absicht; er hatte ihn eigentlich hereinholen wollen, aber nun zögerte er plötzlich zu sagen: ja. Es war doch hart für den Jungen, nun fortzumüssen, ehe das Feuerchen brannte, ehe die Kartoffeln gebraten waren! So sagte er nichts, sondern bückte sich, und als er so noch nicht tief genug herabkam, kniete er nieder und blies mit dem vollen Odem seiner breiten Brust in das schwach knisternde Gezweig. Sofort sprühten Funken, und ein aufzüngelndes Flämmchen wurde rasch zur Flamme.

Ein Jauchzen der Kinder stieg auf. Frida hüpfte im Kreis, ihre Zöpfe flogen: „Es brennt, es brennt!" Ihr schlossen sich Artur und Hans an; auch sie hüpften von einem Fuß auf den andern, klatschten in die beschmutzten Hände und schrien gellend: „Es brennt, es brennt!"

„Kinder, Ruhe!" Schlieben war amüsiert durch diese Seligkeit. Er kommandierte: „Reisig her, aber recht trockenes," selber von einem Eifer erfaßt, diese noch unsichere, bald sich duckende, bald hoch aufflackernde Flamme zu erhalten. Er blies und stocherte und feuerte nach; der Wind trieb ihm den Rauch ins Gesicht, daß er husten mußte, aber er wischte sich die tränenden Augen und hatte nicht acht, daß sein Beinkleid vom Knien auf dem Grund grünlich nasse Flecke bekam und etwaige Vorübergehende sich sehr wundern würden, Herrn Paul Schlieben bei solcher Beschäftigung zu sehen. Es machte ihm jetzt selber Spaß, unterm blaßblauen Herbsthimmel, an dem die weißen Wolken flogen und die Schwalben zwitschernd dahinschossen, ein Kartoffelfeuerchen zu unterhalten. Er hatte so etwas nie gekannt — war er doch ein Stadtkind —, aber es war schön, wirklich schön!

Die Kinder trugen Reisig zu, Wolfgang nahm's und brach es überm Knie — knack — die Stecken sprangen wie Glas. Wie der Junge das im Griff hatte!

Hoch loderte die Flamme, eine behagliche Wärme strömte vom Feuerchen aus: da mußte man sich hübsch die Hände dran wärmen können — wahrhaftig, es tat gut!

Und dann folgte des Mannes Auge dem Rauch, den der Wind vom Acker aufhob, einem leichten Wölkchen gleich. Grau erschien erst das Wölkchen, doch je höher es flog, desto lichter wurde es, freundlicher Sonnenschein durchschimmerte es verklärend. Es schwebte hinauf, immer hinauf, immer körperloser, ungreifbarer, bis es ganz verflog — ein Ahnen, ein Hauch.

Es war nun an der Zeit, die Kartoffeln einzubuddeln, Wolfgang war geschäftig dabei; man hatte nicht mehr geschürt, die Flamme war zusammengesunken, aber die Asche barg die ganze Glut. Mit großen Augen standen die Kinder herum, ganz still, fast den Atem anhaltend, und doch zitternd vor Erwartung: wann würde die erste Kartoffel gar sein?! Ach, roch es nicht schon so gut? Witternd blähten sie die Näschen. Aber Schlieben klopfte jetzt seine Beinkleider ab und schickte sich zum Gehen an — es würde doch zu lange dauern, bis die Kartoffeln fertig waren! Fast empfand er etwas wie Bedauern. Aber es ging wirklich nicht an, daß er noch länger hier umherstand, was sollten die Leute eigentlich von ihm denken?!

Er hatte sich jetzt selber wiedergefunden. „Genug jetzt," sagte er, und dann ging er, sorgsam die aufgebuddelten, unwegsamen Stellen des Feldes vermeidend. Da hörte er Tritte dicht hinter sich. Er drehte sich um: „Wolf?! Nun, was willst du?"

Die dunkeln Augen des Knaben sahen ihn traurig an.

„Gehst du auch nach Hause?" Ein Erstaunen lag in Schliebens Frage — er hatte doch gar nicht gesagt, daß der Junge mitkommen sollte?!

Ein herrlicher Duft kam von den Kiefern her, die Luft atmete sich so frei, so leicht, und dieser blaßblaue Himmel mit den gewischten weißen Wolken daran hatte etwas so ungemein Klares, den Blick Erhellendes. Weiße Fäden flogen übers Land, vom reinen Ost getrieben, hingen sich an grünbenadelte Aeste und schimmerten da wie Elfengespinst. Und die Sonne war noch angenehm warm, ohne zu brennen, und ein kräftigender, bitterlich-herber Geruch strömte von den goldfarbenen Blättern der Büsche, die die Rückseiten der Gärten abschlossen.

Der Mann holte tief Atem; ihm war, als sei er plötzlich um zehn, um zwanzig — nein, um dreißig Jahre jünger. Um noch mehr!

„Na, lauf nur schon," sagte er.

Der Knabe sah ihn an, als habe er ihn nicht recht verstanden.

„Lauf," sagte der Vater noch einmal kurz und bündig und lächelte dabei.

Da stieß der Junge einen Schrei aus, einen so gellend jauchzenden Schrei, daß die Kameraden, die auf den Hacken ums Kartoffelfeuerchen kauerten, sofort mit einstimmten, ohne zu wissen warum.

Im dunkeln Auge des Knaben, der die Freiheit liebte, die freie Luft, den freien Lauf, flammte etwas auf. Er sagte es nicht, daß er beglückt war, aber er schöpfte so tief Atem, als fiele ihm eine Last von der Brust. Und Schlieben sah auf dem Gesicht, das jetzt anfing sich zu vergröbern, die weiche Rundung der Kindlichkeit im



Simson und Delila
Nach dem Gemälde von Joh. Victor Krämer (Wien)

Mager-Jungenhaften zu verlieren, einen Zug, der es fein und schön machte.

Blitzschnell, wie aus straffem Bogen geschnellt, flog Wolfgang zurück übers Feld.

Schlieben ging in seinen Garten zurück; vorsichtig, damit sie nicht knarrte, öffnete er die Gittertür und schloß sie ebenso leise wieder — Käte brauchte es ja nicht gerade zu wissen, wo er gewesen war! Aber da stand sie schon am Fenster.

Es war etwas rührend Ratloses in ihrer Haltung, ein bängliches Forschen in ihrem Blick — nein, sie brauchte ihn so nicht anzusehen, er war ihr nicht mehr böse!

Und er nickte ihr zu.

Als das Hausmädchen fragte, ob der Herr nicht wisse, wo der Junge sei, schon dreimal habe sie nun die Milch warm machen lassen und auf- und abgetragen, sagte er fast kleinlaut, mit einer Entschuldigung im Ton: „Na, das ist ja nicht so schlimm, Lisbeth! Wärmen Sie sie nachher zum viertenmal — es ist ihm so gesund draußen!"

Zweites Buch

VII

Frida Lämke feierte ihren zehnten Geburtstag. „Därfst du kommen, kriegen wer Kuchenschnecken mit Rosinen, aber därfst du nich kommen, jibt's nur Schrippen wie alle Tage," sagte sie zu ihrem Freund Wolfgang. „Sieh man zu, det se dir lassen!" Es lag ihr am meisten daran, daß Wolfgang kam; wegen Flebbe wurden keine Unterschiede gemacht, obgleich der immer sagte, sie wäre seine Braut.

Und Wolfgang quälte seine Mutter. „Laß mich doch hingehen — warum denn nicht? Ich möchte doch so gern —, warum denn nicht?!"

Ja, warum denn nicht?! Mit diesem Warum lag er ihr seit vierundzwanzig Stunden in den Ohren; es machte sie ganz mürbe. Was sollte sie ihm sagen — daß ihr Frida mißfiel? Aber was hatte das Mädchen denn eigentlich getan, daß es ihr mißfiel? Nichts! Es knickste immer höflich, war stets ordentlich gekleidet, hatte sogar das blaue Band mit einer gewissen Anmut in den blonden Zopf geflochten. Die Eltern waren auch ganz respektable Leute, und doch — immer trieben sich diese Kinder auf der Straße herum, jederzeit, sommers und winters! Eigentlich mochte man vorbeikommen, wenn man wollte, immer waren diese Lämkes vor der Tür. War es die Straße selber, die sie aus diesem stupsnasigen, für sein Alter sehr entwickelten Mädchen ansah? Nein, zu diesen Leuten hingehen, ins Haus, hinuntersteigen in diese Atmosphäre der Portierstube, nein, das durfte er nicht!

„Ich möchte nicht, daß du hingehst," sagte sie. Sie hatte doch nicht das Herz, diesen bittenden Augen gegenüber zu sagen: „Ich will es nicht!"

Und das Kind ersah seinen Vorteil. Es fühlte deutlich: ‚sie kämpft mit sich', und mit einer grausamen Hartnäckigkeit verfolgte es seinen Wunsch.

„Laß mich doch — ach laß mich doch — ich bin aber sehr traurig, wenn ich nicht darf — dann hab' ich zu nichts mehr Lust — warum soll ich denn nicht? Mutti, ich will dich auch so liebhaben, wenn du mich gehen läßt — laß mich —, ja? Ich will aber doch!"

Sie konnte sich nicht mehr retten vor ihm, er ging ihr nach auf Schritt und Tritt, er faßte ihr Kleid, und — wenn sie's ihm auch verwies, die Bitte noch öfter zu wiederholen —, sie fühlte es, er dachte doch unablässig nur das eine. So zwang er sie.

Schlieben verhielt sich weit weniger ablehnend gegen diese Einladung von Lämkes. „Warum nicht? Es sind ja ganz anständige Leute. Das schadet dem Jungen nichts, wenn er auch mal in die Kreise hineinguckt. Ich bin auch als Junge zu unsern Leuten in die Wohnungen gekommen. Und warum denn nicht?!"

Sie wollte sagen: ‚Das war auch etwas ganz andres, bei dir hatte es keine Gefahr' — aber dann besann sie sich und sagte es nicht. Sie wollte ihm nicht schon wieder mit ihren Befürchtungen, ihren Zweifeln, ihrer geheimen nagenden Angst kommen, die keinen greifbaren Grund hatte, die sich nicht deutlich machen ließ, wie man am Ende jede andre Empfindung erklären kann. Wie ein Nebelschleier schwebte etwas über ihr. Warum es ihm sagen?! Sie wollte sich weder darüber schelten noch darüber auslachen lassen; beides würde ihr gleich empfindlich sein. Er war ja nicht mehr so wie früher. O — sie empfand es mit einer leisen Bitterkeit —, wie hatte er sie doch vormals verstanden! Jede Regung, jede Schwingung ihrer Seele hatte er mitgefühlt. Dieses ahnende Verstehen war ihm abhanden gekommen — oder verstand sie ihn vielleicht nicht mehr?!

Aber er war doch noch ihr lieber Mann, ihr guter, getreuer, den sie liebte wie sonst auf der Welt nichts mehr — nein, den sie so wie Wölfchen liebte! Das Kind, ach, das Kind, das war die Sonne, um die sich ihr Leben drehte!

Wenn Paul doch noch so wäre, wie er früher gewesen war! Sie mußte ihn jetzt so oft heimlich ansehen und sich mit einer gewissen Verwunderung auch in seine äußere Persönlichkeit hineinfinden. Nicht daß ihm das Breiterwerden schlecht stand; die Fülle, die seine schlanke Gestalt mit der einst etwas steifen, immer korrekten Haltung angenommen hatte, paßte zu seinen Jahren, zu den silbrigen Fäden, die im Bart und an den Schläfen zu schimmern begannen. Paßte zu der bequemen Samtjoppe, die er jetzt immer anzog, sowie er nach Hause kam, paßte zu seinem ganzen

Wesen. Merkwürdig, daß jemand ein so praktischer Mensch werden kann, dem früher alles Geschäftliche lästig, ja höchst zuwider war! Jetzt würde er nicht mehr das fremde Kind aus dem Venn auflesen, und — einen langen Blick heftete Käte auf den Gatten — jetzt würde er's nicht mehr bei sich aufnehmen wie eine Gabe aus Märchenland!

Ob die Jahre auch sie so verändert hatten?! Ihr Spiegel zeigte ihr keine zu große Veränderung. Da war noch ganz dieselbe mädchenhafte Figur, die doppelt zart erschien neben der Behäbigkeit des Gatten. Noch war ihr Haar blond, und sie errötete wie ein junges Mädchen, dem schon ein streifender Blick das leicht bewegliche Blut unter die zarte Haut treibt. Ja, äußerlich war sie noch jung geblieben! Aber innerlich überkam sie doch oft eine Müdigkeit. Wolf machte ihr den Kopf gar so warm. Eine Mutter, die zehn, fünfzehn Jahre jünger wäre als sie, die würde es vielleicht nicht gleich ihr empfinden, wieviel Kräfte solch ein Kind kostet?! Würde die nicht noch lachen, wenn es ihr schon zum Weinen war?

O Gott, welch ungestüme, unerschöpfliche Lebenskraft war in diesem Jungen! Sie war erstaunt, verwirrt, erschöpft davon. Wurde er denn nie müde? Immer auf den Beinen, um sechs schon auf, immer heraus, heraus! Schon um Tagesgrauen hörte sie ihn sich rastlos werfen. Er schlief neben ihnen, die Verbindungstür nach seinem Zimmer blieb immer auf, obgleich ihr Mann darüber schalt: der Junge wäre groß genug, brauchte die Aufsicht nicht. Nachts wenigstens könnte man sich die Störung ersparen!

Aber sie wollte, sie mußte auch seinen Schlaf bewachen. Oft hörte sie ihn sprechen im Traum, so tief Atem holen, als beenge ihn etwas. Dann schlüpfte sie aus dem Bett, leise, leise, damit ihr Mann sie nicht hörte, zündete kein Licht an, suchte sich tastend, auf bloßen Füßen, den Weg ins Nebenzimmer. Und dann stand sie an seinem Bett. Noch hatte er das hübsche Gitterbett seiner ersten Knabenjahre — aber wie lange noch und dies Bett war zu klein?! Wie er wuchs, so unheimlich schnell! Vorsichtig, mit leichter Hand, fuhr sie über seine Decke und fühlte darunter den langgestreckten Knabenleib. Jetzt warf er sich, stöhnte, bäumte sich auf wie einer, der gegen etwas anringt. Was hatte er nur? Jetzt sprach er undeutlich. Von was träumte er denn so lebendig? Er schwitzte über und über.

Wenn sie ihn nur sehen könnte! Aber sie traute sich nicht, Licht zu machen. Was sollte sie ihrem Mann sagen, wenn er, vom Lichtschein erweckt, sie fragte: „Was machst du denn da —?" Und Wölfchen würde auch aufwachen und fragen: „Was willst du denn?"

Ja, was wollte sie denn eigentlich?! Darauf wußte sie sich keine bestimmte Antwort. Wissen hätte sie nur mögen, was seine Seele im Traum so beschäftigte, daß er seufzte und rang. Von was träumte er? Von wem?! Wo war er im Traum?!

Zitternd stand sie auf ihren bloßen Füßen an seinem Bett und lauschte. Und dann beugte sie sich über ihn, so dicht, daß sein Atem, unruhig und heiß, ihr Gesicht anwehte, und hauchte wiederum ihn an — mengten sie nicht so ihre Atemzüge, gab sie ihm nicht so Odem von ihrem Odem? — und flüsterte leise und doch so eindringlich, bittend und beschwörend zugleich: „Mutti ist hier, Mutti ist bei dir!"

Aber mit einem Ruck warf er sich auf die andre Seite, drehte ihr den Rücken zu und murmelte. Lauter Unverständliches, selten ward ein Wort deutlich, aber es war genug, sie fühlte: er war nicht hier, nicht bei ihr — er war weit fort! Suchte seine Seele im Traum die Heimat, die er nicht kannte, die er nicht einmal ahnen konnte und die doch so mächtig war, daß sie ihn, auch unbewußt, an sich zog?

Von einer Unruhe ohnegleichen gepeinigt, stand Käte an Wolfgangs Bett: eine Mutter und doch keine Mutter — ach, sie war ja nur eine fremde Frau am Bett eines fremden Kindes!

Und sie schlich sich zurück auf ihr Lager und vergrub ihre hämmernde Stirn tief in die Kissen. Heftig fühlte sie ihr Herz pochen, und sie schalt sich selber darüber, daß sie sich so unnütze Gedanken machte. Sie änderte ja nichts dadurch, ward nur müde und traurig.

Wenn Käte nach solchen Nächten aufstand, fühlte sie den besorgten Blick ihres Mannes. Und ihre Hände, die das reiche Haar aufsteckten, zitterten. Gut, daß ihr eine Nadel entfiel, da konnte sie sich doch rasch bücken und ihr überwachtes Gesicht mit den umschatteten Augen seinen forschenden Augen entziehen. —

„Ich bin wieder gar nicht mit dem Befinden meiner Frau zufrieden," klagte Schlieben dem Arzt. „Sie ist wieder schrecklich nervös!"

„So?!" Geheimrat Hofmanns freundliches Gesicht wurde energisch. „Ich will Ihnen was sagen, lieber Freund, da geh'n Sie nur gleich dagegen an!"

„Das nutzt nichts!" Schlieben schüttelte den Kopf. „Ich kenne doch meine Frau. Der Junge macht's, der verdammte Junge!"

Und er nahm sich Wolfgang vor. „Hör mal, du mußt die Mutter nicht immer so quälen! Merke ich noch einmal, daß sie sich über dich kränkt, daß du ungezogen bist, so sollst du mich kennen lernen!"

Quälte er denn die Mutter?! Wolfgang machte ein verdutztes Gesicht. Und ungezogen war's doch auch nicht, wenn er gern zu Lämkes wollte! Das quält, wenn man innen sitzen muß, während draußen der Wind pfeift und einem so

lustig das Haar zerwühlt! Und das quälte ihn auch, daß er heute nicht zu Lämkes sollte.

„So geh nur schon hin," sagte Käte. Sie fuhr sogar noch vor Tisch nach Berlin hinein und kaufte eine Puppe, eine hübsche Puppe mit blonden Locken, mit Augen, die sich schlossen und öffneten, und mit einem rosa Kleid. „Die bringe Frida zum Geburtstag mit," sagte sie am Nachmittag und händigte sie dem Knaben ein. „Halt! Vorsicht!"

Er hatte ungestüm zugepackt, es freute ihn doch zu sehr, daß er Frida was bringen konnte. Und in einer seltenen Regung — er war kein Freund von Zärtlichkeiten — reckte er der Mutter das Gesicht hin und empfing, in einer Aufwallung von Dankbarkeit, ihren Kuß. Er ließ ihn sich mehr gefallen, als daß er nach ihm verlangte, sie fühlte das wohl, aber sie war doch froh darüber, und mit einem Lächeln, das ihr ganzes Gesicht erhellte, sah sie ihm dann nach.

„Aber vor Dunkelwerden bist du wieder zu Hause," hatte sie ihm noch zugerufen — ob er sie gehört hatte?

Wie er lief, davonjagte, leichtfüßig wie ein Hirsch! Noch nie hatte sie ein Kind so rasch laufen sehen. Er warf die strammen Beine, daß die Hacken hinten gegen die Schenkel schlugen; der Wind blies ihm den breitkrempigen Matrosenhut in den Nacken, da riß er ihn ganz ab und rannte barhäuptig weiter, so eilig hatte er's.

Was zog ihn nur so mächtig zu diesen Leuten?!

Von Kätes Gesicht verschwand das Lächeln, sie trat vom Fenster zurück. —

Wolfgang war glücklich. Er saß bei Lämkes in der Stube, in der zur kälteren Jahreszeit auch gekocht wurde und in der die Schlafstätte der Eltern durch einen Vorhang abgegrenzt war. Frida schlief auf dem Sofa und Artur nebenan in dem Kämmerchen, das auch die Schippen und Besen, die Vater Lämke zur Haus- und Straßenreinigung brauchte, beherbergte.

Noch war es nicht Winter, noch freundlicher Herbst, aber doch roch es schon in der Stube hübsch warm und mollig. Mit dem zarten Duft der blassen Monatsrose und des Nelkenstocks, der Myrte und des Geraniums, die, dicht an das fast ebenerdige Fenster gerückt, alle blühten, mischte sich der strengere Geruch des Kaffees, den Frau Lämke in der großen Emaillekanne brühte. Zu Hause bekam Wolfgang nie Kaffee, hier kriegte er ihn; und er schlürfte ihn, wie er die andern ihn schlürfen sah, nur empfand er ein noch größeres Behagen dabei. Und nie hatte ihm ein Stück Torte so gut geschmeckt wie diese einfache Schnecke, die mehr Semmel als Kuchen war; er kaute mit offenem Munde, und als Frau Lämke ihm, dem geehrtesten Gast, noch eine zweite zuschob, nahm er sie mit strahlendem Gesicht.

Frau Lämke fühlte sich sehr geschmeichelt durch seinen Besuch. Aus der Puppe hatte sie sich nicht so viel gemacht; die hatte sie Frida gleich weggenommen und in den Schrank geschlossen: „Dat de ihr nich jleich verknutschst! Un iebrigens biste doch keen Herrschaftskind, det uf alle Dage mit Puppen spielst. Schade um det Jeld!" Aber nachher, als Vater Lämke aus der Portierloge herunterkam, wo er in Mußestunden saß und Stiefel flickte, um auch eine Tasse Geburtstagskaffee zu trinken und eine Schnecke zu essen, wurde die Puppe doch wieder vorgeholt und ihm gezeigt.

„Fein, was? Hat sie von Wolfjangen seine Mama. Sieh man, Lämke!" Die Frau hob der Puppe das rosa Kleidchen auf und zeigte darunter das weiße, mit einer kleinen Spitze besetzte Volanträckchen. „So 'ne Frisur, janz jenau so 'ne, hatte ich Frida'n um det Taufkleidchen jenäht. Jotte doch, sie war doch det erste, da denkt man, et is noch wat Besondret! Ach ja —," sie seufzte und legte die Puppe wieder in den Schrank zurück, in dem neben allerlei Krimskrams die reinen Bettbezüge und ihr und Fridas Sonntagshut lagen — „wie de Zeit verjeht! Nu is se schonst neune!"

„Zehne," verbesserte Frida. „Ich bin doch heut zehne jeworden, Mutta!"

„Richtig — ne, schonst zehne!" Die Frau lachte und schüttelte den Kopf, über diese Vergeßlichkeit verwundert. Und dann nickte sie ihrem Manne zu: „Weeßte noch, Lämke, wie se jeboren wurde?"

„Un ob," sagte er und schenkte sich nochmals aus der unerschöpflichen Kanne ein. „Det war 'ne schöne Tur, wie se jeboren wurde — na, ich danke! Die Jöhre hat dir schöne zujesetzt! Un mir mit, ich kriegte ordentlich Manschetten. Aber nu, Alte — ä, zehn Jahre her, nu is et ja bald jar nich mehr wahr!"

„Un wenn et hundert her wäre, det verjäße ich nich, o ne!" Die Frau hob abwehrend die Hand. „Ich wollte mir jrade wie heute, so um viere 'rum, Kaffee kochen, ich hatte so 'nen Jieper drauf, da jing det los. Jrade noch, daß ich bis iebern Flur kam — weeste, du warst damals noch in de Werkstelle bei Stiller, un wir wohnten in de Alte-Jakob, fünf Treppen links — un ich kloppte bei den Krawattenfritze drieben an un sagte: ‚Ach, sein Se so gut,' sagte ich, ‚schicken Se man fix Ihre Kleene bei die Wadlern, Spittelmarcht zehne, die weeß schon' — au weih, war mich schlecht! Un ich fiel uf'n nächsten Stuhl; se hatten alle Mühe, det se mir noch 'rieber kriegten. Un nu jing det los, ich konnte nich an mir halten, bei'n besten Willen nich, ich jloobe, se haben mir drei Häuser weit schreien jehört. Un det dauerte, det dauerte — et wurde Abend — du kamst zu Hause — et wurde Mitternacht

— Morjen — fünfe, sechse, sieben — da endlich um neune sagte de Wadlern: ‚det Kind, det is an'n Ende —'"

„Mutter," unterbrach sie der Mann und zwinkerte nach den Kindern hin, die ganz still am Tisch saßen und mit weit geöffneten, neugierigen Augen lauschten, „nu laß't man jut sind! Det is ja nu allens lange vorbei, de Jöhre is da, un se is dich ja soweit janz jut jeraten!"

„Punkte elfe wurde se jeboren," sagte Frau Lämke träumerisch und nickte ernsthaft dabei und atmete dann so tief auf, als hätte sie einen hohen Berg überklettert. Und dann rief sie ihre Tochter zu sich heran, heute, am zehnten Geburtstag ihrer Erstgeborenen, von Leid und Freude einer nach zehn Jahren noch so unendlich lebendigen Erinnerung überflutet.

„Komm man, Frida!" Und sie gab ihr einen Kuß.

Frida, ganz verdutzt durch diese unvermittelte Zärtlichkeit, lachte ihren Bruder Artur und die beiden andern Knaben dumm an, und dann entschlüpfte sie. Schon an der Türe, rief sie: „Können wa jetzt spielen jehn?"

„Macht, det ihr 'rauskommt!"

Da stürzten sie mit Fröhlichkeit aus der dunkeln Portierwohnung, die unten im Souterrain lag, hinauf.

So hell war's auf der Straße, so heiter schien die Sonne, Wind wehte frisch, fern flog ein Drache übers Feld. Wenige Fußgänger, keine Wagen. Die Straße gehörte ihnen, und mit Hallo stürmten sie dahin: wer zuerst dort am Laternenpfahl an der Ecke war, der war Hauptmann!

Wolfgang hätte sich diese Ehre sonst nie nehmen lassen, aber heute mußte er Gendarm sein, er war der letzte gewesen. Langsamer und stumm war er den andern gefolgt. Etwas saß ihm im Kopfe fest, das machte ihn schwerfällig und hemmte seinen Lauf; er mußte darüber denken, denken. Das wurde er nicht los, selbst als er mitten drinnen war im Lieblingsspiel; erst dann vergaß er's, als er mit Hans Flebbe eine große Balgerei hatte. Dieser hatte ihn ins Gesicht gekratzt, darum riß er ihm jetzt ein Büschel Haare aus. Am nächsten Gartengitter hielten sie sich gepackt.

Artur, ein kleiner Schwächling, hatte sich nicht am Streite beteiligt, aber er schrie, die Hände in den Hosentaschen, mit kreischender Stimme hinein in den Kampf, den die beiden wortlos miteinander ausfochten.

„Flebbe, hau ihm! Mit de Faust unter de Neese — tüchtig!"

„Wolfjang, man zu! Zeig ihm, was 'ne Harke is, immer 'ruf uff 'n!"

Frida hüpfte lachend von einem Bein aufs andre, der blonde Zopf tanzte auf ihrem Rücken. Aber dann wurde ihr Lachen auf einmal ein wenig verlegen-bang: der um mehrere Jahre ältere Hans hatte Wolfgang untergekriegt und hämmerte ihm nun mit der Faust ins Gesicht.

„Flebbe, laß!" Sie zerrte ihn an der Bluse, und als das nichts half, stellte sie ihm flink ein Bein. Da stolperte er und stürzte, und Wolfgang, gewandt den Augenblick nutzend, schwang sich nach oben und besorgte es nun dem Feind grimmig.

Das war kein Spiel mehr, keine gewöhnliche Jungensbalgerei. Wolfgang fühlte sein Gesicht wie Feuer brennen, ein Kratz lief ihm die Wange herab bis zum Kinn, vor seinen Augen tanzten Funken. Jetzt hatte er alles vergessen, was ihn vorher so stumm gemacht, er fühlte eine wilde Lust, laut brüllte er auf.

„Du, Wolfjang! Wolfjang, nee, det jilt nich," schrie der Unparteiische. „Det is doch keen Spaß nich mehr!" Artur schickte sich an, Wolf, der auf des Gegners Brust kniete, die Beine festzuhalten.

Aber ein Ruck, und er flog zur Seite. Zitternd vor Wut kehrte sich Wolf nun auch gegen ihn; seine schwarzen Augen funkelten. Das war kein wohlgezogenes, wohlgekleidetes herrschaftliches Kind mehr, das war eine ganz elementare, ungezügelte, unbezwungene Kraft. Er schnaufte, er keuchte — da, ein Ruf!

„Wolfjang, Wolfjang!"

„Hört uf," schrie Frida, „Mutta ruft! Un euer Mädchen steht bei un winkt!"

Von der Haustür her tönte wiederum Frau Lämkes Stimme: „Wolfjang, Wolfjang!" Und nun ließ sich auch Lisbeth spitzen Tones vernehmen: „Na, wird's bald? Sollst zu Hause kommen!"

Frau Lämke lachte. „Na, lassen Se man, Freilein, se waren ja so verjniegt!" Aber dann bekam sie doch einen Schreck, als sie des Knaben beschmutzten Anzug sah, und fing an, daran herumzuwischen. „Jotte, wie sieht de scheene Bluse aus — un de Hosen!" Sie bekam einen roten Kopf und wurde noch röter, als sie den feurigen Kratz bemerkte, der über des jungen Herrn Backe lief. „Dir haben se ja schöne zujericht' — Jöhren, verdammte! Na, wartet ihr man!" Sie drohte Hans Flebbe und den eignen Kindern, aber es war doch kein wirklicher Ernst in ihrer Drohung. Halblaut, mit einem schmunzelnden Zucken um die Mundwinkel, sagte sie zu Lisbeth, die wie ein Bild starrer Entrüstung dastand: „Dolle Jöhren, was? Na, det is nu ebent nich anders, so waren wa alle, als wa noch jung waren!" Und sich wieder zu Wolfgang wendend, fuhr sie ihm gutmütig mit der arbeitsrauhen Hand über den feurigen Kratz: „Det war doch 'n Hauptspaß, was, Wolfjang?"

„Ja," sagte er aus tiefster Seele. Und dann, als er ihr Auge so freundlich-verständnisvoll auf sich gerichtet sah, war es ihm, als wäre er dieser Frau sehr gut. —

Es war ein herrlicher Nachmittag gewesen. Aber als er nun neben Lisbeth nach Hause ging, sprach er nicht davon; sie hätte ja doch die Nase gerümpft.

„Na, gnäd'ge Frau ist aber schön böse," sagte Lisbeth — sie sprach mit dem Knaben nie anders als von der ‚gnädigen Frau' —, „was bleibste denn auch so ewig lange?! Hast du nicht gehört, daß gnäd'ge Frau gesagt hat, du sollst vor Dunkelwerden zu Hause kommen?"

Er blieb stumm. Mochte die nur schwatzen — das war ja gar nicht wahr! An ihr vorbeisehend, starrte er in die Dämmerung. Aber als er zu Hause ins Zimmer trat, merkte er doch, daß die Mutter auf ihn gewartet hatte. Böse war sie freilich nicht, aber sein Abendbrot: ein Ei, ein Schinkenbrötchen, die Milch im silbernen Becher, alles zierlich zurechtgemacht, stand schon da, und sie saß gegenüber seinem Platz, hatte die gefalteten Hände auf das weiße Tischtuch gelegt und die Brauen ungeduldig-finster zusammengezogen.

Die große Hängelampe, deren Gaslicht hell über den Tisch leuchtete und den gesenkten Frauenscheitel goldig flimmern ließ, machte das Gesicht nicht heller.

Die Mutter war in Seide, in heller Seide, in einem Kleid mit Spitzen, das über Hals und Arme nur etwas wie einen ganz dünnen Schleier legte. Aha — nun fiel's ihm ein —, sie sollte ja um acht Uhr den Vater, der heute zu Mittag gar nicht nach Hause gekommen war, in der Stadt treffen und mit ihm in eine Gesellschaft gehen! Aha, darum hatte er so früh nach Hause kommen müssen?! Als ob er nicht allein ins Bett finden könnte!

„Du kommst ja so spät," sagte sie.

„Du hättst ja schon gehen können," sagte er.

„Du weißt, mein Kind, daß ich nicht ruhig bin, wenn ich dich nicht hier zu Hause weiß." Sie seufzte: „Wie könnte ich das auch!"

Erstaunt sah er sie an: warum sagte sie das? Hatte ihn etwa wieder jemand verpetzt? Warum war sie so komisch?!

Mit großen Blicken, als sei sie ihm ganz fremd in diesem feinen Kleide, das so nackt an Hals und Armen ließ, betrachtete er sie. Nachdenklich schob er die Bissen seines Abendbrotes in den Mund und kaute langsam. Er mußte auf einmal wieder so sehr an das denken, was er Frau Lämke hatte erzählen hören. Wie er geboren wurde, davon hatten sich Vater und Mutter nie was erzählt!

Und er hielt plötzlich inne mitten im Kauen und fragte in die Stille des Zimmers, in die Stille, die zwischen ihm und ihr war, ganz unvermittelt hinein: „Wie ich geboren wurde, hat's da auch so sehr lange gedauert?"

„Wie — was — wer — du?!" Sie sah ihn starr an.

Sie schien ihn nicht verstanden zu haben! Darum schluckte er rasch den Bissen, den er noch im Munde hatte, herunter und sagte recht laut und deutlich: „Ich frage dich, ob's auch so lange gedauert hat, wie ich geboren wurde? Bei Frida hat's sehr lange gedauert. Hast du auch so geschrien wie Frau Lämke?"

„Ich —?! Wer — ich?!" Sie wurde glühend rot und dann sehr blaß. Für einen Moment schloß sie die Augen, ihr schwindelte; es sauste ihr vor den Ohren, sie sprang vom Stuhl auf, hatte das Gefühl, fortlaufen zu müssen, und konnte doch nicht. Mit bebenden Händen hielt sie sich am Tisch, aber die feste Eichenplatte war etwas unsicher Wackelndes, Wogendes, Gleitendes geworden. Was — was sprach der Junge da —, o Gott?!

Sie biß sich auf die Lippen, schöpfte tief Atem, wollte sagen: ‚Laß doch solch dumme Fragen,' und konnte das doch nicht. Sie rang mit sich. Endlich stieß sie heraus: „Unsinn! Mach rasch, iß auf! Dann gleich zu Bett!" Ihre Stimme klang ganz rauh.

Wieder traf sie des Knaben verwunderter Blick. „Warum bist du auf einmal so — so — so eklig? Wenn man nicht mal was fragen darf!" Und verdrossen schob er den Teller zurück und hörte auf zu essen.

Warum antwortete sie ihm nicht? Warum erzählte sie ihm nichts, wie Frau Lämke ihrer Frida erzählt hatte? War er denn nicht auch geboren worden? Und hatte sich denn die Mutter nicht auch gefreut, wie er dann geboren war? Es war recht häßlich von ihr, daß sie ihm nichts davon sagte! Merkte sie denn nicht, wie gern, wie schrecklich gern er etwas davon wissen wollte?!

Eine brennende Neugier war auf einmal in dem Kinde erwacht. Die quälte ihn, fraß förmlich an ihm. Die ganze Nacht würde er nicht schlafen können, immer, immerfort darüber denken müssen! Und er wollte doch gern schlafen, es war langweilig, wach zu liegen — er wollte, er mußte es wissen!

Käte sah, wie sich des Knaben Antlitz verfinsterte. Ach, der arme, arme Junge! Hätte sie ihn doch nur nicht zu jenen Leuten gehen lassen! Was hatte er dort erfahren, was wußte er? Hatten sie ihn mißtrauisch gemacht? Was wußten diese Leute? O, die hatten ihm Mißtrauen eingeflößt, wie würde er sie denn sonst mit solchen Fragen quälen?!

Heiße Angst schoß in ihr auf, und doch fühlte sie ihre Hände und Füße kalt werden wie Eis. Aber stärker noch als ihre Angst war ihr Mitleid — da saß er, ach, so traurig, und hatte Tränen in den Augen! Das arme Kind, das von seiner Geburt zu wissen verlangte und dem sie nichts sagen konnte, sagen wollte, sagen durfte! O, jetzt nur einen guten Gedanken, das richtige Wort!

„Wölfchen," sagte sie sanft, „du bist noch zu jung dazu — jetzt noch nicht! Ein andermal — du verstehst das ja noch gar nicht! Wenn du erst älter bist — ein andermal erzähle ich's dir!"

„Nein, jetzt!" Sie hatte sich ihm genähert, er faßte sie am Kleid, hielt sie fest; mit der ihm eignen, etwas schwerfälligen Hartnäckigkeit beharrte er: „Jetzt! Ich will es wissen — ich muß es wissen!"

„Aber, Wölfchen, ich — ich habe jetzt keine Zeit! Ich muß fort — ja, ich muß wirklich fort, es ist höchste Zeit!" Sie blickte im Zimmer herum und war ganz verwirrt: „Ich — nein, ich kann dir nichts erzählen!"

„Du willst nicht," sagte er. „Und Frau Lämke hat es doch ihrer Frida erzählt!" Der Ausdruck mauliger Verdrossenheit schwand aus dem dunkeln Knabengesicht und machte dem einer wirklichen Betrübnis Platz: „Du hast mich lange nicht so lieb, gar nicht so richtig lieb, wie Frau Lämke ihre Frida hat!"

Sie ihn nicht liebhaben —?! Sie ihn nicht liebhaben —?! Und das glaubte er?! Käte hätte aufschreien mögen. Wenn eine ihr Kind lieb hatte, so war sie's gewiß, und doch fühlte dieses Kind instinktiv: hier fehlt etwas! Fehlte denn nicht auch jenes rätselhafte Band, das eine wirkliche Mutter und ihr wirkliches Kind so unlösbar-geheimnisvoll, so tief innen verbindet?

„Wölfchen," sagte sie zitternd-weich, „mein liebes Wölfchen," und strich ihm mit der eiskalten Hand über die heiße Stirn. „Das glaubst du doch selber nicht, was du da sagst! Wir haben uns doch so lieb, nicht wahr?! Mein Kind — mein geliebtes Kind, sag?!"

Sie suchte seinen Blick, sie klammerte sich an seine Antwort.

Aber die Antwort, die sie ersehnte, kam nicht. Er sah an ihr vorbei. „Du erzählst mir ja doch nichts!"

Das kam nicht aus ihm! Jetzt auf einmal dies brennende Verlangen, das hatte ihm jemand eingeflößt, es konnte nicht anders sein! „Wer —" fragte sie stockend —, „wer hat dir gesagt — du sollst mich so fragen? Wer?!"

Sie hatte ihn bei den Schultern gefaßt, er machte sich frei. „O, was bist du so komisch! Ne — niemand! Aber ich möcht's doch wissen. Ich sag' dir doch, ich möcht's wissen! Es quält mich so — ich weiß nicht warum —, es quält mich eben!"

Es quälte ihn — ach, jetzt schon, so früh?! O, dann war's eine Ahnung, eine Ahnung — wer wußte woher? — eine unbewußte Ahnung aus allerersten Kindheitstagen! Wie sollte das werden?! ‚Gott, Gott, hilf mir!' schrien ihre Gedanken. Jetzt galt es zu erfinden, zu erdichten, auszudenken! Diese quälenden Fragen durften niemals, nie mehr wiederkommen!

Und sie zwang sich zu lächeln; und als sie fühlte, daß dies Lächeln kein Lächeln war, legte sie, hinter seinen Stuhl tretend, ihre Wange auf seinen Scheitel und ihre beiden Hände um seinen Hals. So konnte er nicht nach ihr umblicken. Und mit gedämpfter Stimme, wie man Kindern ein Märchen erzählt, sprach sie:

„Väterchen und ich waren schon lange verheiratet — denk mal an, fast fünfzehn Jahre schon! — und Väterchen und ich wünschten uns so sehr einen lieben Jungen oder ein liebes Mädchen, damit wir nicht so allein wären. Mal war ich eines Tages sehr traurig, denn alle andern Frauen hatten schon ein liebes Kind, nur ich nicht, und ich ging draußen umher und weinte, da hörte ich auf einmal eine Stimme — vom Himmel kam die — nein, ein Stimmchen — ein Stimmchen, das — und — und —" Sie verwirrte sich, stotterte und stockte: was sollte sie jetzt weiter sagen?!

„Hm," machte er ungeduldig. „Und — erzähl doch weiter! Und —"

„Und am andern Tag lagst du in unsrer Wiege," schloß sie ungeschickt-hastig, mit fast ersticktem Ton.

„Und —" Er hatte sich von ihren Händen befreit, sich umgedreht und sah ihr nun ins Gesicht — „das ist alles?!"

„Nun — und wir — wir freuten uns sehr!"

„Wie dumm!" sagte er gekränkt. „So ist das doch nicht: ‚Geboren werden'! Frau Lämke erzählt es ganz anders. Du weißt es ja gar nicht!" Zweifelnd sah er sie an.

Sie wich seinem Blick aus, aber der seine ließ sie nicht los. Ihr war, als blickten diese forschenden Augen ihr bis auf den Grund der Seele. Da stand sie wie eine Lügnerin und wußte nichts mehr zu sagen.

„Du weißt es ja gar nicht," wiederholte er noch einmal, bitter enttäuscht. „Gute Nacht!" Und er schlorrte zur Tür.

Sie ließ ihn gehen, rief ihn nicht zurück zum Gutenachtkuß. Starr blieb sie sitzen.

Oben, im Zimmer über sich, hörte sie seine Tritte. Jetzt schleuderte er seine Stiefelchen aus, jetzt polterten sie in der Ecke — jetzt ward es still.

O, was sollte sie ihm dereinst sagen, wenn er mit vollem Bewußtsein Fragen an sie richtete, ein zu Fragen berechtigter, Antworten heischender Mensch —?! Sie ließ sich auf den Stuhl fallen, auf dem er gesessen hatte, und stützte den Kopf in beide Hände.

VIII

Die Freundschaft mit Lämkes wurde eingeschränkt. Nie mehr sollte ihr Kind dorthin gehen! Eine Art von Eifersucht war in Käte aufgequollen gegen diese gewöhnliche Frau, die so unpassende Sachen sprach, vor Kinderohren sich so gar keinen Zwang antat!

Frau Lämke konnte sich jetzt nicht mehr des freundlichen Grußes der feinen Dame rühmen; diese ging jetzt am Hause vorüber und sah sie nicht mehr an, schien es nicht zu hören, daß sie respektvoll grüßte: „Juten Tag, jnäd'ge Frau!"

„Du, wat habe ick denn eijentlich deine Mama jetan?" fragte sie eines Tages Wolfgang, als sie, vom Einholen zurückkehrend, ihn nach langer Zeit einmal wieder sah. Er lehnte am Gitter des schrägüberliegenden Grundstücks und starrte unverwandten Blickes nach ihrer Haustür.

Er fuhr zusammen; er hatte sie gar nicht kommen hören. Und dann tat er, als bemerke er sie nicht, und schnippte mit der Gerte, die seine Hand hielt, in die Luft.

„Kommste denn jar nich mehr bei uns?" fragte sie weiter. „Haste dir mit Atur'n jehauen oder mit Frida'n jezankt? Nee, wat denn, det kann ja nich sind, die hat ja schonst so sehr uf dir jelauert! — Die Jnädije läßt dir woll nich, was?! Nanu, wir sind woll nich mehr jut jenug? Nee freilich, wir sind nur Potjehs und unsre Kinder Potjehskinder!"

In ihren gutmütigen Ton mischte sich die Gereiztheit der Kränkung, und der Knabe horchte auf. Er wurde glühend rot.

„Na ja, ick sehe schon, du därffst nich! Na, meintwejen, denn nich!" Erbittert wendete sie sich zum Gehen.

„Na, was 's denn noch?!" Er hatte sie durch einen Laut zurückgehalten; sie blieb stehen — wider Willen. Es war etwas in dem Blick der Knabenaugen, die sie jetzt voll ansahen, das sie festhielt. „Nee, nee, mein Sohn," sagte sie gutmütig, „du kannst ja nich dafor, ick weeß ja!"

„Sie läßt mich nicht," murrte er zwischen den Zähnen und hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es sauste.

„Warum denn nich?" forschte die Frau. „Hat se nich jesagt, warum de nich mit Atur'n und Frida'n mehr spielen sollst? Atur hat jetzt 'nen neuen Triesel — ei weih, der tanzt! — und Frida hat von die Dame bei uns oben 'nen wunderscheenen Ball!"

Des Knaben Augen flammten. Er holte mit dem Fuß aus und stieß ein Steinchen, das vor ihm lag, so heftig von sich, daß es im Schwung hinüberflog bis zur andern Seite der Straße. „Und ich spiele doch mit ihnen!"

„Na, na, man nich so trotzig," ermahnte jetzt die Frau. „Es kann ja sind, vielleicht waren de Jöhren unjezogen — lieber Jott, man kann doch nich for allens ufkommen, wat se treiben —, weeßte, Wolfjangchen, Mama'n mußte doch jehorchen, wenn se 't nu mal durchaus nich will!" Sie seufzte. „Wir haben dir sehr liebjehabt, mein Sohn! Aber det is immer so: erst is de Freundschaft jroß, aber denn besinnen sich die Reichen uf eenmal! Du bist ja ooch jetzt eijentlich schonst zu jroß, um in'n Keller bei uns zu sitzen —"

Sie wollte noch weiter schwatzen, da fühlte sie sich an der Hand gefaßt. Es war ein sehr fester Griff, mit dem die Knabenhand die ihre hielt. Sich zu ihm herunterneigend, denn sie war groß und hager und ihr Auge vom ewigen Halbdunkel der Portierwohnung nicht mehr scharf, sah sie, daß er Tränen in den Augen hatte. Sie hatte ihn noch nie weinen sehen und bekam förmlich einen Schrecken.

„Laß man jut sind, laß man, Wölfchen! Nee aber, so weene doch nich, um Jottes willen nich, det wär't noch jrade wert!" Den Zipfel ihrer groben blauen Arbeitsschürze nehmend — sie war nur eben mal vom Waschfaß fortgelaufen —, wischte sie ihm die Augen, und dann die Backen herunter, und dann strich sie ihm übers Haar, das so straff und dicht auf dem runden Kopfe lag.

Er stand still, wie angewurzelt, auf der schon frühlingslichten, sonnenhellen Straße. Er, der so scheu vor Zärtlichkeiten war, ließ sich streicheln und scheute es auf einmal nicht, wenn dies auch andre Leute sahen.

„Ich komme doch wieder in den Keller, Frau Lämke! Da kann sie sagen, was sie will. Ich komme doch zu Ihnen!"

Als er nun davonging, nicht trabend, wie es sonst so seine Art war, sondern langsam, mit bedächtigem Tritt, wunderte sich die Frau, die ihm nachsah, wie groß er schon war. —

Frau Käte hatte einen schweren Stand. Wie sie sich auch wehrte, förmlich dagegen stemmte, daß der Verkehr mit Lämkes wieder aufgenommen wurde, der Knabe war stärker als sie. Er setzte es durch, daß die Kinder, wenn er denn nicht zu ihnen hin sollte, wenigstens zu ihm kommen durften. In den Garten wenigstens — das hatte er der Mutter abgerungen.

Es war wie ein Kampf gewesen zwischen ihnen, zwar ohne laute Worte und heftige Szenen, ohne direkte Verbote von ihrer Seite, ohne Bitten von der seinen; es war ein weit ernsteres, stummes Ringen. Sie hatte den Trotz in ihm gefühlt, der sich gegen sie bäumte, den Widerstand in ihm, der immer weiter und weiter sich erhob bis zur Abneigung — ja, Abneigung gegen sie! Oder bildete sie sich das etwa nur ein?!

Gern hätte sie sich mit ihrem Manne darüber ausgesprochen — ach, es war ihr ein solches Bedürfnis! —, aber sie fürchtete sein Lächeln. Oder seinen indirekten Vorwurf. Er hatte erst neulich einmal gesagt: „Es ist keine Kleinigkeit, ein Kind zu erziehen. Schon ein eignes ist schwer, wie viel schwerer noch ein" — nein, ein „fremdes" sollte er nicht wieder sagen, nein, dies nicht noch einmal! Dieses Kind war ihr kein fremdes, es war ihr eignes! Ihr geliebtes Kind!

Sie gab Wolfgang nach. Es war ja auch nicht gefährlich, wenn die Kinder hierher zu ihm kamen in den Garten, da hatte sie sie ja immer unter Augen und Ohren. Und gut wollte sie zu den Kindern sein, das nahm sie sich vor, es dieselben nicht entgelten lassen, daß sie ihrer Freundschaft wegen schon manch heimliche Träne hatte am Abend in ihr Kissen weinen müssen. Lieb wollte sie ihrem Knaben den Garten machen, so lieb, daß er nie mehr hinaus verlangte auf die Straße.

Aber als sie am Ostertag, an dem sie Wolfgang erlaubt hatte, seine Freunde, die Lämkes, und auch den Kutschersohn, in den Garten zu laden, die bunten Eier versteckte, die Nestchen und Häschen und Küken in den treibenden Buchsbaum bettete und zwischen die ersten blühenden Büschelchen der blauen Scylla, erhob sich in ihrem Herzen etwas wie Zorn. Nun würden diese Kinder mit ihren schlechten Manieren und ihren trappsigen Schuhen kommen und ihr die Beete vertreten, diese sorgsam gepflegten Rabatten, auf denen unter deckendem Reisig schon die Hyazinthen Knospen trieben und die Tulpen sich reckten. Schade darum! Und daß man diesen ersten wirklichen Frühlingstag nicht still genießen konnte, ungestört dem flötenden Amsellied lauschen. Und gesperrt hatten sie sich noch! Hans Flebbe freilich hatte ohne Empfindlichkeit zugesagt — der Kutscher wenigstens wußte, was sich schickte —, aber die Lämkes hatten durchaus nicht kommen wollen, vielmehr die Mutter hatte es nicht gewollt. Zweimal hatte sie Lisbeth hinschicken müssen; das zweitemal war die ganz empört zurückgekommen: ‚was solch ein Volk sich einbildete!' „Lieber Junge, ich kann dir nicht helfen, sie wollen doch nicht," hatte sie sagen müssen; aber da hatte sie's ihm angemerkt, wie niedergeschlagen er dadurch wurde, und in der Nacht hörte sie ihn seufzen und sich rastlos werfen. Nein, das durfte nicht sein! Seinen Arm, der sich so stürmisch um ihre Taille geschlungen, als sie ihm die Erlaubnis gegeben hatte, die Kinder zu laden, wollte sie auch um ihren Nacken fühlen. Und so hatte sie sich denn hingesetzt und geschrieben — an diese ungebildete Frau geschrieben: „Geehrte Frau Lämke," und sie gebeten, den Kindern doch das Eiersuchen zu erlauben, Wolfgang zur Freude.

Nun waren sie da. Angetan mit ihren besten Sachen, standen sie steif und still auf dem Gartenweg und sahen nicht einmal nach den Rabatten hin. Käte hatte sich immer eingebildet, es besonders gut zu verstehen, Kinder aus sich herauszulocken. Heute verstand sie es nicht. Sie hatte Fridas ganz neues, buntkariertes Kleid gelobt und ihr den blonden Zopf, an dem die blaue Schleife baumelte, in die Höhe gehoben: „Ei, wie dick!" Auch Arturs blanke Stiefel hatte sie beachtet und Flebbes pomadisiertes Haar, das er, mit einem Scheitel in der Mitte, wie angeklebt über seinem blühenden Lakaiengesicht trug; auch nach den Osterzensuren hatte sie gefragt, ohne doch längere Antworten herauszubekommen als „ja" und „nein".

Die Kinder waren befangen. Besonders Frida; sie war die Aelteste, und sie fühlte heraus, was da Gezwungenes in den freundlichen Fragen war. Sie machte ihren Knicks, wie immer, schnell und schnippisch wie eine Bachstelze, die eilig auf und nieder wippt, aber ihre hohe Mädchenstimme klang heute nicht so schrill, sondern sprach gedämpfter, fast flüsternd. Und sie lachte nicht. Artur richtete sich nach der Schwester, und auch Hans Flebbe nach dem Mädchen, an dem er ohnehin alles nachahmenswert fand. Wie die armen Schlucker standen die beiden Jungen da, guckten unverwandt auf ihre Stiefelspitzen und schnüffelten, da sie nicht wagten, ihre Taschentücher herauszuziehen und zu benutzen.

Käte verzweifelte. Sie konnte es nicht begreifen, daß ihr Wolfgang an solchen Gespielen ein Gefallen fand; heute war er übrigens genau so wie die andern, wortkarg und ungeschickt. Selbst als das Eiersuchen anhub, stellten sie sich dumm an; man mußte sie förmlich auf den Versteck stoßen.

Müde, fast gereizt wandte sich Käte endlich dem Hause zu; nur ein Weilchen wollte sie drinnen bleiben, nein, dies hier war auf die Dauer nicht auszuhalten! Immer in die Kinder hineinzureden und ihnen doch keine Gegenäußerung zu entlocken!

Aber sie hatte kaum ihr Zimmer betreten, so horchte sie auf: von außen drang ein Schrei zu ihr, so hell, so jauchzend schrill, wie segelnder Schwalben Schrei. So schreien Kinder in höchster Lust — o, sie kannte das von früher her, von ganz früher, ehe noch Wölfchen kam! Da hatte sie solchen Schreien oft sehnsüchtig gelauscht. Aha — ein bitteres Gefühl regte sich in ihr —, nur sie mußte gehen, dann war Wolfgang lustig, dann waren die Kinder lustig!

Sie war ans Fenster getreten und sah, die Stirn an die Scheibe gelehnt, hinaus in den Garten. Wie sie rannten, sprangen, hüpften, lachten! Wie losgelassen! Sie spielten Nachlaufen. Gleich einem Wiesel schoß Frida hinter die Büsche, um dann mit spitzem, durchdringendem Gelächter wieder aufzutauchen und kreischend aufs neue zu verschwinden. Wild setzte Wolfgang hinter ihr drein. Er achtete nicht auf die Rabatten mit den treibenden Blumen, der Mutter Freude, mitten hinein tappte er, unbekümmert, ob er die Hyazinthen knickte oder die Tulpen, einzig beeifert, der flinken Frida den Weg abzuschneiden.

Und die beiden andern machten es ihm nach. O, wie wurden jetzt die Beete zertrampelt! Alle drei Jungen waren hinter dem Mädchen her. Der blonde Zopf flog wie eine goldene Schnur



Kinderbildnis

Nach dem Gemälde von Fr. A. von Kaulbach (München)

im Sonnenschein — jetzt flog er hier, jetzt flog er da —, nun hatte Wolfgang ihn erhascht und stieß ein Triumphgeschrei aus; Frida versuchte ihn loszureißen, der Knabe hielt fest. Da drehte sie sich blitzgeschwind um und, übers ganze Gesicht lachend, faßte sie ihn mit beiden Armen fest um den Leib.

Es war eine harmlos-lustige Umschlingung, ein Trick des Spiels — nicht zur Gefangenen wollte das Mädchen gemacht sein, es wollte so tun, als sei es selber die Fangende —, es war eine ganz kindlich-unbefangene Berührung, aber Frau Käte wurde rot. Ihre Stirn zog sich in Falten: aha, das Mädchen von der Straße! Kaum daß man den Rücken gewendet hatte!

Mit einem Gefühl des Hasses gegen dieses Mädchen, das, so jung es auch noch war, doch schon versuchte, ihren Knaben an sich zu locken, ging die Mutter wieder in den Garten. —

Wenn Käte gedacht hatte, heute abend, nachdem die Kinder, beladen mit Ostereiern und vollgesättigt, gegangen waren, einen stürmischen Dank von ihrem Jungen zu ernten, so hatte sie sich getäuscht. Wolfgang sagte kein Wort.

Sie mußte ihn fragen: „Nun, war's denn schön?"

„Hm!" Das konnte ebensogut „ja" als „nein" bedeuten. Aber daß es „nein" bedeutet hatte, wußte sie, als er ihr gute Nacht sagte. Auf Wunsch des Vaters mußte er ihr immer die Hand küssen; er tat das auch heute mit der unfreien, schon so echt jungenhaften, etwas täppischen Bewegung. Sein dunkler glatter Kopf bückte sich einen Augenblick vor ihr — nur einen kurzen Augenblick —, seine Lippen streiften flüchtig ihre Hand. Es war kein Druck in diesem Kuß, keine Wärme.

„Hast du dich denn gar nicht amüsiert?" Sie konnte es nicht unterlassen, sie mußte doch noch einmal fragen. Und er, der aufrichtig war, sagte geradezu:

„Immer wenn's gerade hübsch wurde, kamst du!"

„Nun, dann werde ich euch künftig nicht mehr stören!" Sie versuchte zu lächeln. „Schlaf wohl, mein Sohn!" Sie küßte ihn; aber als er gegangen war, war neben dem Gefühl einer gewissen Eifersucht, überflüssig zu sein, von andern völlig ersetzt zu werden, eine große Angst in ihr: wenn er jetzt schon so war, o, wie würde er erst später sein?! — — —

Wolfgang konnte sich nicht beklagen, die Mutter ließ die Kinder so oft zu ihm in den Garten kommen, wie er sie haben wollte. Und das war fast alle Tage. Die Freundschaft, die im Winter brach gelegen hatte, blühte im Sommer doppelt auf.

„Laß sie doch nur," hatte Paul zu seiner Frau gesagt, als sie ihn mit gespannt gehobenen Augenbrauen ansah: was würde er sagen, würde er's wirklich gern sehen, daß Wolfgang mit diesen Kindern in seinem Garten tobte?! „Ich finde es nett, wie der Junge mit den Kindern ist," sagte er. „Ich hätte nie gedacht, daß er sich so anschließen könnte!"

„Du findest es nicht nachteilig, daß er immer nur mit diesen — diesen — nun, mit diesen Kindern umgeht, die doch einer ganz andern Sphäre angehören?"

„Ach was! Nachteilig?!" Er lachte. „Das hört später schon ganz von selber auf. Es ist mir bedeutend lieber, er hält sich an solcher Leute Kinder als an die von Protzen. Er bleibt so eben viel länger ein einfaches Kind!"

„Meinst du?!" Nun ja, in gewisser Beziehung mochte Paul recht haben! Wölfchen war anspruchslos, ein Apfel, eine einfache Brotschnitte waren ihm ebenso lieb wie Torte. Aber es wäre doch besser und ihr lieber, er zeigte sich wählerischer — hierin wie auch in anderm! Sie gab sich alle Mühe, ihm eine feinere Zunge anzuerziehen.

Als die Köchin eines Tages ganz empört kam: „Gnädige Frau, nu will der Wolfgang schon nich mehr von der guten Zervelatwurst, un Braten von Mittag will er auch nich mehr auf die Stulle —, ‚immer dasselbe,‘ räsoniert er — was denn nu?" — da freute sie sich. Endlich war es ihr gelungen, ihm beizubringen, daß man nicht sinnlos in sich hinein ißt, ohne jede Wahl, nur um des Essens willen!

Hätte sie gesehen, wie er bei Frau Lämke Schmalzbrot mit Zwiebelleberwurst stopfte oder Kartoffelkuchen, in Oel gebraten, heiß aus der Pfanne hinunterschlang, sie hätte sich nicht mehr gefreut. Aber so war sie dankbar für jede noch so kleine feinere Regung, die sie an ihm zu bemerken glaubte. Sie merkte gar nicht, wie sehr sie sich selber quälte.

Ach, warum unterstützte sie ihr Mann nicht mehr in der Erziehung?! Wenn er's doch täte! Aber er verstand sie eben nicht mehr!

Schlieben hatte es aufgegeben, seiner Frau hineinzureden. Ein paarmal hatte er's versucht, aber seine Einwendungen waren gescheitert an der Hartnäckigkeit, mit der sie an ihren Prinzipien festhielt. Warum sollte er sich mit ihr entzweien?! So viele Jahre hatten sie glücklich miteinander gelebt — sie waren ja schon ein Silberpaar — und nun sollte dieses Kind, dieses Bürschchen, das noch kaum orthographisch schreiben konnte, dem der Lehrer eben die ersten lateinischen Regeln eindrillte — dieses Kind, das im Grunde weder sie noch ihn irgend etwas anging — dieses fremde Wesen sollte sie beiden alten Eheleute auseinander bringen?! Da ließ man eben viel lieber manches geschehen, was Käte vielleicht anders, besser gemacht hätte. Mochte sie sehen, wie sie auf ihre Weise mit dem Jungen fertig wurde — sie hatte

ihn ja so unendlich lieb! Und wenn Wolfgang dann einst nicht mehr das Spielzeug war, ihren zarten Händen entwachsen, dann war er ja noch immer da, um ihn die kräftige Männerhand fühlen zu lassen. Und in dem Jungen war ja kein Falsch!

Schlieben war nicht unzufrieden mit ihm. Ein Ueberflieger war er freilich nicht, in der Schule gehörte er durchaus nicht zu den Ersten, hielt sich aber immerhin doch noch in einer anständigen Mitte. Nun, und ein Gelehrter brauchte er ja auch nicht zu werden; nicht jeder eignet sich zum Studieren!

Von all dem, was Paul Schlieben einst in jüngeren Jahren nur für einzig erwägenswert gefunden hatte — Wissenschaft, Kunst und deren Studium —, hielt er jetzt nicht mehr das gleiche. Jetzt war er zufrieden in seinem Kaufmannsberuf. Und da dieses Kind nun einmal in sein Leben hineingeraten war, ohne eignes Zutun in solche Verhältnisse gekommen war, war es auch die Pflicht dessen, der sich „Vater" von ihm nennen ließ, ihm eine Zukunft zu gestalten. Und so machte sich Schlieben einen festen Plan. Wenn der Junge so weit war, daß er das Einjährigenzeugnis hatte, nahm er ihn aus der Schule, schickte ihn ein Jahr nach Frankreich, nach England, eventuell nach Amerika, immer in große Häuser, und wenn er dann vom untersten Lehrling angefangen hatte und was gelernt, nahm er ihn zu sich in die Firma. Er dachte es sich ganz nett, manches dann auf jüngere Schultern wälzen zu können. Und verläßlich würde der Junge ja wohl sein, das merkte man ihm schon jetzt an!

Wenn Käte nur nicht so übertriebene Anforderungen stellen wollte! Immer war sie hinter dem Jungen her — wenn nicht in Person, so doch in ihren Gedanken — sie quälte ihn, er war eben nun mal kein anschmiegendes Kind. Und machte es sie selber glücklich?!

Manchmal, wenn des Knaben Blick, so über den Tisch weg, wie hilfesuchend zu dem Manne flog, nickte ihm dieser unmerklich, besänftigend zu — ja, mit Käte war es wirklich je länger, desto weniger leicht auszukommen! —

Schliebens verreisten. Der Gatte hatte seiner Frau wegen den Sanitätsrat konsultiert, und dieser hatte Franzensbad verordnet. Nun, dahin konnte er sie beim besten Willen nicht begleiten! Er würde die Zeit benutzen und, da er auch lange nicht ausgespannt hatte, einige Fußwanderungen in Tirol unternehmen; ein paar Pfund Gewichtsabnahme konnten nicht schaden.

Aber, wo sollte währenddessen Wolfgang bleiben?!

„Nun, zu Hause," sagte der Vater. „Er ist ja alt genug, elf Jahre. Die Vormittage ist er in der Schule, die Nachmittage im Garten, und alle paar Tage mag Hoffmann nach ihm sehen — dir zur Beruhigung!"

Es war der Mutter ein unerträglicher Gedanke, das Kind allein zurückzulassen. Am liebsten hätte sie es mit sich genommen. Aber Paul war ärgerlich geworden: „Das fehlte noch!" Und der Arzt hatte gesagt: „Durchaus nicht!"

Käte hatte dann ihren Mann veranlassen wollen, den Knaben mitzunehmen: wie gesund würde es Wölfchen sein, sich mal so recht auszulaufen!

„Nun, ich denke, das besorgt er schon gründlich hier. Ich bitte dich, Käte, der Junge ist kerngesund, gib doch nicht immer so an mit ihm! Und ich werde ihn doch auch nicht ganz unnützerweise aus der Schule nehmen!"

Freilich, zurückkommen, womöglich zu den Letzten gehören, durfte er nicht! Käte war ja so ehrgeizig für ihren Sohn. So würde sie eben, da die Juliferien schon beinahe verstrichen waren und sie in dieser passenderen Zeit nicht mit ihm gereist waren, nun ganz zu Hause bleiben! Sie erklärte, nicht fort zu können.

Aber Arzt und Mann bestimmten über sie weg; je nervös-ängstlicher sie sich weigerte, desto dringender erschien ihnen eine ernstliche Kur. Der Tag der Abreise wurde schon in Aussicht genommen.

Vorher kündigte aber noch Lisbeth. Nein, wenn die gnädige Frau auf so lange fortging und der Herr auch, nein, dann ging sie auch! Mit Wolfgang, mit dem Jungen allein bleiben?! Nein, das tat sie nicht!

Sie mußte sich in den nahezu zehn Jahren, die sie im Hause gewesen war, ganz gut gespart haben, denn auch die Versicherung einer Lohnzulage konnte sie nicht halten. Sie beharrte bei ihrer Kündigung und warf einen bösen Blick nach dem Knaben, der eben von draußen übers Fensterbrett sein lachendes Gesicht hereinhob.

Käte war außer sich. Nicht nur, weil sie ungern die langbewährte Dienerin entbehrte, sie hatte auch so bestimmt darauf gerechnet, Lisbeth würde während ihrer Abwesenheit ein wachsames Auge auf den Knaben haben. Und es schmerzte sie, daß die in einem so gehässigen Tone von ihm sprach. Was hatte ihr das Kind denn getan?!

Aber Lisbeth zuckte nur wortlos die Achseln und setzte eine verdrossene, beleidigte Miene auf.

Der Hausherr nahm sich den Knaben vor: „Sag mal, Junge, was hast du eigentlich mit Lisbeth gehabt? Sie hat gekündigt und, wie mir scheint, geht sie deinetwegen. Du bist doch sonst nicht so! Hör mal —" er sah ihn scharf an —, „du bist wohl frech gegen das Mädchen gewesen?"

Des Knaben Gesicht wurde ganz hell: „O, das ist gut, das ist gut!" Er beantwortete gar nicht die an ihn gestellte Frage.

Schlieben zog ihn am Ohrläppchen: „Antworte, bist du frech gegen sie gewesen?"

„Hm!" Wolfgang nickte und lachte den Vater an. Und dann sagte er, noch triumphierend in der Erinnerung: „Gestern erst! Da hab' ich ihr eine ins Gesicht gegeben. Warum sagt sie denn immer, ich hätte hier nichts zu suchen?!"

Schlieben erzählte seiner Frau nichts hiervon; sie würde sich ja nur wieder neue grüblerische Gedanken machen. Dem Jungen hatte er auch keinen Klaps gegeben, ihm nur ein wenig mit dem Finger gedroht. —

Lisbeth ging. Wie eine beleidigte Königin verließ sie das Haus, dem sie so lange treu gedient hatte und in dem sie sich so viel hatte gefallen lassen müssen, wie sie beim Abschied weinend ihrer ebenfalls ergriffenen Herrin versicherte.

Ein andres Mädchen war gemietet worden, freilich eins, auf das Käte von vornherein keine besondere Zuversicht setzte — Lisbeth hatte gleich einen ganz andern intelligenten Eindruck gemacht —, aber es blieb keine Wahl, da keine Ziehzeit war, und sie sollte doch so rasch als möglich ins Bad.

So kam Cilla Pioschek aus der Warthegegend in die Villa Schlieben.

Sie war ein großes starkes Mädchen mit einem Gesicht, rund und gesund, weiß und rot. Sie sei erst achtzehn, so stand in ihrem Buch, aber sie hatte schon lange gedient; schon als sie noch in die Schule ging, drei Jahre als Kindermädchen beim Gutsinspektor. Der Hausherr amüsierte sich über sie — sie verstand keinen Witz, nahm alles für wahr und sagte alles, wie sie's dachte —, aber die Hausfrau nannte das „dummdreist". Mit der alten Köchin und dem Diener stand sie dagegen auf besserem Fuß als Lisbeth, denn sie ließ sich vieles gefallen.

„Du kannst ganz beruhigt abreisen," sagte Paul. „Tu mir den Gefallen, Käte, sperre dich nicht länger! In sechs Wochen, so Gott will, bist du mir ganz gesund wieder da, und ich sehe hier —" leicht tupfte sein Finger —, „hier nicht mehr die kleinen Fältchen an den Augenwinkeln!" Er küßte sie.

Und sie erwiderte seinen Kuß. Nun sollte sie sich von ihm trennen, zum erstenmal in ihrer Ehe auf so lange Zeit von ihm, denn früher waren sie immer, immer zusammengereist, und als Wölfchen ins Haus kam, hatte er auch nur auf vierzehn Tage mal Urlaub von ihr genommen, weil sie das Kind nicht allein hatte lassen wollen. Und nun sollte sie auf ganze sechs Wochen von den Ihren gehen?! Sie hing sich an ihn. Es drängte sich ihr förmlich auf die Lippen, zu fragen: ‚Warum gehst du nicht mit mir wie früher? Franzensbad und Spaa, das ist doch ein so großer Unterschied nicht!' Aber wozu das sagen, wenn er nicht einmal mit dem leisesten Gedanken daran gedacht hatte?! Jahre waren hingegangen; von der Innigkeit, die sie einstmals so verbunden hatte, daß sie nur gemeinsam genossen und sich nie getrennt hatten, war eben doch manches abgebröckelt unterm Flügelschlag der Zeit!

Sie seufzte und entzog sich sacht seinem Arm, der sie umschlang. „Wenn jemand hereinkommt, uns so miteinander sieht! So alte Eheleute!" sagte sie mit dem Versuch zu scherzen. Und er lachte, wie es sie dünkte, ein bißchen verlegen dazu und machte nicht den Versuch, sie zu halten.

Aber als nun eines frühen Morgens der Wagen vor der Tür stand, der sie nach dem Berliner Abfahrtsbahnhof bringen sollte, als die zwei großen Koffer aufgeladen waren und das Handgepäck, als er ihr jetzt die Hand reichte zum Einsteigen und dann neben ihr Platz nahm, konnte sie doch nicht an sich halten: „Ach, wenn du doch mitführest! Ich mag nicht allein reisen!"

„Hättest du mir's doch ein bißchen eher gesagt!" Er war ganz betroffen; es tat ihm aufrichtig leid. „Wie gut hätte ich dich den einen Tag hinbringen, dort installieren und den andern Tag wieder zurücksein können!"

O, er verstand es gar nicht, dies ‚wenn du doch mitführest'! Mit ihr auch dableiben — das hatte sie gemeint.

Schmerzlich suchte ihr Blick das Fenster oben im Hause, hinter dem Wölfchen noch schlief. Schon gestern abend hatte sie ihm Adieu sagen müssen, da die Abreise so sehr früh war. Vorhin hatte sie nur noch einmal mit einem stummen Lebewohl an seinem Bett gestanden, und vorsichtig, um ihn nicht zu wecken, war ihr Handschuh über seinen schwer auf dem Kissen ruhenden dunkeln Kopf gefahren. Ach, wie gerne hätte sie jetzt noch ein Wort mit ihm gesprochen!

„Grüßen Sie den Jungen, grüßen Sie den Jungen," sagte sie ganz rasch, hastig mehrmals hintereinander zu der Köchin und dem Friedrich, die am Wagen standen. „Und sorgen Sie gut für ihn! Hören Sie?! Grüßen Sie den Jungen, grüßen Sie den Jungen!" Andres konnte sie nicht sagen, auch nichts andres mehr denken. „Grüßen Sie den —"

Da klirrte oben das Fenster. Beide Arme ausstreckend, hob sie sich halb vom Sitz.

Oben streckte der Junge den dunkeln Kopf heraus. Seine Wangen blühten, heiß vom Schlaf, über dem weißen Nachthemd.

„Adieu! Adieu! Komm gesund wieder! Und schreib mir auch mal!"

Er rief es sehr vergnügt und nickte herunter, und hinter ihm reckte sich, freundlich lachend, das runde, gesund weiß und rote Gesicht der Cilla.

(Fortsetzung folgt)

Die Schlacht bei Bornhöved

(1227)

Von

Georg Busse-Palma

Der Abend sank, und von Waldemars Heer
Gab's um Bornhöved nur Tote mehr.
Die nicht entflohen auf schweißendem Pferd
Biß in das Leben ein Holstenschwert.

Fern auf der Heide, vom Sporn blutrot,
Fiel eines Flüchtenden Roß zu Tod'
Der Ritter war wund, sein Schwert war stumpf,
Und wo kein Feind war, war Hunger und Sumpf.

Er irrte zur Nacht, er irrte zur Früh,
Und die zweite Nacht kam, und der Retter kam nie.
Da schrie seine Angst, und Angst schreit stark:
Rettet den König von Dänemark! —

Und sieh: ein Reiter kam angesprengt,
Schlachtschwarz im Stahl, das Visier gesenkt.
Und er raffte die Zügel und hob ihn auf:
Wohin, Herr König, wohin den Lauf?

König Waldemar sprach: In das Kieler Schloß!
Ein Fürst wird dir's lohnen! Die Sporen dem Roß! —
Der Fremde nickte, der Zügel fiel,
Donnernd ging es im Trab nach Kiel. —

* * *

Die Edlen des Landes, in Seide und Stahl,
Lauschen dem König im Kieler Saal.
Waldemar spricht: Wenn jener nicht wär',
Dänemark hätt' keinen König mehr!

Schwarz wie ein Schlachttag, stählern und stumm
Blickt sich der Fremde im Kreise um. —

Flüchtig das Heer, und ich selbst bedroht
Von Ketten des Feinds oder schmählichem Tod! —
Der Tod und der Holstein, den Gott verfluch',
Witterten schon meinen Blutgeruch! —

Schwarz wie ein Schlachttag, schwarz und bestaubt,
Klirrte der Helm auf des Fremden Haupt. —

Daß ich an Adolf mich rächen kann,
Dank' ich, ihr Herren, nur diesem Mann!
Aber nun auf, nun auf das Visier!
Seist du ein Knecht auch, ein Fürst bist du hier! —

Funkelnd fuhr über das Gitter ein Blick.
Langsam glitt das Visier zurück.
Klirrend verbeugte der Fremde sich:
Adolf von Holstein, der bin ich! —

Ein Sprung! Zu Pferd! Der Zügel fiel!
Graf Adolf von Holstein ritt lachend aus Kiel. —





Ein schwieriger Handel

Nach dem Gemälde von Josef Jungwirth (Wien)



Die Fischer ziehen mit ihrem Zeug auf das Eis

Fischweid im Winter

Von

Fritz Skowronnek

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Es hat lange gedauert, bis ich in der Mark Brandenburg heimisch geworden bin. In jedem Frühjahr, sowie der Flieder zu blühen begann, schnürte ich mein Bündel und floh aus dem steinernen Häusermeer Berlin in meine geliebte Heimat, das weltferne Masuren. Dort fand ich, was mein Herz suchte, die großen tiefblauen Seen, auf denen noch immer eine gute Fischweid zu finden ist. Seit einigen Jahren hat mich dieses Heimweh verlassen, und ich glaube, daß es von keinem andern Erdstrich besiegt werden konnte als von der Mark Brandenburg. Denn sie gibt mir jetzt, was mir die Heimat bot und woran mein Herz hängt ... Und noch eins will ich hinzufügen: auch der Menschenschlag sagt mir zu. Es ist ein biderbes, kräftiges Geschlecht, das dem sandigen Boden der Mark die Nahrung abringt.

Von der Eisfischerei auf märkischem Wasser möchte ich ganz offen sagen, daß sie mir in der ersten Zeit nicht sonderlich imponiert hat. Für die Pächter der großen, tiefen Seen in Ostpreußen ist der Winter die Haupterntezeit. Dann werden geradezu gewaltige Massen von Fischen aus den Seen herausgeholt und in totem Zustande zum Teil über die Grenze nach Russisch-Polen oder nach Berlin transportiert. Der märkische Fischer, der in der Hauptsache lebende Fische nach Berlin zum Verkauf bringt, bevorzugt aus leicht erklärlichen Gründen den Sommer, in dem er ohne große Mühe die Fische lebend nach der Reichshauptstadt schaffen kann.

Gleich bei unserm ersten Ausflug lernte ich die Fischweid kennen, mit der man einen guten Hecht aus dem Wasser holt. Das geschieht mit den sogenannten Puppen ... Als Köder dienen kleine Weißfische, die mit einem dichten Zugnetz unter dem Eise gefangen werden. Schon am Tage vorher werden in der Gegend, wo man angeln will, zahlreiche Löcher in das Eis gehackt, nicht allzu weit vom Ufer, sondern etwa da, wo der flache Seerand zur Tiefe abfällt. Die Angel besteht aus einer 4 bis 5 Klafter langen starken Hanfschnur, an den unten ein Vorfach aus Messingdraht und ein Doppelhaken befestigt sind. Der größte Teil der Schnur ist auf einen armdicken Holzklotz aufgewickelt, der neben der Wuhne aufgestellt wird. Faßt der Hecht den Köderfisch, dann fällt der Klotz um, die Schnur rollt ab und gibt dem Hecht so viel Spielraum, daß er in die Tiefe gehen kann, wo er seine Beute zu verschlucken beginnt. Ein starker Baumast, der über die Wuhne gelegt wird, verhindert es, daß der Hecht den Holzklotz unter Wasser zieht.

Bald hatten wir die ersten Angeln mit dem Köderfisch besteckt und ins Wasser gesenkt. Wir mochten

etwa die elfte oder die zwölfte Puppe aufgestellt haben, als die erste umfiel und zu rollen begann. So schnell hatte ich den ersten Erfolg nicht erwartet. Hätte ich meiner ersten Eingebung folgen können, dann wäre ich im Sturmschritt darauf losgesaust. So aber mußte ich mein Jagdfieber bändigen und mit gesetzten Schritten die 200 Meter neben meinem Freunde G. hergehen, der gar keine Eile zu haben schien, an die umgefallene Puppe zu kommen. Sie lag auf dem Wasser der Wuhnen und rührte sich nicht. Auch jetzt mußte ich meine Ungeduld noch zügeln. Erst nach einer ganzen



Schlagen der Eislöcher

Weile griff G. zu, holte vorsichtig die Leine ein, bis er Fühlung mit dem Fisch bekam, und dann holte er ihn mit blitzschnellen Griffen ein. Ehe ich mich versah, lag ein Hecht von 4 Pfund auf dem Eis.

Nicht immer spielte sich der Vorgang so einfach ab. Einmal war ein starker Hecht von mehr als 10 Pfund an der Angel, der so schwer im Wasser stand, als wenn die Angel im Grunde festgehakt wäre. Aber der Haken hatte fest gefaßt, die Schnur war neu und stark, und da mußte er sich ja doch geben. Einige von den kleineren, die ich wahrscheinlich nicht mit der nötigen Schnelligkeit herausbeförderte, taten noch im letzten Augenblick, dicht unter der Wuhne, einen kräftigen Schwanzschlag, mit dem es einem durch das Brechen des Hakens zu entfliehen gelang. In wenigen Stunden hatten wir 16 Hechte gefangen, von denen ein schönes Gericht zu Mittag verspeist wurde.

In meiner Heimat kennt man den Fang der Hechte nach dieser Methode nicht. Die Verhältnisse liegen dort so, daß eigentlich niemand vorhanden ist, der sich dieser Art von Fischweid widmen könnte. Die Pächter haben zum mindesten 3000 Hektar zu bewirtschaften. Da lohnt sich wohl dieser Kleinbetrieb für sie nicht. Bei starkem Frost würde es auch mühsam sein, durch mehr als fußdickes Eis die Löcher zu schlagen. Hier in der Mark ist es anders. Da hält eben der Fischer die Wuhnen, in denen er die Puppen stellen will, den ganzen Winter über ohne große Mühe offen.

Die Stellnetze werden meiner Ansicht nach viel weniger verwendet, als sie es verdienen. Sie sind im Sommer an all den Orten unentbehrlich, wo man die Fische fangen will, die nicht an die Puppen oder Aalschnüre gehen. Namentlich im Hochsommer und im Herbst leisten sie vortreffliche Dienste, wenn man sie in tiefen Gewässern an dem Abhang der Scharberge aufstellt. Dann fängt man Bleie, große Barsche und auch Quappen darin. Auch im Winter kann man sie an diesen Orten aufstellen und wird sie selten am Morgen ohne Beute wieder heben. Den besten Dienst leisten sie jedoch im Frühjahr, wenn das Eis morsch wird und nur in der Nacht, wenn der Frost es zugezogen hat, betreten werden kann. Dann habe ich mit meinem alten Fischmeister Stomber, der wirklich ein Meister in jeder Art der Fischweid war, ein Brett über das Tauwasser des Ufers bis zum Eise geschoben ... vorsichtig schritten wir auf der schwärzlichen Eisdecke dahin bis zum Gelege, in dem wir die Netze vermittels einer langen Stange ausschoben. Wie oft habe ich in den Frühjahrsnächten, trotz Strohunterlage und Pelz frierend, am Ufer gesessen, um die Netze zu bewachen. Und der Erfolg lohnte stets die Mühe, denn um diese Zeit sind die meisten Fischarten, die ihre Laichzeit herannahen fühlen, bereits aus der Tiefe auf die flachen Ufer gerückt und streichen ruhelos im flachen Wasser hin und her.

Es ist allerdings mißlich, eine Gegend, in der manchmal bis zum 15. April mit dem schwersten Netz von vielen Menschen auf dem Eise gefischt wird, der Mark zu vergleichen, in der ich nun schon seit so und so viel Jahren keinen rechten Winter erlebt habe. Ich will nur den Winter des vorigen Jahres nehmen. Da lauerte ich mit Sehnsucht auf den Frost, der die Gewässer mit einer Eisdecke überziehen sollte, auf der man fischen könnte. Endlich im Februar kamen ein paar Tage, an denen es 3 bis 4 Grad in der Nacht fror. Bald darauf kam die sehnlichst erwartete Nachricht von meinem lieben G., das Eis wäre so stark, daß wir mit dem Staknetz fischen könnten.

Bei dichtem Schneegestöber zogen wir am andern Morgen zur Fischweid aus. Der Photograph, den ich mitgenommen hatte, um die denkwürdigen Vorgänge auf seine Platte zu fixieren, machte ein bedenkliches Gesicht, aber wir kehrten uns nicht daran. Wenn er seine schwarze Kunst aus dem Grunde verstand, dann mußte auch das Wetter ihm keine Schwierigkeiten bieten. Schon nach hundert Schritt waren wir an dem Gelege angelangt, wo wir den ersten Zug tun wollten. Der Ausdruck „Zug" paßt ja eigentlich nicht, denn die Netze bleiben nach dem Ausstellen unbeweglich stehen.

Mit wenigen Schlägen der Axt waren die Wuhnen geschlagen. Wir fischten mit zwei Netzen,

die im rechten Winkel zur Hälfte nach dem Ufer hin, zur Hälfte längs dem Gelege ausgeschoben wurden. Auf diese Weise umschlossen sie einen rechteckigen Raum, dessen schmale, nach der Tiefe zu gelegene Seite etwa 25 bis 30 Meter betragen mochte. Die lange Erfahrung hatte den Fischern das nötige Augenmaß gegeben, so daß die beiden Netze sich beim Ausschieben in der Mitte gerade berührten. Zunächst wurde je eine Wuhne dicht am Rande geschlagen und von dort aus mit der langen Stange das Gelege unter dem Eise emsig abgesucht.

Die Eisdecke raubt leider dieser Methode des Fanges den großen Reiz, den sie im Sommer hat. Da kann man jeden Fisch beobachten, wie er vor dem Stoß der Stange bald schneller, bald langsamer flieht... Mancher schlaue Hecht sucht auch die Gefahr zu vermeiden und versucht dicht am Ufer im ganz flachen Wasser zu entrinnen. Dann verhilft ihm ein blitzschneller Stoß mit der Stange zur Umkehr. Im Winter ist, wie gesagt, dieser Reiz geschwunden. Es bleibt nur die Erwartung, was man im Netze finden wird. Das war an diesem Tage nicht wenig. Wir hatten in etwa vier Stunden gut einen Zentner Hechte gefangen, an mancher Stelle sechs bis sieben auf einmal.

Das etwa ist der Kleinbetrieb der Eisfischerei. Zur Großfischerei gehört allein das Zugnetz. Dem Laien mag es unerfindlich sein, wie man ein so großes Gerät unter dem Eise Hunderte von Metern vorwärts bringt. Die Sache ist einfacher, als man glaubt.

Es war gegen Ende November des vorigen Jahres, als mir der Fischereipächter Barth, der den nördlich von Bernau bei Lanke gelegenen Liepnitzsee, den Hellsee und noch eine Anzahl von Gewässern bewirtschaftet, die Nachricht zukommen ließ, daß er mit dem Winterzugnetz vom Eise aus fische. Es war am Morgen grimmig kalt, als ich mit dem Photographen auf dem Stettiner Bahnhof in den Vorortzug nach Bernau stieg. Es wehte ein frischer Nordost, den wir so recht verspürten, als wir im offenen Wagen die 10 Kilometer von Bernau nach Lanke zurücklegten. Als wir auf dem Hellsee anlangten, war bereits der erste Zug herausgekommen. Soeben hatten die Fischer eine große Tafel Eis von 3:6 Metern im Geviert losgehackt und seitwärts unter die Eisdecke geschoben. Dann hatten sie die beiden Schlitten, auf denen das Netz verladen war, in die Wuhne gestoßen, bis die vom Frost knochenhart gewordenen Netze erweicht waren, und darauf die Schlitten herausgeholt. Es war ein respektables Netz, die Flügel mehr als 100 Meter lang und der Sack etwa 35 bis 40 Meter.



Einlassen des großen Zugnetzes in das Wasser

Nun galt es, erst die Flügel auszuspannen und dann das Netz nach dem Ufer hin zu bewegen. In genügender Entfernung biegt die Reihe der Löcher, die etwa 14 bis 15 Meter voneinander entfernt sind, in rechtem Winkel nach dem Ufer zu um und endigt dort an einer fast halbmondförmig gestalteten großen Wuhne, aus der schließlich das Netz wieder emporgezogen wird.

Die Fortbewegung wird durch lange, armdicke Holzstangen eingeleitet, an deren einem Ende die Zugleine befestigt ist. Diese Stangen schiebt man unter dem Eise von der Einlaßwuhne in gerader Linie auf das nächste kleine Eisloch zu, wo sie ein Fischer mit einer Gabel, die er durchs Eis ins Wasser steckt, in Empfang nimmt. Durch einen Druck nach unten und vorn schiebt er die Stange auf das nächste Eisloch zu. Ist sie nach seiner Ansicht dort angelangt, dann sucht er sie dort auf.

Nicht immer gelingt es ihm, die Richtung einzuhalten. Dann muß er die Stange mit gebogenem Haken suchen. An dem Punkte, wo die Löcher im rechten Winkel nach dem Ufer zu umbiegen, wird die Leine hervorgeholt und auf eine Winde gewickelt, die auf einem verankerten Eisschlitten ruht. Mit Hilfe dieses Instruments werden die Flügel unter dem Eise auseinandergezogen.

Unterdessen hat der Fischer, der die Treibstange bedient, sie mit großer Mühe unter dem Eise in die neue Richtung gebracht und wieder vorwärts geschoben. Von Zeit zu Zeit kommen die Männer mit der Winde hinter ihm her, um durch die Kraft des Instruments das schwere Netz vorwärts zu schleppen.

Schließlich sind die Treibstangen in der halbmondförmigen Wuhne angelangt, aus der sie herausgenommen werden. Noch einmal treten die Winden in Aktion, bis das Netz in der Wuhne erscheint. Nun greifen die Fischer mit bloßen Händen zu, je zwei oder drei an der Ober- und Unterfimme eines jeden Flügels. Der Fischwirt hat sich inzwischen einige Schritte nach der Tiefe des Sees zu ein Loch durch das Eis geschlagen, um dort durch heftige Stöße der Pollkeule die dem Ufer zu flüchtenden Fische nach dem Sack zurück zu treiben.

Eine halbe Stunde war uns der scharfe Wind unangenehm; dann hatte sich der Körper, der so leicht in der Großstadt verwöhnt wird, an den frischen Luftzug gewöhnt, und mit doppelter Lebenslust verfolgten wir die einzelnen Phasen des Fischzuges. Mit Scherzreden neckten wir Herrn Barth und wünschten ihm mindestens hundert Zentner Karpfen ... Auf diesem Zuge hatte er sie allerdings nicht gefangen. Als das Netz herauskam, waren etwa 20 Pfund Fische darin, meistens Kleinzeug, das wenig Verkaufswert besaß. Nur einige größere Barsche zeugten von dem Reichtum des Sees.

Der nächste Zug war dafür um so ergiebiger. Er brachte reichlich die Kosten des Betriebes für den Tag und noch ein schönes Stück Geld darüber. Es war mehr als ein Zentner Karpfen, die der Pächter zwei Jahre vorher als zweisömmerige Exemplare eingesetzt hatte. Beim Schein der funkelnden Sterne kehrten wir spät abends nach Berlin zurück, erfrischt an Körper und Geist. Das sind die Tage, von denen ich zehre, wenn mich mein Beruf an den Schreibtisch fesselt und ich mühsam nach Worten suche, um das zu schildern, was ich da draußen auf den Seen der Mark erlebt ...



Das Netz wird unter das Eis geschoben



Fischweid im Winter: Das Einholen des Netzes

Vom Neujahrsfest der Chinesen in Kalifornien

Von

Malwina Lampadius

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)



Chinesentempel in Los Angeles

Wie viel ist schon über die bezopften Bürger der Union geschrieben worden, und wie wenig ist man in das eigentliche Wesen dieses seltsamsten aller Völker der Erde eingedrungen! Immer wieder stößt man auf neue Rätsel, und wer sich einmal in den Strudel eines echt chinesischen Festes stürzt, der weiß nicht, ob er wacht oder träumt, und sein ganzes Empfinden prallt von diesem Volke ab wie die Welle vom Felsen. Auch im Auslande sind die Chinesen keinen Zoll breit von ihren uralten Sitten, Trachten, religiösen Bräuchen und ihrer Art zu leben abgewichen. Wer die Chinesenstädte Kaliforniens besucht hat, kann sich mit vollem Recht einbilden, in China selbst gewesen zu sein, denn sogar die Naturszenerien verwandeln die Chinesen in heimatliche Gärten und Gefilde. Die beiden größten Städte Kaliforniens, Los Angeles und San Francisco, haben beide ihr „Chinatown“. In diesen an die Handelsmetropolen eng angrenzenden Chinesenortschaften sind alle Bauten, Geschäftshäuser, Wohnungen und die Stätten religiöser Verehrung genau im selben Stil erbaut wie im eigentlichen China. Ein Gang durch dies China Kaliforniens gehört zu den interessantesten Erlebnissen, die man im fernen Westen des nordamerikanischen Kontinentes haben kann. In „Chinatown“ von Los Angeles war es, wo wir den zehn Tage lang währenden Festlichkeiten des chinesischen Neujahres beiwohnen konnten. Der Beginn jenes Festes richtet sich nach dem Eintreten des Neumondes und fällt innerhalb des Zeitabschnittes vom 22. Januar bis 20. Februar.

Welch ganz eigentümliches Bild bietet sich uns dar, wenn wir die engen, grob gepflasterten Gassen der echten Chinesenstadt betreten, wo sich die ehemaligen Bewohner der chinesischen Flußboote als Auswanderer angesiedelt haben. Die einstöckigen, aus breiten Holzbrettern erbauten Häuschen stehen eng nebeneinander, ein mit einem flachen Dach bedeckter Balkon nimmt die Front der ersten Etage ein. Von diesem Balkon hängen riesengroße Papierlaternen herab, die mit Götzendarstellungen über und über bunt bemalt sind. Oft sind sie so un-



Chinesischer Arzt mit seinem Sohn und Lehrling



Altarraum eines Chinesentempels

förmlich groß, daß sie den Fenstern Licht und Luft rauben und das Innere der niedrigen Räume völlig verdunkeln. Während sämtlicher Festtage sind diese Laternen durch brennende Kerzen Tag und Nacht erleuchtet. Chinesische Topfgewächse schmücken die Balkone, von Säule zu Säule ziehen sich bunte Papierblumengirlanden und schimmern in dieser magischen Beleuchtung in allen Regenbogenfarben. Und dazwischen drängt und schiebt sich eine ungeheure Menge, Kopf an Kopf und Zopf an Zopf. Von der Pracht der aus dem asiatischen Vaterland herübergekommenen Festgewänder, die Männer, Weiber und Kinder tragen, kann man durch Worte kaum eine richtige Vorstellung erwecken. Das Neujahrsfest der Chinesen ist nämlich ihr größtes Fest im Jahre. Die besten und womöglich ganz neue Kleider müssen in diesen Tagen angelegt werden. Wenigstens irgendein neues Stück muß ein jeder an sich tragen; so erheischt es der Aberglaube, denn sonst hat man kein Glück im kommenden Jahre. Eigentlich sollte auch niemand mit einer Schuldenlast ins neue Jahr hineintreten, aber die Macht der Verhältnisse hat diesen Aberglauben bereits verdrängt.

Fast vor jedem Wohnhause brennen zu ebener Erde zwei rote Wachskerzen, zwischen ihnen steht ein Räucherfaß, aus dem allerhand dem Opiumgeruch ähnliche Räucherdünste emporsteigen. Der Boden der Gassen ist förmlich übersät mit bunten Papierschnitzeln, Ueberbleibseln des Feuerwerkes, das unaufhörlich abgebrannt wird, um die in den Lüften schwebenden bösen Geister zu verscheuchen. Auf unserm Wege passieren wir eine Straßenecke, wo eine Plattform errichtet ist. Es ist gerade Festvorstellung. Ein berühmter Straßenschauspieler ist für diese Tage über den Ozean gekommen. Er ist Schauspieler, Regisseur, Musiker, alles in einer Person, und das ganze Stück hat nur eine Rolle. Das Spiel der Gesten unterstützt er durch den Fächer, manchmal tanzt er ein Ballett, bald nehmen seine Sprünge beinahe einen halsbrecherischen Charakter an, und jedesmal, wenn er irgendeiner Stelle seiner vorgetragenen Tragödie einen besonderen Nachdruck geben will, schlägt er ein kleines Tambourin von einförmigem, aber eindringlichem Klang. An seinen Mienen, der ganzen Art seiner Gebärden und dem Tonfall seiner Stimme können auch wir sofort wahrnehmen, daß es sich hier um eine höchst ernste Geschichte handelt. Bald malt sich Entsetzen, bald freudige Zustimmung in den Gesichtern der Umstehenden, und unser Dolmetscher berichtet uns, daß der Künstler die Geschichte eines geraubten Chinesenmädchens vorträgt, das, um nicht in die Hände eines reichen Bösewichts zu fallen, mit einem Dolchstoß mitten ins Herz seinem Leben ein Ende macht.

Nach dem wilden Trubel der Straße nimmt uns eine chinesische Missionarsfamilie liebenswürdig auf. Der Missionar wohnt mitten unter seinen heidnischen Landsleuten, sammelt, selbst ein zum Christentum Bekehrter, Proselyten und hält das kleine Häufchen seiner Anhänger in Kirche und Schule zusammen. Er selbst trägt amerikanische Kleidung, während seine kleine, niedliche Frau in ihrer ganzen Tracht noch die vornehme Chinesin repräsentiert. Sie trägt natürlich ihr bestes Gewand. Die weiten Aermel des losen, braunseidenen Brokatanzuges sind mit rosa schillernder Seide abgefüttert; den lichtblauseidenen Schulterkragen ziert reiche Goldstickerei. Die weiten braunen, mit schwarzen und bunten Seidenbändern besetzten Frauenbeinkleider reichen ihr fast bis zu den Fußspitzen. Ihre Füße sind nicht ganz so verkrüppelt wie die ihrer Landsmänninnen und messen anstatt der üblichen Länge von 3½ Zoll ganze 5 Zoll. Das Haar trägt sie nach chinesischer Frauenmode in drei gleiche Teile gescheitelt, der mittlere straff aus der Stirn gekämmt, die beiden Seitenteile nach den Ohren geglättet. (Die Chinesen machen ihre Haarpomade, die das Haar sehr glänzend schwarz erscheinen läßt und fest zusammenhält, aus Quittenkörnern.) Der Zopf hängt in einem Netz, in dem fein gesponnene, künstlerisch schöne Seidenblumen und Perlennadeln stecken. Im Ohr trägt sie lang herabhängende Ohrringe, in denen ein kirschkerngroßer Diamant funkelt. Ebenso reich und prachtvoll sind die drei Töchterchen des Missionars gekleidet, die zu Ehren des Besuchs ein schönes Terzett in chinesischer Sprache vorsingen. Die Sitzmöbel sind sehr niedrig und mehr für die Miniaturfigürchen chinesischer Frauen bestimmt. Mit dem immer aufs neue wiederholten „Kung Hay Fat tsoi“ (glückliches Neujahr!) werden uns sodann die chinesischen Neujahrsdelikatessen serviert. Zuerst kommt der Tee in ganz kleinen, henkellosen Täßchen, der ohne alle Zutat dargeboten wird. Dann werden Holzschüsseln herumgereicht, die ganz bis obenan mit eingezuckertem und getrocknetem Chinaobst und einer besonderen Nußart gefüllt sind. Die Nüsse heißen Li-chee, haben die Form winzig kleiner Aepfel, eine dunkelbraune, dünne, leicht zerbrechliche Schale, die eine der Dattel ähnliche Frucht umschließt. Diese Früchte werden in großen Tonnen zur Neujahrsfeier importiert, denn in jedem Haus werden sie den Gästen vorgesetzt.

Wie hart sich hier zwei Kulturen berühren: unmittelbar neben unserm Zimmer liegt die ganz europäisch ausgestattete Druckerei des Missionars, der gleichzeitig Herausgeber einer chinesischen Zeitung für die kalifornischen Landsleute ist. Wir treten in einen etwa 4 Meter langen und 6 Meter breiten Budenraum, der durch elektrisches Licht beleuchtet ist. Zwei Chinesen, deren Haar bis zur hinteren Kopfhälfte völlig abgeschoren ist, sehen aus, als hätte man eben begonnen, sie zu skalpieren. Diese würdigen Vertreter Chinas sind beschäftigt, frisch gedruckte Neujahrskarten zusammenzufalten.

Wieder auf die Straße zurückgekehrt, empfängt uns eine neue Ueberraschung: die berühmte Drachenprozession. Etwa 30 Chinesen tragen den mäch-



Unterirdische Wohnung eines Lumpensammlers in Los Angeles



Der große Drachen in der Neujahrsprozession

tigen Drachengötzen in Form einer enormen Schlange mit einem schreckenerregenden Ungeheuerkopf in feierlichem Aufzug durch die Straßen. Dieser Drache, das Sinnbild Chinas, stammt natürlich aus dem Vaterlande und hat nicht weniger als 24 000 Dollar gekostet. Der Kopf ist mit mächtig großen Edelsteinen aller Art besetzt, und der ganze Schlangenkörper wird neuerdings elektrisch erleuchtet. Die Augen scheinen Funken zu sprühen, und das Phantom bewegt sich mit seiner sinnreichen Mechanik ganz wie ein lebendes Ungeheuer. Die Prozession macht Halt vor dem Tempel. Vor der Kultusstätte brennen hohe Teerfackeln, während oben auf dem Balkon mehrere Riesenlaternen hin und her schweben. Der ganze untere Raum des Tempels besteht aus einer großen, magisch erleuchteten Halle, an deren Wänden breite, rotseiden gepolsterte Armstühle stehen, unsern altdeutschen Chorstühlen nicht unähnlich. Sie sind von rauchenden Chinesen besetzt, die stumm und starr dasitzen. Die Wände haben eine Bekleidung von dunkelroten Seidenstreifen, auf denen mit reichen Goldfäden chinesische Hieroglyphen eingestickt sind. Der ganze Altarraum ist durch das magische Licht unzähliger Papierlaternen erleuchtet. Der Altar an der Ostwand des Tempels besteht aus einer langen Tafel, die von reichgesticktem Goldbrokatbehang verhüllt wird. Zur Rechten und Linken brennen Kerzen, dem Gott der Erde und dem Kriegsgott geweiht. In der Mitte über dem Altar hängt das Porträt des Konfuzius. Ihm zur Rechten und Linken in große Goldplatten eingravierte Schlachtendarstellungen. Ununterbrochen erdröhnt eine riesige Metallglocke, und ein unter einem Teppich versteckter Chinese läßt ein seltsam Gestöhn und Gewimmer laut werden, um das Dasein der Götter zu verkünden. Etwa 6 Fuß vom Altar entfernt steht eine wunderbar besetzte Tafel mit dem Neujahrsdiner für die Götter. Da prangen in einem ausgehöhlten Baumstamm Reiskörner, hohe Pyramiden von chinesischem Zuckerwerk, Früchte und Gemüse aller Art. Aus prachtvollen Vasen ragen meterbreite, künstlich gefertigte Blumenbuketts, in deren Gezweig je vier bunt angeputzte Götzengruppen bequem placiert sind. Der betäubende Räucherduft, das Halbdüster des Tempels, die in unheimlicher Weise uns verfolgenden Blicke der



Chinesischer Aristokrat
(Sein Stolz sind die langen Fingernägel)



Der Kopf des großen Drachen

bezopften Tempelaufseher werden uns allmählich unausstehlich, und wir drängen hinaus. — Später finden wir in einer der Straßen vor einem Hause, in dem ein Chinese gestorben ist, ein ähnliches Diner zu ebener Erde aufgetischt. Auf einem Riesenteller liegt ein ganzes gebratenes Schwein, auf einem andern ziemlich ein halber Ochse. Der Dolmetscher erklärt uns, daß es Sitte sei, für die „Geister der Verstorbenen" bei der Gelegenheit eines Begräbnisses solche Schmäuse aufzutischen und dann auch mit auf den Friedhof zu nehmen. Wenn diese Delikatessen dann am nächsten Morgen von armen Leuten weggestohlen sind, glauben die Chinesen, die wiedergekehrten Verstorbenen haben sich daran delektiert.

Widerstandslos lassen wir uns in der Menschenmenge dahintreiben. Wir sind nämlich in sicherer Hut, denn außer dem Dolmetscher begleitet uns ein Polizeidiener der Unionsregierung. Als wir aber aufatmend dem lauten Treiben entronnen sind und wieder englische Sprache an unser Ohr dringt, scheint es uns, als ob ein wirrer Spuk uns genarrt oder als ob wir ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht wirklich erlebt hätten.



Eine auf offener Straße vor dem Hause des Verstorbenen gedeckte Tafel für die Totengeister



Chinesenkinder aus der Presbyterianischen Missionsschule in Los Angeles



Geschäftsstraße in der Chinesenstadt von Los Angeles

Was ist malerisch?

Von

Karl Krummacher-Worpswede

Der Sprachschatz des Aesthetikers ist nun einmal ein Notbehelf. In der Kunst verliert die Logik der strengen Wissenschaft ihre Geltung. Mit der schneidigen Formelkürze des Mathematikers und seiner unzerreißbaren Schlußkette ist hier nichts auszurichten, eine Beweisführung gibt es überhaupt nicht, weil alles vom Gutachten unsrer tausendfach differenzierten Empfindung, vom Machtspruch des mehr oder minder gebildeten Geschmacks abhängt. Wer über Kunst reden will, muß sich also mit Gleichnissen und Umschreibungen aushelfen, wo unsre sonst so freigebige Sprache zu geizen anfängt. Wie karg bemessen hier in der Tat der Wortvorrat ist, zeigt das beständige Ausleihen zwischen den verschiedenen Kunstgebieten. Die unentbehrlichsten Begriffe sind geborgt: der Dichter zeichnet mit kräftigen Strichen oder — ich rede absichtlich in Gemeinplätzen — malt mit glühenden Farben, der Sänger hat Schmelz in der Stimme, eine Geige eine bestimmte Klangfarbe, der Bildhauer studiert den Rhythmus, der Maler Harmonie, Töne, Farbenklänge.

Es liegt übrigens auch in der Natur der Sache, daß ein Künstler, der sein Fach versteht, uns in seinen Werken, seiner ureignen Empfindungssprache alles, was er auf dem Herzen hat, unvergleichlich besser, eindringlicher, klarer mitteilt, als es mit dem Wortmaterial der Umgangssprache möglich ist. Freilich verlangt er vom Publikum stets ein Entgegenkommen auf halbem Wege, wie jede Mitteilung zwischen Kunst Schaffenden und Genießenden schließlich auf einem Uebereinkommen beruht. Wer nicht ein Gran künstlerischer Phantasie besitzt, wird eine Rembrandtsche Radierung immer als Kritzelei ansehen.

Und ganz ähnlich verhält es sich mit dem Kunsturteil. Ich meine nicht das klassische, durch alle Geschmackslaunen durchgesiebte oder im historischen Studium gereifte Urteil, nicht die wohlabgewogene kritische Würdigung seitens eines feinfühligen Kunstgelehrten oder Berufskritikers, sondern ich denke an die schlecht gewählten Laienbemerkungen angesichts eines bedeutenden Kunstwerks, die in der ersten Begeisterung des starken Eindrucks hervorsprudelnden Ausrufe. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Es handelt sich auch weniger um eine Kritik als um ein rein menschliches Mitteilungsbedürfnis. Um eine Wärme, die ausstrahlen, um eine Kraft, die sich übertragen will.

Unter Kunstliebhabern also, welche die gleichen Vorbedingungen und Organe zum Kunstgenuß, kurz denselben Geschmack besitzen, hat es tatsächlich einen Sinn, wenn behauptet wird: hier steckt eine Eigenart, dort ist nichts als Konvention und Phrase, diese Landschaft hat Stimmung und jener Plastik fehlt die monumentale Größe. Gefährlicher

sind schon die allgemeinen Eigenschaftswörter: anziehend, wirkungsvoll, interessant, malerisch, klassisch, idealistisch, romantisch. Gleichwohl verstehen sich auch hier die Gesinnungsgenossen. Künstler unter sich pflegen ihre Kritik mitunter in die inhaltsschweren Worte zu fassen: „Es hat was."

Im Munde der Urteilslosen werden natürlich alle derartigen Ausdrücke und Behauptungen zu Phrasen, zu ungeeichten Maßen, mit denen dann Werte gefälscht, anstatt festgestellt werden. Wer seiner Sache nicht gewiß ist, sollte sich überhaupt des vorschnellen Urteilens und noch mehr des Aburteilens, an dem man nachgerade den Bildungsphilister erkennt, enthalten. Wem aber anderseits daran liegt, was er selber stark und klar empfindet, andern nun auch wirklich begreiflich zu machen, um geschmackbildend und kunsterzieherisch zu wirken, der sollte vor den bewußten Phrasen auf der Hut sein und, wenn er gewisse Worte doch nicht ganz entbehren kann, diese unsicheren Kantonisten erst einmal in sicheren Gewahrsam nehmen und für den besonderen Fall zurechtstutzen, vor allem sich aber erst orientieren, wen er eigentlich vor sich hat, und einen Ausweis verlangen über die Personalien, über das Woher und Wohin.

Was bedeutet also malerisch?

Der Kunstliebhaber weiß es sehr gut, wenn er einem Böcklin diese Eigenschaft in hohem Grade zuspricht, dagegen die Bilder eines Genelli, Carstens, Preller (ohne deren sonstige künstlerische Qualitäten zu verkennen) für nichts weniger als malerisch hält.

Wer nun für diese Unterschiede kein Auge hat, besitzt gewiß kein maßgebendes Urteil. Es nennt sich jemand, nehmen wir den typischen Fall, Anhänger der älteren Richtung, das heißt er nimmt den Gedankenstoff, den Gedankenhinter- und -untergrund des Bildes, also Novelle, Historie, Allegorie, für das Wesentliche, für den Inhalt. Er verachtet oder unterschätzt demnach das rein Malerische, mit dem *unser* Inhalt, Stimmung, Farbenmusik, Charakteristik, Formenrhythmus unlösbar verknüpft ist. Seine Naturkenntnis ist mangelhaft und einseitig in dieser Richtung. Wo der Maler in Entzücken aufgelöst ist, geht er gleichgültig und gefühllos vorüber. Er erkennt die Natur nicht wieder in der Kunst und verzichtet, indem er immer auf die geistige Unterhaltung bedacht ist, von vornherein auf den sinnlichen Wohllaut, auf die Schmuckwirkung, auf das Malerische.

Aber das ist immer noch keine Erklärung. Gehen wir der Bedeutung des Wortes „malerisch" auf den Grund, so sollte zunächst alles, was der Maler schildert, auch der Wiedergabe wert erscheinen. Dafür ist er ja Künstler, daß er das malerisch Bedeutende aus der Natur herausgreift und es zweitens auch so verarbeitet, wie es am besten wirkt. Nun weiß man aber, daß bei vielen, vielleicht der Hälfte aller Maler das Talent nicht ausreicht für eine rein malerische Wiedergabe, für eine Wiedergabe, die in den Ausdrucksmöglichkeiten genau festgelegt den stärksten Sinnen- und Seelenreiz garantiert.

Wir müssen einmal zusehen, worin gipfeln die Gesetze für die Malerei, oder, wenn dies zu schulmeisterlich klingt, eine Formel suchen für die übereinstimmende Praxis der großen Maler in den verschiedensten Zeiten.

Die ganze bildende Kunst — darüber sind wir uns schlüssig geworden — hat doch keinen andern Sinn und Endzweck, als das Auge zu erfreuen, eine Schmuckwirkung auszuüben.

Von der Farbe geht ein starker Sinnenreiz aus. Der Maler, der drei Dimensionen auf zwei Dimensionen wiedergibt, wird in seiner Beschränkung gut tun, das Gebiet der Farbe bis zur vollen Ertragsfähigkeit auszunutzen, die Farbe als sein vornehmstes und wirksamstes Mittel, als eine Auszeichnung vor andern Techniken zu betrachten. Körper auf der Fläche darstellen, das heißt also: den Eindruck geben, das Bild des Augenspiegels nachahmen, und zwar jedesmal ein einziges Bild von einem ganz bestimmten Standpunkt. Der Maler durchdringt nicht den einzelnen Organismus wie der Bildhauer, er erschafft nicht ein Wesen, das in Aufbau, Festigkeit, Geschlossenheit, Gliederung, Rhythmus dem lebenden Menschen ähnlich sieht — im Grunde entstammt alles, was gebaut wird, was Architekt, Kunstgewerbler und Ingenieur hervorbringen, demselben Geiste —, sondern er läßt uns wie durch eine geöffnete Tür einen Ausschnitt der Natur sehen und bildet ihn mit der Farbe gleichsam zu einem neuen Organismus, indem er immer nach den Gesetzen des Rahmens, in den Umrissen des Rechtecks, Quadrats und Ovals auf der *Fläche* baut, konstruiert und organisiert. Er legt um die Natur selber den Rahmen und weiß im voraus, wo er weglassen, ergänzen, vereinfachen, verstärken muß, damit sein Rechteck am meisten Leben bekommt. Das Komponieren von Maler und Musiker ist im Wesen ein und dasselbe. Wie hier in einer bestimmten Tonart eingesetzt, in einem bestimmten Takt und Rhythmus gespielt wird, so schreitet auch die Farbe innerhalb des Rahmenausschnitts in gesetzmäßiger Folge vor. Der einmal eingesetzte Helligkeitswert verpflichtet für die ganze Fläche. Ein oder zwei Lokaltöne geben die Melodie, die Tonart, die Stimmung, der sich alles unterordnet. Unser empfängliches Gemüt wirkt auf die Vorstellung, die ihrerseits stark genug ist, das Nebeneinander in Raum und Zeit zur Einheit, zum Organismus zu verbinden, vorausgesetzt, es tritt kein falscher Ton (gespielter oder gemalter Ton) dazwischen und zerreißt mit einem Ruck das ganze organische Gewebe. Alle Farben müssen dem Grundton treue Heeresfolge leisten, alle stehen auch untereinander in Beziehung, wie die Töne in der Musik. Aber es sind nicht nur gleichgesinnte und verwandte Töne, sondern sie bilden Parteien und bekämpfen sich trotz der Disziplin des Rahmens.

Man weiß ja, ein Hauptmittel in der Kunst, eigentlich das wichtigste für die Lebensillusion, sind die Kontraste. Die Farben großer Koloristen, eines Tizian, Velazquez, Rubens, Böcklin, wirken dramatisch, wie Wagnersche Tonfolgen. Kalte und warme, helle und dunkle, heitere und düstere, materielle und luftige Töne treten dicht zusammen, große und kleine Farbenflecke berühren sich. Ein prahlerisches Rot neben verschwiegenem, vielfach gebrochenem Blau, und an andrer Stelle ein düsteres, gleichsam asketisches Rot neben lachendem, jubilierendem Blau. Was hier nur geahnt und geträumt erscheint, wird dort zur brutalen Gewißheit. Und überall spricht die Beleuchtung das

letzte Wort: In die Lichtpartien schneiden scharfe Schatten hinein, und in die Schattenpartien ebenso charakteristische Lichtreflexe. Und so entsteht die Melodie von Hell und Dunkel, die Stufenleiter der Werte, die Fleckenwirkung, wie die Maler sagen. So lösen sich die Formen voneinander: straffe, kantige, klobige, zarte, weiche, zerfließende Formen in unendlicher Mannigfaltigkeit auch nach dem Charakter des Stoffs. Und mit den Formen kommt der Rhythmus, das Leben der Umrißlinien und Tongrenzen. Vertikale, horizontale, diagonale Linien, bald ungebrochen dahinschießend, bald in nervösem Zickzack hin und her fahrend, um gleich darauf unterzutauchen im Wogenspiel der Töne, in schwimmenden und schwellenden Tönen, in Tönen, die sich heben und senken, die wie die Meereswogen emporsteigen und plötzlich abbrechen und überkippen.

Also wohin wir blicken, das Gesetz der Kontraste innerhalb der Einheit, des Wechsels in der Ruhe.

Der Maler, der sein Auge fortwährend dafür eingestellt hat, findet die Ausdrucksmittel unwillkürlich, nicht mit verstandesmäßiger Ueberlegung, sondern mit der Phantasie. Weil er die Kunstgesetze im Blute hat und weil es ihn treibt, seine Naturfreude zu fixieren. Denn er gibt uns in seiner Kunst nicht ein objektives Naturporträt, sondern das Bild, das sich ihm einprägt, das ihm vorschwebt, das er liebgewonnen, einen seelischen Extrakt der Natur, kurz seine Empfindungen. Darin besteht ja auch die Selbstzucht eines großen Künstlers, daß er im Verlauf einer langen Arbeit, sei es vor der Natur oder in der Erinnerung, immer wieder zu dem seelisch Bedeutenden und Wirksamen zurückkehrt, sich immer wieder auf das Hochgefühl des ersten unmittelbaren Eindrucks besinnt und alles, was sich dazwischen drängt, alle späteren kleineren Reize unterordnet oder ganz über Bord wirft.

Aus praktischen Gründen ist aber auch der Maler zu dieser Abkürzung gezwungen. Der unendlichen Licht- und Farbenskala der Natur steht eine sehr beschränkte Skala der Palettenfarben und noch beschränktere Lichtskala gegenüber, denn die Lichterzeugung auf der Fläche im Innenraum ist doch nur ein Lichtempfangen.

Vom ersten Augenblick an stilisiert der Maler die Natur, übersetzt sie in seine eigne Farben- und Formensprache. Dem genialen und reifen Künstler genügt ein geringer Mittel- und Kraftaufwand, das Wesentliche, das der Unreife in mühsamer Studienarbeit herausschält, sogleich zu erfassen und festzulegen. Die Technik gehorcht jenem immer, und die Natur zeigt sich ihm nie anders als im Feiertagskleide: alles wird bedeutend, groß, malerisch, schön vor seinen Blicken. So kommt es, daß die Studien eines Menzel oder Leibl keineswegs nur als Mittel zum Zweck, als Material wirken, sondern als vollendete Kunstwerke, weil alles darin, auch wo tatsächlich nur Andeutungen vorhanden, fertig und verbunden erscheint und einer durchschlagenden Schmuckwirkung gewiß ist. Es kommt ja doch schließlich auf die Stärke der erzeugten Lebensillusion, auf die suggestive Kraft des Bildes an.

Wir wollen also festhalten: die größte Lebenswahrheit deckt sich mit der feinsten Schmuckwirkung. Eins ist nur um des andern willen da. Eine Naturwahrheit, die keine Augenweide und keine Augenwonne ist, spielt in der Kunst eine klägliche Rolle. Man denke nur an die Auswüchse des Naturalismus. Anderseits aber wird die dekorative Malerei, die nicht den Natureindruck in Ton, Rhythmus, Farbe, Charakteristik, kurz nach irgendeiner Seite erschöpft, stets im Rückstand bleiben gegen die Malerei, sagen wir mit festerer Naturgrundlage. Die Beispiele drängen sich auf, erinnert man sich der sogenannten Monumentalmalerei des vorigen Jahrhunderts.

Damals haben sich Künstler und Kunstgelehrte den Kopf zerbrochen über das Stoffgebiet der Malerei. Der Gedankenaufbau einer Komposition, die ausgetüftelten Beziehungen und Allegorien mußten die Poesie der malerischen Erscheinung verdrängen. Man vergaß die Empfindungswahrheit, vergaß auch die Kunstgesetze. Und indem man dergestalt den Inhalt zu erneuern und zu vertiefen glaubte, verachtete man die Farbe, man malte überhaupt nicht (nach heutigen Begriffen), sondern tuschte an. Man wollte nicht Wort haben, daß in der Kunst eigentlich immer das Wie über das Was entscheidet und die Wahl des Stoffs erst von den Ausdrucksmöglichkeiten diktiert wird. Zur selben Zeit ungefähr, als sich nun deutsche Verstandeskünstler mit der zähen Gedankenmaterie herumschlugen, fanden englische und dann französische Maler ein neues Verhältnis zur Natur. Die Entdecker der intimen Landschaftskunst schenkten uns neue Mittel, neue Farben, neue Stoffgebiete und Vorwürfe. Die alten Meister in Ehren, aber die Beobachtung des Naturlebens, wie der jetzt lebende Maler sie pflegt, war ihnen unbekannt. Selbst Rembrandtsche Landschaften, welche die Ferne und Raumverschiebung vorzüglich ausdrücken, haben doch Stubenfarben. Man kannte eben nur die bewährte Schmuckformel des Innenraumes und übertrug sie auf die Landschaft. Die Landschaft mußte aufhören, Staffage zu sein, und ganz allmählich hellten sich die Farben auf, die Stubenfarben sogen Luft und Sonne. Jede weitere Vertiefung in die Natur — paysage intime, Stimmungsmalerei, Impressionismus — führte zu einer feineren Unterscheidung von Ton und Tonwert, führte zur neuen Schmuckformel, zu den blonden, lichten Farben, die bereits ihren Einzug im Kunstgewerbe halten.

Und wieder stehen wir vor der Frage: „Was ist malerisch?"

Alles, was ein liebender Blick im Fluge durch die Natur erhaschen kann, ist malerisch, alles, was von den kurzen, glänzenden Festen des Naturlebens eine Minute unser Auge trunken macht und unser Gefühl in Wallung bringt. Das Stoffgebiet ist ins Unendliche gewachsen, der Inhalt des Bildes wird nicht ausgefüllt durch einen denkwürdigen Vorgang oder Gegenstand, sondern vorzugsweise durch die Stimmung, das heißt die Gemütsverfassung angesichts eines Natureindrucks.

Die Erhabenheit des Meeres zu malen, eine meilenweite Fläche, nichts als Himmel und Wasser, die Empfindung des Alleinseins mit den Naturgewalten auszudrücken, das ist beispielsweise dem modernen Kolorismus gelungen. Die Farbe allein redet klar und bündig, wo die frühere kunstvolle Komposition nur stammeln konnte.

Der Schwerpunkt der modernen Farbenanschauung liegt in der Unterscheidung des Lichts. Nicht Bäume, Felder, Felsen, Flüsse an sich werden



Vor der Parade (Trommelschläger der kgl. dänischen Garde)
Nach dem Gemälde von Villi Rosenstand (Kopenhagen)

dargestellt, sondern in dem besonderen Licht, das sie umflutet und der Landschaft erst Mienenspiel und Ausdruck verleiht. Die Beleuchtung nach Tages- und Jahreszeit und das ganze atmosphärische Leben, Dämmerung, Mondschein, Sturmwetter, Vorfrühling, Sommersonne, Laternenschein, das sind die „Gegenstände" des modernen Kolorismus, und jede Charakteristik von Raum, Fläche und Körper steht im Zeichen dieser Stimmung.

Im wesentlichen geht also das Streben dahin, Licht in Farbe zu übersetzen. Natürlich liegt hier auch die Grenze des Ausdrucks. Der klare Vollmond am Nachthimmel, eine Laterne in der Dunkelheit und auch das Sonnenglitzern auf der Welle, dergleichen Effekte sind schlechterdings nicht malerisch, weil hier das Licht alle Farben der Umgebung, besonders der nächsten Umgebung auffangt und keinen Akkord bilden kann.

Durch die moderne Farbenanschauung ist aber auch die Formenkenntnis in ein andres Stadium getreten. In der gleichmäßig hellen Beleuchtung des Sommertags — und diese bildet ja das Hauptproblem des Impressionisten — schrumpfen die Schatten zusammen und verkriechen sich. An Stelle der Halbschatten, die fast gänzlich fehlen, treten Reflexe — Himmelsspiegelungen. Jede helle Fläche bricht die Farbe der dunkleren und strahlt Licht aus. Alles schwimmt in Glanz und Sonne, alles ist leicht, luftig, lichttrunken, alle Formen sind aufgelöst, beinahe unplastisch, aber der Maler findet dennoch das Farbenmittel, sie zu runden, ihre Rundung ahnen zu lassen.

Nach Sonnenuntergang zeigt die Landschaft ein verändertes Gesicht. Nur ein paar Farben sind übriggeblieben. Und auch die kleinen und kleinlichen Formen sind verschwunden. Alle andern Formen aber sind größer, gewaltiger, phantastischer geworden. Nur die Silhouetten der Körper sprechen noch, alles ist zusammengezogen, stilisiert.

In derselben Weise, also im Charakter eines ruhigen Dämmerlichts, gibt der moderne Stilist den Eindruck und findet neue Formen, bizarre Ornamentformen. Seine scharf konturierte Zeichnung in zwei Farbentönen, Buchumschlag oder Plakat, ist dennoch malerisch, weil sie die Brennpunkte des Natureindrucks festhält. Und das Plakat ist die denkbar kürzeste Schmuckformel dieses Eindrucks. — —

Es kann nicht ausbleiben, daß mit dem wachsenden Kunstinteresse auch das Verständnis wächst und in die Tiefe dringt. Man wird intimer mit der Natur werden und sich mit Maleraugen in sie verlieben. Man wird zu der Einsicht gelangen, daß die Naturschönheit des Touristen und die des Malers zwei getrennte Begriffe sind. Vielleicht werden die vielbereisten Gegenden, die lieblichen, romantischen, großartigen Punkte etwas von ihrer Anziehungskraft verlieren. Das Denk- und Merkwürdige wird im Werte sinken und das Alltäglichste wird neu und wunderbar erscheinen, auf Schritt und Tritt werden Bilder in der Natur erstehen, wenn man erst allgemein begriffen hat, was malerisch und was koloristisch ist.



Ein Blick in die Welt. Nach dem Gemälde von Ferdinand Dorsch (Dresden)



Elfriede, die Rosenfee

Märchen

von

Clara Ernestine Ries

Die Rosenfee war der Winterhexe in die Hände geraten.

Da hatte die sie mit in ihre Höhle geschleppt und hielt sie nun gefangen. Da mußte sie in ihrem leichten Florkleidchen sitzen und spinnen helfen, obwohl sie vor Kälte bebte und zitterte; an den Fäden spinnen, welche die Alte zum Seile drehte, das die Dauer der Menschenleben bestimmte; denn wenn sie mit ihrer großen Schere, die ihr immer am Gürtel hing, „Schnipp-Schnapp" machte, jedesmal war es um ein Menschenleben geschehen. Das mitanzusehen, war der Rosenfee das Allerschrecklichste; denn sie hatte ein weiches, mitleidiges Herz und mochte wohl den Menschen das Leben verschönen, aber niemand zu frühzeitigem Tode bringen. Und weil die garstige Hexe wußte, daß es ihr leid sei, machte sie gerade immer vor ihren Augen: „Schnipp-Schnapp". Alle die guten Wünsche, welche die Rosenfee in ihre Seide hineinspann, waren dagegen machtlos.

Ja, so weich und glänzend wie Seide war der Faden, den die Rosenfee vom Wocken spann, und so fein wie ein Haar; denn da saßen viel tausend Spinnen in allen Ecken und Winkeln der Höhle, die der Winterhexe den Faden liefern mußten; dünne, langbeinige Spinnen und kurze, dicke; garstige Kreuzspinnen; Spinnen von allen Sorten und Farben.

Und ganz so eine alte, eklige, giftige Kreuzspinne war die Winterhexe auch.

Sie mußte schon einen sehr guten Tag haben, wenn sie der Rosenfee erlaubte, auf der kahlen Weide zu sitzen und da zu spinnen. Kalt war es ja draußen auch, aber immer noch besser wie in der dunkeln Höhle. Und dann schien auch die Sonne, freilich nur ein Weilchen und ganz blaß, und die Rosenfee war an so viel Sonne gewöhnt und an viel wärmere, glühende Sonne.

So saß sie denn in dem blassen Schein, der nicht wärmte, und sang klagend: „Ringel, Ringel, Rosenkranz, Fuchsschwanz. Saß auf einer Weide, spann so klare Seide, so klar wie ein Haar; spann wohl über sieben Jahr'."

Es waren keine sieben Jahre; es waren erst sieben Monate, aber der armen gefangenen Rosenfee dünkte es eine Ewigkeit. „Sieben Jahr' gesponnen," sang sie. „Sieben Jahr' sind um und um. Alte Hexe, dreh dich um."

Damit meinte sie, die alte Hexe solle sich umdrehen, damit sie davonlaufen könne. Fiel der aber gar nicht ein; immer behielt sie die Rosenfee im Auge. Und schließlich, was hätte es auch der Armen genutzt? Weg hätte sie doch nicht gekonnt. Da waren immer noch die garstigen alten Schneeriesen, die Wache hielten.

Es war in der letzten Zeit wohl ab und zu vorgekommen, daß die Winterhexe vor der Höhle eingenickt war, denn das etwas wärmere Sonnenlicht, das jetzt schien, machte sie faul und schläfrig; aber dann hatte sie den Schneeriesen befohlen, doppelt aufzupassen. Und das taten die nicht mehr wie gern.

Nun saß die Rosenfee wieder einmal auf der kahlen Weide und wärmte ein wenig die erstarrten Glieder, und die Alte nickte wie gewöhnlich im Schlaf, — da klang eine junge, klare Stimme durch den Wald. Der armen Rosenfee kamen die Tränen in die Augen darüber, daß jemand so froh singen konnte, wo sie doch so unglücklich war. Sie sang noch klagender als sonst: „Saß auf einer Weide, spann so klare Seide. Sieben Jahr' gesponnen —" weiter kam sie nicht; sie brach schluchzend zusammen. Da sagte die helle, klare Stimme plötzlich in nächster Nähe: „Ei, du holdseliges Mägdelein! Warum weinst du? Was ist dein Kummer?"

So erstaunt war die Rosenfee, daß sie, ohne zu sprechen, in das junge Gesicht starrte, das zu ihr aufschaute.

„Weine doch nicht," sagte die Stimme. „Ich bin Jung-Friedel. Wenn ich dir helfen kann, so tu' ich's gern."

Da wies sie ihm die Winterhexe und klagte ihr Leid.

„Aber die schläft ja!" sagte Jung-Friedel. „Laufe doch weg, kleines Mädchen! Oder soll ich dich tragen? Das geht dann noch schneller." Und er machte Miene, sie herabzuheben.

Sie schüttelte traurig den Kopf: „Die Schneeriesen passen ja auf."

„Die Herren da!" rief Jung-Friedel. „Wollen uns die doch mal in der Nähe besehen! Mich gelüstet ohnedies nach einem Stück tüchtiger Arbeit. Das Heraufkommen war Kinderspiel."

Er ging keck an sie heran und bot ihnen an, mit ihnen zu ringen.

Es war schwerere Arbeit, als er sich gedacht hatte. Die Schneeriesen wichen und wankten nicht. Er fand es einen harten Streit.

Aber wie die Jugend ist, — Hindernisse reizen sie

nur; keine Gefahr schreckt den, der sie nicht kennt. Und wer an seine Kraft glaubt, der überwindet. Nach stundenlangem lautlosen Ringen war ihm gelungen, was noch keinem Menschen gelungen war: die Winterriesen lagen vor ihm, bezwungen.

Die Rosenfee hatte dem ungleichen, gefahrdrohenden Kampf mit Angst und Entsetzen zugeschaut. Jetzt jauchzte sie ihrem Befreier zu.

„Schnell, binde die Hexe, ehe sie erwacht! Da! Das Lebensseil."

Er griff eilig danach und fesselte die Alte.

„Nun reiß' ihr die Schere vom Gürtel und wirf sie ins tiefste Meer."

„Du scherzest wohl?" lachte Jung-Friedel, „wo wäre hier denn ein Meer?"

„Ach, ich vergaß," seufzte die Rosenfee. „Ihr Armen seid ja so weit davon."

„Ich weiß einen Erdfall hier bei der Höhle, der ist auch tief. Schau! Den Stein werf' ich hinein! Wie lang' das währt, bis er aufschlägt, horch! Nun fliegt ihm die Schere nach! — Die ist begraben. Was da hineingerät, kommt nicht wieder zutage."

Die Rosenfee jubelte: „Nun kann sie den Menschen gar nichts mehr anhaben! — Komm, komm! Laß uns jetzt eilen!"

Sie ergriff seine Hand und zog ihn hastig fort. Aber sie schaute von Zeit zu Zeit ängstlich zurück, ob auch die Hexe nicht folge, obwohl sie doch wußte, daß sie gefesselt lag.

Nun waren sie heraus aus Eis und Schnee und kamen ins Tal.

„Wer bist du nur?" fragte Jung-Friedel. Seine Augen hafteten wie gebannt an ihren Fußspuren. „Sieh, wo du hintrittst, da sprießen ja Rosen auf!"

Sie lächelte: „Ich bin doch die Rosenfee."

„Du? Bringst du uns im Sommer die Rosen?"

Sie nickte.

„In meinem Garten die auch?"

Sie nickte wieder.

„Ich hab' dich aber noch niemals gesehen."

„Mich hat auch noch nie ein Menschenauge geschaut. Du dankst das der Winterhexe. Die stahl mir aus meiner Gürteltasche den Wünschelsamen, der unsichtbar macht. Nun reift er erst wieder in der Johannisnacht. Da muß ich ihn fangen, eh' er zu Boden fällt, wenn er goldgelb funkelt. — Ach, Jung-Friedel, wärst du nicht gekommen und hättest mich befreit!! Wer weiß, was aus mir geworden wäre! Du Lieber! Du Guter! — Weißt du, es war meine Schuld, daß sie mich einfing. Ich hatte mich zu lange im Herbste versäumt. Die Schwalben waren schon heim, die Störche flogen fort; ich zögerte immer noch, denn ich wußte ein krankes Kind, dem wollt' ich noch Rosen bringen. Dabei hat mich dann die Alte erwischt, die das Grün und die Blumen haßt, die niemandes Freund ist. Um das Kind war es geschehen. ‚Schnipp-Schnapp!' machte sie mit der Schere, — da war sein Lebensfaden entzwei. Aber es starb doch wenigstens lächelnd, mit meinen Rosen im Händchen und auf der Brust."

Ein donnerndes Krachen hoch in den Bergen oben ließ sie zusammenfahren: „O, wenn sich die Hexe nur nicht befreit hat!"

Jung-Friedel lachte geringschätzig. „Was fürchtest du denn? Du gehst jetzt mit mir und wirst meine Frau. Da schütze ich dich. Du brauchst nicht mehr bange zu sein."

Aber die Rosenfee wich seinen Blicken aus, als er sie bei der Hand nahm. Sie sagte: „Ein Stücklein des Weges will ich noch mit dir gehen."

Er verstand ihre Abwehr nicht und behielt fest ihre Hand in der seinen. So schritten sie weiter.

Nun war das Dörfchen erreicht, in dem Jung-Friedel wohnte. „Dort in dem vielen Grün, das ist mein Haus; sieht es nicht schmuck hervor mit dem Ziegeldach und den grünen, gestrichenen Fensterläden? Das wird alles nun dein!"

„Es wäre ein kurzes Glück, Jung-Friedel," sprach traurig die Rosenfee. „Laß ab! Laß ab! Doch bis in den Garten komm' ich noch mit; ich muß meinem Befreier doch Rosen schenken."

Aber Jung-Friedel hatte kaum Augen für die Rosen, die nun überall in dem Gärtchen sproßten; er war eifrig dabei, ihr von Bleß, der Kuh, zu erzählen und von Liese, dem Pferd; von Tello, dem Hund, und Hans, der Ziege, und von den rosigen kleinen Schweinchen, die zum Fettmachen im sauberen Schweinestall standen. Sie mußte die Hühner bewundern und die weißen und grauen Tauben. Und dann führte er sie an sein Kammerfenster. „Hier, wo der Flieder zum offenen Fenster hineinwinkt, das ist meine Kammer. Raum genug für uns beide; und darüber schlafen Vater und Mutter, und dort in dem Anbaustübchen die Großmutter. Ist es nicht schön bei uns?"

„Ja, sehr," sagte die Rosenfee. „Glücklicher Friedel! Aber nun muß ich fort;" sie wandte sich seufzend.

„Du willst nicht bleiben?" rief er erschreckt, und alles freudige Blut war ihm aus den Wangen gewichen.

„Ich darf nirgends weilen, Jung-Friedel. Menschenglück ist für uns nicht gemacht. Wenn ich bei dir bliebe und hätte nur Rosen für dich, was täten die andern Menschen? — Du Lieber, vergißt du mich wohl?"

„Ich vergesse dich nie, Rosenfee."

„Ich heiße Elfriede!" sagte sie noch. Damit verschwand sie.

Jung-Friedel stand lange und sah ihr nach. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann schlich er zurück zu Bleß, der Kuh, und Hans, der Ziege; und Tello, der Hund, sprang wedelnd an ihm empor. Aber die rechte Freude war es nicht mehr. Und wie er zu Liese, dem Pferd, in den Stall kam, legte er seinen Kopf an ihren Hals und weinte.

Er ist dann seinen Geschäften nachgegangen wie sonst auch; aber die alte Großmutter horchte umsonst auf die frohe, wohlgemute Stimme, die ihrer alten Seele täglicher Trost war. Und wenn auch Vater und Mutter, deren Gedanken beim Saatbestellen und Ackern waren, nicht die Wandlung bemerkten, die mit Jung-Friedel vorging, — die Großmutter merkte wohl, wie schmal und blaß er wurde und wie schleppend sein Gang. Sie sah auch die zwei dunkeln Rosen, die auf seinen bleichen Wangen aufblühten, so dunkel und heiß, wie die an den Sträuchern in seinem Garten, an denen sich jetzt eine Knospe nach der andern prangend erschloß.

„Wie heuer die Rosen in deinem Garten gedeihen," sagte bewundernd der Vater; „sie ranken sich schon bis unter das Dach hinauf. Aber die schönsten stehen doch um dein Kammerfenster. — Nun wär' es die rechte Zeit zum Hochzeiten. Führe die Grete heim."

Jung-Friedel gab keine Antwort. Er blickte nur schmerzlich auf. Ihm war nicht zum Freien ums Herz.

Der Tag schleppte so hin. Jung-Friedel war immer froh, wenn die Sonne sank und er sich zur Ruhe begeben konnte; denn er hoffte, daß ihm vielleicht ein gütiger Traum die Rosenfee zeigte, die er wachend vergebens erharrte.

Aber er warf sich ruhelos umher, und Stunde auf Stunde verrann. Erst gegen Morgen fiel er in einen leichten Schlummer. Doch dann nahte der süße Traum.

Und das war nicht wundersam. Denn allemal um die frühe Morgenstunde, sobald es licht ward, kam auf leichten Sohlen vom Felde her durch den Garten die Rosenfee und stand am Kammerfenster, und lauschte auf seinen Atem und schaute sehnsüchtig nach dem Schläfer; manchmal fiel auch eine Träne aus ihren Augen auf sein Kissen oder auf die goldblonden Locken um seine klare, junge Stirn. Aber sobald er sich bewegte, floh sie, scheu aufgeschreckt wie ein Reh, von dannen. Wachte er dann auf, so war er glücklich; er wußte selbst nicht, warum. Wohl meinte er, es sei alles nur ein süßes Träumen gewesen, weil der Rosenduft zum offenen Fenster hereingedrungen war, aber dann sah er die rote Rose auf seinem Kissen und preßte sie jubelnd an seine Lippen. ‚Und sie war doch da! und sie kehrt mir wieder!'

Er lebte nur noch von dieser Hoffnung.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Johannisnacht kam und der Sommer ging, und immer noch blühten die Rosen im Garten, blutrot wie brennende Liebe.

„Großmutter, du bist immer so früh wach. Siehst du niemals jemand an meinem Kammerfenster?"

„Nein, Großsohn Friedel."

„Sieh, diese Rose lag heute wieder auf meinem Kissen."

„Es wird sie der Wind ins Fenster geworfen haben."

Großmutter sprach so gleichmütig. Großmutter ahnte nicht, wie Jung-Friedels Herz in Sehnsucht glühte und schlug.

„So hat Elfriede nun wieder den Wünschelsamen, der sie unsichtbar macht," sagte Jung-Friedel. — —

Die Störche versammelten sich schon auf der Wiese. Die Schwalben übten den Flug hoch über den Dächern, im Dreieck bald hierhin, bald dorthin. Sie froren. Jung-Friedels Herz fror auch. ‚Wird sie denn wirklich von hinnen ziehen, ohne daß ich sie wiedersehe? Mir hat heute nacht nichts mehr geträumt.' Aber wie er mit den Ackergeräten zu Felde wollte, stand Elfriede am Gartenzaun, im rosenroten Gewand und rotem Schleier, Rosen im Gürtel und an der Brust.

„Wie du bleich bist, Jung-Friedel. Haben's die Schneeriesen dort oben dir doch angetan?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein!" sagte er. „Aber ich soll die Grete heiraten." Er knackte trübselig die Finger ineinander und blickte zu Boden.

„Ich wünsche dir Glück," sprach Elfriede. Aber sie sprach es mit bebender Stimme. „Ich gehe nun fort, dahin, wo es immer Sommer ist, wo mein Schloß steht, weißschimmernd auf rosenroten Wolken, auf roten Klippen im blauen Meer. Und darüber lacht ein tiefblauer Himmel. Es ist sehr schön dort, aber ich werde unglücklich sein." —

„So nimm mich doch mit," schrie Jung-Friedel in ausbrechendem Schmerz.

„Für Menschenherzen ist solcher Glanz nicht gemacht. Du stürbest vor Seligkeit."

„Wenn ich nur glücklich gewesen bin."

„Jung-Friedel, ich hab' dich zu lieb dazu. Finde dein Glück hier oben auf eure Art. — Nur nimm dich in acht vor der Winterhexe. Ich verschwieg dir's bis jetzt: sie hat sich befreit. Elberich, der Zwerg, hat sie losgebunden; er hat auch die Schere aus der Tiefe heraufgeholt für blanke Schätze, die sie ihm bot. Nun brütet sie Rache. Sie lauert darauf, dich zu verderben. — Hier, nimm diese Rose, und setze sie in den Topf. Hüte sie wohl! Solange die blüht, bist du geborgen! Und denke, — denke doch mein!"

„Bis in den Tod!" sprach Jung-Friedel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ach, es schien, als ob der Tod so gar weit nicht mehr sei.

Jung-Friedel verfiel immer mehr; immer heißer brannten die Rosen auf seinen Wangen.

„Die Grete heirate ich doch nicht," sagte er eines Tages zum Vater. „Laßt Ihr mich wohl fort, Vater? Ich möchte dahin, wo es warm ist, wo immer die Rosen blühen. Ich will zu der Rosenfee!"

„Bist du gescheit?" Der Bauer fragte es nachdrücklichst und ging zu der Mutter, um ihr die Narrheit zu klagen.

Doch sie sagte: „Vielleicht weiß die Großmutter Rat; sie hat länger gelebt als wir."

„Großmutter, fort will der Junge von uns. Was faselt er nur von der Rosenfee?"

„Tut er das?" sagte die Großmutter. „Er ist meiner alten Tage Licht, aber d a n n lasset ihn ziehen."

„Zu der Rosenfee?"

„Wenn's doch sein Glück ist!"

Die Bäurin klagte: „Wer soll ihn denn in der Fremde pflegen? Schau, wie er aussieht. Er stirbt, wenn er von uns fortgeht."

„Hier stirbt er ja auch!" sagte die Großmutter. „Wen d i e Sehnsucht packt, den hält nichts, selbst nicht der Tod. — Lebe wohl, Großsohn Friedel! Meine alten Augen sehen dich heut' wohl zum letztenmal."

„Großmütterlein! Ich kehre ja wieder! Mit den Schwalben und Störchen bin ich zurück. Hier, stell dir meine Rose aufs Fensterbrett; solange sie blüht, weißt du, daß du deinen Friedel noch hast. Sei ganz unbekümmert."

Da packten sie ihm sein Ränzel voll guter Sachen und ließen ihn ziehen; und er zog von dannen, immer den Schwalben und Störchen nach, bis er in das Land des ewigen Sommers kam. Nun hatte er auch das Meer erreicht und sah weißschäumende Wellenköpfe und erblickte das Schloß der Rosenfee. Auf rosenroten Wolken stand es, weißschimmernd, auf roten Klippen im blauen Meer, und die goldenen Zinnen blitzten im Sonnenlicht. Es erhob sich mitten in einem Rosengarten, in dem unzählige Blumen blühten

und dufteten; und im Gartenpförtchen, lichtumflossen, im rosenroten Gewand und roten Schleier, Rosen im schwarzen Haar, stand die, die er suchte.

„Kommst du doch?“ jauchzte Elfriede. „So ist das kurze Glück dir genug?“ Sie nahm seine Hand und zog ihn jubelnd hinein unter die paradiesischen Düfte und gab ihm die leuchtende, schimmernde Seligkeit. Nun blieb er bei ihr und wußte nichts mehr von Erdenschwere, aß Rosenblätter, wie sie, und trank Rosentau von den Blumen; und ihm war täglich, als wüchsen ihm Flügel, und er könnte fliegen, bis hoch in den Himmel hinein.

Denn das ist immer so; wenn sich ein Menschenkind mit Feen verbindet, dann schwindet ihm alles Erdenleid; und es wird selig.

Der Schmerz und die Erdenschwere, die fielen nun auf die Rosenfee. Denn das ist immer so: wenn sich eine Fee mit Menschenkindern verbindet, dann tauscht sie für all ihre sorglose Seligkeit ein wehes, zuckendes Menschenherz ein.

Aber die Rosenfee beklagte sich nicht. Sie trug ihren Schmerz still, und als die Zeit nahte, um die sie alljährlich den Rosenflor in den Norden trug, nahm sie Jung-Friedel bei der Hand und führte ihn selbst tapfer den Seinen zu, kam auch nur wie sonst, wenn er schlief, an sein Kammerfenster und rief und lockte ihn nicht.

Doch der Friedel führte daheim nur ein Schattenleben; sein Herz war und blieb bei der Rosenfee.

Als die Großmutter zuerst die Augen auf ihren Liebling geworfen hatte, war sie heftig erschrocken, aber sie hatte ihr Herz festgehalten und ihn lächelnd begrüßt. Auch jetzt, wenn sie ihn so in sich versunken sah, fragte sie nur: „Bist du nun glücklich?“

Da hob er zwei Augen zu ihr auf, in denen ein fast unirdisches Licht strahlte: „Ein Menschenherz vermag so viel Glück gar nicht zu fassen. Wen die Rosenfee liebt, der stirbt vor Seligkeit.“

„Ich will es dir gönnen,“ sprach die Großmutter. „Ob man lang lebt oder kurz, — wenn nur das Glück kommt! — Ich bin alt geworden und weiß: Besseres als seliges Sterben gibt es nichts auf der ganzen Welt.“

Und sie hielt auch ihr Herz fest, als der Großsohn aufs neue von dannen zog. Sie begoß die rote Rose, freute sich an dem Blühen und wußte, daß ihr Liebling noch unter den Lebenden war. Sie sorgte sich nicht. — —

Elfriede hatte gedrängt, daß er beizeiten mit ihr von dannen gezogen war. Sie zitterte so ums Verlieren!

Der Winterhexe blieb das nicht verborgen. „Behüte ihn, wie du magst. Ich erreiche ihn doch!“ — —

Es war mitten im Winter. — Aber im Reiche des ewigen Sommers wußte man nichts von ihm. Im Garten der Rosenfee blühten die Rosen und erfüllten die Luft mit balsamischem Dufte. Und Jung-Friedel war dort allein. Er war es sonst immer nur ganz kurze Zeit gewesen, etwa wenn Elfriede die Lande durchstreifte, um nach ihren Rosen zu sehen. Doch heut blieb sie lange aus. Das machte, sie hielt weite Umschau. Denn nach dem, was die Rosen im Garten sich raunten, war Gefahr im Anzug. Die linden Lüfte hatten die Nachricht gebracht: die Winterhexe hätte den Nordwind auf Kundschaft geschickt, um zu sehen, ob sie nicht Jung-Friedel erwischen könne. Da durchblies nun der Schlimme den Süden mit eisigem Hauche. Die Rosenfee traf auf ihn, als sie durchs Land strich, und dachte froh, daß Jung-Friedel im Garten geborgen war.

Ach, hätte sie nur geahnt, daß ihr Liebling den Zaubergarten verlassen hatte und ihr, von Sehnsucht getrieben, am Lande entgegenkam!

Aber da Elfriede immer noch ausblieb, ward Jung-Friedel schließlich müde vom Wandern und setzte sich. Bald war er eingeschlafen.

Aber das hatte der Nordwind gleich ausgespürt. — Er trieb heran mit den Schneeriesen, die er in Eile auf seinen Rücken geladen hatte, und die seit dem Tage, da das Menschlein sich unterwunden hatte, sie zu bekriegen und gar zu besiegen, Jung-Friedel haßten. Die halfen nun Wolken hertreiben. Und siehe, bald war dichtes, graues Gewölk vor die Sonne geschoben, so daß kein Licht und kein Wärmestrahl durchdrang.

Jung-Friedel merkte es im Schlafe nicht. Da überfielen die Schneeriesen heimtückisch den Wehrlosen, der ihnen offenen, ehrlichen Kampf geboten hatte, und schlugen ihn hohnlachend in eisige Bande.

Dann stob der Nordwind mit ihnen davon, um der Winterhexe die frohe Botschaft zu bringen.

Sie kam gleich angesetzt; auf den Schultern der Schneeriesen kam sie, auf dem Rücken des Nordwindes. Just zur Zeit traf sie ein, um sich ihrer wohlgelungenen Rache zu freuen. Denn die Rosenfee war auch gerade dazugekommen und hatte sich wehklagend über Jung-Friedel geworfen.

„Ei, hab' ich das Pärchen!“ hohnlachte die Hexe. „Nun, Rosenfee, befreie doch deinen Befreier. Geht's nicht? Ist er mir jetzt verfallen? — Wie klug das doch ausgedacht war! Die alte Hexe sollte gefesselt sein, mit ihrem eignen Seile gefesselt, damit er das ewige Leben habe. Die Rosenfee wollte ein Schätzchen! — Aber es kam anders, als sie gedacht hatte. Zwerg Elberich machte ihr einen Strich durch die Rechnung. Die Winterhexe ist los und ledig. — Ha! Spürt ihr nun ihre Macht? ‚Schnipp-Schnapp!‘ macht sie nur, dann ist er tot. Aber nicht gleich, nicht heute noch morgen. Zu rasch wär' die Rache, und nicht Rache genug! Nein, zittern soll er um den Verlust seines Glückes, bangen soll er um sein bißchen Leben, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag; nicht eine Sekunde sich sicher fühlen, immer die Schere über dem Haupte: ‚Schnipp-Schnapp! Schnipp-Schnapp!‘ soll er das Ende erwarten, in Furcht und Schrecken. Und du mit ihm! — So treff' ich euch beide.“

Die Rosenfee hatte sich längst von ihrem Liebling erhoben. Sie war ganz bleich geworden: „Mich kannst du treffen,“ sagte sie fest. „I h n n i c h t! Dafür blüht in meinem Garten die Blume Rosenrot. Die Menschen nennen sie Hoffnung und wissen nicht, daß es die schönste Rose in meinem Garten ist. Die trägt er immer am Herzen. Es ist seine Lieblingsblume. Nichts wird er von deinen Tücken spüren, nichts wird er wissen von deiner Rache, den Tod nicht ahnen, der ihm droht. Daß er dir verfallen war, wußte ich längst. Die Winterriesen hatten schon damals ihre Arbeit getan.“



Der Raub der Europa. Nach dem Gemälde von W. von Beckerath (München)

„Ha, hast du's gewußt, und littest die ganze Zeit um das Schätzchen? So wird der Vermessenheit Lohn! Wer hieß auch das Menschlein den Kampf mit Eis- und Schneeriesen wagen?"

„Er tat es für mich."

„Nun, und du? Hilfst ihm jetzt nicht?"

„Spotte du nur, du Kalte, du Mitleidlose! Dein Amt ist Morden. Du kennst nichts Besseres. Doch auch du bist nicht allmächtig. — Spürst du nicht, wer zu deiner Vertreibung heranrückt? Merkst du den heißen Atem? Er naht, der starke Wüstenwind, der wilde Bruder der linden Lüfte. — Bist du da, Wüstenwind?"

„Ja, Madonna! Und ich sehe schon, was du begehrst. Ich soll das Gespenst des Nordens vertreiben, nicht wahr? Heissa! Das wird ein lustiges Jagen! Hab' so wie so mit dem Bruder aus Norden ein Wörtchen zu wechseln. — Zisch! Zisch! Zisch!";

„Uiiihi!" heulte der Nordwind. „Laß uns von dannen, Herrin! Uiiihi!"

„Zisch! Zisch! Zisch! Zisch!"

„Uiiihi! Er verbrennt mich. Uiiihi! Die Schneeriesen hat er schon umgebracht."

„O, wird mir übel!" stöhnte die Winterhexe.

„Stöhne nicht wie ein altes Weib, das du bist!" tobte der Nordwind. „Soll ich mir etwa deinetwegen das Fell verbrennen lassen? Fällt mir nicht ein! Auf und davon geht's!" Er schob die Winterhexe ohne weitere Umstände auf seinen Rücken und stob mit ihr auf und davon. Um die Jammergestalten der Schneeriesen kümmerte er sich einfach gar nicht; die überließ er ihrem Schicksal. Er trachtete nur, dem Südwind zu entrinnen, der ihn lustig noch eine Strecke weit verfolgte. Man hörte noch in der Ferne das Wimmern. Endlich kehrte der Südwind zurück.

„O!" sagte er, als er Jung-Friedel bemerkte. „Schrecklich! Gib mir nur wieder Urlaub, Madonna! Das Bürschchen da ist ein zu jammervoller Anblick. Ich kann so was nicht sehen. Weiß Gott, ich hab' ein zu weiches Herz. Das stirbt ja langsam."

„Still! Still!" sagte die Rosenfee. „Er darf's nicht wissen. Er ist glücklich. — Leb wohl, guter Wind, und hab Dank."

‚Ach,' dachte sie, wie er fort war. ‚Der Wüstenwind, der alljährlich Tausende von Menschen achtlos im Sande begräbt und verschüttet, der spricht von seinem zu weichen Herzen und kann dies Elend nicht ansehen — und ich? Und ich?' — —

Da erwachte Jung-Friedel. —

„O, wie mir wohl ist!" sagte er schlaftrunken. „Wo bin ich? In deinen Armen? Mir träumte soeben, ich schlug die Schneeriesen noch einmal. — Aber nein, das war kein bloßer Traum! Da liegen sie ja, besiegt und vernichtet. So zwang ich sie also wieder mit starkem Arm. O, ich hab' Kräfte, sie wachsen mir riesengroß. Gegen die ganze Welt steh' ich vor dir zum Schutz. Uns trennt nichts mehr, keine Tücke und keine Gewalt."

„Keine!" sprach lächelnd die Rosenfee, der das Herz brach. „Komm in den Rosengarten, dort will ich dich kränzen, du tapferer Held, du mein starker! Wir bleiben vereint für immer." Sie umschlang ihn, stützte ihn mit ihren Armen, führte ihn in ihr Schloß und trug ihr leidvolles Glück stark und still, solange es noch dauerte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es wurde Frühling im Norden, die Zeit, da es wieder für lange Weile aus war mit der Macht der Winterhexe auf Erden. Die Rosenfee rüstete schon zur Reise. Vater und Mutter warfen die Scholle um und bestellten das Feld hoffnungsvoll, auf daß die Saat aufgehe und gute Früchte trage.

„Wir sind müde," sagten sie rastend. „Gut ist's, bald hilft uns der Sohn."

Aber die Großmutter stand am Fensterbrett und sah die Rose verwelken. Sie schüttelte wehmütig den greisen Kopf: „Nun kommt er nicht mehr; nun ist er tot. Gestorben in Seligkeit!"

„Der Raub der Europa"

(Zu dem vorangehenden Bilde von W. v. Beckerath)

Unversiegbar ist die Anziehungskraft, die viele Stoffe der antiken Mythologie auf die bildenden Künstler ausüben. Alle Wandlungen des Geschmacks überdauernd, reizen sie immer wieder Bildhauer und Maler zur Gestaltung durch die eindrucksvolle Bestimmtheit ihrer Motive und zwingen gleichermaßen das Publikum zur Betrachtung durch das poetische Interesse oder durch den Ideengehalt der alten Mythen. — Zu diesen uralten und ewig jungen Stoffen gehört auch die Fabel vom Raub der Europa. Die neueste Bearbeitung des Stoffes, das Bild W. v. Beckeraths, das im Münchner Glaspalast zuerst ausgestellt ward, läßt uns wohl empfinden, wie lebhaft der Künstler die Motive, die sich hier bieten, aufgenommen hat; er hat sie zu einem Ganzen von glänzender dekorativer Wirkung herausgearbeitet und seiner Schöpfung einen großen heroischen Zug schon durch die kräftige, klare Silhouette der einzelnen Gruppen und durch die kluge Verteilung in den Rahmen eines Triptychons zu verleihen gewußt. Willy v. Beckerath gehört zu jenen Künstlern, die, mit vollem Recht, es für keinen Raub achten, ihre Kraft auch kunstgewerblichem Schaffen zu widmen; er ist einer der drei Männer (die beiden andern sind W. Bertsch und A. Niemeyer), die in den „Werkstätten für Wohnungseinrichtung" an der Festigung und dem Fortschritt modernen Kunstgewerbes in München kräftig und erfolgreich arbeiten.



Apparat, mit dem die reproduzierten Photographien der verfinsterten Sonne aufgenommen wurden

Die ägyptische Finsternis

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Sonnenfinsternisse pflegen alle Jahre stattzufinden. Man sieht sie sich mit dem berußten Glase an. Eine dunkle runde Scheibe schiebt sich dabei vor die leuchtende. Aber die Erscheinung hat einen verschiedenen Verlauf an verschiedenen Orten der Erde. Der Mond, denn das ist die dunkle Scheibe, tritt an dem einen Orte mehr in die Sonne, verdeckt mehr von ihr als an andern, und zwar rückt der Mond mehr nach Norden, das heißt auf unsrer Erdhalbkugel nach oben, wenn wir uns mehr südlich begeben, und umgekehrt. Das können wir uns leicht erklären, da wir ja wissen, daß der Mond uns sehr viel näher steht als die Sonne. Er muß sich also ebenso scheinbar vor unsern Augen verschieben wie etwa das Fensterkreuz vor der fernen Landschaft, wenn wir unsern Standpunkt ändern. Unter Umständen müssen wir deshalb auch einen Ort auf der Erdoberfläche finden können, wo der Mond ganz genau vor die Sonne tritt und sie dort ganz verdeckt, wenn seine Scheibe, so wie wir sie sehen, mindestens ebenso groß ist wie die der Sonne. Dann haben wir eine totale Sonnenfinsternis im Gegensatz zu der partiellen, bei der während des ganzen Verlaufs der Erscheinung immer etwas von der Sonne sichtbar bleibt. Solch eine totale Finsternis ist natürlich ein sehr auffälliges Ereignis, ja das eindrucksvollste Schauspiel, das der Himmel uns bieten kann.



Amerikanisches Instrument zum Aufnehmen der Finsternis

Deshalb hatten sich die Astronomen auch im vorigen Jahre wieder gerüstet und waren in die Gebiete der „Totalität" mit ihren immer raffinierter ausgedachten Instrumenten gereist, um damit immer tiefer in diese Geheimnisse der Sonne einzudringen, in die uns nur so selten ein kurzer Einblick gewährt wird. Auch ich hatte mich zu diesem Zwecke in das Gebiet des Mondschattens begeben, und zwar nach Assuan in Oberägypten. Ich hatte gerade diesen Ort gewählt, weil dort Wolken, die anderswo die langwierig vorbereitete Beobachtung des seltenen Ereignisses völlig vereiteln können, beinahe ebenso seltene Naturerscheinungen sind wie solche Sonnenfinsternis selbst.

Das Gebiet, wo eine Sonnenfinsternis total gesehen werden kann, ist immer nur sehr schmal, einige hundert Kilometer mißt im günstigsten Falle der Streifen in der Breite. Das kommt daher, daß der Mond uns ziemlich ebenso groß erscheint wie die Sonne und nur manchmal, wegen der etwas veränderlichen Entfernung beider Gestirne von uns, scheinbar etwas größer wird. Dagegen erstreckt sich diese schmale Zone der Totalität in ihrer Länge über einen großen Teil der Erdoberfläche hin. Dieser Streifen ist ja das Gebiet, über das der Schatten, den der Mond im Weltraum hinter sich läßt, hinzieht, wenn er bei dieser Gelegenheit die Erde trifft. Am 30. August vorigen Jahres begann der Mondschatten zuerst die Erde zu streifen im Innern Nordamerikas, ging dann über Labrador hinweg, eilte über den Atlantischen Ozean, durchquerte Spanien, wohin sich viele Forscher und noch sehr viel mehr wißbegierige Laien begeben hatten, um das große Naturschauspiel zu genießen, berührte die Balearen, sprang über das Mittelländische Meer nach Tunis hinüber, kam dann nach Oberägypten und verließ endlich die Erde wieder im südöstlichen Arabien. Diesen ganzen Weg, eine Reise fast halb um die Erde, legte der Mondschatten in nicht mehr als 2 Stunden 52 Minuten zurück, das bedingte eine Geschwindigkeit von beinahe einem Kilometer in der Sekunde. Da er bei uns in Assuan nur noch 150 Kilometer im Durchmesser hatte, dauerte die Totalität, während der die Sonne ganz vom Monde bedeckt blieb, nur $2\frac{1}{2}$ Minuten.

Auf diese kurzen Minuten mußten sich alle die subtilen Untersuchungen zusammendrängen, die der nächsten Sonnenumgebung galten. In solchen Fällen kann begreiflicherweise die Photographie ein unschätzbares Hilfsmittel werden, die ein authentisches Bild der Erscheinung liefert, das man dann nachträglich mit aller Ruhe und Sorgfalt studieren kann, während einer unbeschränkten Zeit. Aber hier stellten sich Schwierigkeiten heraus, weil ja natürlich während einer Finsternis das Licht fehlt und nicht Zeit genug bleibt, die Belichtungsdauer entsprechend zu verlängern. Einige Aufnahmen, die ich in Assuan mit meiner Minimum-Palmos-Kamera gemacht habe, geben einen Begriff von der geringen Lichtmenge, die während der Totalität noch zu uns gelangte. Ich möchte die Aufmerksamkeit der Leser zunächst auf ein landschaftliches Bild vom Ufer des Nils auf der Insel Elephantine lenken, wo wir unsre Station errichtet hatten. Das Bild ist bei einer Objektivöffnung von 1 zu 12 und einer Schlitzweite des Momentverschlusses von 1 Zentimeter unter gewöhnlicher Federspannung gemacht worden. Jeder Punkt der Platte ist dabei sicher nicht mehr als eine Hundertstelsekunde, vielleicht nur die Hälfte dieser Zeit dem Lichte ausgesetzt worden. Ich will aber in der Folge nur jenes Maximum annehmen. Man sieht, es ist unter dem wunderbar reinen Himmel dieses gesegneten Landes bei diesen für unsre nordischen Verhältnisse immerhin knappen instrumentellen Bedingungen ein normales, völlig durchgezeichnetes Bild entstanden. Nun machte ich eine andre Aufnahme bei unverändertem Apparat, etwa eine Viertelstunde vor der Totalität. Das Bild ist hier gleichfalls wiedergegeben. Es ist beträchtlich „unterexponiert". In den Schatten sieht man nur hie und da ein wenig Zeichnung. Nach meinen Erfahrungen hätte ich etwa fünfmal mehr Pose nehmen müssen. Nun öffnete ich das Objektiv ganz, so daß viermal mehr Licht hineinkam, und exponierte dieselbe Landschaft während der Totalität zehn Sekunden lang. Ich gebe auch dieses Bild wieder, das nun gegen das danebenstehende um das Viertausendfache stärker belichtet wurde. Es zeigt bloß noch die Konturen der Palmen gegen den Himmel. Ich schätze, daß ich mindestens noch



Aufnahme der Korona (Belichtungszeit eine halbe Sekunde)

dreimal länger hätte belichten müssen, um ein gleiches — fünfmal unterbelichtetes — Bild zu erhalten wie eine Viertelstunde zuvor. Nehme ich diese ganz rohen Annäherungen zusammen, so erhalte ich 4000×3×5 = 60 000. Die Landschaft war also, ungefähr geschätzt, während der Totalität sechzigtausendmal weniger beleuchtet als bei voller Sonne. Man hätte also mit meiner gewöhnlichen Kamera bei voller Oeffnung (1:6) mindestens 2½ Minuten lang exponieren müssen, das heißt während der ganzen Dauer der Finsternis, um ein landschaftliches Bild von einiger Wirkung zu erzeugen. Die leuchtenden Objekte des Himmels zwar, deren Licht erst von der Landschaft zurückstrahlen muß, brauchen wesentlich weniger Belichtungszeit. Es wird vielleicht im allgemeinen nur der dreihundertste Teil des direkten Lichtes von einer normalen Landschaft zurückgestrahlt. Es war also, auch nach früheren Erfahrungen, anzunehmen, daß eine halbe Sekunde nötig sein würde, um bei einem Oeffnungsverhätnis von 1:6 ein Bild der nächsten Sonnenumgebung zu erzeugen. Mit meiner gewöhnlichen Kamera aber würde dann das Bild der verfinsterten Sonne nicht viel mehr als einen Millimeter groß geworden sein. Da hätte man wenig Einzelheiten gesehen. Die Bilder werden nun in demselben Verhältnis größer wie die Brennweite, die Länge der Kamera oder des Fernrohres wächst. Will man dabei dieselbe Lichtintensität behalten, so muß das Verhältnis der Brennweite zur Oeffnung, zur Größe des Objektivs also dieselbe bleiben. Wir müssen also auch ein entsprechend großes Objektiv nehmen, und hiermit wächst nicht nur die Kostspieligkeit des Instruments, sondern es treten für die hier betrachteten Zwecke noch besondere Schwierigkeiten auf. Die Sonne steht nicht still am Himmel, sie bewegt sich von Osten nach Westen, also auch das Sonnenbild auf der Platte bei feststehendem Instrument. Bis zu einer gewissen Größe des Bildes und Länge der Expositionszeit ist diese Bewegung für das Korn der Platte noch verschwindend. Das Bild bleibt scharf. Darüber hinaus muß man das Instrument durch ein Uhrwerk der Sonne nachführen; dazu wieder muß es „parallaktisch montiert“ sein, kurz und gut, es kompliziert sich die Sache bedeutend.



Landschaft auf der Insel Elephantine

Nun hatte die Firma Carl Zeiß in Jena für diese Sonnenfinsternis ein Instrument konstruiert und mir zum Gebrauch überlassen, mit dem ein Kompromiß zwischen den oben angedeuteten Schwierigkeiten geschlossen werden sollte. Es ist ein Fernrohr von nur 65 Zentimetern Brennweite, aber einem Objektiv von 11 Zentimetern Durchmesser, so daß also das die Helligkeit des Bildes ausdrückende Verhältnis 1 zu 6 blieb. Das Bild selbst wurde 5,4 Millimeter groß. Man konnte voraussetzen, daß schon in einer halben Sekunde sich die Korona abbilden würde, daß man aber bis zu fünf Sekunden Pose gehen konnte, ohne eine merkliche Verschiebung des Sonnenbildes fürchten zu müssen. Das Instrument war denn auch auf einem gewöhnlichen Stativ montiert und ohne Uhrwerk. Es ist hier oben abgebildet. Es nahm sich besonders klein und zierlich aus, da wir es dicht neben einem 20 Meter langen Riesen von Fernrohr aufgestellt hatten, das von Kollegen errichtet worden war, die von der berühmten Lickstern-warte in Kalifornien hierher nach Assuan kamen, um mit diesem gewaltigen Himmelsschlüssel ebenfalls das Geheimnis der nächsten Sonnenumgebung zu erschließen. Da das Fernrohr der Amerikaner dreißigmal länger war als meines, gab es auch ein dreißigmal größeres Bild. Die Sonne maß auf der Platte 16 Zentimeter.

Nun, mit diesen so sehr verschiedenen Ausrüstungen erwarteten wir also das große Ereignis. Die Leser kennen schon die eindrucksvolle landschaftliche Umgebung. Pünktlich, um 3 Uhr 26 Minuten unsrer dortigen Ortszeit, hatte der Mond begonnen sich vor die Sonne zu schieben, im umkehrenden Fernrohr von links nach rechts, und fraß sich langsam immer tiefer in das strahlende Gestirn hinein. Die partielle Finsternis hatte begonnen. Bis zur Totalität mußte noch mehr als eine Stunde vergehen. Der noch sichtbare Teil der Sonne nahm immer mehr die Form einer Mondsichel an. Etwa eine Viertelstunde vor Eintritt der Totalität bemerkte man deutlich eine Abschwächung der landschaftlichen Beleuchtung. Wo die Sonne nun durch das Blätterwerk der Palmen schien, zeichnete sie sich auf dem Erdboden auch in ihrer Sichelform ab, und es war nun seltsam zu sehen, wie Hunderte von hellen Sicheln die Erde bedeckten. Die Beleuchtung wurde immer düsterer und fahler, der Himmel eigentümlich graublau; seine Farbe ließ sich mit keiner bekannten Stimmung recht vergleichen. Es war nicht wie bei Sonnenuntergang, der ja gelbe und rote Tinten hat



Originalaufnahme, nach der die untenst. Abbild. vergrößert wurde

und auch nicht wie bei einem herannahenden Gewitter, es blieb dafür zu viel Blau übrig.

Immer rapider nahm die Sonnensichel ab. In gleichem Maße steigerte sich unsre Spannung. Wir hatten alle, wie wir da versammelt waren, noch keine totale Sonnenfinsternis gesehen. Die Verfinsterung der Landschaft schien uns jetzt bereits recht groß. Die letzten Strahlen der Sonne spiegelten sich unheimlich im fast schwarz erscheinenden Nil. Jetzt plötzlich, viel schneller, als ich es hier sagen kann, sah man die Sonnensichel in einzelne strahlende Perlen zerfallen, von den Unebenheiten des gebirgigen Mondrandes herrührend; an uns zogen mit rasender Eile seltsam flatternde Schatten dahin, und wir waren in den Mondschatten gehüllt. Im ersten Augenblicke schien es, als ob vollständige Finsternis über uns hereinbrach, so bedeutend und so plötzlich war jetzt noch die Lichtabnahme. Um die verschwundene Sonne herum breitete sich, im Laufe der ersten Sekunde der Totalität kommend und sich auch in ihrer ganzen Pracht entfaltend, die Korona, ganz zu Anfang, wie auf meiner ersten hier wiedergegebenen Aufnahme und gleich darauf ausgedehnt wie auf der zweiten. Dieser geheimnisvolle Strahlenkranz umrahmte einen blauschwarzen, scheinbar leeren Raum, wo eine Stunde vorher noch das mächtige Tagesgestirn seine glühenden Strahlen herabgesandt hatte. (Das Thermometer zeigte an diesem Nachmittage 42 Zentigrad!) Die Beleuchtung änderte sich nun auch in ihrer Stimmung. Der Himmel selbst blieb wohl blauschwarz, aber am Horizonte, bis etwa 10 Grad hinauf, erschien ein orangefarbener Streifen, viel weniger leuchtend und nicht so rein wie bei einem Sonnenuntergange. Er rührte von den Gebieten unsrer Atmosphäre her, die nicht vom Mondschatten getroffen wurden. Dieses Orangelicht malte sich fahl und geisterhaft auf unsern Gesichtern. Uns übermannte alle eine bedrückende und zugleich feierliche Stimmung. Nachdem das Auge sich einigermaßen gewöhnt hatte, so daß man überhaupt wieder etwas sah, blieb doch die Landschaft so wesenlos und schattenhaft, wie man nichts vorher gesehen hatte. Es war nicht mondscheinartig und doch auch nicht finstere Nacht. Nur die helleren Sterne leuchteten aus dem ehern schwer erscheinenden Firmamente herab.

Nicht lange durften wir uns dem Eindruck dieses unheimlich schönen Schauspieles hingeben. Es galt die Aufnahmen zu machen. Sieben sind uns geglückt, von denen ich diese zwei hier wiedergebe.

Auf der ersten ist die Korona noch nicht sehr ausgebreitet; sie ist mit nur einer halben Sekunde Belichtungszeit hergestellt. Man sieht auf ihr an zwei Stellen Lichtknoten, die, durch Ueberstrahlung, in die dunkle Mondscheibe hineinzuragen scheinen. Man sah dieselben noch mit dem bloßen Auge, und zwar als rotstrahlende Stellen. Das sind sogenannte Protuberanzen, die man auch außerhalb der Finsternisse unter gewissen Bedingungen sehen kann: ungeheure Ausbrüche glühender Gase aus dem Sonneninnern. Auf den Koronabildern, namentlich dem zweiten bei 10 Sekunden Pose hergestellten, erkennt man sehr deutlich, wie vier Strahlen besonders



Die Korona während der Totalität (Belichtungszeit 10 Sekunden)



Aufnahme etwa 10 Minuten vor der Totalität

weit hinausreichen; auf den Negativen kann man den längsten bis beinahe zwei Sonnendurchmesser vom dunkeln Rande aus verfolgen. Er ging gerade in der Richtung von der Sonne aus, wo tags vorher ein ungewöhnlich großer Sonnenfleck am Rande vermöge der Umdrehung des Gestirns erschienen war. Auch die andern längeren Strahlen gehen alle von der Aequatorgegend der Sonne aus, wo immer die meisten Flecken auftreten. In den dazwischen liegenden Regionen, die sich also um die Sonnenpole gruppieren, sieht man die Koronastrahlen nicht mehr ganz senkrecht vom Rande hinweg streben. Sie biegen etwas um, als ob sie von einer Art von Wirbel erfaßt worden wären.

Herdflammen

von

Hanns von Gumppenberg

Wenn ich hier am flackernden Kamine
Tiefer in ein Träumen mich verlor,
Sprühn wie glühend Gold und Lichtrubine
Längst entschwundne Bilder mir hervor:

Bilder süßer, schwärmerischer Liebe,
Wunderbare Märchenmelodien
In der Welt ernüchterndem Getriebe
Mußten sie verklingen und verglühn!

Ist nicht auch das Irdische verglommen,
Eh' wir's denken, in die Nacht verzehrt?
Diese Träume, die uns überkommen,
Sind vielleicht des Lebens einziger Wert.

Aphorismen

Von

Paul Garin

Wenn du wissen willst, was an dir ist, so gib genau acht, nach welcher Art von Hilfe du ausschaust, wenn Not an Mann geht.

•

Wir kriegen nicht Orden, weil wir Verdienste haben, sondern wir haben Verdienst, weil wir Orden kriegen.

•

Nicht nur unsre Mißerfolge, sondern auch unsre Erfolge beruhen meist darauf, daß wir uns in den Menschen und die Menschen sich in uns täuschen.

•

Was den wirklichen Künstler jung erhält, ist die fortblühende Fähigkeit, immer von neuem zu — lernen.

•

Der häufigste Dank, den du für einen Dienst erhältst, ist der, daß der Empfänger deinen Dienst als eine Huldigung für seine Ueberlegenheit aufnimmt.

•

Es verursacht ein ganz verflixtes Gefühl, zu bemerken, daß an den Zeichen der Hochachtung, die uns unsre Mitmenschen geben, das erste graue Haar in unserm Barte nicht ganz unbeteiligt ist.

•

Jeder Tadel verrät etwas von dem kindlichen Irrtum, als sei die Welt früher anders gewesen oder werde in Zukunft anders sein.



Aufnahme während der Totalität



Heinrich Wolff — Vor dem Spiegel

Moderne Graphik

Von

Wilhelm Michel

(Hierzu zehn Abbildungen nach Werken verschiedener Künstler)

Es ist noch nicht gar lange her, daß die Graphik aus der traurigen Aschenbrödelrolle eines bloßen Reproduktionsverfahrens erlöst wurde. Unschöpferische Zeiten hatten die herrlichen Traditionen der alten Graphik verschlammen lassen. Der Radierung, dem Holzschnitte, wie sie viele Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts zumal in deutschen Landen betrieben wurden, sah niemand mehr an, daß ihnen einst ein Rembrandt, ein Goya, ein Dürer ihre gewaltige Kraft zugewendet hatten. Lange, beschämend lange Zeit hindurch führten sie ein durchaus abhängiges Dasein und erfüllten dieselbe Funktion, die heute unsre so hoch vervollkommneten photographischen Vervielfältigungsarten übernommen haben. Vollends die Möglichkeiten der neu entdeckten Lithographie zu erkennen, war diese Zeit gänzlich außerstande.

Der allgemein emanzipatorische Geist der neuen Zeit griff auch hier als Retter ein. Es gehört zu den großen, verehrungswürdigen Tugenden der vielgeschmähten Gegenwart, daß sie überall ein feines Verständnis für das Wesentliche, für die natürlichen Tendenzen belebter und unbelebter Individualitäten bekundet hat. Feind jeder Vergewaltigung, hat sie nicht nur auf dem Gebiete der Kunst, des Frauenlebens und der Kindererziehung reformatorisch gewirkt. Allen Bedrückten und Geknechteten ist sie zu Hilfe gekommen, mit feinem Ohre den „Willen aller Wesen“ behorchend und bestrebt, ihnen neue Lebensbedingungen zu schaffen, unter denen sie alle ihre Möglichkeiten frei



Heinrich Vogeler — Buchzeichen

entfalten und die dumpfen Ansätze ihrer Natur zu schöner Entwicklung bringen konnten. Man muß nur zuhören, mit welcher Andacht ein Dichter wie Rainer Maria Rilke das Wort „die Dinge“ ausspricht, und sofort springt der Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit klar ins Auge. Die „Dinge“, die früher die Karikatur ihrer selbst waren, sollen nun ihrem eignen Ideal entgegengeführt werden. Welche achtenswerte Rolle spielt in unserm modernen Kunstgewerbe das Material! Das früher so oft vergewaltigte wird nun umworben, es erteilt den Künstlern, die als bescheidene Supplikanten zu ihm kommen, förmlich Audienzen und ist in einigen Abarten modernen Kunstgewerbes sogar zum Orakel, zum A und O der künstlerischen Arbeit geworden.

Den graphischen Techniken nun hat dieser emanzipatorische Zug der Gegenwart geholfen, das Joch der Unselbständigkeit abzuschütteln und als eigne Kunstweisen mit eignen Gesetzen auf den Plan zu treten. Der Radierung freilich wurde damit nur ein Gebiet zurückerobert, das sie Jahrhunderte hindurch besessen und mit höchster Herrscherkraft verwaltet hat. Der Holzschnitt aber erfährt früheren Zeiten gegenüber eine erhebliche Verwandlung seiner Prinzipien. Das moderne flächige Sehen bringt den alten Linienschnitt, der längst zu der tristen Messerequilibristik der „Xylographen“ entartet war, endgültig zu Fall. Nach dem großen Vorbilde Japans, dessen Einfluß über England und Frankreich zu uns drang, entwickelt sich der flächige moderne Farbenholzschnitt, dem in Deutschland gerade die letzten Jahre einen vielversprechenden Aufschwung gebracht haben. Nur für die Lithographie bedeutet die Emanzipation der Graphik eine völlig neue Phase ihres Entwicklungsganges. Der originalgraphische Gedanke tritt als etwas durchaus Fremdes an sie heran.

Worin besteht dieser originalgraphische Gedanke?

Darin, daß bei der Konzeption, bei der Wahl der Mittel von vornherein die Eigenart der betreffenden Technik berücksichtigt wird. Die Idee zu einem graphischen Kunstwerke entsteht nicht, ohne daß das Verfahren der Ausführung ein bedeutendes Wort mitspricht. Der zünftige Graphiker sieht nur das, was sein Verfahren frei und ohne Anwendung von Gewaltmitteln wiedergeben kann. Die Technik ist ihm kein zufällig gewähltes Mittel, in dessen Sprache er seine Idee erst übersetzt. Sie ist zugleich sein Organ und treibt ihm seine Stoffe gewissermaßen automatisch zu. Originalgraphisch ist jedes Kunstwerk, bei dem die Technik nicht als Reproduktionsverfahren, sondern geradezu als Kunstmittel in Betracht kommt.

Der Maler faßt die Natur zu einer großen Synthese zusammen. Er erschöpft die Welt nach Linie und Farbe, nach Form und Bewegung; er bindet ihre objektive Realität mit seinem subjektiven Eindruck zu einem Ganzen; er vermählt das



P. Neuenborn — Marabus



Peter Halm Landschaft

Gegenständliche mit der Stimmung, die über den Dingen webt, er gibt mit einem Worte eine Zusammenfassung aller Beziehungen, die sein Auge und sein Geist zu dem Motive besitzt.

Der Graphiker hingegen holt sich mit spitzem Griffel aus diesem überreichen Chaos von Möglichkeiten nur diejenigen heraus, die ihm im Augenblicke als die wertvollsten erscheinen. Oft interessiert ihn an der Landschaft nur die Lyrik der Farbenabstufungen, in denen sie sich badet. Oft geht er nur dem holden Halbdunkel steigender Wiesennebel nach. Manchmal entzückt ihn nur das rhythmische Wogen der Linien, die „Demeter in den Teppich der Flur gewirkt" hat. Dann wieder legt er das Hauptgewicht auf eine charakteristische Bewegung, die durch eine Reihe hoher Pappeln oder einen pikanten Frauenleib geht. Das eine Mal sucht er dem Motiv lediglich den ihm wesentlichen Stimmungszauber abzugewinnen, das andre Mal pflegt er eine herbe Gegenständlichkeit, die auf die Einwirkungen von Licht und Luft völlig verzichtet. Oft genug — und das ist der Graphik besondere Domäne — sieht er von der Natur gänzlich ab und gestaltet Ideen spruchartigen und lyrischen Inhalts. Der Graphiker wählt aus und scheidet, wo der Maler bindet und zusammenfaßt. Er ist der Künstler des Epigramms, des zugespitzten Aperçus. Die Subjektivität wird bei ihm zur Tugend, und sie macht die Graphik zur Bewahrerin manch wertvoller Inhalte, für welche die Malerei oft nur einen kümmerlichen Unterschlupf bietet. Je weniger weltanschauliche Uebereinkünfte unser heutiges Geistesleben aufweist, um so kecker darf sich der aphoristische Graphiker neben den Maler stellen, dem mit diesen Konvenienzen eigentlich das Lebensbrot entzogen ist.

Mit diesem ihrem individualistischen, subjektiven Grundzuge wird die Graphik zu einem eminent modernen Kunstzweige. Sie wird — und darin liegt ihre Bedeutung als Wandschmuck begründet — zu einer Schwester unsrer heutigen Innenkunst, welche die Gestaltung einer individuellen Häuslichkeit zu ihrem vornehmsten Gegenstande hat. Diese fruchtbare Beziehung zur modernen Wohnung, deren karger, vornehmer Stilistik sie sich höchst entgegenkommend anschmiegt, läßt von der heutigen Graphik noch eine reiche Entwicklung erhoffen. Es gibt in München große Etablissements für Möbelkunst, deren Innenräume als Wandschmuck lediglich Werke der Graphik aufweisen, nachdem der Versuch, sie mit Oelgemälden zu schmücken, in vielen Fällen mißlungen ist. Nimmt man hinzu, daß beispielsweise in England die ernsten, flächigen Holzschnitte William Nicholsons zum eisernen Bestande des bürgerlichen Wandschmuckes gehören, daß insbesondere seine treffliche „Queen" bei fast jeder Familie zu sehen ist, so läßt sich hoffen, daß man allmählich auch bei uns anfangen wird, der gesetzmäßigen Beziehung der Graphik zur modernen Wohnung Rechnung zu tragen.

Aber es ist nicht dieser schmückende Effekt allein, der eine weitere Popularisierung der Graphik erhoffen und erwarten läßt.

In der Erziehung des Volkes zur Kunst, die

heutzutage mit so viel löblicher Energie und sogar mit Opfermut betrieben wird, macht sich leider der Fehler bemerkbar, daß man dem weniger bemittelten Käufer zu viel Reproduktionen und zu wenig Originale bietet. Gewiß läßt sich nichts Tadelnswertes dabei finden, wenn ein Kunstliebhaber ein von ihm verehrtes Werk wenigstens in einer Nachbildung, als Stütze der Erinnerung an das Original, zu besitzen wünscht. Doch sollte dabei nie vergessen werden, daß eine solche Nachbildung immer nur ein an sich wertloses Surrogat bedeutet. Statt das kunsthungrige Publikum mit solchen Reproduktionen zu überschwemmen, sollte man es nachdrücklich auf die Erzeugnisse der heutigen Graphik hinweisen, mit deren Werken der Käufer ja ebensogut Originale erwirbt wie mit einem Gemälde. Der Geschmack, der imstande ist, einem Originalkunstwerk eine noch so vollkommene Reproduktion — alle Reproduktionen sind unvollkommen — vorzuziehen, ist ein schlechter Geschmack. Aber er zeigt sich leider, zumal in Deutschland, in erschreckendem Maße verbreitet. Der Ehrgeiz des Käufers sollte darin bestehen, mit dem Künstler in eine möglichst direkte Beziehung zu treten. Das geschieht nur dann, wenn er für seine Wohnung und seine Mappen Originale erwirbt, die der Künstler nach jeder Richtung hin vertritt. Die Graphik bietet ihm solche Originale zu einem Preise, den jeder erschwingen kann, und so ist tatsächlich kein vernünftiger Grund dafür einzusehen, weshalb sich die so hoch entwickelte moderne Radierung immer noch die nichtsnutzige Konkurrenz der Heliogravüre und so weiter gefallen lassen muß. Der Einwand, die Werke der Graphik verlieren dadurch an Wert, daß sie stets in vielen gleichartigen Exemplaren vorhanden sind, trifft durchaus nicht immer zu. Bei genauerem Zusehen stellt sich heraus, daß verschiedene Drucke derselben Radierung sich nie völlig gleichen, so daß das einzelne Blatt unter Umständen einen hohen Seltenheitswert besitzen kann. Beim Holzschnitt ist diese Verschiedenheit zwischen den einzelnen Drucken geradezu die Regel. Der von den Künstlern vielfach bevorzugte Handdruck ermöglicht bei jedem Blatte eine andre Färbung der Stöcke, so daß dem Käufer oft bei einem und demselben Kunstwerke noch eine Auswahl nach eignem Geschmack freisteht.

Jedenfalls hat die Graphik das letzte Ziel ihres äußeren Entwicklungsganges nicht erreicht, solange sie nicht im besten Sinne des Wortes „populär“ geworden ist. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die drei graphischen Techniken sich mit schönstem Erfolge auf dem Gebiete der jungen Exlibrisbewegung betätigt haben. Hier konnte das „literarische Element“, das in der Graphik steckt, in launiger Ungebundenheit hervortreten. Hier, wo es auf knappe, epigrammatisch zugespitzte Charakteristik ankommt, war sie so recht in ihrem Element. Die köstlichen Seidendrucke (Radierungen auf glatte, mattschimmernde Seide gedruckt) von Heinrich Vogeler gehören jedenfalls zu den liebenswürdigsten Erzeugnissen dieses jungen Kunstzweiges.



Heinrich Wolff Am Schreibtisch

Alles, was bisher zur Charakterisierung der modernen Graphik gesagt wurde, trifft in erster Linie auf die Entwicklung der deutschen Graphik zu. Wie auf andern Gebieten (ich denke zum Beispiel an das moderne deutsche Kunstgewerbe), so hat Deutschland auch hier eine vom Auslande bezogene Anregung vertieft, erweitert und bis zur Auffindung der bewegenden Prinzipien durchgedacht. Die Folge davon ist, daß das Niveau des originalgraphischen Schaffens gegenwärtig bei uns höher steht als anderwärts.

Was beispielsweise den Holzschnitt anlangt, so weisen England und Frankreich trotz der vorbildlichen Leistungen William Nicholsons und Felix Vallotons noch eine ganze Reihe von Künstlern auf, die von dem alten Linienholzschnitt immer noch nicht loskommen können. In Deutschland ward, wie gesagt, die prinzipielle Bedeutung der Fläche für den Holzschnitt klar erkannt und dabei die spitze Linie der photographischen Reproduktion überlassen. Die Logik dieses Räsonnements ist in der Tat so zwingend, daß sich kein Denkender ihr entziehen kann. Was der Holzstock mühelos und von Natur darbietet, das ist die Fläche. Ihrer muß sich der Künstler daher solange



Willy Schwarz — Bei der Kartenlegerin

als irgend möglich bedienen, denn jede Möglichkeit des Materials bedeutet für den Künstler eine Verpflichtung.

Auch auf dem Gebiete der Lithographie hat Deutschland zur Herausarbeitung und Klärung des originalgraphischen Gedankens vieles getan. In Frankreich sieht die Lithographie zwar auf eine wesentlich reichere Vergangenheit zurück als bei uns, aber sie galt und gilt doch immer noch in erster Linie als bequemes Reproduktionsmittel. In Deutschland hingegen legt man den größten Wert auf die Bearbeitung des Steines mit steingerechten Mitteln (Springschaber, Drahtpinsel und so weiter), um somit Wirkungen zu erzielen, die nur der Lithographie, keiner andern Technik zugänglich sind.

Was die Radierung anlangt, so haben die außerdeutschen Länder in diesem Kunstzweige allerdings Meister hervorgebracht, die sich den bedeutendsten deutschen Radierern ohne weiteres an die Seite stellen können. Dagegen konnte in Frankreich aber auch die Farbenradierung aufkommen, die im Grunde genommen eine Versündigung gegen die Natur der Graphik bedeutet. Nicht alle, die sich an den zarten Farbenspielen dieser oft vorzüglichen Blätter erfreuen, dürften wissen, daß nach jedem Drucke diese Farben frisch aufgemalt werden müssen. Die jedesmalige Bearbeitung der Platte für einen neuen Abzug erfordert also eine der Malerei verwandte Tätigkeit. Von Graphik kann man aber nur da reden, wo die Komponenten der farbigen Wirkung festen, ein für allemal bestimmten Flächen anvertraut sind, welche die verschiedenen Nuancen und Brechungen durch Uebereinanderdruck hervorbringen. Noch weniger erscheint die Farbenradierung gerechtfertigt, wenn sie, wie es den Franzosen oft genug unterläuft, flächig zu arbeiten versucht. Denn damit greift sie in das Gebiet des Holzschnittes über, nur daß dieser der Erzielung flächiger Wirkungen viel gefälliger entgegenkommt als die Radierung.

Allen diesen Fragen gegenüber hat sich der deutsche Künstler als der schärfere, gründlichere Denker erwiesen. Es ist eine Lust, zuzusehen, mit welcher Disziplin zum Beispiel der Münchner Holzschnitt, der seine stärksten Anregungen von Ernst Neumann erhielt, an dem einmal erkannten Wesen seines Verfahrens festhält und es immer weiter und seiner auszubauen bestrebt ist. Diese Prinzipientreue der Bahnbrecher ist in hohem Maße geeignet, eine fruchtbare Tradition zu schaffen, an der sich der Geschmack des Publikum leicht orientiert und die

den nachkommenden Talenten ihre Laufbahn wesentlich erleichtert.

Deutsche Konsequenz und Prinzipientreue sind es auch gewesen, die auf einem der Graphik sehr verwandten Gebiete, der Illustration, bahnbrechend und reformatorisch gewirkt haben. Die Verwandtschaft zwischen eigentlicher Graphik und Illustration gründet sich auf das beiden gemeinsame Schwarz-Weiß-Prinzip, das heißt auf die Beobachtung der Licht- und Schattenwirkungen, die ganz von selbst die Zerlegung des Bildes in helle und dunkle Flächen bewirkt. Die alte Konturzeichnung ist aus unsrer Graphik wie aus unsrer Illustration (für die der „Simplizissimus" vorbildlich gewesen) verschwunden. Der moderne Griffelkünstler schildert in der Regel lediglich das Wogen des Lichtes um die Dinge und fängt so die Formen mit frappanter Klarheit ein. Auch ihrem Geiste nach darf die Illustration eine Schwester der Graphik genannt werden. Auch sie ist epigrammatisch, aphoristisch und subjektiv. Auch sie ist die Bewahrerin einer großen Menge von Zeitinhalten, für welche die Malerei noch keine Ausdrücke gefunden hat. Das letzte Ziel des Oelgemäldes — ich wiederhole hier einen bereits ausgesprochenen Gedanken in neuer Nuancierung — ist die Schilderung des Seienden, des Tatsächlichen, ist die große, ruhige Kontemplation, die mit heiterem Blick aus den Wirbeln des gegenwärtigen Lebens die Ewigkeitswerte herauszuheben sucht. In der Graphik aber und in der Illustration spiegelt sich das Ringen kritisch veranlagter Geister und erzeugt spezifisch moderne Werte, die nur unsrer Zeit angehören. Für das Studium modernen Lebens, moderner Probleme, moderner Zwiespälte, Umwertungen und Revolutionen haben Graphik und Illustration eine wesentlich höhere archivalische Bedeutung als das Oelbild. Diese Trennung zwischen den Gebieten der Graphik und der Malerei hat bis heute noch keine geistreichere Behandlung gefunden als in Max Klingers grundlegender Programmschrift „Malerei und Zeichnung", die mit wahrhaft Lessingischem Scharfsinn die Grenzlinie zieht.

Der Weg, den die Graphik in einem kurzen Zeitraume zurückgelegt hat, ist groß. In der Erziehung des Volkes zur Kunst spielt sie heute schon eine achtenswerte Rolle. Die verschiedenen populären Lithographienfolgen, die von zahlreichen Verlagshäusern im Osten und Westen Deutschlands auf den Markt gebracht werden, entsprechen zwar nicht alle den Anforderungen, die an die echte, künstlerische Originalgraphik gestellt werden müssen. Oft gefallen sie sich in rückständiger Deutschtümelei, was Gegenstand und Behandlung anlangt, sind in der Farbe manchmal ungewählt und primitiv und lassen in vielen Fällen sogar die nötigste



Oskar Graf Ochsengespann



Auf der Straße. Originallithographie von Willy Schwarz

Sorgfalt beim Drucken vermissen. Trotzdem kann man ihnen eine gewisse erzieherische Wirksamkeit auf die breiten Kreise, in die sie ihrer Wohlfeilheit wegen Eingang finden, nicht ganz absprechen. Sie führen das Volk wenigstens in die Elemente des modernen künstlerischen Sehens ein und helfen die Heliogravüren und gar die tristen „Meisterholzschnitte", die wirklich gar zu lange eine Rolle im Wandschmuck billigster Art gespielt haben, aus der bürgerlichen Wohnung verdrängen. Und nicht nur aus der Wohnung. Auch zur Belebung der sonst so kahlen Schulzimmerwand wird diese Art Lithographie immer häufiger herangezogen. Sogar die Industrie der Bilder- und Märchenbücher, für die doch die Billigkeit der Herstellung in der Massenproduktion ein nicht unwichtiger Faktor ist, verhält sich zum Eindringen des originalgraphischen Gedankens nicht mehr prinzipiell ablehnend. Nimmt man ferner hinzu, daß auch die moderne Plakatkunst ganz unter der Herrschaft graphischer Prinzipien steht und daß das Plakatkunstwerk sich des größten Publikums erfreut, so läßt sich leicht einsehen, wie hoch neben dem absolut-künstlerischen der relativ-pädagogische Wert der modernen Graphik veranschlagt werden muß.

Zum Schlusse noch ein Wort über das Verhältnis des Künstlers zur Graphik, nachdem vom Verhältnis des Volkes zu ihr so mannigfach die Rede gewesen. Von der Radierung abgesehen, erfreut sich die Graphik bei den Künstlern noch nicht der richtigen Wertschätzung, indem Holzschnitt und Lithographie, gerade weil sie in gewerblicher Thätigkeit auch eine Rolle spielen, oft noch als eine Art „angewandter Kunst" betrachtet werden. Das Oelbild gilt stillschweigend als höchstes Ziel; und es gibt manche achtenswerte Kraft, die in der schrankenreichen Graphik Tüchtiges leisten könnte, es aber vorzieht, sich, allen Enttäuschungen zum Trotz, auf dem Felde der Oelmalerei eine Schlappe nach der andern zu holen, sich des Wortes getröstend: In magnis voluisse sat est! Das Irrige einer solchen Anschauung brauche ich nicht erst klarzustellen. Ich halte es geradezu für eine Aufgabe der Graphik, das Oelbild, dem man oft zu viel und zu wenig zumutet, zu entlasten; es zu entlasten von Inhalten allzu persönlicher, allzu isolierter, allzu „literarischer" Art, denen es nicht gerecht werden kann. In dieser Hinsicht vermöchte die Graphik ähnlich segensreich zu wirken wie das neu erblühte Kunstgewerbe, das der früher allein seligmachenden Malerei alljährlich eine ganze Reihe von an sich tüchtigen und leistungsfähigen Kräften entzieht, die dort nur Außenseiter der Kunst, hier aber in Wahrheit Träger einer bedeutsamen Entwicklung und in der Hauptsache dann auch Schöpfer wirklicher Kulturwerte sind.



Hans Neumann jun. Gute Freunde
(Zum Aufsatz „Moderne Graphik“)

Der neue Friedenskongreß

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Dem ersten internationalen Friedenskongreß im Haag soll nun ein zweiter folgen. Wird er sich leistungsfähiger erweisen als sein Vorgänger? Daß er der Menschheit zum ewigen Frieden verhelfen könnte, wagen gewiß die begeistertsten Anhänger der Friedensidee kaum mehr zu hoffen. Aber viele, sehr viele werden an diesen Kongreß doch weitgehende Hoffnungen knüpfen und in ihm eine weitere Etappe auf dem Wege zu den blühenden Gefilden eines lange dauernden Friedens erblicken. Andre wieder stehen den Ergebnissen des Kongresses, in bezug auf den Frieden wenigstens, recht skeptisch gegenüber, was man ihnen doch auch wirklich im Hinblick auf die todsprühenden Kriegswolken nicht verargen kann, die seit dem ersten Friedenskongreß über die Lande dahingezogen sind.

Muß man nun ob solcher Erfahrung an einer friedlichen Gestaltung der Zukunft zweifeln, oder darf man hoffen, daß der zweite Kongreß in dieser Beziehung mehr leistet als der erste und deshalb der Traum seiner Verwirklichung entgegengeht, nach dem das Schwert zur Pflugschar umgewandelt wird? Die Beantwortung dieser Frage ist wichtig, denn sie wird, wie sie auch ausfallen mag, einen tiefgehenden Einfluß auf die Lebensauffassung, wie auf die Bestrebungen der politisch denkenden Menschheit ausüben. So werden alle, die an die Möglichkeit einer Beseitigung der Kriege glauben, gegen das Heerwesen agitieren, das sie für überflüssig und schädlich halten. Wer dagegen der Ansicht ist, daß sich die Kriege nicht vermeiden lassen und daß damit die Vorbereitungen auf den Krieg zur nationalen Pflicht werden, wird geneigt sein, die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes in der Ueberzeugung zu stärken, dadurch dem allgemeinen Wohl am besten zu dienen. Es ist somit von weittragender Bedeutung, Klarheit darüber zu gewinnen, ob die Tendenz der künftigen Entwicklung eine ausgesprochen friedliche sein wird oder ob der Krieg fortfährt, seine zwar grauenvolle, aber maßgebende Rolle in der Gestaltung der politischen Verhältnisse der Völker zu spielen.

In der neueren Zeit gewinnt die Ansicht an Ausdehnung, daß, wie es auch der Abschluß zahlreicher Schiedsverträge zeigt, das Entstehen von Streitigkeiten zwischen den Völkern sich zwar nicht vermeiden lasse, daß aber in den Schiedsgerichten das hochwillkommene Mittel gefunden sei, die Streitigkeiten auf unblutigem Wege zu schlichten. Ich glaube indes nach Würdigung aller in



(Zum Aufsatz „Moderne Graphik")

Gebet der Bergleute vor der Einfahrt in den Schacht

Nach einer Radierung von Georg Erler (Dresden)

Betracht kommenden Faktoren, daß ein schwerer Irrtum in der Annahme liegt, die Riesenkräfte, deren Bewegung und Entwicklung zum Kriege führt, könnten durch irgendeinen Richterspruch, durch Worte also, gebändigt und zur Ruhe verwiesen werden. Jeder Spannung von Kräften, die in ihrem weiteren Verlauf und in ihrer Wirkung gehemmt werden sollen, läßt sich nur durch einen genügenden Gegendruck Halt gebieten. Ein solcher kann eben niemals in dem Schiedsspruch eines Friedenstribunals gefunden werden, wenn die zum Krieg drängenden Kräfte so machtvoll sind, wie sie stets durch die Gefährdung vitaler Interessen eines großen Volkes ausgelöst werden. Der möglicherweise wirkungsvolle Gegendruck gegen eine solche Kraft heißt Krieg!

Unterbindet beispielsweise die politische Aktion eines Staates den Handel irgendeines andern in einem Maße, daß dadurch erhebliche wirtschaftliche Verluste bedingt und Existenzfragen für Millionen aufgerollt werden, so sind kriegerische Zusammenstöße, sei es nach außen, sei es nach innen, unvermeidlich. Jeder Schiedsspruch müßte in solchen Lagen verhallen wie ein Ruf im Sturm. Denn kein Mensch und keine Nation läßt sich die Lebensadern unterbinden, ohne sich mit ganzer Kraft gegen einen solchen Eingriff zu wehren. Aber auch ohne äußere Eingriffe kann es zu kriegerischer Explosion in einem Volke kommen, wenn relative Uebervölkerung und dauernd ungünstige wirtschaftliche Lage zum Aufsuchen neuer, außerhalb des Landes liegender Hilfsquellen zwingen. Die sich an koloniale Bestrebungen knüpfenden Kriege sind lebendige Beispiele hierfür.

Hohe Spannungen im politischen wie im wirtschaftlichen und sozialen Leben suchen sich gewaltsam einen Ausweg mit derselben Notwendigkeit, wie der über die Widerstandsfähigkeit eines Kessels hinaus gespannte Dampf. Gäbe es Mittel, derartigen Hochspannungen der Kräfte in den Völkern die Ursachen zu entziehen, dann vielleicht könnte die zahm gewordene Menschheit durch schiedsgerichtliche Sprüche regiert werden. Wer aber will dem Anwachsen der Bevölkerungen gebieten? Wer will die Garantie für die Sättigung der Massen übernehmen? Wer will die Aufwallung nationalen Stolzes unterdrücken? Wer endlich will die Kampfnatur im Menschen, wer will seine Leidenschaften niederhalten? Das vermag niemand, das vermag keine irdische Kraft und am allerwenigsten ein Friedenskongreß, hinter dem keine exekutive Gewalt steht. Oder wollten sich die Friedensenthusiasten vielleicht der Kraft der Bajonette bedienen, um ihren Sprüchen Achtung zu verschaffen? An höchst seltsamen Vorschlägen nach dieser Richtung hin fehlt es allerdings nicht, wie es denn auch unter den Friedensfreunden Leute gibt, die den Ast absägen, auf dem sie sitzen.

So muß denn jedes Bestreben, den Krieg als Faktor aus der Menschheitsbewegung auszuschalten, zerschellen, weil die Kriege sich nicht als willkürliche Handlungen, sondern als unabwendbare Folge der Verhältnisse darstellen, unter denen die Menschen leben. Der Krieg ist eine elementare Explosion unter den Menschenmassen, wie Erdbeben, Gewitter und Sturm die Folge gesetzmäßiger Bewegungen der Materie sind. Gewiß vermag sich die Phantasie eine Weltordnung vorzustellen, aus der alle schreckenden und schädigenden Katastrophen ausgeschaltet sind, wie auch eine Menschheit, die fromm, gut und friedlich auf der schönen Erde lebt, die den lieben Nachbarn nicht scheel ansieht und die sich geduldig zum Sterben hinlegt, wenn ihr die Mittel zum Lebensunterhalt ausgegangen sind. Die Wirklichkeit aber entrollt uns andre Bilder, die des ewigen, unverlöschbaren Kampfes aller gegen alle um die Grundlagen des Glückes, eines Kampfes, der selbst nicht vor den nächsten Banden des Blutes und den wärmsten Beziehungen der Herzen Halt macht. Wie die Individuen, so bekämpfen sich die Gesellschaftsklassen, und nur zu oft stehen sich die Söhne derselben Mutter und die Bürger desselben Landes mit den Waffen in der Hand gegenüber; nur zu oft bekämpfen sie sich bis aufs Messer; ein Blick über unsre östlichen Grenzen entrollt uns ein schauerliches Bild des Bruderkampfes. Mit dieser Wirklichkeit haben wir zu rechnen! Mögen wir sie kritisieren, wie wir wollen, sie ist und sie verlangt ihr Recht. Auch Friedenskongresse vermögen die Wirklichkeit nicht zu wandeln und sie vermögen dem Krieg, als der Folgeerscheinung einer langen Reihe von Tatsachen, nicht zu gebieten. Selbst auf die Art der Kriegführung haben die Kongresse kaum einen Einfluß, wie das auch der Verlauf des russisch-japanischen Kriegs zur Genüge zeigt. Hiermit soll jedoch nicht behauptet werden, daß in den zum Kriege treibenden Ursachen, wie in der Häufigkeit der Kriege und der Art ihrer Führung Aenderungen nicht eintreten könnten. Denn es ist gewiß, daß mit der Veränderung der die Lebensführung der Menschheit bewegenden Faktoren auch Aenderungen in der Zahl und Art der Kriege eintreten werden und müssen. Der Verlauf einer solchen Entwicklung liegt aber weit ab von den utopistischen Satzungen der Friedensbestrebungen; dem Wunsche allein fügt sich die Richtung der Menschheitsbewegung nicht.

Müssen somit alle, die in einer an sich begreiflichen Friedenssehnsucht voll Vertrauens nach dem aufgehenden Stern der neuen Friedenskonferenz blicken, ihre Hoffnungen hinsichtlich der Beseitigung der Kriege auf das bescheidenste Maß beschränken, so dürfen sie von dieser internationalen Vereinigung doch immerhin Vorteile nach andrer Richtung hin erwarten. Vielleicht erreicht der zweite Kongreß auch mehr als der erste, wenn er seine Anstrengungen mehr auf erreichbare Ziele richtet. In diesem Falle kann er möglicherweise auf Verminderung mancher internationaler Friktionen hinarbeiten. Er vermag auch Balsam in die Wunden zu träufeln, die der Krieg schlägt; nur des Kriegsgottes scharfes Schwert in die Scheide zu bannen — das vermag kein in noch so menschenfreundlicher Absicht zusammenberufener Friedenskongreß.



Winter. Nach einer Zeichnung von Knut Hansen (Berlin)

Deutsche Herrensitze

II

Schloß Donaueschingen

Von

Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Böcker-Donaueschingen)

In der gesegneten Landschaft der Baar, dicht umlagert von den dunkeln Höhen des Schwarzwaldes, den zerklüfteten Kalkfelsen des schwäbischen Jura und dem vulkanischen Urgestein des Hegau, schmiegt sich an den nordwestlichen Hügelrand eines weiten Riedes die uralte alemannische Niederlassung „Esginga“, „Eschingen“, das heutige Donaueschingen. Esginga ist abgeleitet von dem Personennamen Esko, und dieser wahrscheinlich von dem althochdeutschen Worte „ask“, die Esche, der heilige Baum unsrer germanischen Vorfahren, dessen Verehrung in der Welteneschе Yggdrasil gipfelte und der nach der Vorstellung der alten Germanen Erde und Himmel trug. Die Ortsbezeichnung Esginga oder Eschingen ist in der Baar vielfach vertreten, und deshalb unterscheidet man die einzelnen Siedelungen unter der Bezeichnung Berg-, Ried-, Wut- und Donaueschingen.

In welcher frühen Zeitepoche sich innerhalb des sumpfigen Riedlandes, das ehedem die ersten Anfänge menschlicher Wohnsitze im heutigen Donaueschingen umschloß, die ersten Kolonisten seßhaft machten, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen, jedenfalls muß sie aber weit zurückreichen in jene dunkeln Tage, in denen man noch keine Geschichtsschreibung kannte; denn mehrfache Stein- oder Bronzefunde lassen auf ehemalige Pfahlbauten schließen, und in den umliegenden Torfmooren sind solche Pfahlbauten sogar direkt nachgewiesen worden. Daß aber wenigstens in der nachfolgenden Zeitperiode, als die keltischen Urbewohner durch germanische Stämme verdrängt wurden, eine alemannische Siedelung in Donaueschingen bestanden haben muß, geht aus zahlreichen Gräberfunden, die aus zum Teil noch gut erhaltenen Skeletten, Waffen und Schmucksachen bestehen und aus dem dritten bis siebenten Säkulum stammen, zweifellos hervor. So fand man beispielsweise gelegentlich einer Pionierarbeit während der Manöverübungen im Jahre 1894 ein Scramasax, das kurze, einschneidige Schwert der alten Franken und Alemannen. Endlich taucht aber auch eine alte Urkunde aus dem Jahre 889 auf, nach der König Arnulf von Kärnten verschiedene Güter zu Esginga an das Kloster Reichenau schenkte. Diese Schenkung gehörte, wie aus der Urkunde erhellt, bis dahin zur Dotation der benachbarten Scherragrafschaft, die der aus alemannischem Blut stammende Graf Adalbert der Erlauchte zu Lehen getragen hatte. Die erwähnte Urkunde König Arnulfs bezeichnet ferner den Ort Esginga als im Gau Bertoldsbaar gelegen. „Bertoldsbaar“ drückt aber so viel wie Amtsbezirk eines Grafen Bertold aus. Der Name Bertoldsbaar erhielt sich noch lange als Bezeichnung der umliegenden Landschaft, bis endlich im Laufe der Zeit der Eigenname verschwand und nur noch das Stammwort „Baar“ übrigblieb, das bis auf den heutigen Tag die dortige Gegend bezeichnet und der einstigen Landgrafschaft Fürstenberg ihre gebräuchliche Benennung verlieh.

Das Kloster Reichenau errichtete auf seiner neuen Pfründe einen sogenannten Kelnhof, das ist ein Hofgut, das in eigner Bewirtschaftung des Klosters stehen sollte; außerdem wurde aber ein Teil des Besitzes einem Vasallen des Klosters zu Lehen gegeben, der zum Schutze seines neuerworbenen Grundes und Bodens eine Ritterburg erbaute. Das Geschlecht derer von Blumberg war es ursprünglich, das im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf diesem Klosterlehen saß, bis dann im Jahre 1488, nach vorhergegangenem häufigen Wechsel der Besitzer, Schloß und Dorf Eschingen an die Witwe Barbara von Habsberg und ihre Söhne Ulrich und Diepold fiel, die später den gesamten Besitz, einschließlich des an sie verpfändeten Kelnhofes, für 5300 rheinische Gulden an die Grafen Heinrich und Wolfgang zu Fürstenberg verkauften. Fast 600 Jahre hatte sich das Kloster Reichenau den obersten Besitz der Schenkung König Arnulfs bewahrt, und über ein halbes Jahrtausend herrscht heute in Donaueschingen der Fürstenberger uraltes Grafengeschlecht. Doch was ist aus dem ursprünglichen Kelnhof im Laufe der Zeiten geworden! Unter der Aegide des landgräflichen Hauses Fürstenberg nahm Donaueschingen einen immer höheren Aufschwung. Schon Graf Wolfgangs Sohn, der Graf Friedrich, brach das alte Schloß, „ein guet herlich haus“, ab und errichtete

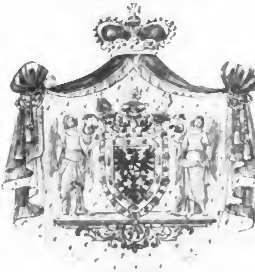


Schloß Donaueschingen, die Residenz des Fürsten zu Fürstenberg

einen Neubau, der jedoch erst unter seinem Nachfolger, dem Grafen Heinrich, vollendet wurde. Nach dem Ableben dieses glänzenden Sprossen des Fürstenberger Geschlechtes wurde sein Landbesitz, die Baar und die Herrschaft über Wald, in Ermanglung eines direkten Leibeserben, in gemeinsame Verwaltung der Heiligenberger und Kinzigtäler Linien genommen. Im Jahre 1620 fand dann die Teilung beider Linien statt, und der sogenannte Wartenberger Teil der Baar fiel zusammen mit Donaueschingen an die Heiligenberger Linie, die damals durch den bekannten General der Liga, den Grafen Jakob Ludwig, vertreten wurde. Ueber 150 Jahre blieb nun Schloß Donaueschingen die Residenz der gräflichen Linie des Hauses. Innerhalb der Regierung des Sohnes des Grafen Jakob Ludwig, des Grafen Franz Karl, brausten die verheerenden Stürme des Dreißigjährigen Krieges auch über die lachenden Fluren der Baar und schlugen der gottgesegneten Landschaft schwere Wunden, die nur langsam heilten. Im Jahre 1653 zog sich der Graf Franz Karl von der Regierung zurück, und der Besitz fiel dann an den Grafen Ferdinand Friedrich, den älteren Bruder der drei berühmten sogenannten Egoniten, Franz Egon, Hermann Egon und Wilhelm Egon. Auf Ferdinand Friedrich folgte sein Sohn, der Graf Max Joseph, der jedoch bereits im jugendlichen Alter von 25 Jahren bei der Belagerung von Philippsburg fiel und keine direkten Nachkommen hinterließ. Donaueschingen gelangte nun in den Besitz des Fürsten Egon Anton zu Fürstenberg-Heiligenberg, mit dem im Jahre 1716 die fürstliche Linie des Hauses erlosch und sich auf den gräflichen Zweig der Meßkircher und Stühlinger verpflanzte. Graf Joseph Wilhelm Ernst, der im Jahre 1716 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, ist der erste aus der Reihe der Stühlinger Regenten. Unter ihm erstrahlte das alte Geschlecht zu schimmerndem Glanze, Donaueschingen wurde durch Neubauten vielfach erweitert, zur fürstlichen Residenz erklärt, durch prächtigen Ausbau des Schlosses, Errichtung der katholischen Stadtkirche, Anlage des Archivs und der Bibliothek in seiner Bedeutung mächtig gehoben und durch das Aussterben der Meßkircher Linie der Mittelpunkt des reichsunmittelbaren Fürstentums der jetzt 37 Quadratmeilen umfassenden Fürstenbergischen Lande. Fürst Joseph Wilhelm Ernst erwarb dann noch das



Die dreihundertjährige Esche im Donaueschinger Park



Wappen der Fürsten zu Fürstenberg

reiche Waldsteinsche Erbe in Böhmen durch seine Heirat mit Maria Anna, der Tochter des Reichsgrafen Johann Joseph von Waldstein, und legte damit den Grundstein zu dem gewaltigen Reichtum und heutigen Ansehen des Hauses. Auf diese hervorragende Gestalt des glänzenden Dynastengeschlechtes folgte dann eine Reihe von Regenten, unter denen die Bedeutung des Fürstenberger Hauses stetig wuchs und erstarkte. Joseph Ernst Wilhelms Sohn, Fürst Joseph Wenzel, regierte von 1762 bis 1783, dann gelangte, von 1783 bis 1796, Fürst Joseph Maria Benedikt zur Herrschaft, hierauf Fürst Karl Joachim, von 1796 bis 1804, und an diesen reihte sich Karl Egon II., von 1804 bis 1854, unter dem 1806 die Auflösung des alten deutschen Reiches und die Mediatisierung der Fürstenbergischen Lande erfolgte, die seit dieser Zeit unter badischer Staatshoheit stehen. Von 1854 bis 1892 und 1892 bis 1896 regierten dann die Fürsten Karl Egon III. und Karl Egon IV., die Vorläufer des heutigen Herrn auf Donaueschingen, des Fürsten Maximilian Egon zu Fürstenberg, der seit 1889 mit der Gräfin Irma von Schönborn-Buchheim vermählt ist. Der jetzige Fürst, der durch seine Stellung als Major à la suite der Königlich preußischen Armee und als k. k. Rittmeister in der Evidenz des 5. Landwehr-Ulanenregiments in seiner Person die unter Nichtsouveränen einzig dastehende Erscheinung der Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Armeen aufweist, ist außerdem noch Ritter des österreichischen Ordens vom Goldenen Vließ und wurde erst kürzlich von Kaiser Wilhelm durch die Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler ausgezeichnet. Gleich seinem unmittelbaren Vorgänger, dem Fürsten Karl Egon IV., ist auch der heutige Chef des Fürstenbergischen Hauses unablässig um die Verschönerung seines prächtigen Besitzes und die sorgfältige Verwaltung seiner umfangreichen Herrschaften im schwäbischen Hausgut und auf den böhmischen Domänen bemüht. —

Schloß Donaueschingen, die fürstliche Residenz, hat von seinen ersten Anfängen, von denen man Kunde hat, heute nichts mehr bewahrt. Der schon erwähnte Bau des Grafen Friedrich, der sich als westlicher Flügel an das jetzige Schloß anlehnte, brannte im Jahre 1821 vollständig nieder.



Maximilian Egon Fürst zu Fürstenberg



Irma Fürstin zu Fürstenberg,
geb. Gräfin von Schönborn-Buchheim

Das letztere, zu dem im Jahre 1722 der Grundstein gelegt wurde und das eine Schöpfung des Fürsten Joseph Wilhelm Ernst gewesen war, zeigte sich in der ersten Zeit nach seinem Entstehen als ein schlichter, prunkloser Bau und beherbergte in seinen Räumen auch die verschiedenen fürstlichen Behörden. Da endlich unternahm der Fürst Karl Egon IV. im Jahre 1893 nach den Plänen des Wiener Architekten Bauqué einen vollständigen Um- und Ausbau des Schlosses und schuf damit jenen stolzen und prächtigen Herrensitz, wie er sich heute den Blicken darbietet, und der unstreitig zu dem Schönsten gerechnet werden darf, was das weite deutsche Land an imposanten und stilgerechten Schloßbauten aufzuweisen vermag. —



1. Prinz Friedrich Eduard Egon; 2. Prinz Max Egon; 3. Prinzessin Anna; 4. Prinzessin Leontine; 5. Erbprinz Karl Egon

Die fünf Kinder des fürstlichen Paares an der Donauquelle

Drei Tage weilte ich als Gast des liebenswürdigen Fürsten Max Egon und seiner hohen Gemahlin, der Fürstin Irma, in den schönen Räumen des Donaueschinger Schlosses. Wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" mutet mich noch jetzt die Erinnerung an jenen herrlichen Fleck deutscher Erde an, und fast bangt mir vor der Aufgabe, in dem engbegrenzten Rahmen meiner heutigen Schilderung auch nur das Schönste des Schönen dem Leser in Wort und Bild vorzuführen.

Schon der äußere Anblick der massig aufstrebenden Mauern mit ihrer mächtigen Mittelfassade, harmonisch unterbrochen durch den prächtigen Balkon, den beiden Seitenrisalits und überwölbt durch den gewaltigen Kuppelbau, erweckt das Entzücken des Beschauers.

Doch tritt man dann durch das hohe Portal in das gobelingeschmückte Treppenhaus und in die im ersten Stock gelegene Halle, so umfängt einen ringsum der Zauber einer gediegenen, wahrhaft fürstlichen Prachtentfaltung. Kunstschätze aller Art fesseln sofort das Auge, und bewundernd ruht der Blick unter andern auf den kostbaren Gobelins altfranzösischer Arbeit, des sogenannten „Genre Berrin". Doch weiter schweift das Auge und haftet dann auf dem für die Familie Strozzi im Jahre 1520 in Florenz angefertigten Thron, der eine ganz hervorragende Leistung des Kunstgewerbes aus dem sechzehnten Jahrhundert darstellt. Ein darüber befindlicher Gobelin weist die eingewebte Jahreszahl 1576 auf, ist geschmückt mit dem Fuggerschen Wappen und stellt Szenen aus der Geschichte Absaloms dar. Weit älter noch ist der gestickte Teppich, der den Tod Mariens versinnbildlicht und dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts angehört. Zwei große Marmorbüsten,



Der große Saal



Die große Halle im Schloß Donaueschingen

die Großherzoge von Toskana, Ferdinand II. und Cosimo III. darstellend, verdienen gleichfalls besondere Erwähnung; doch die Pièce de résistance in diesem Raume ist unstreitig der große offene Kamin, der aus den Resten eines altitalienischen Tores zu Florenz hergestellt ist. Eine Anzahl von äußerst wertvollen Wandteppichen und die in einem Glasschranke untergebrachte kostbare und originelle Uhrensammlung des Fürsten Karl Egon II., die einzelne sehr seltene Stücke enthält, vervollständigen dann die Sehenswürdigkeiten der weiten Halle.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle die vielen Räume des Schlosses und deren Einrichtung einzeln schildern, ich wüßte auch nicht, welchem der prächtigen Gemächer ich den Vorzug erteilen sollte, und beschränke mich daher nur noch auf eine kurze Erwähnung der prachtvollen Wandteppiche des großen Saals und der ebenso schönen Tapisserien im Speisezimmer der fürstlichen Familie. Auch das wertvolle Altwiener Porzellan im sogenannten Kupferzimmer verdient noch eingehendere Beachtung. Von den Interieurs selbst wären dann noch die Kaiserzimmer nennenswert, die der Kaiser bei seinen fast alljährlichen Besuchen auf Donaueschingen bewohnt, ferner die im zweiten Stockwerk gelegene Fremdenhalle, die ausschließlich den Gästen des Schlosses zur Benutzung dient und so ziemlich alles an Spielen und Zerstreuungen bietet, was das Herz des verwöhnten Mitteleuropäers nur immer wünschen kann.

Schloß Donaueschingen ist umrahmt von einem weit ausgedehnten, sorgfältig instand gehaltenen Parke, der mit seinen vielen mit stolzen Schwänen bevölkerten Teichen und silbernen Wasseradern, seinen dunkeln Baumgruppen, grünen Wiesenmatten und geschickt gewählten Durchblicken zu genußreichen Spaziergängen einladet. Durch eine Lichtung des Parkes schweift der Blick bis nach dem nahen Fürstenberg, auf dem einst die Stammburg der Fürstenberger, der Firstenberg (abgeleitet von „First"), sich erhob. Doch auch mancherlei Standbilder und allegorische Darstellungen hemmen den Schritt des Wanderers beim Weiterschreiten und laden zur näheren Besichtigung ein. So muß von den letzteren in erster Linie der unmittelbar rechts vom Schloß befindlichen Donauquelle gedacht werden. Ein kreisrundes Bassin mit kristallklarem Wasser, von einem schönen Eisengitter eingefaßt, zeigt jene Stätte, von der aus Europas zweitgrößter Strom seinen Weg durch die Lande bis in das ferne Schwarze Meer nimmt. Von dem dunkeln Grün der Bäume des Hintergrundes sich blendend weiß abhebend, überragt das Bassin eine von Adolf Heers Meisterhand modellierte prächtige Marmorgruppe, die eine ernste Frauengestalt, „die Landschaft Baar", darstellt, die ihrer jugendlichen, noch zaghaften Tochter, der Donau, den Weg nach dem fernen Osten weist. In der Nähe des fürstlichen Schwimmbades, weiter im Park, befindet sich übrigens noch eine zweite derartige allegorische Gruppe, ein Werk



Blick in den zu den Kaiserzimmern gehörigen Salon



Fremdenhalle

des Bildhauers Reich: „Die junge Donau als Kind im Schoße der Baar". Und noch eine dritte Versinnbildlichung der Donau erhebt sich als eine riesige Sandsteingruppe, als Kolossalfigur der „Danubia", flankiert von den Gestalten der Brieg und der Breg, auf einer Insel inmitten des großen Schwanenweihers.

Das kleine Bächlein aber, das aus dem Bassin der Donauquelle fließt, ergießt sich aus einer durch den jetzigen Fürsten stilvoll angelegten felsigen Mündung direkt in die Briegach, und genau von dieser Stelle an verwandelt sich die Briegach in die Donau. Wohl kennt man in der ganzen Baar den landläufigen Spruch: „Die Brieg und die Breg bringen die Donau zu Weg'"; doch führte seit Menschengedenken keiner der beiden Quellflüsse Briegach und Bregach die Bezeichnung „Donau", erst der nimmer versiegenden Quelle des Donaueschinger Parkes war es vorbehalten, dem mächtigen, Länder und Völker durchflutenden Strome seinen stolzen Namen zu verleihen.

Nicht weit von der Donauquelle entfernt erhebt sich das große, von dem Fürsten Karl Egon umgebaute Gewächshaus mit seinem Wintergarten, das neben einem reichen Bestande an Kamelien, Rhododendren und Baumfarren auch die so seltene Doryanthus Palmeri enthält. Sehr bemerkenswert ist in dem Blumengarten unmittelbar vor dem Gewächshaus eine uralte, dreihundertjährige Esche, bei der man fast auf den Gedanken gerät, dieselbe als Wahrzeichen Donaueschingens zu betrachten, dessen Name ja, wie eingangs erwähnt, zum Teil von dem Wort „ask", die Esche, abgeleitet wird. Geradezu überwältigend wirkt der Eindruck dieses Riesenbaumes, unwillkürlich ersteht vor dem geistigen Auge Yggdrasil, die Weltesche unsrer germanischen Vorfahren, und fast ist man versucht, zwischen den knorrigen Wurzeln des gigantischen, 5 Meter



Schwanenteich im Schloßpark

umfassenden Stammes nach den Nornen zu spähen und oben in seiner mächtigen Krone den Adler des Lebens zu suchen.

Außer dieser gewaltigen Esche weist der Garten noch eine $5^1/_2$ Meter hohe Blaufichte, einen 13 Meter hohen Riesenlebensbaum und eine fast ebenso umfangreiche Nutkazypresse auf.

Dicht vor dem Schloß stehen übrigens noch in dem schönen großen Blumenparterre eine Anzahl kugelförmiger Lebensbäume, die durch ihre bedeutenden Dimensionen und ihr hohes Alter gleichfalls eine große Seltenheit darstellen.

In dem sogenannten Kulturgarten wäre dann noch außer einer im großen Stile angelegten Gemüse- und Ananaszucht eine der reichhaltigsten Orchideensammlungen nennenswert. Durch die musterhaft instand gehaltenen Wirtschaftsgebäude und jene der farbenschillernden Flora angehörende Welt machte übrigens mein liebenswürdiger Gastgeber, der Fürst, persönlich den Führer, und vergebens bemühte ich mich, durch allerlei Stichfragen an meinen freundlichen Begleiter doch vielleicht etwas zu ersinnen, was auf Donaueschingen nicht vorhanden sei; aber bald gab ich das ungleiche Spiel auf; denn auf alle meine Fragen antwortete der Fürst mit heiterem Lächeln, und der Richtung seiner Hand folgend, entdeckte ich immer und immer wieder das scheinbar Vermißte. —

In nächster Umgebung des Schlosses befindet sich auch der geräumige, prächtig eingerichtete, an seiner Ostfront mit einer Turnierszene geschmückte fürstliche Marstall mit seinem etwa ein halbes Hundert zählenden Bestande edler Reit- und Wagenpferde, der sehenswerten Sattelkammer und der Wagen- und Schlittenremise. Durch einen gedeckten Gang steht dieser Marstall mit der durch den Fürsten Karl Egon III. neuerbauten großen Reithalle in Verbindung. Eine herrschaftliche Loge, eine Musikbühne, kunstvolle Reliefs und wappengezierte Wände stempeln diesen Raum förmlich zu einem Festsaal. Man könnte die lieben Pferdchen um dieses schöne stolze Heim fast beneiden.

Sehr interessant ist unter den vielen Anziehungspunkten, die Donaueschingen aufweist, auch die fürstliche Brauerei, die bekanntlich in diesem Sommer ihr zweihundertjähriges Jubiläum feierte und sich aus kleinsten Anfängen mit der Zeit zu einem Großbetrieb im modernsten Sinne des Wortes herausgebildet hat. Geradezu eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges ist die neue Sudhausanlage, die in den Jahren 1903 und 1904 durch ihre maschinellen Einrichtungen auf den vollkommensten Grad der heutigen Technik erhoben wurde. Kaiser Wilhelm II., der dem „Fürstenberg-Bräu“ bekanntlich die Bezeichnung „Tafelgetränk Seiner Majestät des Kaisers“ verliehen hat, besuchte gelegentlich seines letzten Verweilens auf Schloß Donaueschingen in Begleitung der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise die Räume der Brauerei und sprach sich in der anerkennendsten Weise über die gesamte Betriebseinrichtung aus.

Eine der Hauptsehenswürdigkeiten aber im unerschöpflichen Born der Donaueschinger Herrlichkeiten bilden die im sogenannten Karlsbau untergebrachten Fürstenbergischen Sammlungen. Es ist mir leider unmöglich, alle diese reichen Kunst- und Naturschätze, die sich in der Gemäldegalerie, in der antiquarischen und ethnologischen Sammlung, der Naturaliensammlung und derjenigen der Gipsabgüsse dort aufstapeln, einzeln zu schildern, denn jede dieser Sammlungen würde einen Artikel für sich allein beanspruchen. Nur so viel sei gesagt, daß der Schöpfer dieser Sammlungen, der Fürst Karl Egon III., sich mit dieser Stätte der Kunst und Wissenschaft ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Doch mit den Sammlungen im Schoße des Karlsbaus ist der Reichtum der Donaueschinger Museen noch lange nicht erschöpft, verschiedene andre Gebäude beherbergen noch die aus etwa 135000 Druckbänden, 500 Inkunabeln und 1325 Handschriften — darunter das aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Nibelungenlied und der Parzival — bestehende fürstliche Bibliothek, das 80000 Stück wertvolle Kupferstiche, Radierungen, Holzschnitte, Lithographien und Photographien enthaltende Kupferstichkabinett und das 45000 sorgfältig geordnete Exemplare bergende Münzkabinett. Das feuersichere fürstliche Archiv und die imposante Waffensammlung mit ihrer reichen Auswahl an Kriegs- und Jagdgeräten aller Art mögen den Reigen der Donaueschinger Sehenswürdigkeiten beschließen.

Unvergeßlich werden die drei Tage, die ich als Gast des fürstlichen Paares auf Schloß Donaueschingen zubringen durfte, in meiner Erinnerung haften; denn neben all dem Schönen und Großartigen weht durch die glanzvollen Räume dieses einzig schönen Schlosses auch der Hauch vornehmer Behaglichkeit und herzlichster Gastfreundschaft. Fürst Max Egon zu Fürstenberg, der mit seiner hohen Gemahlin und seinen fünf Kindern, dem Erbprinzen Karl Egon, den Prinzessinnen Leontine und Anna und den Prinzen Maximilian Egon und Friedrich Eduard Egon, dem jüngsten Sprossen des uralten Fürstenberger Stammes, gern und viel auf seinem wundervollen Herrensitz im schönen Schwabenlande weilt, ist unablässig bemüht, seinen Gästen bleibende Eindrücke von ihrem Aufenthalt auf Donaueschingen mitzugeben. Heiter und freundlich übernimmt er oft selbst die Führung in Schloß und Park und zeigt seinen Gästen mit berechtigtem Stolz alle die zahllosen Verbesserungen und Verschönerungen, die er selbst mit erfinderischem Geiste erdacht und ausgeführt hat. Auch mir wurde die Gunst zuteil, an seiner Seite das ganze Schloß zu durchwandern und dessen sinnreiche und eminent praktische Einrichtungen kennen zu lernen, und nur ungern schied ich am Morgen des vierten Tages aus der gesegneten Baar und ihrem zauberischen Schlosse, von dessen Kuppel mir die wehende Flagge der Fürstenberger, der rote Aar im goldenen Felde, die letzten Scheidegrüße nachsandte.

Das Schuppentier mit den Zähnen im Magen

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Wir Kulturmenschen stehen heute in einem seltsamen Zwist. Die Bedingungen unsers Kulturlebens scheinen Krieg zu führen mit einem unsrer Organe: sie vertragen sich immer weniger mit unsern Zähnen. Ich hoffe, das sind nur vorübergehende schlechte Bedingungen, die eine geläuterte Kultur wieder abstreift. Aber manchmal, wenn ich gerade Zahnschmerzen habe, grüble ich pessimistisch, ob es nicht besser wäre, wir Menschen entwickelten von Anfang an gar keine Zähne mehr: wir trügen von Kindertagen an alle miteinander falsche Gebisse und hätten keine Zahnschmerzen.

Wenn ich aber so fruchtlos spintisiere mit der großen Entschuldigung für barocke Gedanken, wie sie in der Existenz von Zahnschmerzen liegt, dann weilt mein Auge wohl mit stillem Neid auf einem der wunderlichsten Gäste meines Arbeitszimmers, dem großen ausgestopften Schuppentier aus dem tropischen Afrika. Es gleicht einem riesigen braunen Tannenzapfen, unter den vier kleine schwarze Krallenbeinchen gestellt sind und an dessen einer Ecke unter den aufblätternden Schuppen ein verschmitztes schwarzes Köpfchen mit winzigen Augenperlchen lugt. Es ist aber ein Säugetier, und das ist allerdings eigentlich das größte Kunststück dabei. Als Säugetier trägt es doch das steinharte, dachziegelartig geordnete Schuppenkleid einer Eidechse, und es zeigt damit, allerdings fest angewachsen, etwas wie ein moderner Mensch, der sich noch einmal als Pfahlbauer maskiert. Im Sinne der Entwicklungslehre kann ja keinerlei Zweifel sein, daß in grauen Urwelttagen sämtliche Säugetiere einmal Schuppen gehabt haben: sie waren nämlich damals selber noch reptilienähnliche Geschöpfe mit dem Panzer des Sauriers. Erst als sich ihr echter Charakter als Wesen, die ihre Jungen säugten, vom älteren und niederen Tierstamm endgültig trennte, da streiften sie auch die Schuppenhülle ab wie der verzauberte Prinz des Märchens, der aus dem Nix sich wieder verwandelt. An die Stelle der Schuppen setzten sich bei ihnen die Haare — der Pelz, an dem man heute so leicht einen Hasen oder Fuchs von einer Eidechse unterscheidet. Aber wie alles langsam in der Natur geht, so verlor sich die ursprüngliche Gabe, Schuppen zu treiben, auch nicht mit einem Schlage. Der große Ameisenbär trägt noch heute schwarze Hornschuppen auf seinem Buschschwanz, gewisse afrikanische Flugnager (Anomaluriden) haben zwei Schuppenreihen unter dem Schwanz, der Biberschwanz ist beschuppt, und selbst aus der Stellung der Haare bei vielen echten Haarsäugetieren läßt sich oft noch herauslesen, daß diese Haare ursprünglich hinter Schuppen gestanden haben müssen. Das Schuppentier ist heute noch in diesem Punkte das wahre Eidechsensäugetier: ihm prangt die Schuppe noch als solidester Panzer auf Kopf, Rücken, Schwanz bis auf die Beine herunter, und wenn es sich mit untergeschlagenem Schwanz einrollt, fast wie ein Igel, dann erfreut es sich noch heute beinahe vollkommen des alten Schutzes der „Unverletzlichkeit“, auf den die Saurier pochten. Es ist ein grauer Sonderling, dieses Schuppentier. Keiner weiß um seine Herkunft, um seine richtige Stelle im Säugersystem. Lange galt es für einen engen Genossen der Faultiere, Gürteltiere und Ameisenbären Amerikas, obwohl es nur in Afrika und Südasien lebt. Das hat sich eines Tages als Irrtum herausgestellt. Auch mit einem Landsmann in Afrika, der eine ähnliche Lebensweise führt, dem sogenannten Erdferkel, konnte es auf die Dauer nicht die gleiche Systemnummer teilen. So steht es jetzt ganz isoliert, bildet eine Säugerordnung für sich. Gewisse anatomische Details bei der Entwicklung im Mutterleibe gemahnen gar an die Pferde. Auf Java lebte in fernen Tagen, als der berühmte Pithekanthropus dort noch umging, eine riesige Art. Einige Sorten laufen aufrecht auf den Hinterbeinen, mit dem Panzerschwanz in steiler Balance. Kurz, ein Geschlecht der Rätsel und unverstandenen Zeichen für uns. Aber die große leidige Gemeinde derer, so Zahnschmerzen haben, gehabt haben oder sicherlich noch haben werden, mag dieses Schuppentier wohl zu ihrem Patron erwählen.

Denn es hat in seinen Kiefern zeitlebens auch nicht einen einzigen Zahn — ein lebenslänglicher Mümmler, als solle er durch diesen Greisenzug bestraft werden für seine Wiederherstellung des alten Greisenhabits der beschuppten Vorfahren. Nicht einmal Milchzähne entwickelt es. Ganz früh, noch als Embryo, legt es einmal flüchtig etwas an wie eine schwache Leiste mit einer zahnartigen Anschwellung unten; aber auch das wird noch vor der Geburt wieder abgeschafft. Die schwache Andeutung genügt aber, uns zu beweisen, daß auch seine Ahnen ein Gebiß besaßen. Alle ältesten Säuger haben ganz offenbar Zähne im Maul gehabt. Wer als Säuger nachmals keine besaß und besitzt, der hat sie eben tatsächlich bei sich wieder — abgeschafft. Wo der Natur in Urweltstagen hübsch die nötige Zeit gelassen war, da ist ihr solches Abschaffen wiederholt vollkommen glatt geglückt. Von den Vögeln wissen wir genau, daß ihr zahnloser Schnabel erst durch Wiederabschaffen der Zähne erworben

worden ist: die ältesten Vögel aus der Jura- und Kreidezeit trugen richtige Eidechsenzähne in ihren Kiefern. Von den Schildkröten, die heute ebenfalls alle zahnlos sind, haben wir erst neuerdings durch einen vorweltlichen Rest gelernt, daß auch ihre Altvordern ein tüchtiges Gebiß besaßen. Bei den zahnlosen Walfischen, die ihre Nahrung mit Hilfe verhornter Gaumenrippen, der sogenannten Barten (Fischbein), aus dem Wasser sieben, zeigt das noch ungeborene Junge ein ganz gutes kleines Gebiß, das aber wieder verschwindet, ehe es benutzt werden kann, und auch das wird mit Recht als ein gerade noch einmal auftauchendes Erbe bezahnter Ahnen gedeutet. So viel aber ist auch sicher, daß das Abschaffen eines an und für sich so nützlichen Organs wie der Zähne nur geschah, wenn ein ganz bestimmter Zweck vorlag. Schon bei den bezahnten Tieren sehen wir das Gebiß sich nach der Nahrung richten. Das Nagetier legt das Hauptgewicht auf die Schneidezähne, das Raubtier auf die Gegend der Eckzähne, der Wiederkäuer auf die Backzähne. Ein kleines Beuteltier Australiens, der Tarsipes, hat sich wie ein Kolibri an das Honigsaugen aus Blüten gewöhnt, und es hat entsprechend seine jetzt überflüssigen Backzähne nahezu abgeschafft. So fragen wir also auch bei unserm Mümmler, dem Schuppentier, nach seinem Küchenzettel und hören, daß er ganz einseitig lautet: Ameisen. Um einem oft mehr als meterlangen Gesellen die nötige Fülle zu schaffen, bedeutet das aber natürlich: viele Ameisen. Nun finden sich ja Ameisen (oder, was ich hier zusammenfasse, obwohl es systematisch sehr davon verschiedene Insekten sind, Termiten) meist in so genügenden Massen beisammen, daß man dem Schlemmer an dieser Tafel bloß einen Löffel wünschen möchte, um etwas rascher zum Ziel zu kommen. Diesen Löffel besitzt das Schuppentier. Seine riesige, wurmförmige Zunge wird durch ebenso kolossale Speicheldrüsen in eine beständig klebende Leimrute verwandelt, die aus dem Gewimmel des Ameisenhaufens mit jedem Eintauchen ganze Geschwader Insassen herausklebt und entführt. Freilich läßt sich bei dieser summarischen Prozedur nicht vermeiden, daß auch eine erkleckliche Masse Sand und Erdkrume mit kleben bleiben, und da auch die Ameisenleiber selbst vermöge ihrer lederharten Chitinhaut kein ohne weiteres mundlicher Bissen sind, so meint man unwillkürlich bei dem Anblick schon die Zähne knirschen zu hören. Gerade diese Zähne fehlen aber vollständig, und so geht die ganze Fracht, Leimrute um Leimrute, ungekaut in den Magen hinunter, der Sand unbesehen mit, eine wahre Schreckvorstellung für Indigestionen nach jedem Diner.

Indessen es ist um Zähne ein seltsames Ding. Wir denken bei einem Gebiß immer an einen Apparat, der auf den Kiefern sitzt. Jeder grüne Frosch straft uns aber Lügen, denn er hat auch Zähne auf dem Gaumen. Bei den Fischen gibt es kaum einen Fleck in der Mundhöhle, der nicht von Zähnen starren könnte. Die Schnecken tragen ihre Zähne auf der Zunge. Warum soll nicht der ganze Kauapparat auch einmal über den Schlund hinabrutschen, warum soll nicht der Magen selber Zähne entwickeln? Der Magen schwebt uns ja in erster Linie mit Recht vor bloß als eine Art Apotheke, wo chemisch destilliert und verarbeitet wird. Aber zur Apotheke gehören auch mechanische Hilfsmittel: Messer, Hacken, eine Kräuterpresse. Wir erinnern uns an die lebhaften Bewegungen des Darmes. Warum sollte der Magen nicht nötigenfalls auch pressen, zermalmen, zerschneiden können? So sehen wir in der Tat bei den Vögeln, insbesondere den körnerfressenden, die Magenapotheke regelrecht in zwei Kammern geteilt: in der ersten wird nur destilliert, in der zweiten dagegen wird gepreßt. In seiner stärksten Form ist dieses Preßkämmerlein eine einzige solide Mühle, deren Reibsteine die verhärteten Magenwände selbst bilden. Und diese Mühle ist nötig, denn auch diese Vögel haben ja heute alle ihr Gebiß verloren, sie schlucken gleich, ohne zu kauen. So muß der Magen erst mahlen. Das Schuppentier aber ist hier noch ein ganzes Stück Weges weitergegangen. Wenn man seinen Magen öffnet, so steht man vor einem der größten Wunder im ganzen Säugetierbereich. Man steht vor dem Magen, der mit Zähnen beißt.

Der Magen des Schuppentieres hat nur einen einzigen Apothekenraum, in dem aber alle Werkzeuge vollzählig beisammen sind. Tritt die Fracht aus harten Ameisenleibern und Sandkörnern durch die Speisepforte in diesen Raum, so stehen ihr auch hier nicht weiche Zellwände gegenüber, sondern harte Mauern aus Hornmasse, geeignet, einen energischen Widerstand auszuhalten und auszuüben. Aus ein paar großen Destillierflaschen fließt zersetzende Flüssigkeit. Im Hintergrunde des Raumes aber, dort, wo die absteigende Treppe sich öffnet, bilden die beiden Wände in engem Korridor eine doppelte Säge, deren Zacken scharf gegeneinander arbeiten, aus Hornzähnen. Gewaltige Muskeln setzen diesen Apparat, der im kleinen an das schreckliche Folterinstrument der mit gekreuzten Schwertern erfüllten „eisernen Jungfrau" erinnert, in Bewegung. Er kaut mit seinen beiden Zahnreihen — zerkaut auch die härtesten Chitinpanzer der ganz verschluckten Ameisenleiber klein wie das beste Gebiß. Behaglich ruht das Schuppentier im Verdauungsdusel, sein zahnloses Schnäuzchen regt sich nicht oder mümmelt nur einmal greisenhaft. Tief drinnen aber unter dem Schuppenpanzer beißt und kaut der Magen an den verschluckten Brocken mit seinem Magengebiß, knackt die harten Nüsse der Ameisenleiber und reibt sie mit dem Sand zu Pulver und Brei, daß der Darm sie ohne jede ernste Indigestionsbeschwerde verwerten kann. So hat dieses Schuppentier, als es auf Grund irgendeiner besonderen Erbanhänglichkeit gerade das alte abgeschaffte Saurierkleid aus harten Hornschuppen noch einmal bei sich äußerlich bevorzugte wie vorgesuchten Altväterkram, doch zugleich in seinem Innern diese Hornschuppenbildung zu einer kühnen Neuerung verwertet, die zu den seltsamsten Spezialerfindungen im ganzen Wirbeltierbereich gehörte.

Hier taucht mir freilich jetzt das Bild für mich armen Patienten auf: wenn unsre Zahnschmerzen nun im Magen säßen? Mir ist heute wirklich nicht zu helfen.



Heimweg vom Friedhof (Motiv aus Friesland). Nach dem Gemälde von Ludwig Dettmann (Königsberg)



Ein rasches Ende

Von

Adolf Schmitthenner

Die Unterhaltung, die in französischer Sprache geführt wurde, war lebhaft geworden. Man hörte besonders zwei Stimmen heraus: eine dünne, haarscharfe, die wie ein Pfeil durch die Wolke drang, zu der sich die verschiedenen Töne zusammenballten, und eine hastig polternde, die von jener Rücksichtslosigkeit zeugte, zu der Selbstbewußtsein und Weingenuß fröhlich zusammengewirkt haben.

Gewöhnlich reigten die beiden Stimmen zu gleicher Zeit; war dies einmal nicht der Fall, so hatten sie sich nicht etwa ordnungsmäßig abgelöst, sondern die eine von ihnen hatte nach eignem Gutdünken eine Pause in ihrem Solotanze gemacht. Der Besitzer der polternden Stimme pflegte in dieser Pause zu trinken. So war es in dem Augenblick, wo unsre Geschichte anhebt: die dünne, haarscharfe lief wie ein Eisenfaden von der Spule, die andre pausierte, derweil ihr Eigentümer trank.

Oberst Meribod strich sich lächelnd die Wange und sagte zu Hermine, indem er die Lippen vertraulich ihrem rosigen Ohre näherte:

„Sehen Sie unsern Major! Er hat heute früh seine Epauletten gegen einen kaiserlichen Gamaschenknopf gewettet, daß das Wasser der Garonne mehr Feuer habe als der beste Wein Ihres Landes, und jetzt läßt er's geschehen, daß der Auditeur die Ueberrumpelung von Mainz erzählt. Diese Geschichte ist sonst sein Vorrecht, denn er ist dabei gewesen."

„In einem Heuwagen?" fragte das schöne Mädchen.

„Nein, ich glaube, es war etwas andres darinnen," erwiderte der Offizier leichthin.

Seine Augen verloren für einen Augenblick ihren heiteren Glanz; sie streiften mit forschendem Blick das Angesicht der Nachbarin.

Dann fuhr er fort: „Uebrigens versteht Tapferkeit zu halten, was List gewonnen hat. Die Preußen geben die Belagerung auf."

„Wer sagt das?" fragte Hermine schnell, und führte das Glas an die Lippen.

„Frankfurter Meßjuden haben die Nachricht ausgesprengt. Diese Leute haben sich bis jetzt als die zuverlässigsten Wetterpropheten bewährt."

„Wer hat die Kunde hierher gebracht?"

„Dort der Freund Ihres Vetters und Verlobten. — Ich weiß nicht, welche dieser Bezeichnungen Sie lieber hören, darum gebrauche ich beide."

Der Oberst rieb sich behaglich das Kinn, denn er hatte sich gerächt.

Hermine erwiderte durch ein hochmütiges Zucken ihrer Oberlippe. Sie hatte sich bisher nach vornen gebeugt; jetzt richtete sie sich hoch auf, so daß der Oberst neben ihr klein erschien. Ihre Augen schauten an das Ende der Tafel, wo ein hochgewachsener Jüngling zwischen einem Leutnant und dem Kaplan des Dorfes saß. Er mußte gerade etwas Lustiges erzählt haben, denn der Priester, Tränen lachend, hielt ihm das Glas entgegen, und der Offizier wiederholte, zur Decke aufblickend, die Pointe der Geschichte. Der Jüngling stieß mit seinem linken Nachbar an, sein Blick aber glitt über die Tonsur hinweg und blitzte in Herminens Augen hinein.

„Kennen Sie den Freund Ihres Verlobten und Vetters?" fragte Meribod.

„Gewiß," erwiderte Hermine. „Im vorigen Jahre war er Bernhards Gast auf dem Wasserschlosse drüben, bei den Herbstjagden."

„Wissen Sie, weshalb Ihr Vetter und Verlobter — Sie sehen, ich wechsle in der Reihenfolge ab —"

Hermine machte eine spöttische Grimasse.

„Was wollen Sie wissen?" fragte sie scharf.

„Weshalb sich die beiden überworfen haben?"

„Hat er Ihnen das gesagt?" fuhr das Mädchen auf, und ein zorniger Blick schoß über die linke Achsel und traf ihren andern Nachbarn, der gerade das Glas hob und darüber des eigentümlichen Grußes seiner schönen Braut nicht gewahr wurde.

Dann biß sich Hermine auf die Lippen und sagte in gleichgültigem Tone:

„Es war nichts, eine Kinderei. Sie sehen ja, sie sind wieder Freunde."

In der Tat trank Bernhard soeben dem Studenten zu. Dieser dankte mit den Augen, erhob sich und klopfte mit dem Messer an das Glas. Alle schauten ihn an. Der Kaplan und der Leutnant nickten sich vergnügt zu in Erwartung von etwas Lustigem.

„Meine Damen und Herren! Seit einer Stunde ist die Brust meines Freundes mit der Schärpe geschmückt, welche die Freiheit der Völker und die Brüderlichkeit der Menschen bedeutet. Möge die Trikolore bald wieder auf der Höhe des Schwarzwaldes wehen, von der sie ein widriges Geschick herabgestürzt hat. Möge ihr himmlisches Rauschen bald alle Nachteulen diesseits des Rheins verscheucht haben! Auf den Sieg Ihrer glorreichen Waffen, meine Herren!"

Allgemeiner Jubel folgte dem Trinkspruch. Herminens Eltern stießen unter verbindlichen Verbeugungen mit den Offizieren an, die in ihrer Nähe saßen. Bernhard ging unsicheren Schrittes auf den Redner zu und rief mit aufgeregter Stimme: „Bruderherz, wie hab' ich dich verkannt!" Dann machte er mit seinem Glase die Runde, indem er mit jedem anstieß.

Als er wieder an Herminens Seite kam, sagte er: „Dein Glas ist ja noch unberührt! Du bist auch der einzige Mensch, der mir nicht Glück gewünscht hat."

Hermine machte einen spöttischen Knicks.

„Bernhard von Walldorf, im Auftrag der französischen Republik Bürgerkommissär in den besetzten markgräflichen Landen, ich trinke darauf, daß es mit deiner Herrlichkeit in vierzehn Tagen aus sei."

„Hermine!" rief Bernhard zornig.

„Gehört nicht auch die Beaufsichtigung der Uebelgesinnten zu deinem Amte?" fuhr Hermine mit geröteten Wangen fort. „Welch eine Gelegenheit, deine republikanische Tugend an den Tag zu legen! Laß doch deine Braut als Verdächtige nach Straßburg führen, du neuer Brutus, du!"

In diesem Augenblick spürte Hermine, wie jemand ihre herabhängende linke Hand hastig drückte. Entrüstet schaute sie um. Der Freund ihres Bräutigams war an ihr vorübergegangen, Arm in Arm mit seinem Tischnachbarn, dem jungen Offizier.

Sie hatte die Unterredung mit Bernhard in deutscher Sprache geführt, und sie war dessen gewiß, daß keiner der fremden Gäste sie verstanden habe, denn in den fünf Tagen, die vergangen waren, seitdem sich die just aus Frankreich kommenden Offiziere als Quartiergäste in ihr Elternhaus und in das Wasserschloß gelegt hatten, hatte sich Hermine durch kluges Prüfen und Erproben davon überzeugt, daß auch nicht einer von diesen Stockfranzosen einen deutschen Satz verstehen konnte.

Nachdenklich schaute sie vor sich nieder; dann wanderte ihr Blick durch den Saal und blieb eine kurze Weile wie fragend auf Max Burg haften, der soeben wieder unter heiterem Geplauder mit dem Leutnant am Tische Platz nahm.

Bernhard war von dem Auditeur ins Gespräch gezogen worden.

„Wenn wir ihn kriegen, hängen wir ihn, lieber Bürgerkommissär," rief der Auditeur mit seiner schrillen Stimme.

„Wenn ich ihn kriege, schenke ich ihm die Kugel," sagte Meribod vor sich hin.

„Was? Die Kugel?" kreischte der Auditeur. „Entweder der Strick oder die Guillotine! — Dieser Räuber!"

Der Oberst erwiderte ruhig:

„Und ich sage, bei meiner Ehre, wenn er in meine Hand fällt, schenke ich ihm die Kugel, denn er ist ein Held."

„Das ist er!" rief der Major. „Der Ueberfall unsrer Pulverkolonne bei Dinge-Linge ..."

„Dinglingen," verbesserte der Baron.

„... war ein militärisches Meisterstück. So ist es," sagte der Oberst; „klug erdacht, vorsichtig begonnen, tollkühn ausgeführt. Und wie er sich bei Kürzel durch unsre Husaren durchgehauen hat! Als er den letzten vom Pferde gestochen hatte und gerettet vom Hügel zurückschaute, habe ich ihn unwillkürlich mit dem Degen gegrüßt. Er ist ein Held!"

Das Blut stieg Herminen in die Wangen, und sie schenkte ihrem Nachbarn einen vollen, freudigen Blick. Dieser kreuzte sich mit einem giftigen Blick, den der Auditeur dem Sprecher zuschickte. Darüber bemerkte Hermine ebensowenig als sonst irgend jemand an der Tafel, wie es bei dem letzten Worte des Obersten seltsam aufleuchtete in den Augen des Studenten.

„Dieser Bauer hat uns mehr geschadet als mancher kaiserliche General. Man sollte einen Preis auf seinen Kopf setzen!" zischte der Auditeur.

Der Oberst zuckte die Achsel.

„Uebrigens muß er aus dieser Gegend stammen," bemerkte Max Burg und hob die langen Wimpern, die das Schimmern seiner Augen beschattet hatten. „Er kennt Weg und Steg wie ein Waldhüter."

„Er soll ein Bäcker aus einem Dorfe bei Dingsda, bei Kehl, sein, namens ... namens ..."

Der Major tat einen tiefen Zug und schwieg.

„Namens Schuttern," sagte der alte Baron höflich.

„Richtig, Choutte, namens Choutte," rief der Major, als er das Glas abgesetzt hatte.

„Ich habe gehört, er sei Freiburger Student gewesen, ehe er kaiserlicher Freireiter wurde," sagte der Kaplan, und indem er sich zu seinem Nachbar wandte, fragte er: „Haben Sie niemand in Freiburg kennen gelernt mit den Eigenschaften eines Indianerhäuptlings?"

Max Burg besann sich; dann sagte er langsam: „Als im vorigen Jahre die Universität auseinanderstob, war nur ein einziger da, dem ich dergleichen hätte zutrauen mögen. Der aber kann es nicht sein, denn er sitzt an diesem Tisch."

Alle schauten erstaunt den Sprecher an. Dieser lächelte zu Bernhard hinüber, auf den sich jetzt die Blicke richteten.

Der Bürgerkommissär schaute mit großen Augen seinen Freund an. Dann wurde er rot. Er wußte nicht, was er antworten sollte.

Da rissen ihn kriegerische Klänge aus der Verlegenheit. Sie tönten von der Straße her und näherten sich. Man erkannte die rauschende Musik der Revolutionshymne. Max Burg summte die Melodie leise mit.

„Die Truppen, die zu befehlen wir die Ehre haben werden," sagte der Major. Die Offiziere richteten sich auf. Ihre Mienen wurden ernst, ihre Augen wurden froh.

„Das Bataillon wird im Dorfe einquartiert," sagte Meribod zu Hermine. „Sie seufzen?"

Das schöne Mädchen sah den Offizier mit einem warmen Blicke an.

„Ich vergaß einen Augenblick, Herr Oberst, daß die Truppen unter Ihren Augen sein werden, verzeihen Sie.“

Meribod verbeugte sich.

„Sie werden musterhafte Manneszucht halten.“

Hermine dankte ihm mit einem schier demütigen Neigen ihres stolzen Kopfes.

Die Musik war so nahe gekommen, daß das eherne Geschmetter, das auf Fanfarenflügeln Sturm trägt, die Scheiben erklirren ließ.

„Wollen wir nicht ans Fenster treten?“ fragte der Oberst und reichte seiner Nachbarin den Arm. Die ganze Gesellschaft folgte dem Beispiel. —

Das bescheidene Schloß der Freiherren von Walldorf lag an der Landstraße, die aus dem Schwarzwaldtale nach Straßburg führt. Es war das erste Haus, wenn man vom Gebirge kam, und man hatte von den Fenstern des oberen Stockes eine gar schöne Aussicht über das Fruchtgelände der Rheinebene bis an die fernblaue Bergkette der Vogesen. Hinter dem Schlosse stand die Kirche mit ihrem Zwiebelturm. Gen Nordwesten, etwa eine Viertelstunde entfernt, lag in einem Teiche die uralte Wasserburg, die der jüngeren, aber reicheren Linie gehörte. Dort führte Baron Bernhard von Walldorf die Herrschaft seit dem Tode seines Vaters. Das Schloß, das der älteren Linie gehörte, hatte seine Hauptgemächer im Erdgeschosse. In einem dieser Zimmer hatte denn auch die Tafel stattgefunden. Ein Teil der Gäste begab sich in die benachbarten Räume, so daß alle mit Bequemlichkeit dem militärischen Schauspiele zusehen konnten.

Mit Hermine und dem Obersten hatten sich Max Burg und der Kaplan in die gleiche Fensternische gestellt. Meribod ließ höflich den Priester vortreten, so daß die derbe Gestalt des Schwarzrockes neben dem jungen Mädchen stand. Max winkte noch den Leutnant herbei und trat ihm den breiten Rücken des Geistlichen ab, so daß er Veranlassung fand, sich hinter den Fensterpfosten in Herminens Nähe zu stellen.

Je näher die Musik herankam, desto lauter sang Max Burg, und als die Instrumente der Spielleute und hinter ihnen die Bajonette der Soldaten im Sonnenschein blitzten und sich mit den aufregenden Klängen der Musik der dröhnende Gesang der marschierenden Soldaten mischte, stimmte die ganze Tischgesellschaft mit ein.

Nur Hermine und der Oberst schwiegen.

„Sie singen nicht, mein Fräulein?“ fragte Meribod.

„Ich denke über den Text nach,“ sagte Hermine, „und wenn ich mich besinne, kann ich nicht singen.“

„Ist der Text nicht schön?“ fragte der Offizier. „Was hat denn die strenge Falte auf Ihrer Stirne verursacht?“

„‚Qu'un sang impur abreuve nos sillons!‘ Was ist das für ein Blut, das der Dichter unrein nennt?“

„Das Blut der Feinde Frankreichs,“ erwiderte der Oberst rasch und kniff die schmalen Lippen zusammen.

„Es ist das Ihrige und meines,“ warf Max Burg in deutscher Sprache hinein. Er sagte es im gleichgültigsten Tone und fuhr im Gesange fort.

Die Truppen waren herangekommen. Die Musik hatte aufgehört zu spielen. In ordnungslosen Haufen zogen die Soldaten an den Fenstern vorbei.

Beim ersten Anblick machten sie den Eindruck einer wüsten, verlotterten Truppe. Sie gehörten zu der Armee, die unter verlustreichen Gefechten von der Höhe des Schwarzwaldes in die Rheinebene herabgetrieben worden war; die Offiziere dagegen, die im Schlosse gespeist hatten, waren aus Frankreich gekommen, um die gefallenen und gefangenen Führer zu ersetzen.

Die weißen oder patriotisch gestreiften Hosen der Soldaten waren zerfetzt, die Gamaschen und Strümpfe hingen herab und zeigten die braunroten Waden. Die Schuhe oder Bauernstiefel waren zerrissen, und mitunter kam einer daher, der barfuß lief. An den breiten, weißen Lederriemen, die sich auf der Brust kreuzten, hing nicht selten ein Huhn oder eine Ente in friedlicher Nachbarschaft neben Säbel und Patrontasche. Einer kam vorbei, der trug einen rußigen kupfernen Kessel auf dem Tornister, ein andrer wirbelte eine erbeutete Kaffeemühle in der Luft. Es waren meist blutjunge Leute, voller Spannkraft, Lebendigkeit und Lustigkeit. Waren auch einige unheimliche Gesellen darunter, so boten doch die meisten eine harmlose, fast drollige Erscheinung.

„Mutter Frankreich kann stolz sein auf ihre geschlagenen Söhne,“ sagte Oberst Meribod ernst. „So viel die Armee auf dem Rückzug verloren haben mag, das Beste hat sie noch: sie brennt, gegen den Feind geführt zu werden.“

Hermine senkte das Haupt. Es war stille geworden in der Fensternische.

Um so lauter und fröhlicher war es auf der Straße.

Unter unendlichem Geplauder zogen die Soldaten an den Fenstern vorbei. Viele Blicke flogen in die Höhe und grüßten lachend das schöne Mädchen. Die Offiziere riefen einen kameradschaftlichen Gruß herauf und warfen den Damen Kußhände zu. Ein kleiner brauner Bursche winkte ein paar andre herbei, zeigte auf die Fenstergruppe, die allerdings seltsam genug aussehen mochte, und rief den beiden Offizieren, die über den Priester und das Mädchen hinausschauten, ein derbes Scherzwort zu. Schallendes Gelächter belohnte den Witzbold. Auch der Leutnant kicherte kurz in sich hinein, und über die Lippen Meribods flog ein rasches Lächeln.

Zweimal hatte sich Hermine vom Fenster zurückziehen wollen, jedesmal hatte ihr Max Burg zugeraunt: „Bleiben Sie!“

Als dies zum zweitenmal geschehen war, senkte Hermine nachdenkend ihre Stirn. Dann hob sie ihre hellen Augen und fing an im Tone mädchenhafter Neugierde den Obersten zu fragen über die Stärke der Truppe, die Richtung des Marsches, die Verteilung in die einzelnen Höfe und Dörfer, und der Offizier, geschmeichelt durch das Interesse des stolzen und schönen Mädchens, gab höfliche Auskunft.

„Nun wissen Sie mehr, als der geschickteste Kundschafter erfahren könnte,“ sagte der Oberst zum Schluß. „Sie sehen, wie sehr ich Ihnen vertraue.“

Hermine senkte das Haupt und wurde rot. Sie

wandte sich zum drittenmal um, in der Absicht, das Fenster zu verlassen, in dessen Breite sie mit dem Obersten allein stand, nachdem der Kaplan und der Leutnant in das Zimmer zurückgegangen waren.

Ihr scheuer Blick streifte das Gesicht Meribods. Da bemerkte sie, daß der Oberst erbleichte. Sie folgte seinen finsteren Augen und sah, wie sich Max Burg langsam entfernte. Blitzschnell wandte sie ihre Augen weg und sah mit gleichmütiger Miene wieder zum Fenster hinaus.

„Wenn ich verraten wollte, was Sie mir gesagt haben," scherzte sie, „so würde ich Ihre Feinde ins Unglück stürzen, denn ich würde alle Zahlen und Namen verwechseln."

Der Oberst hörte nicht. Er hatte dem Studenten nachgeschaut, bis dieser zu einer Gruppe plaudernder Offiziere getreten war. Dann rief er einen rothaarigen Kapitän zu sich heran und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf sich der Kapitän jener Gruppe zugesellte.

Meribod strich sich mit der rechten Hand die glatten Lippen und wandte sich wieder seiner Nachbarin zu. Hermine hatte erkannt, daß sie jetzt um keinen Preis das Fenster verlassen dürfe. Sie wies mit der Hand über die Straße hinüber und sagte: „Sehen Sie den Mann dort?"

Die Truppen hatten Halt gemacht. Sie warfen die Tornister ab und setzten sich an den Rand des Straßengrabens oder legten sich in die grünen Kleeäcker.

Der Mann, auf den Hermine den Obersten aufmerksam gemacht hatte, war ein Sergeant von vierschrötiger Gestalt. Er saß auf einem Steinhaufen und schaute unverwandt herüber. Um einen Kopf größer als die Mehrzahl der Soldaten, war er sauber und sorgfältig gekleidet. Unter dem offenen Frack trug er eine grüne seidene Schärpe, in der eine Pistole stak. Aus dem roten Kragen hingen die Zipfel einer schwarzen Halsbinde hervor.

Was Herminens Blick bannte, war das Gesicht des Sergeanten. Das war von einer zugleich abstoßenden und fesselnden Gemeinheit. Die häßlichsten Triebe und die wüstesten Gedanken mußten diese von Haus aus edeln Züge entstellt haben.

„Wie! Jouard?" rief der Oberst.

„Kennen Sie ihn?"

„Vom holländischen Feldzug her."

„Das ist ein entsetzlicher Mensch," sagte Hermine.

Der Oberst nickte mit eigentümlichem Lächeln.

„Ich möchte Ihnen nicht wünschen, daß Sie ihm allein begegneten."

Hermine schauderte.

Dann rief der Oberst hinüber: „Jouard!"

Der Sergeant eilte herbei und stand in dienstlicher Haltung vor dem Fenster.

„Wie kommst du in diese Armee?"

„Wie? Das heißt auf welchem Wege?" grinste der unheimliche Mensch. „Durch unzählige Unterröcke, weiße, rote . . ."

„Schweig!" herrschte ihn der Oberst an. Dann fragte er ihn nach dem Namen seines Kapitäns und schickte ihn fort. Als Jouard sich umdrehte, streifte sein frecher Blick die Gestalt des Mädchens, dann setzte er sich wieder auf den Steinhaufen und blickte nach wie vor unverwandt herüber.

„Er ist in der ganzen Armee bekannt wegen einer gewissen Virtuosität," sagte jetzt der Oberst, ohne sich weiter zu erklären.

„Er hat mächtige Gönner in Paris," fuhr Meribod fort, „sonst würde man ihn nicht dulden. Sehen Sie, wie die Soldaten seine Nähe meiden!"

Hermine, die das Bedürfnis hatte, den Bann des finsteren Eindruckes von der Seele zu streifen, sagte rasch:

„So wie Sie und Ihre Herren Kameraden die Nähe des Auditeurs?"

Der Oberst schaute betroffen auf.

„Mein Fräulein, haben Sie scharfe Augen! Für was halten Sie ihn?"

„Wen?"

„Nun, den Auditeur?"

„Für Ihren bestallten Gesinnungswächter."

Ein zischender Pfiff fuhr durch Meribods Zähne, und seine Augenbrauen zuckten.

Dann erzählte er, offenbar um abzulenken:

„Man sagt ihm etwas nach, was ihn Offizieren wie Soldaten verhaßt macht."

„Wem? Dem Auditeur?"

„Diesmal meine ich den andern."

„Was denn?"

„Kennen Sie das Ende der Prinzessin Lamballe?"

Hermine nickte stumm. Es überlief sie eiskalt. Sie hatte dem Fenster den Rücken gekehrt. Nun zwang es sie, wieder hinauszuschauen.

Der Unheimliche saß noch immer dort und schaute her. Hermine sah weg und wieder hin, und jetzt blickte sie starr in das grinsende Gesicht des unsagbar abschreckenden Menschen. Sie fühlte, daß es ihr zumute wurde wie dem Vogel, der in die funkelnden Augen der Schlange sieht. Darum gab sie ihrer Seele einen Stoß und ging zur Gesellschaft zurück, in der gerade eine neue Bewegung entstanden war.

Ein Offizier der soeben eingetroffenen Truppen war ins Zimmer getreten und hatte dem Obersten eine Meldung abgestattet. Meribod zeigte seine Beglaubigung, die ihm das Kommando übertrug, und gab alsbald seinem neuen Untergebenen einen Befehl. „Begrüßen Sie zuvörderst Ihre frischen Kameraden," fügte er freundlich hinzu. Während die Offiziere, die im Schlosse gespeist hatten, dem Ankömmling die Hand schüttelten und sich beglückwünschten, daß nun für sie der Krieg beginne, verabschiedete sich der Oberst bei dem Baron und der Baronin. Dann wandte er sich Hermine zu, die sich gerade vom Fenster weg zur Gesellschaft gekehrt hatte.

Oberst Meribod küßte dem Mädchen die Hand und sagte herzlich: „Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen."

Hermine schaute ihn überrascht an, und mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns erwiderte sie:

„Werden Sie nicht zu uns zurückkehren, Herr Oberst?"

Meribod zuckte die Achseln. „Wenn unsre Husaren nicht schlafen, haben wir die Kaiserlichen vor morgen mittag nicht zu erwarten. Wenn sie Tölpel gewesen sind oder ihnen etwas zugestoßen ist, dann allerdings —"

Er brach ab.

„Für jeden Fall werde ich die Nacht bei den

Feldwachen zubringen. Morgen aber wird es hier herum Ernst."

Hermine reichte ihm herzlich die Hand. Der Oberst behielt die schmalen Finger eine Weile in seiner Rechten und sagte nach einer Pause:

„Sollte ich fallen, dann möchte ich wohl in Ihrem Garten ruhen, unter der jungen Trauerweide, neben Ihrem Falken."

„Woher wissen Sie?" fragte Hermine erstaunt.

„Verzeihen Sie mir," erwiderte Meribod. „Ich habe Ihnen heute mittag heimlich zugesehen. Wollen Sie meine Bitte erfüllen?"

Hermine nickte und reichte dem Obersten nochmals die Hand.

Dann schied er.

Hermine schaute ihm nach mit einem langen Blick, aber sie atmete aus tiefer Brust wie von einem Alp befreit und schaute sich im Zimmer um.

Von den französischen Gästen waren nur noch der rothaarige Kapitän und zwei junge Leutnants da. „Sie müssen uns noch länger unter Ihrem Dache dulden, Frau Baronin," sagte der Hauptmann. „Wir sind bis jetzt noch überzählig." Darauf wandte er sich an Max und fragte, ob nicht ein Billard im Hause wäre. „Nein," sagte der Baron, aber die Herren müssen meine Kegelbahn sehen und dieses teutonische Spiel kennen lernen."

Man verabschiedete sich von den Damen, und alle verließen das Gemach. —

„Willst du mich in den Garten begleiten?" fragte die Frau Baronin und nahm den Arm ihrer Tochter.

„Bernhard läßt dich noch grüßen," sagte die Mutter, während die beiden Damen durch den Gang schritten. „Er ist mit seinem neuen Freunde, dem Auditeur — Warum machst du eine so verächtliche Gebärde? Der Auditeur ist ein scharmanter Mann."

„Gewiß," bestätigte Hermine.

„Er ist mit ihm in das Wasserschloß, wo der neue Stab sein Quartier hat. Er hat alle Hände voll zu tun, um die verlangten Lieferungen zu beschaffen."

Hermine schwieg.

„Bernhard hat sich von dir nicht verabschiedet, weil er sich vor dem Oberst deine ironischen ... Bernhard hat sich beklagt —"

Hermine öffnete die Türe, die ins Freie führte.

Die Baronin legte von neuem ihre Hand in den Arm ihrer Tochter.

„Du bist unfreundlich gegen ihn gewesen."

„Ach," sagte Hermine und wehrte mit der Linken einen zärtlichen Dachshund ab, „das ist von ihm nur so hingesagt. Er ist so glücklich in seiner neuen Würde, daß er meine Freundlichkeit nicht groß vermißt haben wird."

Die Mutter seufzte und sah ihr Kind von der Seite an. Hermine sah gleichmütig vor sich hin, pflückte im Vorübergehen eine braunrote Frucht aus dem überhängenden Weichselkirschenbaum und warf sie dem heranrauschenden Truthahn in die gespreizten Federn.

Die Damen gingen an dem Pfirsichspalier entlang und gelangten durch ein schmales Pförtchen in den Garten hinunter. Sie wandelten langsam zwischen den Erdbeerbeeten und den Stachelbeerhecken dahin auf die Gaisblattlaube zu.

„So, Mütterchen," sagte Hermine, als sie in den dämmerigen Raum traten. „Dein Korbsessel ist bereit, und ich glaube, deine müden Augen sind es auch. Nun haltet ihr zusammen euer Mittagschläfchen."

Die Baronin setzte sich in ihren Stuhl, legte den Kopf auf die geneigte Lehne und sah einem Bienchen zu, das durch die Blätter geschlüpft war und um eine Blüte summte.

Hermine war im Eingang der Laube stehen geblieben und sah der Mutter auf die gefalteten Hände.

„Noch ein Augenblickchen," sagte sie zu sich. „Wenn die Finger sich lösen, dann schläft sie."

Da schreckte der zarte Leib der Baronin zusammen, und sie schlug die Augen auf.

„Was war das?" fragte sie erschrocken.

„Leg dich nur wieder zurück und schließe die Augen," sagte Hermine lächelnd. „Es gibt schlimmere Geräusche in diesen Tagen. Sie spielen Kegel."

„Ich glaubte Schüsse zu hören, von der Feldschmiede her," flüsterte die Mutter.

Sie hatte den Kopf wieder zurückgelegt und ihre Augen geschlossen.

„Daß dein Vater solche Vorliebe hat für dieses Bauernspiel!"

„Laß ihn," sagte Hermine, „was kann bei uns ein Landedelmann jetzt und künftig Gescheiteres tun als Kegel schieben und mit seiner Frau Whist spielen? Hier liegen die Karten. In einem Stündchen wird Väterchen bei dir sein."

Die Baronin wollte seufzen, aber es ging nicht mehr; sie war im Einschlafen.

„Das Spiel nach der Mode," flüsterte sie, „Kegel oder Kugel, das ist die Wahl von heute."

Ihre Finger lösten sich.

Hermine verließ die Laube und dachte bei sich: ‚Ich weiß noch ein drittes, das ist die Hand, die die Kugel wirft.'

Raschen Schrittes eilte sie den hellen Kiesweg hin durch den sonnigen Garten. Es war, wie wenn etwas Fremdartiges durch das träumende Stilleben zöge. Selbst ihr Schatten hatte etwas Schneidendes und Gewaltsames, wie er durch die Beete strich. Als er vorüber war, sagte ein Aprikosenbäumchen zu einer Spargelstaude: „Was war das? Gehörte das hier herein?"

Hermine war in der Mitte eines Rebganges angelangt. Sie schob die Ranken auseinander, legte die Arme auf die Querstange und schaute in die Kegelbahn hinunter.

Zu den fünf Herren, die sich aus dem Schlosse in diese Lieblingsanlage des Barons begeben hatten, hatte sich noch ein Halbdutzend unbeschäftigter Offiziere gesellt, die, durch das Geräusch der fallenden Kegel und das fröhliche Lachen der Spieler angelockt, von der Straße her den Zugang gesucht und gefunden hatten. Max Burg zeigte gerade einem Leutnant, wie man die Kugel zu fassen, zu schwingen und auf das Brett aufzulegen habe. Ein kleiner Gascogner, der ein Vierteljahr lang in preußischer Gefangenschaft gewesen war, saß rittlings auf einem Stuhl neben dem Kugelbrett und beteuerte, daß er so gut kegle wie Hermann der Cherusker; er habe es zu Halberstadt unter tausendjährigen Eichen von den Barden gelernt, und er würde es jetzt sofort beweisen, wenn er nicht müde wäre wie ein

Hund. Der rothaarige Kapitän, dem Oberst Meribod die Beobachtung des Studenten aufgetragen hatte, lehnte sich an einen Pfosten und schaute verdrießlich vor sich hin. Vier Offiziere, fast noch im Knabenalter, standen mitten auf der Bahn und trieben unter unendlichem Gelächter allerlei Schabernack. Sie versuchten, auf den Kugeln zu stehen, und stießen sich gegenseitig hinunter. Sie lärmten wie Kinder. Der alte Freiherr aber sah mit sauersüßer Miene zu, wie seine Bahn verdorben wurde; er stand neben dem Soldaten, der die Kegel aufsetzte, am Kugelfang und gab ihm heimliche Weisung, daß er die schwereren Kugeln beiseite in das Stroh schiebe und nur die leichteren auf der Rollbahn zurückschicke.

Hermine war von niemand bemerkt worden. Als sie Umschau gehalten hatte, zog sie ihren Kopf zurück und ging einige Schritte weiter nach links, so daß sie, als sie wieder die Ranken aufhob und in die Bahn hineinschaute, über dem Kugelbrett zum Vorschein kam. In diesem Augenblick sah Max Burg in die Höhe, und ein heller Schein flog über sein Gesicht; aber er tat nicht dergleichen: er warf die Kugel hinaus, die er in der Hand gehalten hatte, und griff nach einer andern, um dem Leutnant zu zeigen, wie man der Kugel im Niedersetzen eine Drehung gebe, damit sie unter den Kegeln wie eine sprühende Bombe wirke.

Jetzt aber war Hermine gesehen worden. Die Offiziere, die sie kannten, verbeugten sich vor ihr. Die andern schauten immer wieder erstaunt und erfreut nach dem schönen Mädchen, ohne daß ihre Blicke unhöflich wurden. Die Unternehmenderen überlegten, wie man an ihre Seite gelangen könne. Alle aber gaben sich mehr Haltung, und ihre Späße bemühten sich, weniger gröblich und mehr geistreich zu sein. Nur der kleine Gascogner hatte nichts gesehen. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, schaute selig zur Decke hinauf und sang ein heimatliches Liedchen.

Und nun fing auch Hermine an, in dem Durcheinander von Stimmen eine Weise vor sich hin zu summen. Als ihr ein Augenzwinkern des Studenten gesagt hatte, daß er aufmerke, fügte sie Worte zur Melodie.

Es war ein Liedchen, das damals im deutschen Süden aufgekommen war und überall am Oberrhein gesungen wurde.

> Freut euch des Lebens,
> Weil noch das Lämpchen glüht.
> Pflücket die Rose,
> Der Oberst hat Verdacht.
> — — — — — — — — — —
> ...hat Verdacht.

wiederholte Max.

Sie hielt eine Weile inne, während der Student seine Unterweisung fortsetzte.

Dann fuhr sie fort:

> Man schafft so gern sich Sorg' und Müh',
> Der rote Hauptmann hütet dich
> Und läßt das Veilchen unbemerkt,
> Das dort am Wege blühet.

Max wiederholte:

> Der rote blinde Hauptmann!

Hermine lächelte vor sich hin und zerpflückte ein Rebenblatt.

Da nahm Max Burg die Weise auf und sang halblaut:

> Freut euch des Lebens,
> Weil noch das Lämpchen glüht.
> Pflücke die Rose,
> Ich komme gleich zu dir!

Hermine ließ den Stengel in die Bahn fallen, und ihr Antlitz zog sich zurück, die Rebenumrahmung löste sich auf und wurde wieder ein Gewirr von Zweigen. Das Mädchen ging langsam den Rebengang entlang bis zu seinem Ende und wandelte dann seitwärts nach der Laube hinüber auf einem schmalen Pfad, der sich durch allerlei Gebüsch hindurchwand. Vor einem Rosenstrauch blieb sie stehen und pflückte eine voll erblühte Rose. Sie sah wartend auf die Blume nieder und drückte die Lippen in den duftenden Schoß. Gleich darauf flog eine Kegelkugel aus der Bahn heraus und rollte auf dem abschüssigen Boden bis zu ihren Füßen.

„Ich hole sie!" rief die Stimme des Studenten in französischer Sprache, und im nächsten Augenblick stand Max vor ihr.

Sie schaute ihn voll an und sagte:

„Ich wußte, daß du diesen Rosenstrauch meintest. Hier haben wir im vorigen —"

Max legte den Finger auf die Lippen und raunte: „Er ist mir auf dem Fuß." —

Von jetzt an haben die beiden nur noch miteinander geflüstert. —

Sie reichte ihm die Rose und sagte mit einem Blick überströmender Liebe: „Du bist es, — der Held!"

Er nahm die Rose und lauschte zurück. Man hörte die Schritte des suchenden Hauptmanns.

Hermine horchte auf. Dann sagte sie, verschämt, ganz leise, wie zur Entschuldigung:

„Nun denn, so tut ein rasches Ende not."

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn auf den Mund.

Man hörte den Kies knirschen, ganz nahe. Max riß sich los.

„In einer Stunde — wo?" flüsterte er.

„In der Feldschmiede!" hauchte Hermine. —

„Hier hab' ich sie!" rief Max laut, ergriff die Kugel, und im nächsten Augenblick stand er vor dem Kapitän, ergriff ihn am Arme und kehrte mit ihm lachend zur Gesellschaft zurück.

Derweilen kauerte Hermine hinter der Rosenhecke. Ihre Wangen glühten, und während sie auf die verhallenden Tritte des Geliebten lauschte, pflückte sie wahllos die nächsten Rosen ab. Ihr Schoß füllte sich. Sie sah in die duftende Glut nieder, ein stolzes Lächeln lag auf ihren Lippen, aber in ihren Wangen brandeten zwei Blutwellen.

„Ich habe einen Helden geküßt," flüsterte sie, „einen Helden habe ich geküßt."

Als es still im Garten geworden war, raffte sie die Blüten in die Arme, ging über den Weg hinüber und setzte sich auf eine Steinbank. Die Rosen lagen wieder in ihrem Schoße. Sie faltete die Hände hinter ihrem Nacken, legte das Haupt darein und sah regungslos zu dem Kirchturm hinüber, der über das hohe Schloßdach emporragte. Sie sah dem Zeiger zu, wie er es machte, um eine Ziffer um die andre zu erobern: eine Weile stand

er regungslos, dann schnellte er mit einemmal vorwärts, hielt wieder stille, um plötzlich weiter zu schnellen.

‚Ich hatte dir unrecht getan,‘ dachte sie. ‚Ich hatte gemeint, du kröchest. Nun sehe ich, daß du lauerst und springst wie eine Katze. Das ist hübsch von dir. Nun aber bitte ich dich, mache ein rasches Ende!‘ —

Ein rasches Ende! —

Sie mußte an ihren Falken denken, an den sie der Oberst vorhin erinnert hatte. Der Jäger ihres Vaters hatte ihn vor einem halben Jahre im Walde auf dem Boden gefunden. Er war durch Schnabelhiebe verwundet.

Das mochte ein herrlicher Kampf gewesen sein hoch oben in den Lüften! Sie wusch ihm den Schmutz aus den Striemen und fütterte ihn, und siehe, er genas. Den Genesenen sperrte sie mit einem Falkenweibchen zusammen, das von der Brut auf an den Käfig gewöhnt war. Aber der Falke kümmerte sich nicht um die Genossin. Er ließ sie verschlingen, was sie wollte, und saß verdrossen in seinem Winkel; und wenn sie neugierig oder gutherzig ihm nahe kam, sträubte er die Federn.

Wie war es doch gekommen, daß sie ihren Falken heute totschoß? Von der Jagd zurückgekehrt fand sie im Saale des Schlosses ihren Bräutigam mit der breiten Schärpe geschmückt.

Der Auditeur hatte für seinen neuen Freund die Würde des Bürgerkommissärs von Straßburg geholt. Sie sah die höfliche Verlegenheit ihrer Eltern, das Ueberglück Bernhards, die lächelnden Mienen der zuschauenden Offiziere, das sarkastische Zucken um die Mundwinkel des Studenten. Da eilte sie aus dem Zimmer in den Hof und öffnete den Käfig. Das Falkenweibchen hüpfte heraus und flatterte unter die Hühner. Der Falke tat, als sähe er die offene Türe nicht. Sie holte ihn aus seinem Winkel und setzte ihn auf das Dach seines Käfigs. „Fliege!“ sagte sie. „Besser, du findest draußen ein rasches Ende! Such dir einen Feind, der dich zuschanden haut! Das dort kommt zurück, oder es kriecht mit den Hühnern unter. Wenn du zurückkehrst, dann tut es mir leid, daß du ein Falke bist.“ —

Da schlug der Falke die Schwingen, und hob sich, zuerst langsam, dann pfeilgeschwind, und er wiegte sich in der Luft. Aber mit einem Male fing er an zu sinken. Es war ihm wohl eine Wunde wieder aufgebrochen, oder die Freiheit, deren er entwöhnt war, hatte ihn überwältigt. Er sank und flatterte und suchte den Gipfel einer Pappel. Dort oben hockte er, gerade so traurig wie früher in seinem Käfig, und schaute nach seinem Gefängnis. „Ein rasches Ende!“ sagte Hermine, riß die Flinte, die sie noch in der Hand hielt, an die Wange, und ihr Schuß holte den Vogel vom Baume herunter.

An diesen Vorgang erinnerte sich Hermine, während sie dem Rasten und Vorschnellen des Zeigers zuschaute. Und als sie nun wieder an das dachte, was sich vorhin zugetragen hatte, drei Schritte von ihrer Bank, dort drüben, wo die Rosenblätter am Boden lagen, an die Dinge, die so wenig waren und doch ihr Schicksal entschieden wie eine Hauptschlacht den Feldzug: da ward es ihr, als ob sie selber der Falke wäre, der, dem Käfig entflogen, sich in der blauen Luft wiegte. — Aber wie lange? — Wo sollte das alles hinaus? —

„Zum raschen Ende!“ sagte sie vor sich hin, und entschlossen stand sie von ihrem Sitze auf. Die Zeit war gekommen, zur Feldschmiede zu gehen.

Sie überlegte, während sie an der hinteren Längsseite des Schlosses vorüber durch den Garten eilte, welchen Weg sie einschlagen wolle. „Welchen Weg wird er gehen?“ fragte sie sich. Und mußte sich antworten: ‚jeden und keinen‘; denn er mußte seinen rothaarigen Hüter überlisten und auf eine falsche Fährte locken. ‚O, er wird es fertig bringen,‘ dachte sie, ‚denn er ist nicht nur heldenkühn, er ist auch klug.‘

Sie verließ das Gartenpförtchen, überschritt die Landstraße und schlüpfte zwischen hohen Hecken in ein schmales Pfädchen ein, das längs des Bettes eines tiefeingeschnittenen Wiesenbächleins nach dem Walde und der Feldschmiede führte. Sie konnte gewiß sein, auf diesem Wege keinem Menschen zu begegnen. Denn zu gewöhnlichen Zeiten wurde das Pfädchen von niemand aufgesucht als etwa von einem Kinde, das seine Gänse trieb, oder von einer Frau, die Ziegenfutter holte. Heute aber waren die Gänse eingesperrt, die Kinder standen auf den Dorfgassen und schauten dem Treiben der Soldaten zu, die Frauen hatten für die fremden Gäste zu kochen. Zudem waren die Hecken rechts und links, zwischen denen Pfad und Bächlein hinliefen, so hoch gewachsen, daß auch von der Fohlenweide her zur Rechten und von den Feldwegen des Ackerlandes zur Linken niemand hereinschauen konnte. So ging sie still und ruhig ihres Weges, ganz in sich versunken, dessen heimlich gewiß, daß, wenn jemand plötzlich ihr Kleid berühre, ihr die Hand auf die Schulter lege, es niemand anders sein könne als der Geliebte, der Held.

Es war doch köstlich, daß ihr, als er fragte: ‚in einer Stunde — wo?‘ gerade „Feldschmiede“ in den Sinn geschossen war, und daß sie ohne Bedenken den Namen ausgesprochen hatte.

Wie war sie nur darauf gekommen?

Ihre Mutter hatte vorhin in ihrem Halbschlaf geglaubt, von der Feldschmiede her Schüsse zu hören. Das Geprassel der stürzenden Kegel rief in ihrem Traum die Erinnerung an das vorgestrige Scharmützel, das dort an jener Waldecke zwischen französischen Husaren und Szeklern stattgefunden hatte. Aber das war nicht die Ursache gewesen, daß ihr die Feldschmiede in den Sinn und auf die Zunge gekommen war, sondern der alte, vergessene Schmiedehammer war daran schuld.

Hermine lächelte vor sich hin. —

Im vorigen Herbst, in den Wochen, wo Max Burg bei seinem Freunde auf dem Wasserschlosse weilte, hatten die Kaiserlichen auf der Fohlenweide ihr Feldlager. Nachdem sie aus der alten einsamen Scheune am Waldeck allmählich alles Heu geholt hatten, richteten sie in dem ausgeleerten Schober ihre Feldschmiede auf. Dort drinnen auf der Tenne vor dem Amboß sahen sich Hermine und Max Burg zum erstenmal. Er war zufällig dazu gekommen, wie sie den schweren Schmiedehammer zu schwingen versuchte, und sie ärgerte sich, daß sie es nicht vermochte. Sie glaubte damals, Bern-

hard zu lieben, und eine Beschämung vor dessen bestem Freunde erschien ihr wie eine Niederlage vor ihrem Geliebten. Heute früh, als sie von der Jagd zurückkehrte, war sie in das verlassene Gebäu getreten. Es war wieder seinem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben, auf dem Gebälke, in das eine senkrecht angeschmiedete Leiter führte, saßen Heu und Stroh, und nur der zurückgelassene Amboß und der vergessene Schmiedehammer erzählten noch von der wilden Zeit, wo das Wiehern der Streitrosse und ungarische Husarenflüche am Gebälk widerhallten.

Als sie heute morgen eintrat, um einen Augenblick Schatten zu haben in der jungen Mittagsglut, ward es ihr merkwürdig befangen in dem unsäglich stillen, dämmerigen, heuschwülen Raum. Sie trat hinter den Amboß, um zu sehen, ob noch niemand den Hammer geholt hätte. Er lag noch im Winkel. Sie hob ihn auf, und es überkam sie die Lust, ein Geräusch zu machen. Sie versuchte den Hammer zu schwingen, und siehe, es ging. Sie war seit dem letzten Herbste achtzehn Jahre alt geworden, der magere Arm hatte sich gerundet, und das Mieder preßte sie. Wie sie so den Hammer in den Lüften schwang, kam ihr der Gedanke: ‚Träte er doch jetzt wieder ein wie damals, damit er auch wisse, daß ich stärker geworden bin!‘ Sie fühlte, daß sie sich jetzt ebenso freuen würde, wie sie sich damals geärgert hatte, und es kam ihr zum Bewußtsein, heiß und schreckensvoll, daß es ihr nicht um ihres Bräutigams willen wohl täte, sondern um der blitzenden Augen willen, die erstaunt auf sie gerichtet wären. Im vorigen Herbst war Max ihr völlig gleichgültig gewesen, jetzt hatte er beim ersten Anblick auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Auch mit ihm hatte es, das fühlte sie alsbald, einen Ruck vorwärts getan. Seit der Tafel heute mittag wußte sie nun auch, wo hinaus er gewachsen war: er war der Mann geworden, von dessen tollkühnen Taten jeder Mund voll war. Und unter den Blicken herüber und hinüber, unter dem Ahnen, Deuten, Verstehen, unter den gefährlichen Wogen gemeinsamen Hasses, unter dem halsbrecherischen Spiel mit der List und dem Verrat war die Liebe gewachsen, aus einem lächelnden Kind zu einem furchtbaren Riesen. Sie hatten sich die Hand gedrückt, hatten sich du gesagt, hatten ein Stelldichein verabredet, und — Hermine schloß die flimmernden Augen und flüsterte: „Ich habe einen Helden geküßt!“

Diese Gedanken und Bilder wogten in der Seele der Wandelnden. Heute früh war der Hammer dröhnend auf den Amboß niedergefallen. Im nächsten Augenblick hatte sie ihre Flinte aufgerafft und stand draußen in der Mittagsglut. Sie war vor seinem Bild geflohen. Das war geschehen, ehe sie in den Saal trat, wo der Auditeur mit seinen weißen, fetten Händen die blau-weiß-rote Schärpe ihrem Bräutigam umhängte, ehe sie ihren Falken totschoß und unter der Trauerweide im Garten begrub. Und dann hatte sich all das andre, Selige zugetragen. War es da ein Wunder, daß sie auf die geraunte Frage: „In einer Stunde — wo?“ zurückgeraunt hatte: „In der Feldschmiede!“

Hermine vergrub ihr Angesicht in die Rosen, und obgleich diese Blüten alle es mit angesehen hatten, und obgleich sie es wieder und wieder aus ihrem Munde vernommen hatten, vertraute sie ihnen von neuem ihr heimliches Glück: „Ich habe einen Helden geküßt.“ —

Wie ein Blitzstrahl schlug in diese Träume der französische Gruß, der dicht neben ihr aus dem Boden kam.

Sie fuhr zusammen, aber hatte sich sogleich gefaßt; in harmlosem Ton erwiderte sie den Gruß.

Von dem grasigen Rain, der sich vom Pfad zum Bächlein senkte, erhob sich eine herkulische Gestalt. Im Vorüberstreichen bemerkte sie eine französische Uniform.

„Darf ich Sie begleiten, Mademoiselle?“ fragte der Mann phlegmatisch und zupfte sich die Grashälmchen von den Gamaschen.

„Ist nicht nötig, mein Herr. Ich danke!“ erwiderte sie, ohne den Kopf zu wenden.

„Was Sie herrliche Rosen haben, mein schönes Fräulein!“ sagte der Soldat. Der Odem seiner Stimme wehte in ihren Nacken. „Wollen Sie mir nicht eine Rose schenken?“

„Gerne, mein Herr!“ Die Worte klangen leichthin, aber das Herz schlug ihr in der Kehle.

Sie blieb stehen und vermochte es, so viel Gleichmut zu heucheln, daß sie unter den Blüten wählte. Sie zog eine besonders schöne Rose aus dem Strauß, um sie dem Soldaten zu reichen. Aber als sie nun aufblickte, sah sie in das entsetzliche Gesicht hinein, vor dem es ihr heute mittag so seltsam gegraut hatte. Sie schleuderte die Blume in den Bach, wandte sich um und eilte davon.

„Aber mein Fräulein! Wie unhöflich!“ rief es hinter ihr. „So warten Sie doch! Nun gut, ich werde mir meine Rose holen!“

Sie hörte rasche Schritte hinter sich. Sie fing an zu laufen. Da lief auch ihr Verfolger.

„Noch fünf Minuten ...“, sagte sie vor sich hin, „... ich bin dort ... gerettet ... entweder ... Max dort ... oder ... kommt sogleich.“

Sie nahm alle Kraft zusammen und lief und lief. Die Blüten fielen vom Stengel, die Rosen verloren sich aus der Hand, sie warf die letzten fort, und um dem Verfolger zu zeigen, daß sie keine mehr habe, streckte sie die gespreizten Finger hinter sich.

Der Verfolger lief um so rascher.

Die abscheulichen Andeutungen des Obersten klangen ihr in den Ohren, eine nach der andern, in ihrem gepreßten Ton, der so viel Schauerliches verbarg. Sie raffte den letzten Hauch aus den letzten Winkeln der Stärke.

„Ich habe ... einen ... Helden geküßt,“ keuchte sie, „Max ... entweder dort ... oder ... du kommst sogleich ... oder ... der Schmiedhammer ... der Schmiedhammer!“

Das letzte Wort zischte und hauchte aus wie ein Pfeil, der mitten im Flug auf den Boden sinkt.

Die Flußbrücke — die Scheune erreicht. Die Tür war angelehnt. Sie stieß sie hinein, stürzte nach.

„Max!“ schrillte sie.

Die Scheune war leer. Aber dort der Amboß, — der Hammer hier. Aufgerafft! Die Leiter hinauf!

Auf der dritten Sprosse fiel ihr ein: Wie töricht! Dort oben, im Heu, war sie preisgegeben, entsetzlich



Photographie-Verlag von J. Löwy in Wien

In der Stiftsbibliothek. Nach dem Gemälde von Carl Probst (München)

verloren. „Nicht flüchten, — wehren!" knirschte sie, sprang von der Sprosse auf den Amboß. Dort stand sie, ein wenig geduckt, den Hammer barg sie hinter ihrem Kleid.

Kaum hatte sie festen Fuß gefaßt, als die Türe aufgestoßen wurde.

Jouard trat herein. Sein Gesicht war erhitzt. Ein grauenvolles Grinsen lag auf seinen wulstigen Lippen.

„Ah," sagte er in behaglichem Ton. „Hier ist es schattig und still. Aber wir wollen es noch ein bißchen dunkler machen."

Er schob die Türe zurück, so daß es ganz düster wurde.

Dann wandte er sich zu Hermine, die unbeweglich auf dem Amboß stand.

„Welch ein Standbild!" sagte er. „Zum Anbeten schön!"

Er machte einen Kirchenknicks.

„Aber wir wollen die Heilige beschwören, damit sie von ihrer Höhe heruntersteige."

Er breitete die Arme aus und ging in einer Art von Tanzschritt hin und her, seitwärts bis zur Wand und wieder zurück am Ambos vorüber, bis seine Hand die Gegenwand berührte; dabei blieben seine Arme ausgestreckt, und seinen Kopf drehend, schaute er unverwandt sein Opfer an.

Eine unsägliche Angst umschnürte Herminens Seele, und all ihr Mut sank zusammen. Sie wollte schreien, aber die Kehle war ihr zugedrückt. Endlich brachte sie einen gurgelnden Laut heraus und wimmerte:

„Was wollen Sie von mir?"

„Ich will mir die Rose holen," flüsterte er, und in tänzelndem Schritt kam er näher und näher. Seine Augen glühten im Düsteren wie zwei Kohlen.

Hermine wich zurück bis an den hinteren Rand des Ambosses.

„Haben Sie Erbarmen," flehte sie leise. „Sehen Sie meine Angst! Beladen Sie Ihr Gewissen mit keiner neuen Schuld! Denken Sie an die Prinzessin Lamballe!"

„Ah! die Prinzessin Lamballe!" flüsterte er verzückt. „Damals war ich trunken von Blut und Liebe. Ah! Blut und Liebe! Es lebe die Septembernacht! In einem Düster, wie dieses ist, habe ich die Prinzessin Lamballe — geküßt."

Er stand unmittelbar vor dem Amboß, seine ausgebreiteten Arme näherten sich langsam einander, und jetzt reckte er sie gierig aus, ihren Leib zu umschlingen.

Aber ehe seine Finger ihr Kleid berührten, geschah ein Doppeltes. Es geschah nicht zu gleicher Zeit, aber so rasch aufeinander, wie der Donner dem Blitze folgt, wenn das Gewitter sehr nahe ist.

Ein Lichtstrom brach in den finsteren Raum, in der offenen Scheunentüre stand Max Burg. In seinem Gesicht jagte das Entsetzen den Schrecken. Der wirre Blick des Mädchens traf sein Auge. Er wollte rufen: „Herm ..."

Es war zu spät.

Der Schmiedehammer sauste nieder auf den Schädel des Menschen. Ein dumpfer Schlag, ein leises Knirschen, und der Riese stürzte vornüber wie ein gefällter Stier.

Er fiel über den Rand des Amboßes und glitt auf den Boden. Er kam auf die Seite, streckte den linken Fuß, und er sank auf den Rücken. So wie er lag, blieb er liegen, regungslos, lautlos. —

Die beiden Menschen, zwischen denen die Leiche lag, standen unbeweglich und schauten einander an. Er hielt den Hut in der linken Hand. Ueber seinen blonden Kopf flutete das Sonnenlicht auf die Mädchengestalt und zeigte mit seinem grausamen Scheine jeden häßlichen Flecken an ihrem hellen Kleid, jeden Blutstropfen an ihrer weißen Stirn.

Ihre Augen flimmerten, ihre Lippen zitterten. Aus der schlaff herabhängenden Rechten glitt der mörderische Hammer zu Boden.

„Hermine!" sagte endlich Max Burg, ohne sich zu bewegen. „Hermine," wiederholte er traurig. „Es wäre nicht nötig gewesen!"

Sie lächelte irr und flüsterte: „Du! du! Ich habe einen Helden geküßt!"

„Armes, armes Mädchen!" sagte er leise und streckte die Hände ihr entgegen. Aber er rührte sich nicht von der Stelle, denn zwischen ihnen lag die Leiche.

Ein dünnes Blutbächlein rieselte mit einemmal hurtig auf ihn zu und erstickte vor seinen Schuhen im Staub der Tenne.

Da rang sich ein Stöhnen aus Herminens Brust. Sie faßte ihren Kopf in beide Hände und flüsterte:

„O nein, o nein, o nein! Ich habe dir nicht zeigen wollen, wie ich den Hammer schwingen könne! — Geh! Dein Anblick ist mir verhaßt! Warum bist du nicht fortgeblieben? Du bist nicht gekommen, mich zu küssen; du bist nicht gekommen, mich zu retten. Du bist nur gekommen, um mir zu sagen: ‚Es wäre nicht nötig gewesen!'"

„O du!" erwiderte Max. „Vor der Türe bin ich gestanden, eine ganze Weile. Ich hörte ein Geraune darinnen. Aber ich dachte, es sei das Locken der Liebe in meinem heißen Blut. Du hattest mir Rosen auf den Weg gestreut, mir den Pfad zu zeigen. Vor der Tür bin ich gestanden und habe zu mir gesagt: ‚Drinnen im geheimen Dämmerlicht harrt sie deiner, und sie ist die Braut deines Freundes. Ich wollte wegschleichen. Da dacht' ich an deinen Kuß und an deine Rosen, und was sie mir verheißen. Ich stieß die Tür auf, da sah ich dich, wie du deine Augen auf mich heftest, deinen Hammer schwingst und diesen Mann erschlägst."

Hermine hielt sich die Ohren zu und schluchzte: „Schweig! Ich bitte dich! Schweig!"

Max schaute kopfschüttelnd die Leiche an.

„Welch eine Gestalt!" sagte er. „Ein Krieger sondergleichen!"

Hermine beugte sich vor und schaute lange in das Antlitz des Erschlagenen. Der Tod hatte die Wüstheit der Leidenschaft daraus hinweggewischt.

Ein krampfhaftes Zittern lief durch Herminens Körper. Sie richtete sich auf. Sie wollte vom Amboß niedersteigen, aber die Knie versagten.

„O Max," weinte sie. „Erbarme dich! Hilf mir herunter."

Da zog er die Türe zu, machte einen weiten Schritt über das Blut und die Leiche, schlang erbarmungsvoll seine Arme um ihren zitternden Leib. Sie beugte sich über ihn, er hob sie und ließ sie sachte auf den Boden nieder.

Als Hermine sich aus seinen Armen losgewunden hatte, sah sie ihn von oben bis unten an und sagte mit leisem Schauder:

„So düster es ist, ich seh' es doch. Ich habe dich besudelt. Du darfst mich niemals mehr anrühren."

Sie flüchtete in den hintersten Winkel der Scheune, kauerte auf den Boden und weinte herzbrechend vor sich hin.

Max horchte auf. Pferdegetrabe kam von der Landstraße her. Es waren zwei Reiter. Sie ritten langsam um die Scheune herum und hielten vor der hinteren Wand. Max hörte das Schnauben der Rosse.

„Ich bin in Sorge wegen des Waldes," sagte eine Stimme. Max erkannte die des Obersten. „Unsre Husaren, wo mögen die stecken? Entweder haben sie den Wald völlig frei gefunden und suchen den Feind jenseits, oder ..."

„Wenn der Wald gefährdet ist," erwiderte die rauhe Stimme des Majors, „so müssen wir die Baracke hier wegbrennen. Greifen uns die Kaiserlichen vom Walde her an, so brauchen wir eine halbe Kompagnie, die Scheune zu halten. Denn wenn sich der Feind hier festsetzt, bestreicht er mit seinen Kugeln die Straße. Zum Henker! Ich habe Stahl und Zunder verloren." — —

„Wir müssen fort!" flüsterte Max und ergriff Hermine an der Hand.

Aber er ließ sie sofort wieder los und sagte: „Findet man die Leiche allein, so wird das ganze Dorf wegen des Mordes gestraft. Findet man uns beide hier, so sind wir beide verloren. Findet man dich allein, so ist klar, daß du in Notwehr den Unhold erschlagen hast. Erzähle alles, wie es zuging, nur meiner darfst du nicht erwähnen. Hermine! Schau mich an! Gib mir die Hand! Du willst nicht? Du schüttelst den Kopf? — Ich muß gehen! Lebe wohl!" —

Er schlich auf den Zehen am Amboß vorbei, über die Leiche hinweg, öffnete die Tür, ließ sie offen stehen und eilte hinaus über die Brücke dem Pfade zu.

Aber kaum stand er draußen im Sonnenlicht, da riefen einige Stimmen in französischer Sprache: „Ah, da ist er, da ist er!"

Der rothaarige Kapitän und der Auditeur kamen mit acht Soldaten von der Fohlenweide her, geführt von einem Marketenderkind.

„Zum Teufel, wo sind Sie denn hingeraten?" fragte der Hauptmann unwirsch.

Max erwiderte barsch, er könne gehen, wohin er wolle, worauf der Auditeur giftig erwiderte:

„Mit Verlaub, das dürfen Sie nicht. Sie werden sich die Gesellschaft dieses Herrn gefallen lassen. Sie sind leider durch die unverzeihliche Gedankenlosigkeit des Herrn Oberst Meribod —"

„Was ist das?" rief der Genannte, der mit dem Major hinter der Scheune vorgeritten war und das Gespräch gehört hatte.

Er sprengte heran, zügelte sein Roß vor dem zurücktaumelnden Auditeur und herrschte ihn an: „Was unterstehen Sie sich?"

In diesem Augenblick sah einer der Soldaten in die Scheune und rief:

„Was ist denn das? Hier liegt einer von den Unsrigen erschlagen! Es ist Jonard!"

Alle drängten der Scheune zu. Der Oberst und der Major stiegen ab und wandten sich ebendahin. Max Burg folgte langsam nach, und der rote Kapitän ging mit verdrießlichem Gesichte hinter ihm her.

Die Offiziere umstanden den Leichnam.

„Das Blut rieselt noch frisch aus der Wunde," sagte einer, der sich niedergebeugt hatte. „Es ist noch keine Viertelstunde her, daß es geschehen ist."

„Das Mädchen dort ist im Spiele," rief der Auditeur mit seiner gellenden Stimme. „Führt sie vor."

Zwei Soldaten traten hin, aber alsbald kamen sie verlegen zurück und sagten den Offizieren ein paar leise Worte.

„Es ist die Tochter des Schloßherrn, die Braut des Bürgerkommissärs," flüsterten die Offiziere sich zu. Oberst Meribod trat zu Hermine und redete mit bittender Stimme auf sie ein.

„Geben Sie mir den Arm und treten Sie mit mir vor. Es wird Ihnen nichts geschehen. Ich ahne den Zusammenhang. Sie müssen reden. Vertrauen Sie mir. Ich kann Ihnen sonst nicht helfen. Halten Sie mich für einen Unwürdigen?"

Hermine regte sich nicht. In sich gekauert saß sie im Winkel, das Gesicht in die Hände vergraben.

Der Oberst berührte sie leise an der Schulter und fragte sanft: „Hören Sie mich, Hermine?"

Der Auditeur trat zu Meribod heran und sagte scharf:

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Oberst. Der Fall dürfte mir unterstehen. Ich werde die Dame nach Straßburg bringen. Dort wird man sie verhören."

„Die Guillotine!" sagte jemand halblaut. Jeder hatte das Wort gehört, aber keiner wußte, aus wessen Mund es gekommen war.

„Das werden Sie nicht tun!" rief Meribod erregt. „Sie ist die Tochter unsrer edeln Wirte, die Braut Ihres Freundes."

„Die Gerechtigkeit kennt weder Freundschaft noch Dankbarkeit," schrie der Auditeur. „Uebrigens ist mir die Dienstbeflissenheit des jungen Mannes mißfällig und verdächtig. Nun, wir werden sehen! Ich führe sie nach Straßburg. Aber nicht sie allein. Wo ist der Herr, der aus der Scheune getreten ist?"

Die Augen des Auditeurs funkelten boshaft.

„Hier bin ich," sagte Max Burg ruhig. Mit gekreuzten Armen stand er an der Wand der Scheune, dicht neben ihm der sommersprossige Kapitän.

„Ich weiß Bescheid!" fuhr Max Burg fort. „Lassen Sie mich reden!"

„Reden Sie!" sagte Meribod.

„Reden Sie!" überschrie der Auditeur und warf dem Obersten einen wütenden Blick zu.

„Als ich vor etwa fünfzehn Minuten hier in die Nähe kam —"

„Was hatten Sie hier zu schaffen?" unterbrach ihn der Auditeur.

Max Burg warf dem Manne einen kurzen Blick zu und fuhr fort:

„— hörte ich eine Frauenstimme um Hilfe rufen."

„Was Sie hierhergeführt hat, will ich wissen."

„Mag sein," sagte Max Burg; „aber Sie brauchen es nicht zu wissen."

„Nun gut, nun gut!" knirschte der Auditeur wütend.

Max Burg fuhr, zu Meribod gewendet, in seinem Berichte fort:

„Ich eilte in die Scheune und sah Fräulein Hermine von Walldorf in den Armen dieses Ungeheuers. Da nahm ich den Schmiedehammer vom Boden — dort muß er liegen!"

„Hier ist er!" sagte ein Soldat und hob den Hammer in die Höhe.

„Laß ihn liegen, mein Sohn!" rief der Auditeur, der überaus vergnügt geworden war. „Leg ihn wieder hin, wie er gelegen. So ist es gut, mein Junge."

„Ich nahm den Hammer vom Boden und erschlug den Mann."

„Das wäre nicht nötig gewesen," sagte Meribod ernst. „Hätten Sie das Scheusal weggerissen, das hätte genügt. Das weitere hätte ich besorgt, und zwar gründlich. Zum Schlag mit dem Hammer wären Sie berechtigt gewesen, wenn er eine Waffe gezogen hätte. Aber die Pistole steckt im Gürtel, der Säbel in der Scheide. Sie haben einen Wehrlosen erschlagen. Wir heißen dies Mord."

„Die Guillotine!" sagte die Stimme von vorhin. Alle schauten auf. Max Burg erbleichte.

Da erhob sich Hermine, trat vor bis in die Mitte: „Verzeihen Sie mir!" sagte sie zu einem Soldaten, stützte sich auf seine Schulter und sprang auf den Amboß. Mit Entsetzen sahen die Offiziere im vollen Sonnenschein die hohe, helle Gestalt, die von oben bis unten mit Blut und Hirn befleckt war.

„Schauen Sie mich nur an, meine Herren, und überzeugen Sie sich, daß ich die Mörderin bin. Er hat mich verfolgt bis hierher. Ich stieg auf den Amboß, und so hielt ich den Hammer. Zuerst hab' ich ihn angefleht. Er tanzte vor mir wie ein Verzückter."

„Das war seine Weise," sagte einer der Offiziere.

„Als er den Arm nach mir ausstreckte, schlug ich zu, nur ein einziges Mal. Er stürzte über den Amboß und fiel langsam auf den Rücken. So wie er gefallen ist, so liegt er."

„Erschlagen von einem Weibe," sagte der Oberst ernst. „Ihm ist sein Recht geschehen. Sie hat ihr Geschlecht an ihm gerächt."

„So?" keifte der Auditeur. „Wissen Sie nicht, wie teuer dieser Mann dem Herrn Hebert in Paris gewesen ist?"

„Ein edles Brüderpaar!" brummte der Major.

Der Auditeur zog die Augenbrauen hoch, und dann schaute er den Sprecher an mit einem Blick, der zu sagen schien: Auch du kommst auf die Liste!

Hierauf wandte er sich an Hermine. Seine Stimme schnitt wie ein Messer.

„Der Herr dort war zugegen, als Sie den Mord vollbrachten?"

Hermine schwieg.

„Ich war Zeuge der Tat," sagte Max Burg. „Alles hat sich so zugetragen, wie sie erzählt hat."

„Er hätte also den Mord hindern können, wenn er gewollt hätte?"

„Nein," sagte Hermine.

„Aber, — Sie hätten den Mord —"

„Reden Sie nicht von Mord!" rief der Oberst wütend.

„Ihr eigner Ausdruck, Herr Oberst! — den Mord unterlassen können, ohne — Sie verstehen mich — hm — von dem Erschlagenen hier —"

„Nein!" rief Max Burg.

„Doch!" sagte Hermine.

„Ah! Nicht wahr, Sie hätten zum Beispiel den Hammer wieder sinken lassen und zu dem Eintretenden sagen können: ‚Mein Herr, Sie sehen, in welch peinlicher Lage ich mich befinde; wollten Sie nicht die Güte haben, mich von diesem ungestümen Liebhaber zu befreien?'"

„Herr Auditeur!" schrie der Oberst außer sich und griff nach dem Degen.

„Nein!" rief Max Burg.

„Doch!" sagte Hermine mit matter Stimme und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Doch," wiederholte der Auditeur triumphierend. „Somit ist es erwiesen, daß Sie, mein Herr, den Mord hätten hindern können, wenn Sie gewollt hätten. Zudem, welche Fülle von Verdachtsgründen! Wozu die Zusammenkunft gerade der beiden, die um Ihre Geheimnisse wissen, Herr Oberst? Warum gerade hier, so nahe bei dem Wald? Warum locken sie den unglücklichen Jonard dazu? Und — und — was sehe ich! Auch Ihre Kleider, mein Herr, sind mit Blut befleckt!"

„Er half mir von diesem Block herunter," sagte Hermine schluchzend. „Da habe ich ihn besudelt."

Es war totenstill geworden. Dem Major rollten Tränen über die Wangen.

Der Auditeur sah sich im Kreise um und sagte weinerlich:

„Auch ich habe ein fühlendes Herz in der Brust."

Er schaute von einem seiner Opfer zum andern.

„Auch ich beuge mich vor der weinenden Schönheit des Weibes."

„Herr Oberst!" — Der Auditeur machte eine theatralische Geste. — „Ich weiß, daß Sie sich um diese Dame interessieren. Tun Sie ihr jetzt den Ritterdienst, den ihr vorhin dieser Herr getan hat. Helfen Sie ihr vom Block herunter. Ich verzichte auf die Dame. Aber der Herr hier ist mein!"

Der Auditeur trat an Burg heran und wollte ihm die Hand auf die Schulter legen; aber unterwegs zuckte die Hand zurück.

„Zur Vorsorge wird es gut sein, ihm die Hände zu binden. Dort liegen frische Strohseile. Die haben sich zu solchem Zweck anderwärts bewährt. Sie werden mir sechs Mann Bedeckung geben, Herr Oberst. Heute noch fahre ich mit ihm nach Straßburg."

„Die Guillotine!" sagte wieder die Stimme. Diesmal klang das Wort laut und hart, und die meisten bemerkten, daß ein eisgrauer Korporal, der, auf sein Gewehr gestützt, unter dem Scheunentore stand, das Wort gesagt hatte. Alle schauten ihn an. Er stand wie eine Statue und regte keine Miene.

„Unglücksrabe!" rief der Major. Max Burg aber wurde fahl, und ein leichtes Zittern durchlief seinen Körper.

Da schaute Hermine ihren Geliebten an mit dem vollsten Blick ihrer schönen Augen. Sie lächelte ihm zu und sagte in deutscher Sprache: „Armer Falke! Ich will dir zum raschen Ende helfen!"

Dann richtete sie sich auf und rief:

„Oberst Meribod! Max Burg gehört nicht diesem Manne hier. Er gehört Ihnen. Sie werden ihm eine Kugel schenken. Sie haben ihm die Kugel zugesagt bei Ihrer Ehre."

„Wie? Ihm? Ich?"

„Ja. Denn er ist es! Der Namenlose! Euer Schrecken und eure Bewunderung seit Wochen! Der Held!"

Eine ungeheure Erregung ergriff die Offiziere und die Soldaten. Sie drängten sich herzu, die hinteren stellten sich auf die Zehen.

„Wie? Ist es möglich? Ist er's?"

„Ich bin's!" sagte Max.

Hermine weidete sich an diesem Schauspiel. Sie lächelte stolz und flüsterte: „Ich habe einen Helden geküßt."

Der Oberst aber zog seinen Degen, stellte sich vor Max Burg wie vor einen Schützling und sagte zum Auditeur: „Ich kenne Ihre Macht. Aber dieser Mann gehört mir. Er hat die ehrlichste Kugel verdient, die je aus einem französischen Gewehr geflogen ist. Ehe Sie ihn bekommen, müssen sich meine Ehre und Ihre Degenspitze in meinem Herzen gefunden haben."

Der Auditeur erbleichte. „So behalten Sie ihn, in aller Teufel Namen! Aber — das Weib ist mein! Für nichts und wieder nichts bin ich nicht zu euch herausgefahren. Ich nehme sie nach Straßburg mit. Sie scheint eins von den wilden Frauenzimmern zu sein. Da" — der Auditeur sprang in den Winkel — „da sind die Strohseile, bindet ihr die Arme! — Aber . . . aber . . . wo ist sie?"

„Sie ist die Leiter hinauf!" sagten die Soldaten lachend und schauten in die Höhe. Man hörte es rauschen und rascheln.

„Hinauf! Holt sie herunter!" rief der Auditeur.

Keiner rührte sich von der Stelle.

„So will ich selbst — so will ich selbst —"

Er ging an die Leiter, hinaufzusteigen.

„Hüten Sie sich!" rief der Major schadenfroh. „Sie hat den Schmiedehammer mitgenommen!"

Der Auditeur hielt im Klettern inne.

„Wirklich?" fragte er argwöhnisch. Er streckte den Kopf zur Seite und spähte auf den Boden.

„In der Tat. Der Hammer ist nimmer da."

Unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer stieg er die Leiter herunter.

Der Auditeur schäumte vor Wut. Er stand in der Mitte der Tenne und schaute gierig und angstvoll hinauf.

„Mein Fräulein," kreischte er mit überschlagender Stimme. „Ich bitte Sie um alles, kommen Sie herunter! Flucht ist unmöglich! Widerstand ist Wahns . . ."

Da bekam der Auditeur einen Stoß in den Rücken, daß er platt auf den Boden fiel.

Max Burg war in einem gewaltigen Satz über den Ambos gesprungen, und im Nu hatte er die Leiter erstiegen und war im Heu verschwunden.

In diesem Augenblick fielen Schüsse vom Walde her. Zwei hintereinander, dann viele auf einmal. Auch vom Gebirge her eine Salve, und wieder eine. Trommelwirbel im Dorf. Trompetensignale aus der Gegend des Wasserschlosses. Schreiende Fragen und Antworten, Kommandorufe, galoppierende Pferde. Mitunter wurde es still. Dann hub der Lärm mit verstärkter Gewalt von neuem an.

Die Offiziere waren bei dem ersten Schuß aus der Scheune gestürzt. Acht Soldaten unter dem Befehl des eisgrauen Korporals blieben zur Bewachung des Schobers zurück. Der Auditeur hatte sich aus dem Staub gemacht.

Während die acht Soldaten in größter Erregung vor der Scheune standen und der Entwicklung des Gefechtes mit ihren Augen und mit ihren Ausrufen folgten, lehnte sich der alte Korporal an die Wand der Tenne und schaute teilnahmlos vor sich hin.

Man hörte die scharfe Stimme des Obersten.

„Wir müssen den Waldrand aufgeben. Langsam zurück! In das Erlengehölz! Das wird gehalten bis auf den letzten Mann. Die Baracke muß weg."

„Feuer in die Scheune!" schrie der Major, der über das Feld heransprengte.

Da nahm der eisgraue Korporal gleichmütig seine Flinte auf, stieg auf den Ambos, hielt den Lauf in das Heu und drückte los.

Alsbald erfüllte Brandgeruch und Rauch den Raum, und ein Flammenschein fiel auf die gegenüberliegende Wand und in das Gebälk.

Zwei Soldaten stürzten herein: „Um Gottes willen, die beiden Menschen sind ja noch drinnen!"

Der Korporal verzog keine Miene. „Die Baracke muß weg!" sagte er und verließ langsam die Scheune.

Die beiden Soldaten schauten voll Entsetzen in die Höhe.

Der Zugang war durch das lodernde Heu verlegt, Rettung unmöglich.

Da sprengten der Oberst und der Major heran.

An der Brücke stand der rothaarige Kapitän mit seinen Leuten.

Der Oberst parierte sein Pferd und herrschte den Hauptmann an:

„Sie Tölpel, warum haben Sie dem Auditeur geplaudert!"

Der Kapitän wurde blutrot.

„Er war mir entschlüpft. Da dachte ich: ‚du sagst es dem Spürhund, der findet ihn eher als du.‘ Ein Marketenderkind hat uns geführt. — Sie hätten mir einen solchen Auftrag nicht geben sollen, Herr Oberst."

„So will ich Ihnen jetzt einen andern geben. Die besten Schützen in das Bett des Baches und hinter das Gehege rechts und links vom Pfad! Der Rest der Kompagnie in das Erlengehölze! Das wird gehalten. Ich komme nach."

Er grüßte und ritt auf die brennende Scheune zu.

„Wo sind der Herr und die Dame?" fragte er im Heranreiten den Korporal.

Der Mann deutete gleichgültig auf das brennende Gebäude.

„Hier, hier sind sie!" rief der Major, der hinter der Scheune hielt.

Der Oberst sprengte dorthin und schaute in die Höhe.

Der gelbe Rauch wirbelte gen Himmel, über ihm tanzte die Flamme.

Die Ziegel prasselten vom Dach.

Dort oben, wo der Giebel auf der Mauer aufsaß, dort standen sie, zu hoch, als daß ein Sprung in die Tiefe einen Schimmer von Hoffnung verheißen hätte. Sie konnten nicht nebeneinander stehen. Der Balkenriegel, der über die Mauer vorsprang, trennte sie. Aber sie hatten die Arme ausgestreckt und faßten sich an der Hand. Sie waren einander zugewandt und schauten sich an, ernst und freundlich. Noch stand der Giebel und hielt die Flammen ab. Aber wie lange?

„Hierher, Leute!“ rief der Oberst.

Die acht Soldaten sprangen herbei. Der Korporal kam mit ruhigen Schritten hintendrein.

„Viere von euch schießen auf den Mann, viere auf die Frau. Es sind wackere Menschen. Ihr werdet gut treffen.“ —

„Ihr viere, warum legt ihr nicht an?“

„Wir wollen nicht auf die Dame schießen,“ murrten die Leute.

„Also sechs von euch schießen auf den Mann, und ihr zweie gebt uns eure Gewehre.“

Der Oberst und der Major stiegen ab. Die beiden Soldaten, die ihre Flinten hergegeben hatten, hielten die Pferde.

„Hier, alter Freund! Wir zielen auf den großen Blutfleck unter ihrer linken Brust. Dort schlägt das tapfere Herz.“

Max und Hermine hatten die Hände losgelassen. Sie winkten Gruß und Dank und Abschied herunter. Dann schauten sie sich noch einmal in die Augen und bewegten die Lippen. Aber das Getöse der immer näher krachenden Schüsse, der immer lauter rauschenden Flammen verschlang ihre letzten Worte. Nun waren sie auch miteinander fertig. Max kreuzte die Arme hinter dem Rücken, Hermine faltete die Hände im Schoß. Sie schauten beide nach dem Walde hin, aus dem in dichten Reihen unter gellendem Sturmruf die Kaiserlichen hervorbrachen.

„Drei Sekunden laß uns zielen, Korporal,“ sagte der Oberst, „dann kommandiere: Feuer — Verdammt!“

Gelber Qualm kam aus allen Fugen des Giebels und verhüllte ihn.

„Herr Gott, schicke einen Wind!“ murmelte der Major, „halte das Feuer zurück! Schicke einen Wind!“

„Jetzt! ah!“

Ein Windstoß kam von Süden her und trieb den Qualm über das Dach; der Giebel wurde sichtbar. Noch war er flammenfrei. Die beiden standen wie vorhin. Max Burg schaute wie ein Feldherr nach dem Gefechte hinüber, das sich vom Walde heranwälzte. Hermine hatte ihr Antlitz ein wenig erhoben, und ihr Blick umfaßte die weiten Gefilde der Heimat.

„Feuer!“

Die Schüsse krachten. Blauschwarzer Qualm, in den sich weiße Flocken mischten, strömte aus dem Gebälk und verhüllte den Giebel. Gleich darauf brach die rote Flamme durch. Hoch schlug sie auf.

„Es ist geschehen!“ sagte der Oberst leise. Er war erdfahl geworden. Seine Lippe zitterte.

Der Major legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte leise: „Der Feind rückt vor.“

Der Oberst schreckte zusammen und wandte sich kurz ab.

„An die Landstraße hinter die Bäume! Schießt die paar Leute weg, die sich über dem Busche dort, zwischen den Pappeln zeigen!“

Festen Schrittes ging Meribod auf sein Pferd zu. Der Major war schon aufgesessen.

Der Oberst ritt an ihn heran und reichte ihm die Hand hinüber.

Die beiden Freunde schauten sich in die Augen.

„Du übernimmst den Befehl im Wasserschloß. Das ist unsre Zitadelle. Ich fürchte“ — der Oberst ließ seine Augen über das Gefechtsfeld schweifen — „ich fürchte, wir werden bald alle dort sein, soweit wir noch kämpfen können. — Wer kommt dort heran?“

Mit verhängten Zügeln jagte ein Reiter vom Dorfe her.

„Es ist der Bürgerkommissär,“ sagte der Major, „der Bräutigam der Feuerbraut.“

Mit einem gewaltigen Satz nahm das Roß den Fluß, und etwas langsamer ritt der Reiter auf die beiden Offiziere zu.

„Das Fräulein von Walldorf wird vermißt!“ rief er ihnen entgegen. „Haben Sie die Dame gesehen?“

Sein Roß war in Schweiß gebadet. Sein Gesicht war vor Angst verzerrt.

Die beiden Herren grüßten ernst. Dann sagte Meribod:

„Fräulein Hermine von Walldorf befindet sich in Sicherheit.“

Bernhard schaute den Sprecher ungewiß an, und auf seinem Gesicht wechselten Freude und neue Besorgnis.

„Wie soll ich das verstehen? Wo ist sie?“ fragte er atemlos.

„Wo? das kann ich Ihnen jetzt nicht genauer sagen. Sorgen Sie nicht und beruhigen Sie ihre Eltern! Sie ist völlig in Sicherheit! Wo sind der Baron und die Baronin?“

„Ich habe sie in das Wasserschloß gebracht.“

„Das ist nicht gut. Dort wird der letzte Kampf gefochten, hinter jedem Balken und Mauerrest. Sagen Sie den beiden meinen Gruß und“ — der Oberst schluckte — „meinen Dank,“ fuhr er fort. „Im eignen Schloß werden sie sicherer sein.“

Bernhard grüßte und wandte sein Pferd.

„Sie ist in Sicherheit?“

„Sie ist es.“

„Ziehen Sie die Schärpe aus!“ rief ihm der Major nach. „Sie könnte Ihnen gefährlich werden!“

Bernhard wandte den Kopf zurück, schaute den Warner mit großen Augen an und rief: „Was denken Sie von mir? Uebrigens vertraue ich auf den Sieg Ihrer Waffen!“

Dann gab er seinem Roß die Sporen; in weitem Satz überflog der Renner den Fluß und schoß über das Feld dem Dorfe zu.

Der Oberst schaute ihm nach, nickte mit dem Kopf und sagte: „Zwei brave Jungen, sie waren es wert, um ihre Liebe zu werben.“

Dann ritten die Offiziere auf die Landstraße, um die vom Walde her zurückflutenden Truppen aufzustellen. Immer häufiger pfiffen ihnen die Kugeln um den Kopf.

Sie waren auseinander gekommen. Für einen Augenblick trafen sie sich wieder.

„Du bist noch hier?“ fragte der Oberst.

„Im Wasserschloß gibt es noch keinen Kampf.“

„Aber jetzt gehst du dort hin,“ sagte Meribod in befehlendem Tone.

„Und du?“

„Ich gehe in das Erlengehölze.“

Der Major sah seinen Freund bedeutsam an.

„Dort verkaufen wir nicht in Bausch und Bogen," sagte der Oberst lächelnd. „Jeder Baum wird einzeln versteigert."

Der Major wandte sein Roß und ritt langsam auf der Straße dem Wasserschloß zu. Der Oberst begleitete ihn ein Stück, um von der Anhöhe, wo die beiden Landstraßen zusammentrafen, Ueberschau zu halten.

Wie sie dahinritten, kam über die Wiesen her ein mit vier Bauernpferden bespannter Leiterwagen. Auf jedem der Sattelpferde saß ein Bauernbursche. Die Pferde schritten vorsichtig über den Straßengraben, und der Wagen rumpelte nach, dann rasselte er in raschem Trott die Straße dahin. Ein einziger Mann saß im Wagen.

Die Herren grüßten.

„Glückliche Reise!" rief der Oberst.

„Hast du seine Augen gesehen?" fragte der Major. „Ich nur das Weiße, so hat er sie verdreht. Es blinkte darinnen, wie das Fallbeil blinkt."

Die Freunde tauschten einen ernsten Blick.

„Ich hoffe, das Soldatenglück ist uns hold," sagte der Oberst, „und schenkt uns beiden ein rasches Ende."

„Heda! mein Sohn!" rief der Major und winkte einen Soldaten heran. „Hast du mir nicht vorhin deine Flinte gegeben? Gib sie mir noch einmal! Ist sie geladen?"

„Ja, Herr Major."

Der Major gab dem Roß die Sporen, bis es nahe hinter dem Wagen war. Dann riß er die Flinte an die Backe.

„Nicht doch, Kamerad," sagte der Oberst, der neben ihm hergeritten war, und legte ihm die Hand auf den Arm. „Du könntest einen der Fuhrleute treffen. Und, mein Freund, bedenke, es ist dasselbe Rohr, dasselbe Rohr!"

„Du hast recht," sagte der Major, wandte sein Roß und gab dem Soldaten seine Flinte zurück.

Dann legte er die Hände übereinander auf den Sattelknopf, schaute dem davonrasselnden Wagen nach und murmelte etwas vor sich hin.

Als er damit fertig war, sagte er zum Oberst:

„Es ist doch etwas Gutes um den alten Glauben; man kann so inbrünstig fluchen: Fahre zur Hölle!"

Der letzte Händedruck und der letzte Blick.

„Und das letzte Wort?" fragte der Oberst. Er gab sich selbst die Antwort und sagte leise: „Hermine!"

„Frankreich!" rief der Major. — —

Beiden bescherte der Tag ein rasches Ende.

Oberst Meribod fiel im letzten Busch des Erlengehölzes. Den Degen in der Faust sank er unter den Bajonetten der hereinstürmenden Grenadiere.

Und der Major? Er fiel im Wasserschloß, wo sich der Rest der Truppen ergab. Als die letzten Patronen verschossen waren und die Verteidiger mit der blanken Waffe den Feind erwarteten, durchbohrte eine Kugel sein ehrliches Soldatenherz.

Japanische Sinnsprüche

Dem Deutschen angeeignet

Von

Maximilian Bern

Strebst empor du, sei geduldig,
Denke unverzagt daran:
Das Besteigen einer Höhe
Fängt stets von der Tiefe an!

*

Selbst das Unglück kann die Brücke
Sein zu unverhofftem Glücke.

*

Viele Anstrengungen gibt es,
Die vergeblich sind;
In den Maschen eines Netzes
Sammelt sich kein Wind.

Dem Ansehen nach, das sie erwerben,
Ist grundverschieden der Menschen Los;
Wenn Gute und Böse aber sterben,
So ruhen sie unter gleichem Moos.

*

Leicht seinen Herrn tauscht Eigentum,
Geldhaben geht die Reihe herum.

*

So verschieden auch die Sachen,
Gleiche Vorsicht muß dich leiten;
Ungeschehn läßt nichts sich machen:
Einmal ist für alle Zeiten!

Morgenländische Schwänke

Von

Roda Roda

Ein Zigeuner hatte Korn nach der Mühle gebracht und holte jetzt das Mehl ab.

Als der Müller eben andre Kunden abfertigte, nahm der Zigeuner die Gelegenheit wahr und stopfte so viel fremdes Mehl in seine Säcke, wie er irgend konnte.

„He! he! du!“ rief der Müller, der ihn dabei ertappte, „bist du verrückt, daß du fremdes Mehl in deine Säcke füllst?“

Und der Zigeuner: „Väterchen, wenn ich verrückt wäre, würde ich das eigne Mehl in fremde Säcke tun!“

•

Der Zigeuner gab seinem Jungen eine Flasche in die Hand, damit er Wasser hole, vor allem aber prügelte er ihn tüchtig durch.

„Du Narr,“ riefen die Nachbarn, „was schlägst du das Kind — es hat doch nichts verschuldet?“

Darauf der Zigeuner: „Welchen Sinn hätte es, das Kind zu schlagen, wenn die Flasche schon zerbrochen und an der Tatsache nichts mehr zu ändern ist?“

•

Einst trieb ein Jüngling eine Herde von Kamelen vor sich her — alle krumm und bresthaft.

Der fromme Imam Schabi sah es und rief: „Warum verschaffst du dir nicht ein Mittel, um deine Kamele zu heilen?“

„Ich habe eine gottesfürchtige alte Mutter und vertraue darauf, daß ihr Gebet und Segen den Tieren helfen wird.“

Der Imam sprach: „Mein lieber Sohn, misch in die Gebete deiner Mutter etwas Salbe und Kräuter und leg es auf die Wunden — ich sage dir, es wird nicht von Uebel sein.“

Der Stadthügel

Eine Kindheitserinnerung

von

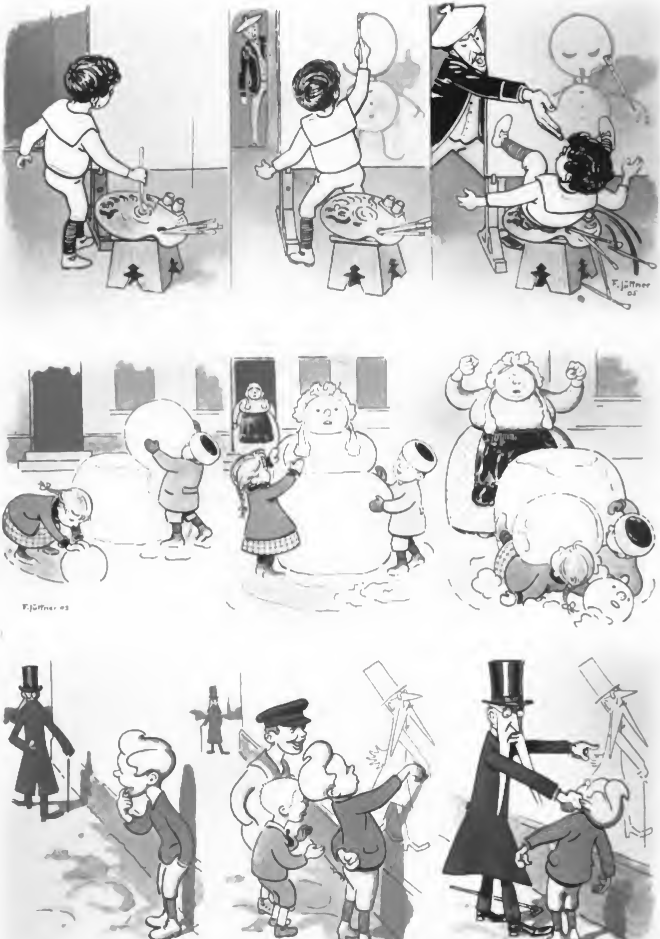
Richard Schaukal

Wenn man vom Johannesberg niedersteigt auf steilem Wege an drei Tümpeln vorbei, in denen Frösche eintönig quaken, blickt man über eine rote Einfassungsmauer aus Ziegelsteinen hinaus ins flache Land, wo abends die Signalfeuer grün und rot aufleuchten und einsame Schlote rauchen. Unten am Hange kauern niedrige Hütten. Man sieht über Dächer, sieht eiserne Hängegänge an den Haushofwänden, wo Wäsche schlapp niederbaumelt und Katzen schleichen. Dann kommen wieder ein paar magere Bäume, dann die Straße, die zu dem Vororte führt, und weiter rückwärts beginnt das Gehege der Bahndämme. Dort ist die große Ferne. Dort wohnt eine graue Sehnsucht. Es ist ein unsäglich müder Anblick, müde wie Wehmut, der Tränen verwehrt sind. Das alles ist nur so, wenn man heruntersteigt. Geht man hinauf, kräftigen Schrittes, nicht dieses stockenden, der Halt sucht und gegen das Rutschen sich stemmt, dann steigt der Himmel auf hinter Gebüsch, und man nähert sich der Region der Kinder. Sie spielen in der sorglosen Obhut von Mädchen in ländlichen Kopftüchern, unter die sich, die Virginier im Mund, Soldaten mischen. Ueber dem Getriebe, das wie ein Mückenschwarm summt, erhebt sich ernst und feierlich der Obelisk aus den Zeiten der Siege Oesterreichs. Und im Schatten dichter Bäume rauscht ein alter Brunnen unter der Kolonnade. Ein Giebel von ruhigen antiken Maßen, schön und breit ausladend über einer stillen Reihe glatter Säulen, das Ganze auf geräumigen Stufen erreichbar. Im Sande aber spielen die Kinder, und der Himmel dunkelt und dunkelt. O Tage der Kindheit, wo ist eure wundersame, geheimnisvolle Weite? Wie klang der Brunnen süß melodisch in dies stumme Beschäftigtsein um einen mächtigen Sandhaufen! Wo sind die sonderbaren Käfer und die merkwürdigen Schnecken? Wo ist dieses zitternde Grün über dem aufblickenden Kinderhaupte? Auf seinen Stock gestützt, im graublauen Blusenkittel wandelt der Invalide, eine Märchenerscheinung. Gegen den abendroten Himmel hebt sich der träumende Obelisk. Und langsam, zögernd fallen Blätter . . .



Herbst

Nach einer Zeichnung von Walter Witting (Dresden)



Die Kunst im Leben des Kindes (Oelmalerei — Plastik — Karikatur)
Nach Zeichnungen von Franz Jüttner (Berlin)



Die Kunst im Leben des Kindes (Buchschmuck — Kleinkunst — Schwarz-Weiß-Kunst)
Nach Zeichnungen von Franz Jüttner (Berlin)

Literatur

Gedanken und Erinnerungen. Von Otto Fürst von Bismarck. (Volksausgabe, Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.) Eine wohlfeile Volksausgabe der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ war wohl das beste Geschenk, das die Cottasche Buchhandlung der deutschen Nation zum Weihnachtsfest darbieten konnte. Der Preis — die beiden Bände kosten nur fünf Mark — ist so niedrig, daß das literarische Vermächtnis des großen Kanzlers jetzt auch in die weitesten Kreise unsers Volkes zu dringen vermag. Eine Widmung, die sich später im Nachlasse des Fürsten gefunden hat, ist dieser Ausgabe vorangestellt: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft.“ Damit hat Bismarck selbst am treffendsten dargelegt, in welcher Absicht er, der Mann der Tat, in der unfreiwilligen Muße des Alters sein eigner Geschichtschreiber wurde. Die Volksausgabe ist vielleicht dazu berufen, das politische Hausbuch des deutschen Volkes zu werden, das es bisher nicht hatte und infolge seiner unseligen Geschichte auch wohl nicht haben konnte. Aus ihm werden die kommenden Generationen des Volkes der Dichter und Denker, das, in der Politik noch heute unmündig, ratlos zwischen blindem Autoritätsglauben und fruchtlosem Radikalismus hin und her schwankt, im Laufe der Jahre politisches Denken lernen und sich so am besten stählen für die großen Aufgaben, die ihrer harren. Die Volksausgabe hat nur einen Mangel: sie enthält uns ebenfalls den dritten Band noch vor. Das ist um so mehr zu bedauern, als eine Darstellung der Genesis des neuen Kurses aus der Feder des Reichsgründers wohl das beste Mittel wäre zur Gesundung unsrer heutigen politischen Zustände.

— So eifrig die Widersacher unsrer heutigen Gymnasialbildung deren Aenderung erstreben mögen, die Bedeutung des klassischen Altertums als Bildungselement an sich wird schlechterdings nie von ihnen angetastet werden. In der Liebe zur Antike erzogen, wird auch der moderne Mensch der im Laufe der Jahrhunderte stets erneut aufgetauchten Sehnsucht nicht entraten, aus dem an der Kultur des Altertums Gelernten und Erschauten neue Schönheitswerte für sein eignes Leben und Empfinden zu gewinnen. Die Bildung der Schule zu vertiefen und den Lernenden auf Grund intimerer Kenntnis die Möglichkeit an die Hand zu geben, in ein persönliches Verhältnis zu den Kulturwerken des griechischen Altertums zu treten, dazu erscheint ein Buch recht geeignet, das, herausgegeben von Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner, unter dem Titel „Die hellenische Kultur“ in dem bekannten Verlage von B. G. Teubner in Leipzig unlängst erschienen ist (Preis gebunden 12 Mark). In seinem Charakter als ein Hausbuch erstrebt das, nebenbei bemerkt, gut und in seinem illustrativen Teil überreich ausgestattete Werk mit gutem Gelingen „die gesicherten Ergebnisse der neueren Forschungen in einer für jeden Gebildeten faßlichen und lesbaren Form zusammenzufassen, unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse und Ergebnisse des Unterrichts in den oberen Klassen der höheren Schulen“. Die drei Verfasser des Buches haben sich in den Stoff so geteilt, daß Baumgarten die mykenische Zeit zu einheitlicher Behandlung, dann für die sonstigen Perioden — es sind deren drei unterschieden — die bildende Kunst zufiel, Poland die Erscheinungen in Staat, Leben und Götterverehrung behandelte, und Wagner eine Darstellung des Schrifttums lieferte. In einer Einleitung bietet Poland einen Ueberblick über Land und Leute, Wagner einen solchen über Sprache und Religion. Die geschichtlichen Ueberblicke, die als notwendige Voraussetzung nicht fehlen durften, sind jeweils so knapp wie möglich gehalten, nicht uninteressant, manchmal sogar packend sind die Parallelen, die aus der Kultur der Gegenwart gezogen werden. Das Ganze ist eine erfreuliche Darbietung, die mit Zuversicht auf eine gleich gute Darstellung der Kultur des Hellenismus und des Römervolkes hoffen läßt, die als ein zweiter Band dieser Kulturgeschichte des Altertums in Aussicht genommen ist.

— Unter dem Titel „Führer zur Kunst“ ist in Paul Neffs Verlag (Max Schreiber) in Eßlingen zum Preise von je 1 Mark eine neue Serie geschmackvoll ausgestatteter und reich illustrierter Bändchen erschienen, die neben den verschiedenen ähnlichen Publikationen auf dem Gebiete der Kunstliteratur eine Sonderstellung einnehmen. Es sind keine Monographien, nach denen das kunstliebende Publikum wohl greift, wenn es ihm an Zeit oder Gelegenheit mangelt, aus dem Anschauen der Werke des Künstlers sich selbst ein Urteil zu bilden, sondern in dieser Serie werden allgemeine, tiefere Probleme der Kunstgeschichte und Aesthetik erörtert. Die Autoren der einzelnen Abhandlungen sind bekannte Männer der Wissenschaft, und ihr Streben geht dahin, das lesende Publikum zum eignen Denken und Nachsinnen anzuregen, nicht ihnen ein Urteil vorzuschreiben, sondern die Fähigkeit, selbst zu urteilen, nach Kräften zu heben. Drei Bändchen hat der Herausgeber Dr. Hermann Popp zunächst der Oeffentlichkeit übergeben. „Gibt es Kunstgesetze?“ lautet der Titel des ersten, dessen Verfasser Direktor Dr. Th. Volbehr ist. Von Schopenhauer über Lessing und Goethe — im Vorübergehen wird die Zeisingsche Theorie des Goldenen Schnitts gestreift — gelangt Volbehr schließlich zu Taine, und sein endgültiges Urteil lautet: „Ja, es gibt Kunstgesetze, aber das sind auch zugleich die Gesetze alles Lebens.“ Der zweite Band heißt: „Die Seele Tizians“. Der Verfasser Dr. Eduard von Mayer erläutert die Tendenz seines Essays in dem Untertitel „Zur Psychologie der Renaissance“. Nicht nur den genialen Künstler und sein Schaffen analysiert er, sondern er entwirft zugleich ein prächtiges Bild von der politischen Macht und dem Glanz der stolzen Stadtrepublik Venedig. Das dritte Bändchen aus der Feder von Professor Dr. H. Semper behandelt das Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes.

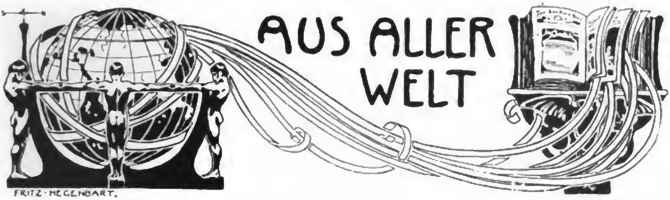
— Vom Wilhelm-Busch-Album (München, Fr. Bassermann) ist das hundertste Tausend erschienen, was für die Verlagshandlung Anlaß war, diese Jubiläumsausgabe (Preis 30 Mark) in numerierten Exemplaren zu einer gewiß bald vergriffenen buchhändlerischen Kostbarkeit zu gestalten. Nicht etwa, weil der Verleger, wie es in einer Selbstanzeige heißt, „von der allgemeinen Gedenkfeierepidemie angesteckt sei“, sondern weil er „die Hauptwerke seines lieben alten Freundes endlich einmal in dem Gewande erscheinen lassen wollte, das ihm ihrer annähernd würdig erscheinen konnte“. Nun, wahrhaft prächtig ist die Ausgabe geworden, das muß man sagen. Auf schweres Büttenpapier gedruckt, in Pergament und rotem Leinen gebunden, den charakteristischen Namenszug ihres Autors auf der Deckelseite des Einbandes, präsentieren sich die Gaben des wunderbaren Humoristen gleichsam als goldene Früchte auf silberner Schale. Manch einem, wie beispielsweise auch dem Schreiber dieses, mag sich das Seitenbild der Einzelausgaben kleineren Formats, das zu beschaulichem Genuß jeder einzelnen Zeichnung geradezu drängt, harmonischer formen gegenüber dem etwas unruhigen Vielerlei der großen Seiten in Quarto, immerhin: das Busch-Album als solches hat durch den Erfolg, der ihm vermöge seines billigen Preises ward, seine Existenzberechtigung auf dem deutschen Büchermarkt längst erwiesen, und man kann herzlich erfreut darüber sein, daß in fünfzehn Auflagen bislang schon eine solch große Zahl von Exemplaren Verbreitung gefunden hat. Solange Wilhelm Busch noch gekauft wird, braucht uns um die moralische Gesundheit unsers Volkes nicht bange zu sein. Welch große Verehrung Wilhelm Busch genießt, hat die Feier seines siebzigsten Geburtstages erwiesen, den er in seit langem selbstgewählter Zurückgezogenheit erlebt hat, einer Einsamkeit, von der er am Schluß seiner Selbstbiographie so schön sagt: „So stehe ich denn tief unten an der Schattenseite des Berges. Aber ich bin nicht grämlich geworden, sondern wohlgemut, halb schmunzelnd, halb gerührt, höre ich das fröhliche Lachen von anderseits her, wo die Jugend im Sonnenschein nachrückt und hoffnungsfreudig nach oben strebt.“

— R. H. Francé, Das Leben der Pflanze (Verlag des Kosmos, Gesellschaft für Naturfreunde, Geschäftsstelle Franckhsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart). Die Naturbeschreibung hat in den letzten Jahren überraschende Fortschritte und Wandlungen durchgemacht. Nach dem öden Schematismus der voraufgegangenen Jahre, wo der Mensch als Schulmeister die Natur am liebsten in spanische Stiefel einschnürte, fühlen sich die Forscher von heute doch in höherem Sinne eins mit dem sie umgebenden Werden und Vergehen im großen wie im kleinen. So angestrengt sie auch mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge die sichtbare Welt durchforschen, davon sind sie doch im Innersten überzeugt, daß auch das innere Schauen hinzukommen müsse, um aus der Menge der Einzelheiten wiederum ein großes Ganzes erstehen zu lassen. Das Werk von Francé, von dem zunächst nur der Teil über das Pflanzenleben Deutschlands erscheint (26 Lieferungen à 1 Mark), ist der beste Beweis für diesen Umschwung. Im Verfasser verbindet sich der Künstler und der Wissenschaftler zu harmonischer Einheit, und seine groß angelegte Arbeit vermittelt dem Leser nicht nur eine Summe von Belehrung, sondern auch intensiven Genuß.



Zigeuner

Nach dem Gemälde von Ludwig von Zumbusch



Ein württembergisches Reiterfestspiel zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Dragonerregiments „König“

In der von Künstlerhand reich und geschmackvoll geschmückten Halle des königlichen Leibstallreithauses in Stuttgart fand am 4. Dezember vorigen Jahres ein Reiterfestspiel statt, das der Erinnerung an die Entstehung und die Geschichte des seit diesem Tage auf eine hundertjährige Vergangenheit zurückblickenden württembergischen Dragonerregiments „König“ gewidmet war. Veranstaltet von dem Offizierkorps des Regiments, wurde es auch zumeist von dessen Angehörigen zur Aufführung gebracht. Die Entstehung des Regiments fällt in die für Deutschland so überaus trübe Zeit, da ein großer Teil seiner Fürsten gezwungen war, sich der Botmäßigkeit des ersten Napoleon zu fügen. Durch das mit Napoleon im Oktober 1805 zu Ludwigsburg abgeschlossene Bündnis wurde auch Kurfürst Friedrich genötigt, seinen Militäretat zu erhöhen und ein neues leichtes Jägerregiment zu Pferd zu errichten, das heutige Dragonerregiment „König“. In die erste Zeit des Bestehens des Regiments versetzte uns das erste der vorgeführten Spiele. Vorher jedoch war in feierlichem Aufzuge der dem Regiment zurzeit als Major angehörige Herzog Robert von Württemberg als Herold des Königs erschienen. In einem in vornehmer dichterischer Sprache gehaltenen Prologe wies der königliche Herold auf Zweck und Bedeutung der Festlichkeit hin und gab dann das Zeichen zu ihrem Beginne. Es erschienen sechzehn Unteroffiziere in der Uniform von 1805 und führten ein Waffenspiel mit Hieb- und Schuß-



Ein Kosak, von „Louis-Jägern“ gejagt



Rückzug der „Louis-Jäger“ mit den bei Linz erbeuteten Geschützen (Fahrquadrille)



Militärisches Trachtenbild aus der Zeit der Befreiungskriege (Fahrschule, ausgeführt von vier Offizieren)

waffen vor. In der veranschaulichten Zeit war Chef des Regiments Herzog Paul von Württemberg. Ihm folgte alsbald Herzog Louis, wohl der populärste aller Inhaber des Truppenteils, nach dem im Volksmunde die Reiter des neuen Regiments lange den Namen der Louis-Jäger führten. An ein Stücklein dieser Louis-Jäger aus dem Jahre 1809 erinnerte das zweite der vorgeführten Bilder und eine Fahrquadrille mit zwei Geschützen. In dem Feldzuge Napoleons gegen Oesterreich war nämlich dem 8. Korps, zu dem die Württemberger gehörten, die Behauptung des wichtigsten Postens bei Linz übertragen worden. Am 17. Mai griffen die Oesterreicher die Stellung an. Durch die glückliche Attacke zweier Schwadronen der Louis-Jäger auf den Pfennigsberg — die beiden andern Schwadronen hatten kurz zuvor die feindlichen Ulanen überritten — wurde der Sieg entschieden und der Gegner zurückgeworfen. Ein Aufzug erinnerte an die Verleihung der von dem Regiment jetzt noch geführten Ehrenstandarte bei der Parade zu Göppingen am 10. Januar 1810. Im russischen Feldzug des Jahres 1812 wurde das Regiment dem 2. Kavalleriekorps zugeteilt und gehörte zur 16. leichten Brigade, der sogenannten Brigade étrangère, zusammen mit dem 10. polnischen Husarenregiment und einem kombinierten preußischen Ulanenregiment. Diese Brigade étrangère hatte sich dadurch einen gewissen Namen gemacht, daß sie fast nur zu den schwierigsten und gefährlichsten Aufträgen herangezogen wurde. An sie gemahnte das dritte Spiel, eine Damenquadrille, die von vier Paaren in der Uniform der württembergischen Louis-Jäger, vier Paaren in der des preußischen Ulanenregiments Nr. 2 und von vier Paaren in der des polnischen Husarenregiments Nr. 10 geritten wurde. Nach der Schlacht von Borodino war die Brigade étrangère wie stets in diesem Feldzuge in der Vorhut und begann die Verfolgung, wobei man es hauptsächlich mit Kosaken zu tun hatte. Dabei wurde mit Vorliebe auf solche Jagd gemacht, bei denen man eine Schnapsflasche als willkommene Beute zu vermuten Grund hatte. Eine derartige Jagd veranschaulicht ein weiteres Spiel, „Kosake von Louis-Jägern gejagt“, wohl das heiterste Intermezzo des Abends. Die folgenden Darstellungen führten in die Zeit zurück, in der Deutschland von dem Alp der Fremdherrschaft aufzuatmen begann. In dem 1814 gegen Frankreich unternommenen Feldzug führte Kronprinz Wilhelm von Württemberg seine gesamte leichte Kavallerie der Avantgarde zu, vertraute ihr die Sicherung des Heeres an und erkämpfte mehr als einmal mit seinen tapferen Reitern und der ihnen beigegebenen Artillerie den Sieg, bevor noch die Infanterie in den Kampf eintreten konnte. Die Erinnerung an diese Zeit veranschaulichte ein Gefechtsbild und eine von vier Herren in der Uniform des Regiments aus dem Jahre 1814 ausgeführte Fahrschule (Tandemfahren). Den am 21. August 1848 stattgehabten Auszug der zweiten württembergischen leichten Reiter, wie die einstigen Louis-Jäger nunmehr genannt wurden, aus Ludwigsburg — er galt der Beteiligung des Regiments an der alsdann doch nicht in Fluß gekommenen Befreiung Schleswigs — stellte ein imposanter Reiterzug dar, dem sich eine von sechzehn Unteroffizieren gerittene Quadrille in der Uniform von 1820 und 1840 anschloß. Es folgte nun noch ein einziges Geschichtsbild, eine Episode aus den kriegerischen Ereignissen der Jahre 1870 und 1871, ein Scharmützel mit Franktireurs, und zum Schluß eine glänzende Paradeaufstellung des Regiments, das am 6. August 1871 in ein Dragonerregiment umgewandelt wurde.

Zur Verlobung Alice Roosevelts

Die „amerikanische Kronprinzessin“ hat endlich allen Legenden und Kombinationen über die schon lange brennend gewordene Frage, wem sie ihre vielbegehrte Hand zum Lebensbund reichen werde, ein Ziel gesetzt, indem sie sich mit dem Kongreßmitglied Nicholas Longworth verlobt hat. Der glückliche Bräutigam, der einer der reichsten Familien in Cincinnati entstammt, ist ein Mann von sechsunddreißig Jahren, während Fräulein Roosevelt einundzwanzig Jahre zählt. Er hat als



Major Herzog Robert von Württemberg als Herold des Königreichs

Jurist die Harvard-Universität absolviert und spielt in den gesellschaftlichen, politischen und Finanzkreisen Cincinnatis eine hervorragende Rolle. Zum Kongreßmitglied ist er erst im vorigen Jahre gewählt worden. Mit seiner Braut wurde er bekannt, als ihr Vater noch Vizepräsident unter Mc Kinley



Alice Roosevelt, die „amerikanische Kronprinzessin"

war. Longworth nahm auch an der Reise teil, die Miß Roosevelt letzten Sommer unter Leitung des Staatssekretärs Taft nach Ostasien unternahm. Das Paar beabsichtigt nach seiner Hochzeitsreise die übliche Reise nach Europa anzutreten und England, Frankreich und Deutschland zu besuchen.

Das Luftschifferdenkmal in Paris

Bekanntlich hat die Luftschiffahrt schon im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Allerdings war damals die heute allgemein übliche Verwendung von Fesselballons zu Erkundungszwecken noch wenig ausgebildet, und selten wohl aber bediente man sich im belagerten Paris regelmäßig und mit Erfolg des freien Ballons, um Personen und Postsendungen in die vom Feinde nicht besetzten Departements zu befördern. Während der viermonatigen Belagerung der Hauptstadt wurden dort im ganzen 64 Ballons aufgelassen, die zusammen 91 Personen, 2½ Millionen Postsendungen und 400 Brieftauben glücklich nach auswärts brachten; nur fünf dieser Ballons fielen den Deutschen in die Hände, zwei verunglückten im Meere. Von besonderer Bedeutung war es, daß am 7. Oktober 1870 Léon Gambetta im Luftballon die belagerte Stadt verließ; nachdem er glücklich in Amiens gelandet war, reiste er nach Tours, übernahm das Kriegsdepartement und organisierte mit Geschick und Energie die verschiedenen Heere, welche die Hauptstadt entsetzen sollten und, wenn ihnen dies auch nicht gelang, immerhin den Deutschen schwer zu schaffen machten. Zur Erinnerung an die kühnen Aeronauten der damaligen Zeit ist jetzt in Paris in der Nähe der Porte des Ternes ein eigenartiges Denkmal, die letzte Schöpfung des am 4. Oktober vorigen Jahres verstorbenen französischen Bildhauers Frédéric-Auguste Bartholdi, aufgestellt worden und wird Anfang Januar enthüllt werden.

Der Lyzeumklub in Berlin

Der am 4. November vorigen Jahres eröffnete Lyzeumklub in Berlin ist das zweite Glied in der Kette der von der englischen Schriftstellerin Constance Smedley begründeten internationalen Lyzeumklubvereinigung, die die Frauen der gebildeten Welt verschwistern und die geistige Auslese der gesamten Frauenwelt zu einer Phalanx zusammenschließen soll. Das erste Heim des Klubs ist vor etwa zwei Jahren in London erstanden, wo er glänzende Erfolge erzielt hat und bereits zweitausend Mitglieder zählt; auf Berlin wird mit dem dritten Lyzeumklub demnächst Paris, weiterhin Rom und New York folgen. Die Mitgliedschaft eines Lyzeumklubs schließt die Mitgliedschaft aller andern in sich. Sie steht Frauen jeder Nationalität offen, die das achtzehnte Lebensjahr erreicht und entweder eine selbständige Arbeit in Literatur, Journalistik, Wissenschaft, bildender Kunst und Kunstgewerbe oder Musik veröffentlicht oder öffentlich ausgestellt haben oder die einen akademischen Grad besitzen oder Lehrerin an einer staatlichen oder städtischen Hochschule für Musik sind. Um dem Zustrom der Dilettanten vorzubeugen, sind die Aufnahmebedingungen dahin ergänzt, daß die Veröffentlichung dieser selbständigen Arbeiten in einem



Nicholas Longworth, der Bräutigam von Miß Roosevelt



Copyright by Hutin, Trampus & Co.

Luftschifferdenkmal zur Erinnerung an die Belagerung von Paris 1870/71. Entworfen von F. A. Bartholdi



Phot. M. Hromada

Konversationszimmer im Lyzeumklub zu Berlin

guten Verlag geschehen sein oder sich durch häufigere Mitarbeiterschaft an angesehenen Zeitschriften oder Zeitungen bekunden muß. Ferner werden als außerordentliche Mitglieder aufgenommen Frauen, die ausübende Künstlerinnen von Bedeutung sind oder durch lebhaftes Interesse und Betätigung an geistigen, künstlerischen und gemeinnützigen Bestrebungen als wünschenswerte Mitglieder erscheinen, oder Töchter solcher Frauen oder Gattinnen und Töchter solcher Männer sind, die sich in Literatur, Kunst, Wissenschaft oder im öffentlichen Leben ausgezeichnet haben.



Phot. Heinrich Schuhmann

Kaiser Franz Joseph bei der Einweihung der Notkirche in Zwischenbrücken (Wien)

Kaiser Franz Josef in Zwischenbrücken (Wien)

In dem aufblühenden, an der Donau gelegenen Wiener Bezirk Zwischenbrücken fand am 26. November die feierliche Einweihung der neuerbauten Allerheiligenkirche statt, die sich für den Bezirk zu einem um so festlicheren Ereignis gestaltete, als Kaiser Franz Josef, der den Kostenbetrag für das neue Gotteshaus bewilligt hatte, der ersten darin zelebrierten Messe beiwohnte. Der Monarch wurde am Kirchenportal vom Weihbischof Dr. Marschall und seiner Assistenz empfangen. Der Bischof reichte ihm das Asper und dankte ihm für die Widmung der Kirche und die des Hochaltarbildes. Der Kaiser erwiderte, er freue sich, in die Lage gekommen zu sein, die schöne Kirche widmen zu können; dann zelebrierte der Bischof die Messe. Während die Schuljugend und die Andächtigen die Volkshymne sangen, verließ der Kaiser die Kirche und begab sich zu dem in der Nähe befindlichen Kaiserin-Karolina-Augusta-Pavillon des Vereins „Kinderschutzstationen", vor dem die sämtlichen in Wien befindlichen Schutzkinder des Vereins, 1200 an der Zahl, aufgestellt waren. Am Eingange der Salzachstraße empfingen die Vorstandsmitglieder den Kaiser und geleiteten ihn längs der in geschlossener Masse aufgestellten Kinder, welche die Volkshymne anstimmten, zu der gleichfalls erst vor kurzem in dem Bezirk begründeten Anstalt des Vereins. Dort wurde der Kaiser durch dessen Protektorin, Erzherzogin Maria Josefa, empfangen und in den großen als Heimstätte dienenden Saal geleitet, wo der Vereinspräsident Dr. Prinz Eduard von und zu Liechtenstein eine Ansprache hielt.

Der neue preussische Justizminister

Der seit langem erwartete Rücktritt des preußischen Justizministers Schönstedt ist endlich erfolgt. Sein Nachfolger wird der bisherige Oberlandesgerichtspräsident in Breslau, Dr. Maximilian Beseler, ein Mann, dessen Eintritt in das politische Leben von allen Seiten mit besonderer Freundlichkeit begrüßt wird. Ueber den bisherigen Lebenslauf des neuen Justizministers ist folgendes bekannt geworden: Beseler, der am 22. September 1840 in Rostock geboren wurde, also im fünfundsechzigsten Lebensjahre steht, stammt aus einer Juristenfamilie; sein Vater war damals Professor des deutschen Rechts an der Universität Rostock. Nachdem er in Greifswald und Berlin das Gymnasium besucht hatte, bezog er als Student der Rechte die Universitäten Heidelberg und Berlin. Am 1. April 1863 trat er in den Justizdienst ein und wurde dem Kreisgericht in Berlin zur weiteren Ausbildung überwiesen. Im Dezember 1867 wurde Beseler zum Gerichtsassessor ernannt. Seine Tätigkeit führte ihn zunächst wieder nach Greifswald und dann für längere Zeit nach Hannover. In diese Zeit fällt Beselers Teilnahme am Kriege von 1870/71, den er als Reserveleutnant des 4. Garderegiments zu Fuß mitmachte. Bei St. Privat zeichnete er sich besonders aus und



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Justizminister Beseler

wurde mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse dekoriert. Die weiteren Etappen seiner richterlichen Tätigkeit sind Berlin, Saarbrücken, Düsseldorf, Oppeln und wiederum Berlin. Im Jahre 1897 siedelte er als Oberlandesgerichtspräsident nach Kiel über, von wo er 1904 in derselben Eigenschaft nach Breslau berufen wurde. — Man kann nicht gerade sagen, daß das preußische Justizministerium in der letzten Zeit besondere Lorbeeren gepflückt hat. Der Königsberger Geheimbundsprozeß ist noch in lebendiger Erinnerung, und die Rolle, die der Justizminister und seine Organe sowohl im Prozeß selbst als auch in den Vorbereitungen dazu gespielt haben, war keineswegs dazu geeignet, das Ansehen dieser Behörde in der Oeffentlichkeit besonders zu heben. Ein Wechsel in der Person des Ministers war seit langem unvermeidlich geworden. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß der Monarch gerade auf diesen Posten einen Mann berufen hat, dem allgemeine Sympathie in den weitesten Kreisen entgegengebracht wird.

Cecil Rhodes' Grab

Dem „ungekrönten König von Südafrika", wie man Cecil Rhodes bezeichnend genannt hat, ist es nicht lange vergönnt gewesen, die Früchte des Sieges der Engländer über die Burenstaaten, an dem er einen so bedeutsamen Anteil gehabt, zu genießen; erst neunundvierzig Jahre alt, ist er am 26. März 1902 in Kapstadt gestorben. Doch sein Lebenswerk ist nicht mit ihm untergegangen; dem genialen, wenn auch skrupellosen Pionier der britischen Expansion, der den Ausspruch tat: „English, all English, that's my dream!" und der seine ganze gewaltige Geisteskraft, seine ungeheuern Macht- und Geldmittel für die Verwirklichung der Idee, England zur herrschenden Macht in Afrika zu machen, in unleugbar großartiger Weise einsetzte, sind andre gefolgt, die das begonnene Werk fortführen, und unaufhaltsam vollzieht sich in Südafrika die weitere Ausbreitung englischer Macht und englischen Einflusses. Das Grab des merkwürdigen, in seinem leidenschaftlichen Patriotismus auch für uns Deutsche vorbildlichen



Cecil Rhodes' Grab

Mannes ist sehr schlicht gehalten, eine einfache Steinplatte deckt es zu, aber die in unmittelbarer Nähe liegenden mächtigen Felsblöcke geben der Stätte einen dem Charakter des Toten angepaßten monumental wirkenden Hintergrund.

Zum Kabinettswechsel in England

Rascher als allgemein angenommen wurde, ist es in England zu dem unvermeidlich gewordenen Kabinettswechsel gekommen: am 4. Dezember hat der Chef des konservativ-



Arthur J. Balfour



Sir Henry Campbell-Bannerman



Phot. Peter Weber, Bregenz

Das neue Luftschiff des Grafen Zeppelin über dem Bodensee

unionistischen Ministeriums, Mr. Arthur Balfour,' sein und seiner Amtsgenossen Portefeuilles in die Hand König Eduards zurückgelegt, und dieser hat den Führer der Liberalen, Sir Henry Campbell-Bannerman, mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt. Der zurückgetretene Premierminister, der Schotte von Geburt ist, steht im 57. Lebensjahre. Er ist am 25. Juli 1848 geboren und wurde 1874 Mitglied des Unterhauses. Mehrere Jahre war er Privatsekretär seines Onkels, des Marquis von Salisbury, und begleitete ihn auf den Berliner Kongreß. In dessen zweitem Ministerium wurde er 1891 erster Lord des Schatzes, ebenso 1895 in dem dritten. 1902 übernahm er als Salisburys Nachfolger die Leitung des Kabinetts. Der neue Premierminister, Sir Henry Campbell-Bannerman, gleichfalls ein Schotte, ist am 7. September 1836 geboren. Er gehört seit 1868 dem Parlamente an und vertritt seit dieser Zeit den schottischen Wahlkreis Stirling. 1882 wurde er Sekretär der Admiralität, und 1887 ernannte ihn Gladstone zum irischen Chefsekretär. In Gladstones Homerule-Kabinett von 1886 bekleidete Bannerman den Posten des Kriegsministers, ebenso in dem letzten liberalen Ministerium, das vom 18. August 1892 bis zum 2. Juli 1895 dauerte und erst von Gladstone, dann von Lord Rosebery geleitet wurde. Im Unterhause führt Bannerman die Liberalen seit 1899 als Nachfolger Sir William Harcourts. Der neue Minister, der sehr reich ist, führt das Prädikat „Sir" vor seinem Namen, seit er Ritter des Großkreuzes des Bath-Ordens ist; hingegen ist er nicht Baronet.

Das englische Thronfolgerpaar in Bombay

Einen glänzenden Empfang hat die Stadt Bombay dem Prinzen und der Prinzessin von Wales bereitet, die auf ihrer Weltreise am 9. November in der alten indischen Handelsmetropole eintrafen. Aus den einheimischen Staaten waren die indischen Radschas mit großem Gefolge und prunkvollem Troß nach Bombay gekommen, um den künftigen Herrscher des britischen Weltreichs und seine Gemahlin zu begrüßen, ebenso viele hohe englische Beamte und Offiziere, und eine nach Hunderttausenden zählende Volksmenge flankierte die nach orientalischer Weise ausgeschmückten Straßen, durch welche die Gäste zur Residenz des Gouverneurs fuhren. Zweimal bewegte sich der festliche Zug durch die Stadt, überall vom Volke mit schweigender Bewunderung angestaunt; an verschiedenen Punkten machten die Gäste Halt, um Adressen und Willkommensgrüße entgegenzunehmen. Während der acht Tage, die das Thronfolgerpaar in der Stadt verbrachte, folgte eine glanzvolle Festlichkeit der andern. Eine neue breite Straße, die Bombay fast durchquert, wurde von dem Prinzen eröffnet, ebenso ein großes Volksfest; auch legte er den Grundstein zu einem Nationalmuseum und zu einem neuen Dock von riesigen Dimensionen, das eines der größten der Welt werden soll.



Phot. Gribaydoff, Paris

Ankunft des Prinzen und der Prinzessin von Wales in Bombay

Die Probefahrt des neuen Zeppelinschen Luftschiffs

Fünf Jahre nach seinen ersten Versuchen, ein lenkbares Luftschiff zu konstruieren, hat Graf Zeppelin am 30. November auf dem Bodensee mit einem zweiten, wesentlich verbesserten Luftschiff eine neue Probefahrt gemacht. Leider stellten sich dem Versuch auch diesmal unvorhergesehene widrige Umstände in den Weg. Das riesige Luftschiff, das von einem Schleppdampfer aus der Ballonhalle weit in den See hinausgezogen werden sollte, um dann, gegen den Wind gestellt, aufzusteigen, wurde, wie Graf Zeppelin selbst berichtet, durch den herrschenden heftigen Wind schneller vorwärts getrieben, als der Schlepper lief, so daß dieser sich eiligst freimachen mußte. Dabei blieb das doppelte

Schleppseil am Flugschiff hängen und wirkte an dessen Spitze herabziehend und aufhaltend. Zugleich hob der Wind das hintere Ende und dann auch das vordere hoch. Da das Fahrzeug noch keine Eigenbewegung hatte, so war es nicht steuerbar und schoß, als das hintere Schraubenpaar in Vorwärtsbewegung gesetzt wurde, mit der nach unten gerichteten Spitze in das Wasser, wobei das vordere Höhensteuer bis zur Unbrauchbarkeit zerstört wurde. Um das hintere Ende auf das Wasser herunterzubekommen, mußten nun bedeutende Mengen Gas ausgelassen werden. Nach diesen Vorgängen hielt der Graf einen Flugversuch nicht mehr für ausführbar. Das herangerufene Schleppboot brachte das Flugschiff bis zur Halle zurück. Bei allen diesen Vorgängen erwies das Fahrzeug seine außerordentliche Festigkeit. Selbst während des Schleppens auf dem Wasser folgte es willig seinem Steuer.

Vom Hofhalt des Kronprinzenpaares

In dem verhältnismäßig stillen, zurückgezogenen Leben des jungen Kronprinzenpaares wird demnächst eine äußere Aenderung eintreten, indem der kronprinzliche Hofhalt aus dem Marmorpalais bei Potsdam, dem Sommersitz der Herrschaften, in das Potsdamer Stadtschloß verlegt wird. Das Marmorpalais, in dem der Kronprinz am 6. Mai 1882 das Licht der Welt erblickte, soll in zwei Jahren an Stelle des Neuen Palais Sommerresidenzschloß des Kaiserpaares werden; das Kronprinzenpaar wird alsdann nach Schloß Babelsberg übersiedeln, das inzwischen durch einen Anbau erweitert wird. – Das hier wiedergegebene neueste Bild der Kronprinzessin ist in Homburg entstanden, wo die hohe Frau vor einiger Zeit vorübergehend weilte.



Kronprinzessin Cecilie
Nach der neuesten Aufnahme von T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Zur Heimkehr des Generals von Trotha

Am 15. Dezember morgens vier Uhr ist der bisherige Oberkommandierende der deutschen Truppen in Südwestafrika, Generalleutnant von Trotha, nach anderthalbjähriger Abwesenheit auf dem Dampfer „Prinz-Regent" im Hamburger Hafen eingetroffen. Auf Befehl des Kaisers wurde der hochverdiente Heerführer von dem kommandierenden General des IX. Armeekorps, General von Bock und Polach, und seinem Stabe sowie mehreren Offizieren des Berliner Oberkommandos feierlich begrüßt; ebenso hatte der Hamburger Senat den Bürgermeister Dr. Burchard und den Senator Dr. Lappenberg, die Deutsch-Ostafrika- und die Wörmann-Linie die Herren Adolf und Eduard Wörmann, Amsinck und Hertz zu seinem Empfang abgeordnet. General von Bock und Polach hielt eine Ansprache an den heimgekehrten General, in der er ihm den Dank des Kaisers und des deutschen Vaterlandes für seine unter den schwierigsten Verhältnissen geleisteten Dienste zum Ausdruck brachte, und der Stabschef der deutschen Schutztruppen, Oberst Ohnesorg, überreichte dem General den ihm vom Kaiser verliehenen



Phot. Kießler Reich, Hamburg

Von der Begrüßung des Generals von Trotha (1) durch Bürgermeister Burchard (2) in Hamburg



Phot. Tiraspolsky, Odessa

Von den Unruhen in Odessa: Verwundete und ausgeplünderte Judenfamilie

Orden Pour le mérite. General von Trotha dankte hierauf für den ihm zu teil gewordenen Empfang, betonte mit Worten höchster Anerkennung für den Mannesmut und die Disziplin der von ihm geführten Truppen, daß noch nie ein so mörderischer und grausamer Krieg mit so viel Mäßigung geführt worden sei, und schloß mit einem dreifachen Hurra auf den Kaiser.

Von den Greueln in Odessa

Das alte System in Rußland hat unmittelbar vor seinem vollständigen Zusammenbruch noch einmal mit furchtbarer Deutlichkeit erwiesen, daß seine Beseitigung für Rußlands Wohlfahrt und Ansehen eine absolute Notwendigkeit war. Nur durch die noch von früher her gewohnte verbrecherische Indulgenz der Behörden war es möglich, daß die wüsten Ausschreitungen, die in den ersten Tagen der Freiheit in einer Reihe von russischen Städten, namentlich im Süden, von Banden arbeitsscheuen Gesindels, für das selbst das Wort „Pöbel" noch zu gut ist, verübt worden sind, einen so erschreckenden Umfang annehmen und tagelang fortdauern konnten. Besonders in der unglücklichen Stadt Odessa sind wieder einmal Greueltaten begangen worden, die das Entsetzen der ganzen Kulturwelt erregen. Tausende der dortigen Juden sind von den „Chuligans" hingemetzelt oder zu Krüppeln geschlagen und ihres Eigentums beraubt worden, ohne daß die Polizei gegen die Mordbuben einschritt, und zahlreiche andre Bewohner der Stadt, darunter besonders Studenten, die den Bedrängten zu Hilfe kamen und dem Räubergesindel entgegentraten, haben dabei gleichfalls ihr Leben eingebüßt.



Phot. Tiraspolsky, Odessa

Die Opfer der Unruhen in Odessa: Aufbahrung gefallener Studenten im Spital

Vom Aufstand in Deutsch-Ostafrika

Obwohl der Aufstand, der in unsrer Kolonie im Osten des schwarzen Erdteils ausbrach zur gleichen Zeit, da im Westen noch hart und blutig gekämpft wurde, von vornherein nicht die gleichen Gefahren in sich barg wie die aufrührerische Bewegung der Witbois und Hereros, so ist die Ruhe dort immer noch nicht ganz hergestellt, und noch in letzter Zeit kam die Nachricht, daß mehrere Stationen im Innern von den Aufständischen aufs äußerste bedroht seien. Die europäische Besatzung unsrer ostafrikanischen Kolonie ist nur gering, und so mußte in der ersten Gefahr auf die Besatzung der dort stationierten Kreuzer zurückgegriffen werden, bis weitere Marineinfanterie aus der Heimat, die sich in Triest einschiffte, am Schauplatz des Aufstandes eingetroffen war. Die Schutztruppe, die zum größten Teil aus Askaris besteht, hat sich in dieser kritischen Zeit ebenfalls durchaus bewährt, ein Beweis, daß deutsche Manneszucht und militärischer Drill aus diesen Afrikanern gute Soldaten machen kann. Unser Bild zeigt das zum Ausmarsche nach dem Aufstandsgebiet aufgestellte Expeditionskorps des Majors Johannes. Graf Goetzen, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, hielt an die ausziehenden Truppen eine Ansprache in der Kisuahelisprache, die nach der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung folgenden Wortlaut hatte:



Phot. Glagel

Vom Aufstand in Deutsch-Ostafrika: Musterung der aus Dar es Salam abgehenden Askaris durch Gouverneur Graf Goetzen

„Askari! Mimi nimewaita kwa sababu napenda kuwaona kabla ninyi kwenda vitani. Mmesikia ya kwamba Washenzi wanatanya vita katika inchi ya Kiiwa na katika inchi ingine na ya kwamba wanaua waanaume na waanawake na watoto pia, na ya kama wanakharibu mambo ya be'ishera na mambo ya kulima mashamba. Lakini sisi tuko hapa kuiweka inchi hii katika amani. Kwa sababu hivi mimi nataka, watu wale wenyi kutenda vitendo vibaya, wapate 'adhabu. Sasa mkikuwa katika vita, tuatani amri za wakubwa wenu! Mwe Askari hodari! Fanyeni kazi yenu vema! Na kwa moyo wangu napenda ninyi wote kurudi wazima. Kwa kheri (heri) Askari!"

Da es, bemerkt die Zeitung, unter unsern Lesern einige geben dürfte, die das Kisuaheli nicht mit gleicher Geläufigkeit sprechen wie Graf Goetzen, fügen wir die authentische Uebersetzung hinzu: „Askari! Ich habe euch antreten lassen, weil ich euch noch einmal sehen will, bevor ihr in den Krieg zieht. Ihr habt gehört, daß in Kilwa und in andern Bezirken die Waschenzi Krieg führen, daß sie Männer, Weiber und Kinder morden, daß sie Handel und Landbau unmöglich machen. Wir aber sind hier, um das Land in Frieden zu halten. Deshalb will ich, daß jene Uebeltäter gestraft werden. Wenn ihr im Krieg seid, so folgt euern Führern und macht eure Sache gut wie tüchtige Soldaten. Mein Wunsch aber ist, daß jeder von euch gesund wiederkehre. Lebt wohl, Askari!"



Phot. Christian Herbst, Worms

Das „Prinzeßchen-Denkmal" in Darmstadt
Entworfen von Ludwig Habich

Die Enthüllung des „Prinzesschen-Denkmals" in Darmstadt

Vor kurzem wurde im Herrengarten zu Darmstadt unter großer Beteiligung seitens des Hofes und der ganzen Bevölkerung das „Prinzeßchen-Denkmal" enthüllt, das nach einem Entwurf des bekannten Bildhauers Professor Habich zum Andenken an das frühverstorbene einzige Töchterchen des Großherzogs Ernst Ludwig und seiner ersten Gemahlin errichtet worden ist. Das schlichte Denkmal besteht aus einem Felsblock, der außer einem Porträtmedaillon des Fürstenkindes ein Relief mit der Darstellung von Sneewittchens Tod trägt. Die Widmungstafel lautet: „Ihrem unvergeßlichen Prinzeßchen die Kinder Darmstadts." Der ergreifenden Enthüllungsfeier, die in Gegenwart des großherzoglichen Paares stattfand, wohnten etwa 10000 Schulkinder bei und defilierten nach Schluß derselben am Denkmal vorüber. Der tragische Tod, der das allgemein beliebte muntere Fürstenkind im Alter von acht Jahren am Zarenhofe plötzlich hinwegraffte, wird den meisten unsrer Leser noch in Erinnerung sein. Offiziell wurde als Todesursache eine rapid auftretende und verlaufende Typhuserkrankung angegeben, aber das Gerücht, daß die kleine Prinzeß das Opfer eines Vergiftungsversuchs geworden sei, der eigentlich ein Mitglied der Zarenfamilie hätte treffen sollen, ist damals sehr bestimmt aufgetreten und nie ganz verstummt. — Auf jeden Fall aber wird der kleinen Prinzeß, auf deren Kindheit schon durch die Trennung ihrer Eltern ein trüber Schatten gefallen war, in Hessen ein herzliches Andenken erhalten bleiben.

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. V

Turnierpartie, kürzlich zu Wien gespielt

Russische Verteidigung des Königsspringerspiels

Weiß: H. Wolf. — Schwarz: A. Albin.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Lg5—h4	Te8—f8
2. Sg1—f3	**Sg8—f6**	18. f2—f4	Sc6—e7
3. Sf3×e5	d7—d6	19. Ta1—e1	Le6—f5
4. Se5—f3	Sf6×e4	20. g2—g4	Lf5×d3
5. Sb1—c3 [1])	Se4—f6 [2])	21. Dd2×d3	Dd8—d7 ? [7])
6. d2—d4	Lf8—e7 [3])	22. d4—d5!	Tf8—f7
7. Lf1—d3	0—0	23. Te1—e6!!	Ta8—f8
8. Sc3—e2	Tf8—e8	24. c3—c4	h7—h6 [8])
9. 0—0	Sf6—h5 [4])	25. Lh4—e1	Kg8—h7
10. h2—h3	g7—g6 [5])	26. Le1—c3	Se7—g8
11. Se2—f4	Sh5×f4	27. g4—g5 [9])	f6—f5
12. Lc1×f4	Le7—f6	28. Dd3—d4	Sg8—e7
13. Dd1—d2	Sb8—c6	29. Tf1—e1	c7—c5
14. c2—c3	Lc8—e6	30. d5×c6	Se7×c6
15. Sf3—g5	Lf6×g5	31. Dd4—d5	Sc6—e7
16. Lf4×g5	f7—f6 [6])	32. Dd5—f3 [10])	h6—h5 [11])
		33. Df3×h5†	Aufgegeben [12])

[1]) Ueblicher ist jetzt 5. d2—d4; doch ist auch die Textfortsetzung, die eine der ältesten Spielweisen darstellt, ganz gut anwendbar.

[2]) Se4×c3 6. d2×c3 führt zu einem vollständig ausgeglichenen Spiel.

[3]) Statt dessen sollte d6—d5 geschehen, was über kurz oder lang doch kommen mußte.

[4]) „The Field" bezeichnet diesen Zug als eine von Albins exzentrischen Kombinationen.

[5]) f7—f5 war wohl eigentlich beabsichtigt und wäre wahrscheinlich auch vorzuziehen gewesen.

[6]) Erzwungen; andernfalls wäre 17. Lg5—f6 entscheidend.

[7]) Hier spätestens hätte d6—d5 geschehen müssen. Weiß läßt dem Gegner nun keine Zeit mehr, sein Spiel zu retten.

[8]) Um den Läufer nachher von h4 zu vertreiben. Der geht aber ganz von selbst auf bessere Felder.

[9]) Eine hübsche Schlußkombination. Schwarz hat keine genügende Entgegnung.

[10]) Ein feiner Zug. Es droht 33. Df3—h5 und, wenn Sg8 die Dame nimmt, Matt in zwei Zügen.

[11]) Se7—g8 hätte das Ende lediglich verzögert.

[12]) Der Schluß wäre: 33. .... g6×h5 34. Te6—h6† Kh7—g8 35. Th6—h8 matt.

Wechselrätsel

Mit a am End' lieg' ich im Morgenlande
Am blauen Meer, nah einer großen Stadt.
Mit u ich einst Europa Schätze sandte,
Obwohl es schwer an mir gefrevelt hat.
Mit i wir hoch in himmlischen Regionen,
Den Menschen hold, als lichte Geister wohnen.

F. M.-S.

Verwandlungsrätsel

Vom Muselmann im Morgenland
Bin ich als heilig anerkannt,
Es ist sein eifriges Bestreben,
Getreulich meinem Wort zu leben.

Wird mir nun Kopf und Fuß genommen,
Und hab' ich dann ein Herz bekommen,
So zeige Wichtiges ich an,
Weshalb mich niemand missen kann.

Zwar kannt' mich schon das Altertum,
Doch hat ein Deutscher, sich zum Ruhm,
Durch neue Form, die er erdacht,
Zum Allgemeingut mich gemacht.

M. G.

Versetzungsrätsel

Ich trug auf den Schultern die Erde,
Verdammt von den Göttern zur Qual.
Jetzt trägt mich der Schüler zur Schule,
Zu lernen, wo Berg und wo Tal.

Versetzst du die Laute, dann werd' ich
Ein schmackhaft beliebtes Gericht
Zu Braten und anderen Speisen,
Und Kenner verachten mich nicht.

F. P.

Silbenrätsel

Mein Erstes ist wirklich nicht schwer zu raten:
Man findet es häufig im britischen Reich
Sowie in den Vereinigten Staaten,
In Deutschland begegnet es seltener euch.
Es läßt sich viel in Italien sehen
Und in manch anderm südlichen Land,
Auf ragenden Höhen, in Kunstmuseen,
Nicht allen zur Freude, doch allen bekannt.

Mein Zweites im Handumdrehen zu raten,
Seid ihr ganz sicher gleichfalls darin:
Es ist der größte Stolz des Soldaten,
Der Schütze hat's und die Höckerin.
Das Ganze findet sich häufig im Leben,
Schon jedem hat es Verdruß gemacht,
Und wem es gelingt, es gründlich zu heben,
Der hat etwas zum Zweiten gebracht.

Eta.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5:

Des Weihnachts-Wechselrätsels: Varzin, Eisack, Rachel, Gelee, Nagold, Utrecht, Eger, Gera, Totschlag, Ebbe, Walzer, Erle, Isis, Homer, Newton, Alma, Calvi, Hotel, Tara, Souper, Flagge, Elen, Iris, Erpel, Roland, Themis, Auge, Ginster, Eugen.

Des Anagramms: Kater — Krater.

Der dreisilbigen Scharade: Nachtasyl.

Des Homonyms: Summen.

Des Buchstabenrätsels: Glogau, Logau.

Des Worträtsels: Solf-er-in-o.

Des magischen Buchstabenquadrats:

H	a	m	S	t	e	r
S	t	e	t	t	i	n
M	a	n	ö	v	e	r
S	t	ö	s	s	e	l
D	r	e	s	d	e	n
L	i	b	e	r	i	a
H	o	l	l	a	n	d



Der Zoologe


CHAMPAGNE
STRUB
DA CAPO
BLANKENHORN & Co
St LUDWIG

Briefmappe

H. P. in Moskau. Ihre Frage, ob eine vierköpfige Familie mit dem angegebenen Jahreseinkommen in Stuttgart auskommen kann, läßt sich bejahen, doch nur unter Voraussetzung sehr bescheidener Ansprüche. Für eine Wohnung von der bezeichneten Art ist als Minimum 750 Mark zu rechnen. Bemerken möchten wir noch, daß Stuttgart zu den teuersten deutschen Städten gehört und daß man in den meisten kleineren Städten nicht unwesentlich billiger leben kann.

Jonas in W. Woher der Name Merino kommt, ist nicht mit voller Sicherheit festgestellt; er stammt entweder von merino = dicht, kraus, oder von transmarina = übers Meer gekommen.

M. M. 80. Die Ernennung zum Militärattaché ist in Deutschland nicht an einen bestimmten Dienstgrad gebunden, doch werden natürlich nur Offiziere mit längerer Dienstzeit und Erfahrung dazu gewählt. Bis zu der kürzlich erfolgten Ernennung des Generalmajors v. Jacobi zum Militärattaché in St. Petersburg waren unter den Militärattachés nur die Chargen vom Oberstleutnant bis zum Oberleutnant vertreten. In einzelnen Fällen sind jedoch auch früher schon die Attachés bis zur Erreichung des Generalsrangs in ihrer Stellung verblieben, so der General von Werder in St. Petersburg.

M. O. in C. Die ersten Versuche mit dem Schiffskreisel, nach deren Ergebnis Sie fragen, sind durchaus befriedigend verlaufen und berechtigen zu den besten Hoffnungen auf die praktische Verwendbarkeit der Erfindung. Probefahrten hat das Torpedoboot, in das, wie wir seinerzeit berichtet haben, der Apparat eingebaut worden ist, allerdings noch nicht gemacht. Man hat sich bei den ersten Versuchen darauf beschränkt, das Boot künstlich in Schlinger- und Schaukelbewegungen zu versetzen; diese hielten, wenn der Kreisel nicht angetrieben war, zwei bis drei Minuten an, hörten dagegen unter dem Einfluß der Kreiselbewegung nach wenigen Sekunden auf, derart, daß das Boot nur eine halbe Schwingung ausführte und dann sofort wieder ruhig lag. Es muß also noch abgewartet werden, wie die Probefahrten in natürlich bewegtem Wasser ausfallen, ehe sich ein definitives Urteil über die Erfindung abgeben läßt.

Klara G. und Hubert O. in Beuthen. Wir freuen uns sehr, aus Ihrer Sendung zu ersehen, daß die Poesie in Beuthen so prächtig gedeiht, und verfehlen nicht, unsern Lesern hier zwei der schönsten Blüten, die sie in Ihrem Garten getrieben hat, darzubieten.

Die Hoffnung

Gedicht von Hubert O. aus Beuthen

Ein Mägdlein tät mich fragen,
Was wohl die Hoffnung sei,
Ich konnt es ihr nicht sagen
Und riet so mancherlei.

Das sprach das Mägdlein heiter
Die Hoffnung ist ein Meer
Auf dem des Menschenwünsche
Wild treiben hin und her

Nur Wenige landen munter
An dem ersehnten Ziel
Von denen die gehen unter
Das sind da leider viel.

In der Kirche

Von Klara G. in Beuthen

Ich knie an Altaresstufen in dem großen Dom
Von draußen her das Gerassele der Räder
Dringt hinein ins Heiligtum des Gottessohn

Ich fühle in der heiligen Stille die schweigende Gewalt
Des Weltenherrscher's Mächtikeit und Stärke.
Will er es, dann bin ich plötzlich tot und kalt.

Und stille Ruh umgiebt majestätischer Frieden
Und senket in mein Herz flammende Bewunderung.
Ich ahne die Größe des Gottes als armseliger Mensch hienieden.

O. Sch. in Tiefenbach. Wir empfehlen Ihnen, einen Versuch mit den von der Firma Hermann Otto Wendt in Bremen hergestellten „Patent-Zigarren“ zu machen, in denen nach einem besonderen Verfahren das Nikotin chemisch unlöslich gebunden und infolgedessen seine schädliche Wirkung auf den Raucher aufgehoben oder doch stark vermindert ist.

V. R. in L. Die nächste allgemeine Sitzung der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder wird am 23. Mai in Worms stattfinden. Anmeldungen von Vorträgen und zur Mitgliedschaft werden in der Geschäftsstelle der Gesellschaft, Berlin NW., Karlstraße 19, entgegengenommen. Wir möchten zugleich in Voraussetzung Ihres Interesses erwähnen, daß mit Genehmigung des Reichskanzlers, wie schon 1900, auch im letzten Jahre in Verbindung mit der Volkszählung statistische Erhebungen darüber angestellt worden sind, wie viele Bäder aller Art für den öffentlichen Gebrauch zurzeit in Betrieb stehen. Die Ergebnisse der Statistik von 1900 haben überall fördernd auf die Belebung des Badewesens eingewirkt, weil vielerorten das Mißverhältnis zwischen Bevölkerungs- und Bäderzahl in überraschender Weise klargelegt worden ist.

Kunstfreund in Hamburg. Die Internationale Kunstausstellung, die unter der Leitung Professor Dills in Mannheim veranstaltet werden soll, ist erst für das Jahr 1907 geplant. Es ist zu erwarten, daß diese Ausstellung, die Werke der Malerei, Bildhauerei, der zeichnenden, vervielfältigenden, dekorativen und Kleinkunst umfassen soll, nicht nur von den bedeutendsten deutschen und ausländischen Meistern beschickt wird, sondern das Gepräge besonderer Eigenart tragen und einen Fortschritt im Ausstellungswesen bilden wird. Die Aussichten für die Künstler sind außerordentlich günstig; schon jetzt, im Stadium der Vorbereitung, stehen über 300 000 Mark zur Verfügung, die von staatlicher, städtischer und privater Seite auf dieser Ausstellung garantiert werden. Die Stadt Mannheim als die Veranstalterin des groß angelegten Unternehmens, das den Mittelpunkt der Jubiläumsfeier ihres dreihundertjährigen Bestehens bildet, läßt durch Professor Hermann Billing-Karlsruhe (den Schöpfer des in der letzten Nummer unsrer Zeitschrift abgebildeten Karlsruher Stephansbrunnens) mit namhaftem Aufwand eine Kunsthalle errichten, die zunächst die Ausstellung und späterhin die städtische Kunstsammlung aufnehmen soll.

Roland in Würzburg. Der Name Lloyd geht auf den Kaffeewirt Edward Lloyd zurück, der Ende des siebzehnten Jahrhunderts in London lebte und, nachdem sein Kaffeehaus im Laufe der Zeit der Sammelpunkt der Kaufleute, Reeder und Kapitäne geworden war, 1696 für seine Gäste eine Wochenschrift, „Lloyds News“, gründete. Diese brachte neben maritimen und merkantilen Nachrichten auch politische Artikel, wurde wegen dieser aber bald von der Regierung unterdrückt. 1726 erstand das Blatt aufs neue unter dem Namen „Lloyds List“ und wandte sich jetzt vornehmlich dem neu aufgekommenen Zweige der Seeversicherung zu, deren Vertreter sich besonders bei Lloyd zusammenfanden. Das Unternehmen blühte rasch empor und wurde 1774 in die Räume der Londoner Hauptbörse verlegt. 1836 trat neben „Lloyds List“ die „Shipping and Mercantile Gazette“, wurde aber später mit dem erstgenannten Blatt vereinigt und erscheint noch jetzt unter dem Namen „Shipping and Mercantile Gazette and Lloyds List“ als Organ des Lloyd. Seit 1834 betreibt das Unternehmen getrennt von der Versicherung auch die Klassifikation von Seeschiffen und gibt als solches „Lloyds Register of British and foreign shipping“ heraus. Ihm wurde 1867 der Germanische Lloyd nachgebildet; außerdem nahm noch eine Anzahl von andern Gesellschaften, deren Zweck in erster Linie mit der Schiffahrt in Verbindung steht, den Namen Lloyd an („Norddeutscher Lloyd“, „Oesterreich. Lloyd“, „Rotterdamscher Lloyd“ und so weiter.)



Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die bekannte Firma F. Soennecken, Bonn, Berlin, Taubenstraße 16—18, bringt seit kurzem einige Neuheiten in den Handel, die sich vorzüglich zu Geschenkzwecken eignen. Wir erwähnen zunächst die prak-

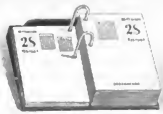


Soennecken's Schreibblock Nr. 273 $10^1/_2 \times 16$ cm: M. 2.—



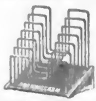
Soennecken's Umlegkalender Nr. 798 $9^1/_2 \times 13$ cm: M. 2.—, Nr. 799 $12^1/_2 \times 16^1/_2$ cm: M. 2.60

tischen Umlegkalender, die für jeden, der Vermerke zu machen hat, fast unentbehrlich sind. Der Kalender Nr. 260 zeigt bei jedem Datum die Uebersicht vom verflossenen, gegenwärtigen und zukünftigen Monat. Die Unterplatte ist aus feinem mattschwarzen Metall. Die Kalender Nr. 798 und 799 nehmen nur wenig Raum ein. Die Unterplatte ist aus fein poliertem Holz,



Soennecken's Umlegkalender Nr. 260 $16^1/_2 \times 10^1/_2$ cm: M. 3.—

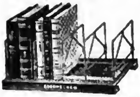
die Bügel fein vernickelt und poliert. Für den Damenschreibtisch ist der Kalender Nr. 744 M bestimmt. Die Unterplatte ist aus poliertem Mahagoniholz gefertigt, die



Soennecken's Kartenständer Nr. 853 $15^1/_2 \times 11^1/_2$ cm: M. 3.

Metallteile fein vergoldet, der Kalenderblock mit olivenfarbigem Schnitt mit Gold-

ecken. Nicht unerwähnt bleiben soll der neue Schreibblock Nr. 278, der sich als Notizblock vorzüglich eignet. Für sämtliche Kalender können die Ersatzkalender jährlich nachbezogen werden; ebenso Ersatzblöcke zum Schreibblock. — Um eine Aufstellung von Büchern, die man häufig gebraucht, auf dem Schreibtisch zu ermöglichen, liefert



Soennecken's Bücherstütze
Nr. 329 30 cm lang: M. 3,50

Soennecken praktische **Bücherstützen** (Nr. 329). Diese Bücherstützen sind in Altkupfer auf das allerfeinste hergestellt, die Bügel sind verstellbar. — Eine übersichtliche und geordnete Aufbewahrung von Karten, Briefumschlägen und dergleichen ermöglichen Soenneckens neue **Kartenständer** (Nr. 858). Die Unterplatte dieser Kartenständer ist fein mattschwarz und mit vernickeltem Beschlag versehen. Die Soennecken-Artikel, die durch jede Schreibwarenhandlung zu beziehen sind, zeichnen sich, wie bekannt, nicht nur durch überaus praktische Verwendbarkeit, sondern auch durch gediegenste Arbeit und feinste Ausstattung in jeder Beziehung vorteilhaft aus.



Faule Ausrede

Sie: „Du hast mich fürchterlich blamiert — du hättest den Mund halten sollen!"
Er: „Aber liebes Weiberl, du siehst ja, daß ich das **jetzt nachhole!**"



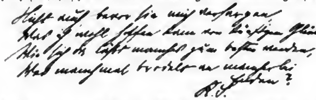
Der ideale Tierfreund

„Welch ein zutrauliches Tierchen, und wie neckisch es den Stachel herausstreckt. Ich bin doch neugierig, ob es wohl stechen wird!“

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

R. S. Sie sind lebhaft und rasch (lebhafte, rasch hingeworfene Schrift) und haben einen sehr lebhaften Willen (Verdopplung der Querstriche im t bei sonst schon bewegter Schrift), der aber bald erlahmt, wenn eine Sache Schwierigkeiten bietet oder sich in die Länge zu ziehen droht; denn Sie unternehmen im ersten Eifer leicht mehr, als Sie nachher die Ausdauer haben durchzuführen (lebhafte Schrift, in der aber keulenartig verdickte Endungen selten



sind, Rundungen am Fuße der Minuskeln häufig vorkommen und die Linienbasis eine sinkende ist). Sie haben es immer eilig (oft verkürzte Unterlängen (siehe f in „sie“, f in „künftigem“, f in „sich“ und so weiter) und sind eigentlich eine sehr impulsive Natur, rasch von Entschluß (liegende, lebhafte Schrift), aber äußeren Einflüssen gegenüber nicht besonders widerstandsfähig (dabei Rundungen am Fuße der Minuskeln). Gern möchten Sie sich undurchdringlich halten (manchmal abnehmende Wortendungen). Sie sparen und teilen ein, aber wahrscheinlich mehr aus Notwendigkeit (ziemlich gezogene Schrift, nebenher aber ist der Raum gut ausgenutzt und die Endungen oft knapp). Sie haben Sinn und Verständnis für die materielle Seite der Dinge (niedere l- und u-Zeichen, etwas schmierige Schrift).

Josy. Vor allem Geschäftsmann und als solcher pünktlich, genau, exakt bis in die Einzelheiten. Manchmal etwas pedantisch und in Gefahr, zu sehr an Einzelheiten hängen zu bleiben. Hat Sinn für Erwerb und Besitz und strebt vorwärts im Leben. Feinfühlend und taktvoll im großen ganzen, kann er immerhin momentan einmal energisch dreinfahren. Im Grunde genommen gutherzig und verträglich. In den Interessen einseitig. In den Gefühlen lebhaft, aber nicht vertieft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.



Klatschbasen

Nach dem Gemälde von Josef Engelhart (Wien)

Einer Mutter Sohn

Roman

von

Clara Viebig

(Fortsetzung)

IX

Käte wußte selber nicht, wie sie so über die Wochen der Trennung hinweg kam. So schlimm, wie sie sich's vorgestellt hatte, war es nicht. Sie fühlte, daß eine größere Ruhe über sie kam, eine Ruhe, die sie zu Hause nie finden konnte; und diese Ruhe tat ihr wohl. Sie schrieb ganz zufriedene Briefe, und die heiteren Berichte Pauls von herrlichen Bergen und herrlichem Wetter freuten sie. Auch von Hoffmann, der ihr, wie er's versprochen hatte, treulich Kunde gab, hörte sie Gutes.

„Der Junge ist prächtig auf dem Zeuge," schrieb er, „um den brauchen Sie sich keine Sorge zu machen, liebe Frau! Er muß jetzt freilich seine Gespielen entbehren — ein Junge und ein Mädel sind krank —, mit dem dicken Stöpsel, der noch übrig ist, langweilt er sich allein. Er ist meist für sich im Garten; Friedrich hat ihm Salatpflanzen gegeben, auch Radieschen hat er sich gesät. Bei der Schularbeit habe ich ihn übrigens auch schon getroffen."

Gott sei Dank! Es war der Frau, als könne sie nun, wie einer Last ledig, frei atmen. Den Brief des alten Freundes trug sie lange in der Tasche mit sich herum, las ihn im Gehen, im Sitzen auf einer Bank und abends, wenn sie im Bette lag. „Ein Junge und ein Mädchen sind krank —", o, die armen Kinder! Was mochte ihnen fehlen? Aber, Gott sei Dank, er war meist für sich im Garten allein! Das war das beste!

Sie schrieb an ihren Jungen einen Brief, so recht vergnügt, und er antwortete ihr, und auch vergnügt. Der Brief an sich war freilich ein wenig drollig. „Teure Mutter —" wie komisch! Und der ganze Stil — wie aus einem Briefsteller abgeschrieben. Sie nahm sich vor, diesen Brief in ihren nächsten an Paul einzulegen — was der wohl dazu sagen würde?! „Teure Mutter!" — aber es freute sie doch, und auch das „Dein gehorsamer Sohn", das darunter stand. Sonst enthielt der Brief eigentlich nichts, nichts von dem, was er trieb, nicht einmal etwas von den Lämkes, auch kein sehnsüchtiges „Komm bald wieder"; aber er war doch mit Sorgfalt geschrieben, sauber und deutlich, nicht so hingekritzelt, wie er sonst zu kritzeln pflegte. Und daraus ersah sie seine Liebe.

Auch ein Bildchen hatte er ihr beigelegt, ein kleines Viereck mit Spitzenpapierrand, darauf ein schneeweißes Lämmchen ein rosenrotes Fähnchen hielt; und darunter stand in goldiger Schrift: „Agnus Dei, miserere nobis."

Wo hatte er das nur her?! Gleichviel woher, er hatte ihr etwas schenken wollen! Und das kleine geschmacklose Bildchen rührte sie. Der gute Junge!

Sie legte das Bildchen mit dem Gotteslamm sorgfältig zu ihren Wertsachen; da sollte es immer bleiben. Und eine zärtliche Sehnsucht überkam sie nach dem Kinde, und sie begriff nicht, wie sie so lange schon hatte ohne es aushalten können.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der August war vorüber und der September schon fast halb vergangen, als Käte nach Hause zurückkehrte. Ihr Mann, der vor ihr eingetroffen war, kam ihr entgegengereist; in Dresden trafen sie sich, und ihr Wiedersehen war ein sehr herzliches. Er konnte sich gar nicht genug freuen über ihre klaren Farben, ihren klaren Blick; und sie wiederum fand ihn prächtig gebräunt, jugendlich schlanker, fast so wie einst.

Hand in Hand saßen sie im Coupé, das er sich hatte reservieren lassen; ganz allein wie junge Liebesleute. Sie hatten unendlich vieles zu sprechen; da war nichts, gar nichts, was sie störte. Mit großer Innigkeit sahen sie sich in die Augen.

„Wie freu' ich mich, dich wiederzuhaben," sagte sie, als er lange und lebhaft von seiner Reise erzählt hatte.

„Und ich erst dich!" Er nickte ihr zu und drückte ihre Hand. Ja, es war ihnen wirklich beiden, als wären sie eine Ewigkeit getrennt gewesen! Und er zog sie noch näher an sich, hielt sie so fest, als wäre sie ein ihm schon halb entrissen gewesenes teures Gut, und sie schmiegte sich an ihn, lehnte den Kopf an seine Schulter und lächelte verträumt.

Vor ihren halbgeschlossenen Augen tanzten auf einem schwertbreiten, schrägen Sonnenstrahl unzählige goldene Stäubchen; das gleichmäßige Rasseln der Fahrt und das stille Gefühl einer großen Freude im Herzen lullte sie ein.

Plötzlich fuhr sie auf — war's ein Ruck, ein Stoß?! — wie mit einem Schreck durchfuhr sie's: sie hatte ja noch gar nicht nach dem Kinde gefragt!

„Wölfchen — was macht Wölfchen?!"

„O, dem geht's sehr gut! Aber nun erzähle du mal, mein Herz, wie hast du denn die langen Tage dort hingebracht? Wie war der Tag eingeteilt? Also morgens zum Brunnen — erst mal einen Becher, dann den zweiten — und dann? Nun?!"

Sie erzählte nicht. „Wölfchen ist doch gesund?" fragte sie hastig. „Es stimmt gewiß nicht ganz — du erzählst ja so wenig von ihm?! Ich habe immer schon solche Ahnung gehabt! Ach Gott, so sage doch!" Fast gereizt klang ihr Ton — wie konnte Paul nur so gleichgültig sein?! „Was fehlt Wölfchen?"

„Fehlt?!" Er sah sie ganz verwundert an. „Aber ich bitte dich, Käte, warum soll ihm denn durchaus etwas fehlen?! Er ist kerngesund."

„Wirklich —?! Aber so erzähle doch, erzähle!"

Er lachte über ihre Ungeduld. „Was läßt sich von so 'nem Jungen erzählen?! Er schläft, ißt, trinkt, geht in die Schule, kommt nach Hause, läuft in den Garten, schläft, ißt, trinkt wieder und so fort, vegetiert wie die Pflanze im Sonnenschein. Erzähle du lieber, wie's dir geht!"

„O, mir — mir —" das kam ihr auf einmal so überflüssig vor —, „mir, ganz gut, du siehst es ja!" Welch eine Gleichgültigkeit hatte er gegen das Kind! Und sie — die Mutter — hatte es auch so lange verabsäumen können?! Eine solche Beschämung kam über sie, daß sie hastig den Kopf von ihres Mannes Schulter hob und sich gerade aufsetzte. Nun waren sie keine Liebesleute mehr, nun waren sie nur Eltern, die sich um ihr Kind zu kümmern hatten!

Und sie sprach nur von ihm.

Paul fühlte den plötzlichen Umschwung in der Stimmung seiner Frau. Eine Verstimmung beschlich ihn: waren sie doch wieder auf dem alten Fleck, hatte sie schon wieder für nichts andres mehr Interesse als für den Jungen?! Er empfand keine Neigung weiter, von seiner Reise zu sprechen; man wünscht doch auch einen interessierten Zuhörer. Immer einsilbiger wurde die Unterhaltung; an der nächsten Station kaufte er sich eine Zeitung, und sie lehnte sich in die Ecke und versuchte zu schlafen. Aber so abgespannt sie auch war, es gelang ihr nicht, einzuschlummern; ihre Gedanken kreisten zu unruhig in allen möglichen Wendungen immer um den einen Punkt: also ihm fehlte nichts — Gott sei Dank! Wie gleichgültig Paul doch war! Aber ob Wölfchen sich sehr freuen würde, daß sie nun wieder kam? Der liebe Junge — der geliebte Junge — —

Zuletzt mußte sie doch ein wenig geschlummert haben, denn auf einmal hörte sie, wie von ganz weit her, die Stimme ihres Mannes: „Mach dich fertig, mein Herz, Berlin!" Sie fuhr auf.

Schon waren sie im Gewirr zahllos sich kreuzender Gleise; jetzt rauschte der Zug unter die Glashalle.

„So weit wären wir!" Er half ihr hinaus, und sie fing an vor Ungeduld zu zittern. Das war ja endlos, dieses Treppab- und Treppauflaufen, dieses Hinübergehen auf den andern Bahnsteig und da warten und lauern auf den Vorortzug! Ob Wölfchen auch noch nicht schlief? Es würde dunkel sein, bis sie draußen waren!

„Kommt der Zug bald? Wieviel Uhr ist es? Mein Gott, wie lange das dauert!"

„Beruhige dich, der Junge wartet auf dich; ich habe es angeordnet. Was denkst du wohl, der sitzt jetzt abends noch immer lange bei der Cilla — am Tage hat sie nicht so viel Zeit! Ein nettes Mädchen! Du hast einen guten Griff getan!"

Sie überhörte das ganz, dachte sie doch immerwährend daran, wie sie ihn finden würde. Ob er sehr gewachsen war?! Sich verändert hatte?! Kinder in seinem Alter sollen sich ja immerfort ändern — ob er sich verhäßlicht hatte oder noch so hübsch war? Gleichviel — früher hatte sie mehr auf das Aeußere gegeben —, wenn er jetzt nur lieb, recht lieb war! Schon hörte sie seinen Jubelschrei, schon fühlte sie seine Arme um ihren Nacken, seinen Kuß auf ihrem Mund.

Der Wind, der angenehm abendlich geworden war nach einem immerhin noch heißen Herbsttag, fächelte ihr Gesicht, ohne diese von innen heraus glühenden Wangen kühler machen zu können. Als sie vorm Hause anhielten, das, anmutig versteckt, mit seinen Balkonen voll leuchtend roter Geranien hinter den immergrünen Kiefern unterm reichgestirnten Septemberhimmel lag, klopfte ihr Herz, als wäre sie viel zu weit und zu rasch gelaufen. Endlich! Sie atmete tief auf: nun war sie wieder bei ihm!

Aber er kam ihr nicht entgegengelaufen. Daß er auch nicht besser aufgepaßt hatte!

„Sie werden auf der Veranda, hinten heraus, sitzen," sagte Schlieben. „Da sitzen sie immer des Abends!" Er blieb ein wenig zurück. Mochte Käte den Jungen erst mal für sich allein begrüßen!

Und sie eilte durch die Halle, an dem freundlich strahlenden Gesicht der Köchin vorüber, sah nicht den Friedrich, der jetzt die Dienerlivree angelegt hatte, nachdem er vorher noch alles mit seinen selbstgezogenen Blumen dekoriert hatte. Sie bewunderte nicht seine gärtnerischen Erfolge, noch die selbstgebackene Torte, welche die Köchin auf den festlichen Tisch gestellt hatte. Aus der Halle war sie in ihren kleinen Salon und von da durchs Eßzimmer gelaufen, das die Tür nach der Veranda hatte — die Tür war geöffnet —, sie stand nun in derselben.

Die draußen gewahrten sie nicht.

Von den Windlichtern auf dem Verandatisch brannte nur eins, gerade hell genug, um den nächsten Umkreis matt zu beleuchten. Da saß Cilla. Aber sie tat nichts. Den Strumpf, den sie wohl stopfen wollte, hatte sie im Schoß; ihre rechte Hand, mit einer Stopfnadel, lang wie ein Spieß, bewaffnet, ruhte lässig auf dem Tischrand. Sie hatte sich ein wenig hintenüber gelehnt; ihr Gesicht, in diesem Zwielicht feiner und schöner, war emporgehoben wie lauschend, sie dachte nach und hatte den Mund offen.

Von Wolfgang sah man nichts. Aber jetzt hörte die Mutter ihn sprechen im Ton des Bedauerns: „Weißt du nicht weiter? Oh!" Und dann drängend: „Weiter, Cilla, weiter, es war ja so schön!"

Aha, nun sah sie auch ihn! Er saß der Magd zu Füßen, auf einem ganz niedrigen Schemel, dicht an ihre Knie gedrückt. Und er wendete das Gesicht jetzt zu ihr auf — bittend, begehrend —, sah sie an mit Augen, die wie polierter dunkler Achat glänzten, und sprach in einem Ton, wie die Mutter ihn glaubte nie von ihm gehört zu haben: „Singe, Cillchen! Liebes Cillchen, singe!"

Cilla probierte unsicher und mit schwacher Stimme:

„‚Bebe nicht, sprach sie mit leiser Stimme' —

Ach nee:

‚Ich erscheine nicht vor dir im Grimme' —

Nee, auch nicht:

‚Warum glaubt' ich Schwache deinen Schwüren,' —

Nee, ich weiß wirklich nich weiter! Nu sag einer! Un ich hab's bei mir zu Hause doch so oft gesungen. Bei uns im Dorfe, wenn wer abends gingen, mein Schatz un ich. I" — sie stampfte ärgerlich auf — „daß mer so was auch vergessen kann!"

„Aergere dich nicht, Cillchen! Du mußt dich nicht ärgern! Fang noch mal von vorne an, das macht ja nichts. Ich hör's gern noch mal, immer noch mal! Fein ist das!"

Cillchen — Cillchen — wie spielrig das klang, ordentlich zärtlich! Und wie er an ihren Lippen hing!

Käte streckte den Kopf weit vor; sie stand schon auf der Veranda, und die beiden bemerkten sie doch nicht.

Die Magd sang, leierig und zeternd, wie sie wohl daheim auf der Dorfstraße gesungen hatte, aber des Knaben Augen glitzerten und wurden groß. Seine Lippen bewegten sich, als ob er mitsänge:

„Heinrich lag bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin von dem Rhein.
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,
Ließen ihn nicht süßen Schlafs sich freun.

Zwölfe schlug's, es drang durch die Gardine
Plötzlich eine kleine weiße Hand.
Was erblickt er? Seine —"

Die Sängerin stockte. Ein zitternder Atemzug war plötzlich über die Veranda geweht. Und jetzt schrie der Knabe, zu Tode erschrocken, laut auf — da stand sie, da stand sie!

„Aber Wolfgang — Wölfchen!" Die Mutter streckte ihm die Arme entgegen, doch er verbarg den Kopf in dem Schoß der Magd.

Was war das für ein Unsinn, ihm solche Lieder vorzusingen! Kätes finsterer Blick streifte das Mädchen.

„Och, die Frau — die gnädige Frau!" Rot werdend schnellte Cilla auf und ließ alles, was sie auf dem Schoß hatte — Strumpf, Stopfei, Wollknäuel und Schere —, zu Boden gleiten; auch den Jungen.

Warum waren die beiden so erschrocken?! Als sei sie ein Gespenst, so starrte Wolfgang sie ja an! Er war jetzt aufgestanden, hatte sie begrüßt, mechanisch das Gesicht zu ihr aufgehoben, um ihren Kuß zu empfangen; aber die Mutter merkte ihm keine Freude an. Oder war es Befangenheit, eine schon knabenhafte Geniertheit, weil sie ihn also belauscht hatte? Seine Augen sahen sie gar nicht voll an, streiften sie aber immerfort von der Seite. War sie ihm denn fremd geworden — so fremd?!

Eine unsägliche Enttäuschung durchzog der Heimkehrenden Herz, und ohne daß sie es beabsichtigte, klang der Ton schroff, in dem sie das Mädchen jetzt hinausgehen hieß. Sie setzte sich auf dessen eben verlassenen Platz am Tisch und zog ihren Knaben an sich.

„Wie ist dir's denn gegangen, Wölfchen? Nun sage doch — gut?!"

Er nickte.

„Hast du denn auch Mutti ein bißchen vermißt?!"

Er nickte wieder.

„Ich habe dir auch so viel schöne Sachen mitgebracht!"

Da wurde er lebhaft. „Hast du auch für die Cilla was mitgebracht? Einen Nähkasten mit allerlei drin könnte die gut gebrauchen; weißt du, sie hat nur so 'nen alten von der Schule her! Och, die kann fein erzählen — so gruselig! Und singen! Laß dir das mal vorsingen:

‚Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut,
Erkor sich ein Landmann zur Frau,
Doch sie war einem Soldaten so gut
Und bat ihren Alten ganz schlau —'

Ich sag' dir, zum Schießen ist das!"

Und lachend begann er weiterzuträllern:

„Er möchte doch fahren ins Heu, juchhei,
Ins Heu, juchhei —"

„St — — — —!" Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Das ist gar kein schönes Lied — ein garstiges Lied! Das wirst du nie mehr singen!"

„Aber warum denn nicht?" Er sah sie mit runden Augen erstaunt an; eine sonst nicht gehörte Festigkeit war in ihrem Ton.

„Weil ich es nicht wünsche," sagte sie kurz.

Morgen, ja morgen, da würde sie dem Mädchen ihre Meinung nicht vorenthalten!

Jetzt waren ihre Wangen nicht mehr heiß, eine empfindliche Kühle schauerte über die Veranda. Als Paul rief: „Aber, Käte, wo steckst du denn? Lege doch erst ab!" folgte sie rasch seinem Ruf.

Der Knabe blieb allein stehen und sah mit blinzelnden, träumerischen Augen in die milde, jetzt ganz dunkle Nacht. Ha, das war doch so schön, wie die Cilla sang! Morgen mußte die wieder singen und erzählen! Wenn sie auch wieder da war! Ein ungestörtes Plätzchen würde doch schon noch zu finden sein! —

Käte schlief gar nicht in dieser ersten Nacht, obgleich sie todmüde war. Vielleicht zu müde. Sie hatte noch einen langen Disput mit Paul gehabt, als sie schon zu Bette lagen. Er hatte ihr recht gegeben, daß weder das eine noch das andre Lied sehr passend war, aber — „Du lieber Gott," hatte er gesagt, „was hört man als Kind nicht alles an noch schlimmeren Gassenhauern, und es geht spurlos an einem vorbei!"

„An ihm nicht!" Es war eine Weile still. Und dann klagte sie: „Ich habe so oft versucht, ihm wirklich Schönes vorzulesen, das Beste aus unsern Dichtern — gar kein Interesse, noch gar kein Verständnis! — und für solche — solche —" sie fand keinen Ausdruck, der verächtlich genug war — „für so was begeistert er sich! Aber ich leide es nicht, ich dulde es nicht! So was darf nicht in seine Nähe!"

„Dann entlasse sämtliche Dienstboten," hatte er ärgerlich gesagt; er war eben im Einschlafen und wollte nicht mehr gestört sein.

„Gute Nacht, mein Herz," sagte er dann, „schlaf dich aus! Uebrigens bist du ja nun wieder da und wirst schon das Deine tun!"

Ja, das würde sie auch!

Sie ließ den Knaben von nun ab nicht mehr aus den Augen. Und ihre Ohren waren überall. Es lag kein Grund vor, das Mädchen zu entlassen, es war ehrlich und sauber, tat seine Schuldigkeit — nur mit Wolfgang durfte es nicht mehr allein sein. Er ging jetzt ins zwölfte Jahr, eine Ueberwachung durch eine Dienerin war überhaupt nicht mehr möglich.

Aber es war schwer für Käte, ihren Vorsätzen treu zu bleiben. Ihr Mann machte doch auch seine Ansprüche, und ihr Haus, ihre Geselligkeit; es war nicht möglich, alles andre abzuschütteln, alles aufzugeben, zu verabsäumen, nur um des einen: um des Kindes willen. Und sie durfte Paul doch auch nicht anhaltend verstimmen, ihn womöglich ernstlich gegen das Kind erzürnen — o, davor zitterte sie. Sie mußte zuweilen mit ihrem Mann in Gesellschaft gehen, er freute sich, wenn sie — gut angezogen — als liebenswürdige Frau gesucht ward, und ging gern — viel, viel zu oft! Gerade diesen Winter hatte sie geglaubt, doppelt auf der Hut sein zu müssen. Und sie instruierte die Köchin, den Diener, ersuchte sie dringend aufzupassen, und nahm sie so gegen das Mädchen ein. Die andern waren ganz verwundert: wenn die gnädige Frau so wenig zufrieden war, sollte die gnädige Frau doch der Cilla kündigen, zum ersten Januar gab's Mädchen genug!

Unwillig wendete sich Käte ab: wie häßlich von den Dienstboten, die andre herausbeißen zu wollen! Nein, so ungerecht durfte sie gegen das Mädchen nicht handeln. Und wenn ein andres ins Haus kam, konnte es da nicht ebenso sein?! Dienstboten sind immer eine Gefahr für Kinder. —

Wolfgang entwickelte sich sonst sehr gut, besonders körperlich. Nicht, daß er gerade so sehr in die Höhe schoß; er ging auch in die Breite, wurde stämmig, mit einem festen Nacken. Wenn er mit den Lämkes vor der Tür Schneeballen warf, sah er älter aus als der gleichaltrige Artur, aber sogar älter als Frida, obgleich die um eine Handbreit höher war. Er wurde eben anders genährt als diese Kinder! Mit Wohlgefallen sah die Mutter seine reine, frische Haut, die gepflegt war durch warme Bäder und durch die tägliche, kalte Abreibung am Morgen. Und zum Friseur mußte er alle vierzehn Tage gehen, da wurde ihm der dichte, glatte, dunkle Haarschopf, der aber trotz aller Sorgfalt etwas Grobfädiges behielt, verschnitten, gewaschen und mit stärkender Essenz eingerieben. Beinahe verkümmert sahen die Lämkes aus gegen ihn; sie hatten ja auch vor nicht zu langer Zeit erst die Nachwehen des Scharlach überstanden. Wenn nur Wölfchen das nicht auch bekam! Käte hatte große Angst davor. Bis vor kurzem hatte sie ihn von den Lämkes ferngehalten; aber freilich in der Schule — ach Gott, man kam wegen des Kindes eben nie zur Ruhe! —

Sie hatten sich recht munter draußen getummelt. Der See, der dort, unterhalb der Villen, wie ein stilles Auge zwischen den dunkeln Waldrändern liegt, war zugefroren; Wolfgang und die halbe Klasse liefen dort Schlittschuh. Käte war nach Tisch auch eine Weile am Ufer auf und ab gewandert und hatte ihren Jungen beobachtet. Wie nett er schon lief! Sicherer und besser als mancher der Jünglinge, die da Achter zogen und Kreise beschrieben, holländerten und mit ihren Damen tanzten. Er versuchte auch schon allerlei Kunststücke, er hatte wirklich Courage. Daß er nur nicht hinfiel oder einbrach — immer lief er der tiefen Mitte des Sees zu, wo die Strohwische steckten! Der Mutter war, als könne ihm nichts geschehen, wenn sie hier am Ufer stand und ihn unablässig mit den Augen verfolgte. Endlich aber erstarrten ihre Füße gänzlich und sie mußte heimgehen.

Als er gegen Dunkelwerden nach Hause kam, war er unendlich frisch. Mit Freudigkeit sprach er vom Eislauf. „Ha, das war mal fein! Ich

möchte immer so laufen — morgen, übermorgen — alle Tage — und immer weiter, weiter — der See ist viel zu klein!"

„Bist du denn gar nicht müde?" fragte die Mutter und lächelte ihn an; sie konnte sich nicht satt an ihm sehen, er sah so strahlend aus.

„Müde?" Ein stolzes, fast geringschätziges Lächeln zog seine Mundwinkel herab. „Ich werde nie müde. Von so was nicht! Die Cilla hat gesagt, sie möchte auch gern mal laufen."

„Ach, warum nicht gar?!" Schlieben, der mit beim Kaffeetisch saß, lächelte gutgelaunt; es machte ihm Spaß, den frischen Jungen da ein wenig zu necken. „Dann wird sich die Mutter eben während der Eiszeit ein zweites Hausmädchen engagieren müssen!"

Wolfgang verstand den leisen Spott nicht. Ganz glücklich rief er: „Ja, das soll sie tun!" Aber dann wurde sein Gesicht lang: „Aber sie hätte keine Schlittschuhe, sagt sie. Vater, du mußt ihr welche kaufen!"

„Den Kuckuck werd' ich — na, das fehlte noch!" Der Hausherr lachte laut auf. „Nein, mein Junge, die Cilla in Ehren, aber sie Schlittschuh laufen zu lassen, das wäre denn doch ein bißchen übertrieben! Nicht wahr?"

Er sah zu seiner Frau hin; diese hatte ganz gegen ihre Gewohnheit laut mit den Tassen geklappert. Sie sagte nichts, aber sie nickte mit gänzlich veränderter, kühler Miene.

Der Knabe begriff es nicht. Warum sollte denn Cilla nicht Schlittschuh laufen?! Hatte die Mutter was gegen sie? Komisch, immer, wenn ihm was so recht gefiel, gefiel's ihr nicht!

Er stützte, an seinem Arbeitspult sitzend, den Kopf in beide Hände; der war ihm schwer. Die Augen brannten ihn und tränten, wenn er sie fest aufs Heft richtete — er mußte doch wohl müde geworden sein. O weh, das wurde keine gute lateinische Arbeit, er sah schon, wie der Lehrer die Achseln zuckte und ihm, über so und so viel Köpfe weg, das Heft auf die Bank feuerte: ‚Schlieben, zehn Fehler! Junge, Mensch, zehn Fehler! Wenn du dich nicht zusammennimmst, kommst du Ostern nicht mit nach Quarta 'rüber!'

Bah, das war ihm ja ziemlich egal — nein, eigentlich ganz egal! Es war ihm überhaupt jetzt alles egal, schrecklich egal, er fühlte sich auf einmal so todmüde. Warum sie nur der Cilla nichts gönnen wollte? Die erzählte so fein! Was hatte die doch gestern abend, als die Eltern aus waren und sie sich an sein Bett geschlichen hatte, noch erzählt? Von — von —?! Er konnte nichts mehr zusammenbringen, seine Gedanken verwirrten sich.

Der Kopf sank vornüber aufs Pult; die Arme lang vor sich über seine Bücher gestreckt, schlief er ein.

Als er erwachte, war wohl eine Stunde vergangen, aber er fühlte sich nicht ausgeruht. Fröstelnd, mit starren Augen sah er sich im Zimmer um. Alle Glieder taten ihm weh. Und sie taten ihm auch die Nacht durch weh, er konnte nicht schlafen; mit schweren Füßen schleppte er sich nachmittags auf die Eisbahn.

Viel früher als sonst kam er vom Schlittschuhlaufen nach Hause. Er mochte nichts essen und nichts trinken, immer kam ihn eine Uebelkeit an. „Sieht der Junge heute grün aus," sagte der Vater; und die Mutter strich ihm besorgt die Haare aus der Stirn: „Fehlt dir was, Wölfchen?" Er verneinte.

Als wieder der Abend gekommen war und der Wind draußen in den Kiefern flüsterte und eine gespenstische Hand an die Fenster rührte — huh, eine kleine weiße Hand, wie in Cillas Lied —, lag er im Bett, schüttelte sich vor Frost, trotz der weichen, warmen Decke, fühlte, daß ihm der Hals weh tat und daß es in seinen Ohren stach und brannte.

„Er ist krank," sagte Käte am Morgen. „Wir wollen gleich Hoffmann kommen lassen!"

„Ach, es wird nicht gleich so schlimm sein," meinte ihr Mann. „Laß ihn im Bett, laß ihn Zitronenlimonade zum Schwitzen trinken und gib ihm auch was zum Abführen. Er hat sich den Magen verdorben oder ist erkältet!"

Aber schon am Mittag wurde der Arzt herbeitelephoniert. Der Knabe lag, nicht mehr klar, in hohem Fieber.

„Scharlach!" Prüfend betrachtete der Sanitätsrat die entblößte Brust und zog dann sorgfältig die Decke wieder höher. „Aber der Ausschlag ist noch nicht recht heraus!"

„Scharlach —?!" Käte glaubte in die Knie sinken zu müssen — o, davor hatte sie sich immer so sehr gefürchtet! — — —

Das frische Frostwetter mit dem blanken Sonnenschein und dem fast sommerblauen Himmel hatte aufgehört. Graue Tage mit schwerer Luft hingen über dem Villendach; Käte, die am Fenster des Krankenzimmers stand und mit übermachten Augen hinausstarrte in die schwarzen Kiefernwipfel, trauernd in Nebeltrübe, glaubte nie grauere Tage gesehen zu haben.

Die Krankheit hatte den Knaben mit Macht gepackt, als sei sein vollsaftiger, wohlgenährter Körper so recht ein Herd, in dem die Flammen des Fiebers wüteten. Hoffmann schüttelte den Kopf: überall war der Scharlach so gutartig aufgetreten, nur hier gerade nicht! Und er warnte vor Erkältung, verordnete dies und das, tat sein Bestes, nicht bloß aus Pflicht, nein, aus tiefstem, herzlichstem Anteilgefühl heraus; er war dem strammen Jungen immer gut gewesen. Sie taten alle ihr Bestes. Jede Vorsicht wurde angewendet, jede Rücksicht; es sollte ja alles, alles, was nur möglich, geschehen!

Käte war unermüdlich. Die Hilfe einer

Krankenschwester hatte sie abgelehnt; mit Heftigkeit wehrte sie sich gegen ihren Mann, gegen den alten Freund: nein, sie wollte ihr Kind allein pflegen, eine Mutter wird nicht müde, o nein!

Paul hatte nie geglaubt, daß seine Frau so viel leisten könnte, dabei so geduldig — sie, die Nervöse —, so unermüdlich, so unverzagt sein. Wohl hatte sie immer einen leisen Tritt gehabt, nun hörte man denselben gar nicht, wenn sie durch die Krankenstube glitt; bald war sie an der linken Seite des Bettes, bald an der rechten. Sie, deren Kräfte so leicht versagten, wenn auch der gute Wille da war, war immer, immer aufrecht. Es gab viele Nächte, in denen sie keine Stunde Schlaf fand — wie ein Schatten saß sie dann am Morgen in dem großen Lehnstuhl am Bett —, aber sie war voller Freudigkeit: Wölfchen hatte doch fast zwei Stunden geschlafen!

„Tu dir nicht zu viel, tu dir nicht zu viel," bat ihr Mann.

Sie wies ihn ab: „Ich fühl's nicht! Ich tu' es ja so gerne!"

Wie lange sollte das so gehen — würden, konnten die Kräfte anhalten?! „Laß doch wenigstens das Mädchen eine Nacht bei dem Jungen wachen! Sie will dich ja so gerne ablösen!"

„Die Cilla —?! Nein!"

Cilla hatte sich immer und immer wieder angeboten: o, sie wollte wohl gut aufpassen, sie verstand's, hatte sie doch auch einen kleinen Bruder am Scharlach verloren! „Lassen Sie mich," bettelte sie, „ich schlaf' nich, ich pass' gut auf!"

Aber Käte wies sie zurück. Es war ihr jedesmal wie ein Stich, wenn sie in den Nächten, die so schwarz und lang waren, den Knaben im Fiebertraum sprechen hörte: „Cillchen — wir wollen doch fahren ins Heu — juchhei — Cillchen!"

O, wie sie dieses rundwangige Mädchen mit den hellen Augen haßte! Aber mehr als sie es haßte, fürchtete sie es. In den Stunden der Finsternis, in jenen Stunden, in denen sie nichts hörte als das Stöhnen des Kranken und das rastlose Pochen des eignen Herzens, wandelte sich ihr das Mädchen in eine andre Gestalt. Die tauchte auf aus der Nacht und stellte sich, groß und breit und dreist, ans Bett des Kindes, und in dem Blick, der stumpf war und ohne Intelligenz, flammte doch etwas auf vom Triumph einer unbezwinglichen Macht.

Dann faßte die überwachte Frau sich wohl an die Schläfen, in denen es hämmerte, streckte die Arme aus, wie abwehrend: nein, nein, du da, geh fort! Aber das Phantom blieb stehen am Bett des Kindes. Wer war das: die Mutter aus dem Venn — die Dienstmagd — Frau Lämke?! Ach, alle drei eins!

Ueber Kätes Gesicht liefen qualvolle Tränen. Wie der Junge jetzt lachte! Sie beugte sich über ihn, so dicht, daß ihrer beider Atemzüge sich mengten und, wie sie es früher schon getan hatte, flüsterte sie ihm auch jetzt zu: „Mutti ist hier, Mutti ist bei dir!"

Aber er gab kein Zeichen des Erkennens. —

Cilla hatte ein dick verweintes Gesicht, als an dem hinteren Eingang, an der Küchentür im Souterrain, leise geklopft wurde und sie dieselbe öffnete. Flüsternd bot Frau Lämke guten Tag. Die hatte bis jetzt immer die Kinder herangeschickt, aber gestern waren die mit einem so verwirrenden Bericht nach Haus gekommen, daß die Unruhe sie nun selber hertrieb, sich zu erkundigen. Vor dem Gitter am Vordereingang hielten zwei Doktorwagen, das hatte sie aufs neue erschreckt.

„Wie jeht's denn, wie jeht's denn heute?"

Cilla brach in Tränen aus. Sie zog stumm die Frau in die Küche, wo die Köchin, ohne in einer Kasserolle zu rühren, am Herd lehnte und Friedrich eben auf ein Läuten der elektrischen Klingel wie ein Gehetzter hinausschoß.

„Nee, ich sage schon!" Die Lämke schlug die Hände zusammen: „Is 's denn schlimm, wirklich so schlimm mit den Jungen?"

Cilla nickte nur, ihre überströmenden Augen in der Schürze verbergend, aber die Köchin sagte dumpf: „Es jeht zu Ende!"

„Zu Ende — wirklich sterben — der Wolfjang, der Junge?!" Die Frau starrte ungläubig: das konnte ja nicht sein! Aber sie war schreckensbleich geworden.

Die Köchin lenkte etwas ein: „Nu, schlimm jenug is 's! Unser Doktor hat noch 'nen andern Professor zujezogen, 'nen janz berühmten — jestern war der schon hier —, aber sie jlauben nich, daß se noch was machen können. Die Krankheit is auf die Nieren jeschlagen und aufs Herz. Er kennt einen ja jar nich mehr, heute morgen war ich drinne, ich wollt' ihn doch jerne noch mal sehn, da lag er janz steif und still, wie Wachs. Ich jlaube, das wird nischt mehr!" Die gutmütige Person weinte.

Sie weinten alle drei, um den Küchentisch sitzend. Frau Lämke vergaß ganz, daß sie nie einen Fuß in diese Küche hatte setzen wollen und daß ihr Kohl, den sie daheim zum Mittagessen aufgesetzt hatte, nun wohl verbrannte. „Jotte doch, Jotte doch," sagte sie ein über das andre Mal, „wie wird sie darieber wegkommen, so en Kind, so en einzig liebet Kind?!" —

Oben standen die Aerzte am Krankenbett, der alte Hausarzt und die noch junge Autorität. Sie standen zur Rechten und zur Linken.

Der Ausschlag war ganz zurückgetreten; keine Spur von Röte war mehr auf dem Knabengesicht. Die Augen mit den erschreckend dunkeln Wimpern blieben beharrlich geschlossen. Die Lippen waren blau. Die breite, aber jetzt förmlich eingesunkene Brust zitterte und arbeitete.

Bei jedem mühsamen Atemzug atmete Käte

mühsam mit. Sie saß im Sessel zu Füßen des Bettes, steil aufrecht; so hatte sie die ganze Nacht gesessen. Ihr angstvoll bohrender Blick flog über die bedenklichen Gesichter der Aerzte und stierte dann an ihnen vorbei ins Leere — da standen sie, zur Rechten und zur Linken — aber da — da — sahen sie's denn nicht?! — da zu Häupten stand der Tod!

Mit einem unartikulierten Laut bäumte sie sich auf, dann sank sie, wie geknickt, in sich zusammen.

Die Aerzte hatten dem todkranken Kinde eine Injektion gemacht, die Herzschwäche war groß und ließ das Schlimmste befürchten. Dann empfahl sich die Autorität: „Auf morgen!" Aber es lag ein Achselzucken und ein ‚Wer weiß!?' in diesem ‚Auf morgen'.

Der Hausarzt war noch geblieben; er konnte als Freund nicht gehen. Käte hatte sich an ihn geklammert: „Helfen Sie! Helfen Sie meinem Kinde!" Nun saß er mit Schlieben unten in dessen Arbeitszimmer; Käte hatte allein bei dem Kinde bleiben wollen, nur in der Nähe wissen wollte sie ihn.

Stumm saßen die beiden Männer bei einem Glas starken Weines. „Trinken Sie, trinken Sie doch mal aus, lieber Freund," sagte wohl der Hausherr; aber er selber trank auch nicht. Wie wird sie's ertragen, wie wird sie's ertragen?! Das surrte beständig durch seinen Kopf. Die Stirn in tiefe Falten gezogen, versank er in ein Brüten. Und der Arzt störte ihn nicht.

Droben lag Käte auf den Knien. Vor dem Sessel, in dem sie all die bangen Nächte durchwacht hatte, war sie niedergesunken und hielt die Hände gegen ihre emporgehobene Stirn gedrückt. Jetzt suchte sie da oben, jetzt suchte sie den Gott, der ihr das Kind, das er ihr einst gütig in den Weg gelegt hatte, nun wieder grausam entreißen wollte. Sie schrie zu Gott in ihrem Herzen, und ihre Lippen formten die Bitten nach:

„Gott, Gott! Nimm ihn mir nicht! Du darfst ihn mir nicht nehmen! Ich habe sonst nichts mehr auf der Welt! Gott, Gott!"

Alles, was sie um sich hatte, was sie sonst noch besaß — auch ihr Mann —, war vergessen. Sie hatte jetzt nur dieses Kind. Dieses einzige Kind, das so lieb, so gut, so klug, so brav, so folgsam, so schön, so reizvoll, so über alle Maßen liebenswert war, das ihr Leben so hoch beglückt hatte, so reich gemacht, daß sie arm, bettelarm wurde, wenn es von ihr ging.

„Wölfchen, mein Wölfchen!"

Wie war er immer, immer lieb gewesen, so ganz Mutters Kind! Jetzt wußte sie nichts mehr von Tränen, die sie seinetwegen vergossen hatte; hatte sie je welche geweint, so waren es Freudentränen, nur Freudentränen gewesen. „Wölfchen, ich kann dich nicht missen!"

Aus ihrer betenden Stellung auffahrend, rutschte sie näher an sein Bett. Seinen erkaltenden Körper nahm sie in ihre Arme, bettete ihn in Verzweiflung an ihre Brust und hauchte ihren glühenden Atem über ihn hin. All ihre Wärme wollte sie ausströmen lassen in ihn, mit der Kraft ihres Wollens ihn festhalten auf dieser Erde. Wenn seine Brust nach Luft rang, so rang auch ihre Brust, wenn sein Herzschlag stockte, stockte auch der ihre. Sie fühlte sich kalt werden durch seine Kälte, ihre Arme erlahmen. Aber sie ließ ihn nicht. Sie rang mit dem Tode, der zu Häupten stand — wer war stärker?!

Niemand konnte sie von dem Bette verdrängen, auch nicht die Krankenschwester, die Hoffmann, als er endlich am Nachmittag in die Stadt zurückmußte, herausgesandt hatte. Mit sanfter Gewalt versuchten die Schwester und ihr Mann sie emporzuziehen: „Nur eine Stunde Ruhe, nur eine halbe! Nebenan! Oder auch hier auf dem Sofa!"

Aber sie schüttelte den Kopf und blieb auf den Knien am Bett: „Ich halte ihn, ich halte ihn!" —

Es wurde Abend. Es wurde Mitternacht. Es hatte vordem stark geweht draußen, nun war es sehr still geworden. Totenstill. Kein Wind rüttelte mehr an den Kiefern, die ums Haus standen; kerzengerade gereckt standen sie gegen den hellen Frosthimmel, ihre Kronen waren steif wie aus unbiegsamer Pappe geschnitten. Unbarmherzig flinzelten die Sterne; in der schimmernden Silberplatte des gefrorenen Sees, den das starke Wehen reingefegt hatte vom feuchten Schnee der vorhergehenden Tage, spiegelte sich der Vollmond. Eine grimmige Kälte war urplötzlich gekommen, die alles einzufangen schien mit ihrem Todeshauch.

Fröstelnd schauerten die Wachenden zusammen. Als Schlieben auf den Thermometer sah, war er erschrocken: wie wenig der selbst hier im Zimmer zeigte! Versagte die Heizung? Man sah ja den eignen Atem wie einen Rauch. Hatten die Leute nicht neue Kohlen aufgeschüppt?!

Er ging selber hinab ins Souterrain, er hätte klingeln können, aber es war ihm ein Bedürfnis, etwas zu tun. O, wie war man doch so schrecklich tatenlos! Stumm kauerte seine Frau jetzt im Lehnstuhl, mit großen starren Augen; die Schwester schlief halb, nichts regte sich im Zimmer, auch das Kind lag so still, als wäre es schon tot.

Eine große Bangigkeit befiel den Mann, der durch das nächtliche Haus tappte. Es war etwas so Lähmendes in dieser Stille; alles — die Zimmer, die Treppe, die Halle —, alles kam ihm auf einmal so fremd vor. Fremd und leer. Wie waren sie doch vordem belebt gewesen vom Hauch der Jugend, voll von der ganzen unbändigen Unbekümmertheit eines wilden Knaben!

Schwer stützte er sich aufs Treppengeländer, unsicher tastete er sich hinab. Ob die Dienstboten unten noch auf waren?!

Er fand sie noch alle. Um den Tisch in der Küche, die jetzt so kalt war, als hätte nicht den ganzen Tag ein helloderndes Feuer darin gebrannt, saßen sie frierend beisammen. Die Köchin hatte einen starken Kaffee gekocht, aber auch der hatte ihnen nicht warm gemacht. Durchs ganze Haus schlich eine Todeskälte; es war, als seien Eis und Schnee von draußen hereingekommen, als fege der Todeshauch der erstarrten Natur auch hier innen vom Giebel bis zum Keller.

Es nutzte nichts, daß noch mehr Kohlen dem großen Ofen in den Rachen geschüttet wurden, der seine heiße Luft durch alle Röhren pustete. Kein Mensch bekam wärmere Füße, wärmere Hände.

„Wir wollen es bei dem Patienten mit einem sehr heißen Bad versuchen," sagte die Schwester. Sie hatte schon oft in ähnlichen Fällen dies letzte Mittel von Erfolg gekrönt gesehen.

Alle Hände rührten sich. Die Köchin feuerte, die beiden andern schleppten das kochende Wasser hinauf; aber Cilla trug mehr und rascher wie Friedrich. Sie fühlte ihre ganze unerschöpfliche, schaffensfreudige Jugendkraft. Wie gern tat sie das für den guten Jungen! Und bei jedem Eimer, den sie in die vors Bett gestellte Wanne schüttete, murmelte sie leise ein Stoßgebet; sie konnte sich nicht bekreuzen, sie hatte keine Hand frei, konnte auch nicht niederknien, aber sie war gewiß, die Heiligen würden es doch hören.

„Heilige Maria! Heiliger Joseph! Heilige Barbara! Heiliger Schutzengel! Heiliger Michael, streite für ihn!"

Unten hatte sich die Köchin ihr Gesangbuch vorgesucht; sie war eine Protestantin und brauchte es nicht alle Tage. Sie schlug es auf, aufs Geratewohl: wie es traf, so traf's! O weh! Zitternd zeigte sie es dem Friedrich. Da stand:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir —"

O weh, der Junge mußte sterben! Sie waren beide wie gelähmt vor Schreck.

Derweilen flog die flinke Cilla treppauf, treppab. Ihr war nicht mehr bange. Er würde nicht sterben, des war sie jetzt sicher!

Als sie ihn drinnen in die Wanne hoben, Schlieben und die Schwester, und die Mutter die Hände unterhielt wie zur Unterstützung, stand sie draußen vor der Tür und rief wieder ihre Heiligen an. Gern hätte sie ihr Andachtsbüchlein, ihr „Brot der Engel", zur Hand gehabt, aber es fehlte an Zeit, es zu holen. So stammelte sie nur ihr „Hilf" und „Erbarme dich", ihr „Gegrüßet" und „Streite für ihn" mit der ganzen Hingabe ihres Glaubens.

Und drinnen begannen sich die Wangen des todbleichen Knaben zu röten. Die Lippen, die sich so lange zu keinem Laut geöffnet hatten, stießen jetzt einen Seufzer aus. Er war warm, als sie ihn ins Bett zurücklegten. Bald war er heiß; das Fieber setzte wieder ein.

Die Schwester blickte besorgt: „Jetzt Eis! Wir müßten es mit Eisblasen versuchen!"

Eis! Eis!

„Ist Eis im Hause?" Hastig kam Schlieben aus der Krankenstube heraus, er stieß fast die Tür gegen die Stirn des draußen betenden Mädchens.

Eis! Eis! Sie waren beide miteinander hinuntergelaufen. Aber auch die Köchin wußte keinen Rat: nein, Eis war nicht da, man hatte nicht geglaubt, welches nötig zu haben.

„Schnell, zur Apotheke!"

Der Diener stob davon, aber — großer Gott — ehe der zur Apotheke gelangte, jemanden weckte und wieder zurück war, konnte die Flamme da oben so hoch geflammt sein, daß die arme kleine Kerze schon aufgezehrt war! Ganz wirr vor Angst blickte der Mann umher, da sah er, wie Cilla mit Hackebeil und Wassereimer zur Hintertür lief.

„Ich hole Eis!"

„Wo denn?!"

„Da!" Sie lachte und hob den bewehrten Arm, daß das Beil blitzte. „Da im See ist ja Eis genug. Ich geh', welches hacken!"

Schon war sie hinaus; ihr Herr lief hinter ihr drein, ohne Hut, ohne Mütze, nur im Hausrock, den er im Zimmer trug.

Vor der aufglimmenden Hoffnung wichen die Schrecken der Nacht; Schlieben fühlte zuerst die Kälte gar nicht. Aber als nun die Villen, die auf Rufweite entfernt, so ganz verschwunden waren hinter den Kiefern, als seien sie gar nicht da, und als er nun einsam am Rande der eisigen Seefläche stand, die wie ein hartes Metallschild glänzte, das schwarze, schweigsame Riesen drohend umgaben, da fror ihn, daß er glaubte erfrieren zu müssen. Und er fühlte eine Bangigkeit, wie er sie noch nie gefühlt hatte. Eine Angst.

Kam nicht eine Stimme zu ihm? Dort aus dem Walde, der wie ein Dickicht erschien im blauen, verwirrenden Schimmer des Mondlichts? Und es höhnte und foppte, halb lachend, halb klagend? Scheußlich — wer schrie da?!

„Der Kauz schreit," sagte Cilla jetzt, hob mit beiden Händen das Beil rücklings über die Schulter und ließ es niedersausen mit Kraft. Das Eis am Rande splitterte. Es knackte und krachte; bis weit in den See hinaus ging der Ton: ein Murren, ein Grollen, eine Stimme aus der Tiefe.

Würde der Knabe sterben — würde er leben?!

Verstört sah Schlieben sich um. O Gott ja, auch dieses war umsonst! Trotz all seiner Mannhaftigkeit empfand er eine Schwäche — hier, hier war er schwach. Hier war die Nacht und die Einsamkeit und der Wald und das Wasser — all das hatte er schon oft gesehen, es war ihm vertraut gewesen —, aber so war es noch nie gewesen, so still und doch so schreckhaft belebt! So


1881
1906
Zur Silberhochzeit des Kaiserpaares
F. ENDELL

hoch waren die Bäume noch nie gewesen, so groß noch nie der See, so weit weg noch nie die bewohnte Welt!

Es schien ihm etwas zu lauern hinter jener dicken Kiefer: stand da nicht ein Jäger und legte an, bereit, ihm einen Pfeil durchs Herz zu schießen?! Das Schweigen beängstigte ihn. Dieses große Schweigen war furchtbar. Dröhnend zwar hallten die Hiebe der Art und lockten drüben über dem See ein Echo, unbeirrt zwar tat das Mädchen ihr Werk — er bewunderte ihre Ruhe —, aber die Drohung, die in diesem Schweigen lag, ließ nicht nach.

Schauer auf Schauer durchrann den verstörten Mann — nein, er wußte es jetzt, gegen diese unsichtbare Gewalt kam niemand an! Es war alles vergebens!

Und ein großer Schmerz überkam ihn. Mit beiden Händen packte er in die eiskalten Schollen, die das Mädchen losgehackt hatte, und sammelte sie in den Eimer; er riß sich, er schnitt sich an den zackigen Rändern, die scharf waren wie Glas, aber er fühlte es nicht. Das Blut rann ihm in Tropfen über die Finger. Und aus seinen Augen begann auch etwas zu rinnen, was schwer und zäh über seine Wangen tropfte — langsame, fast widerwillige Tränen. Aber doch heiße Tränen eines Vaters, der um sein Kind weint.

X

„Jotte, nee, was biste jroß jeworden," sagte Frau Lämke, „nu wird man woll bald ‚Sie' zu dich sagen müssen und ‚junger Herr'?!"

„Nie!" Wolfgang fiel ihr um den Hals.

Die Frau war ganz verdutzt: war das denn noch der Wolfgang? Der war ja kaum wiederzuerkennen seit der Krankheit — so umgänglich! Und war er auch immer ein guter Junge, so zärtlich war er früher doch nie gewesen?! Und wie lustig er war, er lachte, seine Augen blinkerten ordentlich wie poliert!

Wolfgang war voll von Lebenslust und einer immerwährenden unbändigen Freude. Er wußte jetzt gar nicht wohin damit. Keinen Augenblick konnte er still sitzen, in seinen Armen zuckte es, seine Füße scharrten den Boden.

Er war der Schrecken des Lehrers. Die ganze, sonst immer musterhafte Quarta brachte der Junge aus Rand und Band, der e i n e Junge! Und dabei konnte man ihm eigentlich nicht einmal so recht von Herzen böse sein! In die Rügen des müden Mannes, der alle Tage dieselben Stunden, jahraus, jahrein auf demselben Katheder versitzen, dieselben Diktate diktieren, dieselben Aufgaben aufgeben, dieselben Lesestücke lesen, dieselben Wiederholungen wiederholen mußte, mischte sich etwas wie eine leise Wehmut, die den Tadel milderte: ja, das war Daseinsfreudigkeit, Gesundheit, Frische, unverbrauchte Kraft! Das war Jugend!

Wolfgang kehrte sich nicht an die Vorwürfe, die man ihm machte, er hatte nicht den Ehrgeiz, unter den ersten der Klasse zu sein. Er lachte den Lehrer aus und konnte sich nicht einmal zwingen, betrübt den Kopf zu senken, als ihm die Mutter in nervöser Erregtheit eine schlechte Zensur vorm Gesicht hin und her schwenkte. „Also dafür quält man sich so mit dir?!"

„Wie ehrgeizig die Frauen sind!" Schlieben lächelte; er nahm's ruhiger. Nun, er hatte ja auch nicht die Plage davon gehabt wie Käte. Diese hatte sich, seitdem der Junge so viel durch seine Krankheit versäumt hatte, jeden Tag mit ihm hingesetzt und mit ihm gelesen und geschrieben und gerechnet und Vokabeln gelernt und Regeln und unermüdlich wiederholt und, neben den Schulaufgaben, ihm selber noch Uebungsaufgaben gestellt und es so durchgesetzt, daß Wolfgang, trotz der wochen- und wochenlangen Schulversäumnis, doch Ostern mit nach Quarta versetzt wurde. Erleichtert hatte sie aufgeatmet: ah, ein Berg war erklommen! Aber der Weg ging trotzdem jetzt nicht eben fort. Als die ersten Amseln im Garten sangen, war er als fünfzehnter versetzt worden — also ein Durchschnittsschüler —, als die erste Nachtigall schlug, war er nicht mehr in diesem Durchschnitt, und als der Sommer kam, gehörte er zu den letzten der Klasse.

Es war zu verlockend, im Garten zu säen, zu pflanzen, zu gießen, auf dem Rasen zu liegen und sich den warmen Sonnenflimmer über den Leib rinnen zu lassen, besser noch, draußen umherzuschwärmen an den Waldrändern oder im See zu baden, weit hinauszuschwimmen, so weit, daß ihm die andern Jungen zuschrien: „Komm zurück, Schlieben, du versäufst!"

„Freu dich doch, daß er so munter ist," sagte Paul zu Käte. „Denke doch dran, wer hätte, vor einem halben Jahr noch, zu hoffen gewagt, daß er sich so erholen würde?! Es ist ein Glück, daß er kein Stubenhocker ist. ‚Viel frische Luft,' hat Hoffmann gesagt, ‚viel freie Bewegung, ohne Schädigungen der Konstitution geht eine so schwere Krankheit nicht ab.' Also wählen wir von zwei Uebeln doch das kleinere — freilich, der Bengel muß wissen, daß er nebenbei doch seine Schuldigkeit zu tun hat!"

Das ließ sich schwer vereinen. Käte fühlte sich machtlos werden. Wenn des Knaben Augen, blank wie dunkle Beeren, begehrten: ‚laß mich hinaus', wagte sie ihn nicht zurückzuhalten. Sie wußte, er hatte seine Arbeiten noch nicht fertig, vielleicht noch nicht einmal recht angefangen — aber hatte Paul nicht gesagt: ‚man muß von zwei Uebeln das kleinere wählen', und der Sanitätsrat: ‚ohne Schädigungen geht eine so schwere Krankheit nicht ab?' Viel Freiheit —!

Eine jähe Angst erfaßte sie um das geliebte Leben; noch waren die Schrecken der Krankheit nicht ver-

wunden. Ach, diese Nächte! Diese letzten furchtbaren Stunden, in denen, nach heißem Bad, das Fieber höher und höher gestiegen war, der Puls raste und das arme Herz zu Tode jagte, bis endlich, endlich das Eis aus dem See Kühlung gebracht hatte und ein Schlaf sich senkte, der, als im Osten der Himmel rot zu werden begann und ein neuer Tag durch das Fenster, dessen Läden man zu schließen vergessen hatte, hereinschaute, sich in einen wohltätigen, wunderwirkenden Schweiß löste!

Sie mußte ihn eben laufen lassen.

Aber daß er sich Cilla an den Arm hing, wenn diese abends noch einen Gang machte, daß er ihr schleunigst nachfolgte, wenn sie nur einen Brief zum Kasten trug, oder daß er ihr einen Stuhl heranschleppte, wenn sie sich mit ihrem Flickkorb unter den Fliederbusch an der Küchentür setzen wollte, das war durchaus nicht nötig! Als Käte erfuhr, daß Cilla an ihrem Ausgangssonntag nicht weiter gegangen war als bis zu den nächsten Kiefern am Waldrand und dort mit dem Knaben stundenlang im Grase gesessen hatte, gab es eine Szene.

Cilla weinte bittere Tränen. Was hatte sie denn getan?! Sie hatte Wölfchen doch nur von ‚zu Hause' erzählt!

„Was geht ihn Ihr ‚zu Hause' an! Er soll sich um seine Sachen kümmern, und Sie kümmern sich um die Ihren!" Käte war im Zuge, noch mehr herauszusprudeln, zu schreien: ‚Lassen Sie solche Vertraulichkeiten, ich dulde sie nicht', aber sie bezwang sich, wenn auch nur mit Mühe. Sie hätte dieses rundwangige, helläugige Mädchen, das so dreist blickte, ins Gesicht schlagen mögen. Da war Frida Lämke doch noch weniger gefährlich!

Aber Frida ließ sich jetzt nicht mehr so oft sehen. Sie trug schon den Rock lang bis zum Knöchel und ging in den Freistunden, die ihr die Schule ließ, zum Nähkursus, und wenn sie eingesegnet war, Ostern übers Jahr, dann ging sie, wie sie mit großer Wichtigkeit sagte, ‚nach's Jeschäft'.

„Ich kündige ihr," sagte Käte eines Abends, als Cilla eben den Tisch abgedeckt hatte und sie ganz allein mit Paul saß.

„So?" Er hatte gar nicht recht hingehört. „Warum denn?"

„Darum!" Ein unterdrückter Aerger vibrierte in ihrem Ton, mehr als das, eine leidenschaftliche Erregtheit. Ihre sonst goldbraunen milden Augen wurden dunkel und blickten finster in sich hinein.

„Du zitterst ja förmlich! Was ist denn nun schon wieder?!" Verstimmt legte er die Zeitung hin, die er eben hatte lesen wollen. Da war wieder etwas mit dem Jungen los, nur dann erregte sie sich so!

„Es geht nicht länger!" Ihre Stimme war hart, hatte jeden Schmelz verloren. „Und ich dulde es nicht! Denke dir, als ich heute nach Hause komme — ich war gegen Abend eine Stunde fort, kaum eine Stunde —, Gott, Gott, man kann sich doch nicht immer zur Aufpasserin machen, man erniedrigt sich ja vor sich selber!" Leidenschaftlich verschlang sie die Hände, preßte sie so heftig ineinander, daß die Knöchel ganz weiß wurden. „Ich hatte ihn an seinem Pult gelassen, er hatte so viel auf, und als ich wiederkomme, kein Strich gemacht! Aber unten, hinten vor der Küchentür, da — da höre ich sie!"

„Wen denn?"

„Nun, Wolfgang und die — die Cilla! Kaum bin ich fort!"

„Nun — und?!"

Sie hatte geschwiegen, seufzend, in einem tiefen Kummergefühl, das den Zorn aus ihren Augen verjagte.

„Er legte ihr von hinten die Arme um den Hals! Und hat sie geküßt. ‚Liebes Cillchen!' Und sie zog ihn an sich, nahm ihn fast auf den Schoß — dazu ist er viel, viel zu groß! — und redete immer in ihn hinein!"

„Hast du verstanden, was sie sagte?"

„Nein. Aber sie lachten wie die Unbändigen. Und dann gab sie ihm einen Klaps gegen die Kehrseite — du hättest es nur sehen sollen! — und dann er ihr. Hin und her ging das. Ist das passend?!"

„Das geht zu weit, da hast du recht! Aber so schlimm ist es doch nicht. Sie ist eine gute, noch ganz unverdorbene Person, und er ein dummer Junge. Darum wirst du das Mädchen doch nicht entlassen? Ich bitte dich, Käte! Haben sie dich bemerkt?"

„Nein."

„Nun, dann tu auch nicht dergleichen. Das ist viel klüger. Ich werde mir den Jungen schon mal bei Gelegenheit vornehmen und ihm den Respekt vor der Weiblichkeit beibringen!"

„Und du meinst, ich könnte — ich kann — ich muß sie nicht entlassen?" Käte war ganz kleinlaut geworden gegenüber seiner Ruhe.

„Dazu liegt ja gar kein Grund vor!" Er war völlig überzeugt von dem, was er sagte, und wollte wieder zu seiner Zeitung greifen. Da fing er ihren Blick auf und streckte ihr die Hand über den Tisch entgegen: „Liebes Herz, nimm nicht alles so schwer! Du verkümmerst dir ja das Dasein — dir — dem Jungen — und — ja, auch mir! Nimm's leichter! — So. Und nun will ich endlich mal meine Zeitung lesen!"

Käte stand leise auf — er konnte lesen?! Sie hatte ihm ihre Hand nicht gelassen. Seine Ruhe verletzte sie. Das war schon mehr wie Ruhe, das war Gleichgültigkeit, Lässigkeit! Aber sie, nein, sie wollte nicht lässig sein, nicht müde werden!

Und sie ging ihrem Knaben nach.

Wolfgang war schon oben in seinem Zimmer. Er hatte zwar noch versucht, bei Cilla

anzukommen, war an sie, die unten in der Küche das Geschirr abtrocknete, leise von hinten herangeschlichen, hatte sie gezwickt, sie dann mit beiden Armen umfangen und um eine Geschichte gebettelt: „Erzähl mir was!"

„Ich weiß nichts!"

„Och, erzähl mir doch! Von der Prozession! Oder wenn's nur von eurer Sau ist! Wieviel Ferkel hatte die doch 's letztemal geworfen?"

„Dreizehn!" Der Frage war ja nicht zu widerstehen! Aber Cilla war doch wortkarg heute.

„Kalbt eure Kuh auch dieses Jahr? Wieviel Kühe hat denn der größte Bauer bei euch im Stall? Weißt du, der unten an der Warthe, der Hauländer, sag doch?!" O, er wußte ganz genau Bescheid, kannte alle Leute bei ihr zu Hause und alles Vieh. Er hörte nie genug davon erzählen und von dem Land, über das die Glöckchen bimmeln zur Frühmesse und zur Vesper oder tief und feierlich rufen am Sonntage um die Hochamtszeit. Das Land liebte er mit den Ackerbreiten, auf denen blauer Flachs und goldener Roggen steht, das den dunkeln Waldstrich am Horizont hat und die weiten, weiten Heidestrecken, auf denen die Bienen emsig über dem blühenden Kraut summen, und abends an den stillen Wassern, in denen Himmel und Sonne rot sich spiegeln, der Sumpfvogel schreit.

„Erzähl doch davon!" Er bettelte und drängte.

Aber sie blieb unlustig und schüttelte den Kopf: „Nee, geh nur schon, nee, ich will nich! Die Frau hat mer heute abend wieder so angesehn — ach, so — nee! Ich glaube, sie will mer wohl kündigen!"

Verdrießlich war er in sein Zimmer hinaufgeschlichen und kleidete sich aus. Er war so daran gewöhnt, er konnte gar nicht gut schlafen, wenn sie ihm nicht vorher etwas erzählt hatte. Dann schlief er jedesmal so sanft ein und träumte so wunderschön von weiten Heidestrecken, die rot blühten, und von stillen Wassern, an denen der Sumpfvogel schrie, den er jagen ging.

Ach, die Cilla, was die nur heute hatte?! Wie dumm! ‚Die Frau wird mer kündigen' — Unsinn — als ob er das litte! Und er ballte die Faust.

Da knarrte die Tür.

Er reckte den Hals: war sie's, kam sie doch noch?! Die Mutter war's! Geschwind schlüpfte er ins Bett und zog die Decke bis an die Stirn — mochte sie denken, er schliefe schon!

Aber sie dachte das nicht, sondern sagte: „So, bist du noch wach?" und setzte sich auf den Stuhl beim Bett, auf dem seine Sachen lagen. Da saß sonst immer die Cilla. Er verglich im stillen die beiden Gesichter. Ach, die Cilla war doch viel hübscher, so weiß und rot, und hatte Grübchen in ihren dicken Backen, wenn sie lachte, und war so vergnügt! Häßlich war die Mutter zwar auch nicht!

Er hatte sie aufmerksam betrachtet, und da überkam es ihn plötzlich mit einem ihm sonst gänzlich unbekannten Gefühl: ach, sie hatte ja so schmale Bäckchen, und an den Schläfen herunter das weiche Haar — ach, das — das —

„Du wirst ja grau" sagte er auf einmal, förmlich erschrocken, und streckte den Finger aus: „Da, ganz grau!"

Sie nickte. Ein Zug des Unbehagens verlängerte ihr zartes Gesicht und ließ es noch schmäler erscheinen.

„Du müßtest mehr lachen," riet er. „Dann säh' man gar nicht, daß du Falten hast!"

Falten — ach ja, Falten! Mit einer nervösen Bewegung fuhr sie über die Stirn. Was Kinder für unbarmherzige Augen haben! Mit Jugend und Schönheit war's wohl endgültig vorbei — den letzten Rest aber, den hatte der Knabe hier genommen! Und wie ein Vorwurf klang's: „Das machen die Sorgen. Deine schwere Krankheit und — und —" sie stockte, sollte sie jetzt von dem anfangen, was sie so beunruhigte? — „und da ist noch manches andre," schloß sie mit einem Seufzer.

„Das glaub' ich wohl," sagte er unbefangen. „Du bist ja auch schon alt!"

Nun, ehrlich war er, das mußte man gestehen, aber zugleich ohne jede Spur von Zartgefühl! Sie konnte eine leise Gereiztheit nicht unterdrücken: es war nicht angenehm, sich von seinem Kind an sein Alter erinnern zu lassen. „So alt bin ich denn doch noch nicht," sagte sie.

„Na, so alt meine ich ja auch gar nicht! Aber doch viel älter als ich — oder die Cilla zum Beispiel!"

Sie zuckte zusammen: immer kam er mit dieser Person!

„Die Cilla ist ein hübsches Mädchen, findest du nicht, Mutter?"

Der Aerger überkam sie so heftig, daß sie sich nicht mehr in der Gewalt hatte. „So, findest du?" sagte sie kurz und stand auf. „Sie zieht zum ersten Oktober!"

„Sie zieht?! Och nee!" Er starrte sie ungläubig an.

„Doch, doch!" Sie fühlte, daß sie grausam war, aber konnte sie denn anders sein? Es lag ein so großes Erschrecken in seiner Ungläubigkeit. „Sie zieht, ich kündige ihr!"

„Och nee, das tust du ja nicht!" Er lachte „Das tust du ja doch nicht!"

„Ja, das tu' ich." Auf jedes Wort legte sie einen besondern Nachdruck, es klang unumstößlich.

Wolf schüttelte noch immer ungläubig den Kopf: das konnte ja gar nicht sein! Aber dann fiel ihm auf einmal Cillas gedrücktes Wesen wieder ein und ihre Worte am heutigen Abend: ‚Sie will mer wohl kündigen!' „Nein, das tust du nicht!" Mit einem Ruck setzte er sich im Bette auf.

„Danach werde ich dich nicht fragen!"

„Nein, du tust es nicht, du tust es nicht," schrie er. Cillas Gestalt stand auf einmal vor ihm, ihre treuherzigen Augen sahen ihn traurig an — sie gefiel ihm so wohl —, und die sollte gehen?! Eine Wut kam über ihn.

„Sie soll nicht gehen, sie soll nicht gehen!" heulte er auf und schrie es laut und lauter: „Sie soll nicht gehen!" Er warf sich hintenüber, reckte sich lang, stieß in einem sinnlosen, nicht zu bezeichnenden Empfinden mit den Füßen gegen die Bettstatt, daß die in allen Fugen krachte.

Käte war erschrocken; so heftig hatte sie ihn nie gesehen. Aber wie recht hatte sie! Sein Benehmen zeigte ihr's deutlich. Nein, sie durfte sich nicht grausam schelten, wenn auch seine Tränen flossen; es war notwendig, daß die Cilla ging. Aber er tat ihr leid.

„Wölfchen," sagte sie überredend, „aber, Wölfchen!" Sie versuchte ihn zu besänftigen und zog ihm mit liebevoller Hand die heruntergefallene Decke wieder herauf. Aber sowie sie ihn berührte, stieß er sie von sich.

„Wölfchen — Wölfchen — du mit deinem Wölfchen! Als ob ich noch ein kleines Kind wäre! Ich heiße Wolfgang. Und du bist ungerecht! Neidisch! Du willst nur, daß sie geht, weil ich sie lieber habe, viel lieber als dich!"

Er schrie es ihr ins Gesicht, das tief erblaßte. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie aufschreien vor Schmerz. Sie, die sie so viel um ihn gelitten hatte, setzte er hintenan?! Jetzt fielen ihr auf einmal, brennend und nie zu trocknen, all die Tränen ein, die sie schon um ihn vergossen hatte. Und von all den schweren Stunden der Krankheit war keine so schwer gewesen wie die jetzige!

Sie vergaß, daß er noch ein Kind war, ein ungezogener Junge. Hatte er denn nicht selber gesagt: ‚Ich bin kein Kind mehr' —?! Unverzeihlich erschien ihr sein Benehmen. Ohne Wort ging sie zur Tür hinaus.

Er sah ihr betroffen nach: hatte er sie gekränkt?! Plötzlich kam ihm das Bewußtsein davon — o nein, das wollte er nicht! Schon hob er die Füße aus dem Bett, um ihr auf nackten Sohlen nachzulaufen, sie am Kleide festzuhalten, zu sagen: ‚Du, bist du böse?!' — da fiel ihm aber Cilla wieder ein. Nein, das war doch zu schlecht von ihr, daß sie die gehen hieß!

Sich weinend unter die Decke verkriechend, faltete er die Hände. Cilla hatte ihm gesagt, daß man zur heiligen Jungfrau beten müsse, zu jener lächelnden Frau im blauen Sternenmantel, die, mit der Krone auf dem Haupt, über dem Altar thront. Die heilte alles. Und wenn sie Gott im Himmel um etwas bat, so tat der's. Zu ihr wollte er jetzt beten.

Cilla hatte ihn damals, als die Mutter im Bade und der Vater in Tirol war, einmal mitgenommen in ihre Kirche. Er hatte ihr versprechen müssen, niemand etwas davon zu sagen, und der Reiz des Geheimnisvollen hatte den Reiz der Kirche erhöht. Eine unbewußte Sehnsucht zog ihn seitdem nach jenen Altären, auf denen die Heiligen prangten und wo man Gott, den man doch bitten soll wie einen Vater, leibhaftig schauen konnte. So schön war's in der Kirche, die die Mutter zuweilen besuchte und in der er auch schon mit ihr gewesen war, lange nicht!

Jene Sehnsucht, die ihm wie ein Märchen im Sinn schwebte, kam jetzt mit Gewalt und lebendig über ihn. Ja, so hinknien können vor der Lieben Frau, die reizender ist als alle Frauen auf Erden, und kaum daß man seine Bitte vorträgt, auch schon der Erfüllung gewiß sein, das ist schön! Herrlich!

‚Gegrüßt seist du, Maria,' — so fing der Cilla Gebet an. Weiter wußte er's nicht, aber er wiederholte das viele Male. Und nun roch er wieder den Weihrauch, der die Kirche durchduftet hatte, hörte wieder das Schellchen der Wandlung, sah den Geweihten des Herrn, dem die prächtige Stola überm Meßgewand hing, sich verneigen, bald links am Altar, bald rechts. O, wie er die Knaben in den weißen Chorhemden beneidete, die neben ihm knien durften! Seliger Wohlklang schwebte unterm hochgewölbten Kuppeldach:

‚Procedenti ab utroque
Compar sit laudatio —'

so ähnlich hatten sie gesungen. Und dann hatte der Priester die strahlende Monstranz hoch erhoben, und alle Leute hatten sich tief gebeugt — ‚Qui vivis et regnas in saecula saeculorum' — ja, das Latein hatte er gut behalten! Das würde er auch sein Leben nicht vergessen!

Anstoßen hatte ihn die Cilla müssen und flüstern: ‚Komm, wer gehn jetzt,' sonst wäre er noch lange knien geblieben in der prächtigen und doch so heimligen Kirche, in der nichts kalt war und fremd.

Wenn er da doch wieder einmal hinkönnte! Cilla hatte es ihm freilich versprochen zu gelegener Zeit — aber sie sollte ja jetzt weg, und die gelegene Zeit würde nie kommen! Schade! Ein großes Bedauern erhob sich in ihm und zugleich ein Trotz: nein, in die Kirche, wohin die Mutter zuweilen ging und die aus seiner Schule gingen, dahin ging er nicht!

Und er flüsterte wieder: „Gegrüßt seist du, Maria," und bei diesem Flüstern fingen die Tränen, die heiß und zornig über sein Gesicht gelaufen waren, an zu versiegen.

Er war aus dem Bett geklettert und hatte sich auf dem Teppich vor demselben niedergekniet, die zusammengelegten Hände in Anbetung erhoben, so wie er es bei den Engeln auf dem Altarbild gesehen hatte. Seine Augen waren glänzend und weit aufgeschlagen, sein Trotz zerfloß in Hingabe.

Als er endlich ins Bett zurückstieg und die übergroße Müdigkeit seine Aufregung niederschlug und er einschlief, träumte er von der reizenden Jungfrau Maria, die wohlbekannte Züge trug. Und fühlte sein Herz zu ihr entbrennen.

— — — — — — — — — — — — —

Es war vierzehn Tage später, am 1. Oktober, daß Cilla den Dienst verließ. Frau Schlieben hatte ihr ein gutes Zeugnis geschrieben. Warum sie eigentlich entlassen war, das war Cilla nicht recht klar geworden, selbst noch nicht als sie auf der Straße stand. Die Frau wollte ein älteres erfahrenes Mädchen haben — so hatte sie gesagt —, aber das glaubte sie nun doch nicht recht, sie fühlte unbestimmt einen andern Grund heraus: die mochte sie eben nicht leiden! Nun wollte Cilla erst einmal nach Hause fahren, ehe sie einen neuen Dienst annahm, denn sie fühlte Heimweh, und der Abschied hier aus der Stelle war ihr auch schwer geworden — des Jungen wegen. Wie hatte der geweint! Gestern abend noch. Er hatte sich an ihren Hals gehängt und sie vielmals geküßt, der große Junge, wie ein kleines Kind! Und so viel hatte er ihr noch sagen wollen. Oben auf dem dunkeln Flur hatten sie gestanden miteinander gestern Abend, da hatte der Tritt der Frau, die die Treppe heraufkam, sie auseinandergescheucht — gerade noch, daß er in seine Stube hatte entwischen können.

Und nicht einmal Adieu hatte sie ihm heute sagen können, dem guten Jungen! Denn als er kaum in der Schule war, hatte die Frau gesagt: „So, nun können Sie gehen!" Ganz verdutzt war sie gewesen, hatte sie doch darauf gerechnet, erst am Nachmittag fortzukommen. Aber nun war das neue Hausmädchen, eine Aeltliche mit spitzem Gesicht, auch schon eher gekommen, was sollte sie da noch hier? So hatte sie nur noch rasch die schönen Heiligenbildchen aus ihrem Gebetbuch genommen und in ein Papier geschlagen und in die Schublade von seinem Nachttisch gesteckt — da würde er sie gewiß finden — und ‚Gruß von Cilla' darauf geschrieben. Dann war sie abgezogen.

Ihren Korb hatte Cilla als Frachtgut aufgegeben, nun hatte sie nichts zu tragen als ein kleines Ledertäschchen und einen Pappkarton mit Stricken verschnürt. So konnte sie rasch vorankommen. Aber als sie dem Stadtbahnhof zuging, blieb sie auf einmal stehen: um ein Uhr war die Schule aus, nun ging es gegen elf, es kam wirklich nicht darauf an, wenn sie etwas später abfuhr! Wie würde er sich freuen, wenn sie ihm noch Adieu sagte und ‚Vergiß mich auch nicht!'

Sie drehte um. In der Nähe der Schule würde sich schon eine Bank finden, da wollte sie *auf ihn* warten.

Die Vorüberkommenden schauten neugierig nach der jungen Person, die wie ein Soldat, still und steif, in der Nähe des Gymnasiums auf Posten stand. Eine Bank hatte Cilla nicht gefunden, sie traute sich nicht weit vom Eingang fort, aus Angst, ihn zu verpassen. So stand sie denn, mit ihrem kleinen Täschchen am Arm, den Karton hatte sie zur Erde gesetzt. Ab und zu fragte sie jemanden, wieviel Uhr es sei. Die Zeit verging langsam; endlich war es bald eins. Da fühlte sie ihr Herz klopfen: der gute Junge! Schon sah sie seine dunkeln Augen freundlich aufglänzen, hörte sein erstauntes: ‚Cillchen, du?!'

Ihren Hut zurechtrückend auf dem schönen blonden Haar, ein höheres Rot auf den roten Wangen, sah Cilla unverwandt hin nach dem Schultor — gleich würde es klingeln — dann kam er angestürmt — da — auf einmal sah sie die Frau. Die —?! Mit schnellen Schritten kam Frau Schlieben aufs Schultor zu. O weh!

Mit ein paar raschen Sätzen sprang das Mädchen hinter ein Gebüsch: die holte heute selber den Wolfgang ab?! Ach, da mußte sie wohl gehen! Und sehr betrübt schlich Cilla zum Bahnhof. All die Freude, in der ihr Herz geklopft hatte, war hin; aber einen Trost hatte sie doch: der Wolfgang würde sie nie vergessen! Nein, nie! —

Wolfgang war sehr erstaunt, als er seine Mutter sah. Er brauchte doch nicht abgeholt zu werden?! Das hatte sie selbst früher nicht mal getan! Er war unangenehm dadurch berührt. War er denn ein kleines Kind? Die andern würden ihn ja auslachen! Ein Unmut brannte in ihm; aber der Mutter Güte entwaffnete ihn.

Sie war heute so besonders weich und sehr gesprächig. Sie fragte ihn nach all dem, was sie heute in der Schule gehabt hatten, schalt auch nicht, als er gestand, daß er zehn Fehler im lateinischen Extemporale gemacht hatte, im Gegenteil, sie verhieß ihm einen Ausflug nach Schildhorn am Nachmittag. Es war ja so ein schöner, sonnenheller, fast sommerlicher Herbsttag. Ganz vergnügt schlenderte der Knabe neben ihr her, seine Bücher am langen Riemen schlenkernd. Daß Cilla heute abgehen sollte, hatte er augenblicklich ganz vergessen.

Freilich, als sie nach Hause kamen und das fremde Mädchen ihnen öffnete, machte er große Augen, und als sie zu Tisch gingen und die neue mit dem spitzen Gesicht, die aussah wie ein Fräulein, die Speisen auftrug, hielt er sich nicht länger.

„Wo ist Cilla?" fragte er.

„Die ist fort — du weißt doch," sagte die Mutter nur so nebenhin.

„Fort —?!" Er wurde blaß und dann glühend rot. Also gegangen, ohne ihm Adieu zu sagen?! Er hatte auf einmal keinen Appetit mehr, obgleich er vorher solchen Hunger gehabt hatte. Jeder Bissen war ihm zu viel; starr sah er auf

seinen Teller, wagte nicht aufzublicken, denn er fürchtete, er könnte weinen.

Die Eltern sprachen über dies und jenes — allerlei Gleichgültiges —, und in ihm schrie es: ‚Warum ist sie gegangen, ohne mir Adieu zu sagen?!‘ Das kränkte ihn zu tief. Er konnte es gar nicht fassen — sie hatte ihn doch so liebgehabt! Wie hatte sie's nur übers Herz bringen können, fortzugehen, ohne ihn wissen zu lassen, wo er sie finden konnte?! Es konnte nicht sein, das hatte sie nicht aus freiem Willen getan — sein Cillchen so von ihm gehen?! O nein, nein! Und gerade während er in der Schule war!

Ein plötzliches Mißtrauen befiel ihn: an so etwas hatte er bisher gar nicht gedacht, aber nun war's ihm auf einmal klar — oho, dumm war er denn doch nicht! — eben weil er gerade in der Schule war, hatte sie fortgemußt! Die Mutter hatte die Cilla immer nicht leiden gekonnt, die hatte auch nicht gewollt, daß sie ihm Adieu sagte!

Unter gesenkten Wimpern hervor schoß der Knabe böse Blicke nach seiner Mutter: das war eine Schändlichkeit von ihr!

In verhaltenem Ingrimm murmelte er: „Mahlzeit" und schlorrte die Treppe hinauf in sein Zimmer. Im Schublädchen fand er sofort die versteckten Heiligenbildchen — ‚Gruß von Cilla‘ — da brach seine Wut aus und auch sein Schmerz. Er stampfte mit den Füßen und küßte die bunten Bildchen, und seine Tränen machten lauter dunkle Flecke darauf. Dann polterte er die Treppe hinab ins Eßzimmer, wo der Vater noch am Tische saß und die Mutter am Büfett Obst und Kuchen in ihren Pompadour packte — aha, sie hatten ja spazieren gehen wollen! Das würde ihm gerade einfallen!

„Wo ist die Cilla hin? Warum hast du sie mir nicht Adieu sagen lassen?!"

Die Mutter sah ihn wie erstarrt an: woher erriet der Junge ihre allergeheimsten Gedanken? Aber er ließ sie auch zu keinem Protest kommen, seine noch hohe Knabenstimme überschlug sich in der Erregung und wurde dann tief und rauh: „Ja, du — o, ich weiß es ganz genau —, du wolltest es nicht haben, daß sie mir Adieu sagte! Du hast sie fortgeschickt, damit ich sie nicht mehr sehen sollte — du, du! Das ist schändlich von dir — das ist — das ist gemein, du!" Er ging gegen sie an.

Langsam wich sie zurück. Seine Hände hatten sich gehoben — wollte er sie schlagen?!

„Bengel!" Des Vaters Faust packte den Sohn im Genick. „Was unterstehst du dich? Die Hand gegen deine Mutter heben?! Du — du!" Der empörte Mann rüttelte den Knaben, dem die Zähne zusammenschlugen, und schüttelte ihn wieder und wieder. „Du — du Rüpel, du Nichtsnutz!"

„Sie hat sie mir nicht Adieu sagen lassen," schrie der Knabe gegen ihn an, „sie hat sie weggeschickt, weil — weil —"

„Du willst dich noch erdreisten, ein Wort zu —"

„Doch! Warum hat sie die Cilla mir nicht Adieu sagen lassen! Die hat ihr gar nichts getan! Die hab' ich liebgehabt! Aber darum, gerad' darum —"

„Halte den Mund!" Ein heftiger Schlag traf des Knaben Lippen. Schlieben kannte sich selber nicht mehr; seine Ruhe hatte ihn verlassen, des Knaben Widersetzlichkeit jagte ihn in die Hitze. Wie der Bengel sich gegen seine haltende Hand sträubte, ihm mit dreisten Augen ins Gesicht starrte! Wie der es wagte, die Stimme gegen ihn zu erheben! „Du" — er schüttelte ihn —, „also so frech?! So undankbar! Was wäre aus dir geworden — im Elend wärst du verkommen — ja — sie hat dich erst zum Menschen gemacht — dich aufgelesen aus dem —"

„Paul!" Der Schrei seiner Frau unterbrach ihn. Wie eine Sinnlose fiel ihm Käte in den Arm: „Nein, nein, schweig, laß ihn! Du sollst nicht — nein!" Sie hielt ihm den Mund zu. Und als er sie im Aerger von sich schob und den Knaben wieder fester packte, entriß sie ihn ihm und drückte wie schützend dessen Kopf in ihr Kleid. Sie hielt ihm die Ohren zu. Und angstvoll, die überweit geöffneten Augen im tief erbleichten Gesicht nach ihrem Manne kehrend, flehte sie: „Kein Wort! Ich bitte, ich bitte dich!"

Sein Zorn war noch nicht verraucht. Wahrhaftig, Käte mußte nicht ganz bei sich sein, was entzog sie denn den Knaben der wohlverdienten Züchtigung?! Mit hartem: „Aber Käte — kein Pardon!" ging er auf sie zu.

Da flüchtete sie den Knaben zur Tür hinaus, riegelte ab und stellte sich vor die Tür, wie um den Ausgang zu versperren.

Nun war er fort, nun waren sie beide allein, sie und ihr Mann, und mit dem vorwurfsvollen Ruf: „Du hättest es ihm beinah verraten," wankte sie nach dem Sofa. Sie fiel mehr darauf, als daß sie sich setzte, und brach in fassungsloses Weinen aus.

Mit großen Schritten ging Schlieben im Zimmer auf und ab. In der Tat, da hätte er sich von seiner Empörung beinahe hinreißen lassen! Aber wäre es denn ein Unglück gewesen, wenn er dem Jungen ein Licht aufgesteckt hätte?! Der konnte ruhig wissen, woher er stammte und daß er nichts, eigentlich gar nichts hier zu suchen hatte, daß er alles aus Gnade empfing! Es war durchaus nicht nötig, eher nachteilig als wünschenswert, ihm das zu verheimlichen — aber wenn sie es denn durchaus nicht wollte!

Er unterbrach sein Hin- und Hergehen, blieb vor der in der Sofaecke Weinenden stehen und sah auf sie nieder. Sie tat ihm so unendlich leid. Das hatte sie nun für all ihre Güte, ihre Selbstlosigkeit, für all ihre Aufopferung! Sacht

legte er ihr, ohne Wort, die Hand auf den tiefgesenkten Scheitel.

Da richtete sie sich jäh auf und haschte nach seiner Hand: „Und tu ihm nichts, ich bitte dich! Schlage ihn nicht! Ich bin schuld — er hat's erraten. Ich konnte sie nicht leiden, ich habe ihr gekündigt, und dann habe ich sie heimlich fortgeschickt — nur, weil er sie liebhatte, gerade darum! Ich fürchtete sie. Paul, Paul" — sie rang reuevoll die Hände —, „o Paul, ich schäme mich vor dem Kinde, ich schäme mich so vor mir selber!" — —

Wolfgang hockte oben in seiner Stube und hielt die Heiligenbildchen in der Hand. Die waren nun sein köstlichster, sein einziger Besitz — ein teures Andenken. Wo sie jetzt wohl sein mochte? Noch hier im Grunewald? Schon in Berlin? Oder noch viel weiter? Ach, wie er sich nach ihr sehnte! Ihr freundliches, ihm heimlich zulächelndes Gesicht fehlte ihm, und dieses Vermissen steigerte sich bis zur Unerträglichkeit. Hier war ja keiner, der ihn so liebhatte, wie sie ihn liebgehabt, den er so liebhatte, wie er sie liebgehabt hatte!

Nun Cilla fort war, vergaß er, daß er sie doch auch oft ausgelacht und gehänselt, sich auch jungenhaft mit ihr gezankt hatte. Nun wuchs seine Sehnsucht ins Unbegrenzte und ihre Gestalt wuchs mit. Wurde so groß und stark, so übermächtig, daß sie ihm den Blick benahm auf alles, was da noch um ihn war. Er warf sich auf den Teppich und krallte die Hände hinein; so mußte er sich halten, sonst hätte er alles um sich zerschlagen, ja alles, kurz und klein.

Horch — das war der Tritt des Vaters auf der Treppe! Es rüttelte an seiner Tür — mochte der rütteln! Er hatte sich eingeschlossen.

„Mach sofort auf!"

Aha, nun gab's Prügel! Hastig wischte sich Wolfgang die Tränen ab, biß die Zähne zusammen und kniff die Lippen aufeinander.

„Nun, wird's bald?!" Immer stärker wurde das Rütteln.

Er ging und schloß auf. Der Vater trat ein; nicht mit dem Stock, den der Knabe in seiner Hand vermutet hatte, aber mit Zorn und Kummer auf der Stirn.

„Komm sofort herunter! Du hast deine arme, gute — nur zu gute Mutter tief gekränkt. Komm jetzt zu ihr und bitte ab. Zeige ihr, daß dir's leid tut — hörst du?! Komm!"

Der Knabe rührte sich nicht. Mit einem namenlos unglücklichen, zugleich aber auch verbissenen Ausdruck starrte er, am Vater vorbei, ins Leere.

„Du sollst kommen — hörst du nicht? Deine Mutter wartet!"

„Ich komm' nicht!" Wolfgang murmelte es; kaum daß er die Zähne voneinander brachte.

„Was —?!" Sprachlos, ganz benommen von so viel Frechheit starrte der Mann den Knaben an.

Dieser erwiderte seinen Blick, groß und flammend. Das junge Gesicht war so blaß, daß die dunkeln Augen noch dunkler erschienen — abgrundschwarz.

‚Böse Augen,' sagte sich Schlieben. Und von einer alten, längst vergessenen, aber trotz allem und allem immer noch in der tiefsten Seele, wenn auch wie begraben schlummernden, jetzt plötzlich lebendig gewordenen Abneigung jäh übermannt, faßte er den Knaben vorn bei der Brust und hielt ihn so mächtig, daß es keinen Widerstand mehr gab.

„Bengel — Bursche! Hast du denn gar kein Herz? Sie, die dir so viel Gutes getan hat, sie, sie wartet auf dich — und du, du willst nicht?! Auf die Knie, sag' ich! Voran, bitt ab! Sofort!" Und er faßte den keine Regung Zeigenden nun im Genick anstatt bei der Brust, und stieß ihn vor sich her, die Treppe hinunter, hinein ins Zimmer, wo Käte saß, versunken in ihren Kummer, die Augen rotgeweint.

„Hier kommt einer, der abbitten will," sagte Schlieben und stieß ihr den Knaben vor die Füße.

Wolfgang hatte schreien wollen: ‚Nein, ich bitte nicht ab, nun erst recht nicht!' Da tat sie ihm auf einmal so leid. Ach, die war ja ebenso unglücklich wie er! Sie paßten nun einmal nicht zueinander! Es war wie eine plötzliche Erkenntnis, die seinen Blick vertiefte, sein Kindergesicht verschärfte in allen Linien, daß es alt wurde über seine Jahre.

Aufschluchzend stieß er heraus: „Verzeih!" Er hörte es selber nicht, wieviel Qual in seinem Ton war, er fühlte auch kaum, daß ihre Arme ihn emporzogen, daß er für Augenblicke an ihrer Brust lag und sie ihm die Haare aus der glühenden Stirn strich. Er war wie halb bewußtlos; nur eine große Leere fühlte er und eine unklare Trostlosigkeit.

Wie im Traum hörte er den Vater sprechen: ‚So ist's recht! So, und nun geh und arbeite! Und bessere dich' — und der Mutter sanfte Stimme: ‚Ja, er wird schon' — wie ein Nachtwandelnder ging er die Treppe hinauf. Er sollte jetzt arbeiten — wozu, warum?! Es war ja alles so gleichgültig. Gleichgültig war's, ob die hier ihn lobten oder tadelten — was ging ihn das an?! Er mochte hier überhaupt nicht mehr sein, nicht länger mehr bleiben — nein, nein! Wie im Abscheu schüttelte er sich.

Lange stand er dann auf einem Fleck, ins Leere stierend. Und vor seinen starrenden Blicken erstand allmählich eine große, eine unermeßliche Weite — Kornfelder und Heide, rote blühende Heide, in der die Sonne versinkt, stille Wasser, an denen ein einsamer Vogel lockt, und über all dem feierlich-schönes Glockengeläute. Da mußte er

hin! Verlangend streckte er die Arme aus, seine verweinten Augen glänzten auf.

Wenn sie ihn auch hier hielten, festhielten — nein, sie konnten ihn nicht halten, dahin, dahin mußte er!

Wie gezogen näherte er sich dem Fenster. Tief war's da hinunter, zu tief für einen Sprung, aber er kam doch hinab. Ueber die Treppe ging's ja nicht, da würden sie ihn hören, aber so — so!

Sich auf das äußere Gesims des Fensters kniend, streckte er tastend die Füße nach der Wasserrinne aus, die, zur Seite des Fensters, die ganze Wand des Hauses hinablief. Ha, er fühlte sie! Da rutschte er vom Sims herab, hing nur noch mit den Fingerspitzen daran, baumelte für ein paar Momente in freier Luft, hatte dann die Wasserrinne zwischen den Knien, ließ die Finger vollends vom Sims, umklammerte das Blechrohr und fuhr daran hinab, rasch und lautlos.

Scheu sah er sich um: es hatte ihn niemand gesehen! Niemand war auf der Straße, fern wanderten nur ein paar Spaziergänger. Geduckt schlich er unter den Parterrefenstern hin — nun war er im Garten hinter den Boskets — nun über den Zaun — seine Hose schlitzte, das machte nichts! Nun sah er mit einem Gefühl wilden Triumphes nach dem Hause zurück, als er drüben auf dem öden Feld, das noch immer unbebaut lag, stand, gedeckt von einem wilden Holunderbusch, dessen ersten Schößling er vor Jahren, als Kind, hier eingesenkt hatte. Keine Empfindung des Bedauerns regte sich in ihm. Flüchtig wie ein Wild, das Schüsse hört, jagte er davon, dem deckenden Walde zu.

Er rannte und rannte, lief noch, als längst kein Laufen mehr not tat. Erst eine völlige Erschöpfung zwang ihn, innezuhalten. Er war immer quer durchgelaufen, ohne jeglichen Weg; nun wußte er nicht mehr, wo er war. So viel war sicher, er war schon weit fort; so weit war er auf seinen Räuberzügen mit den Spielgefährten nicht gekommen, so tief in den Wald hinein noch nicht, auch nie auf Spaziergängen so gänzlich ins Pfadlose, ins ganz Einsame. Hier konnte er ruhig eine Weile rasten.

Er warf sich auf den Boden, der mehr Sand als Gras war und in kleinen Senkungen mächtige Bestände von Adlerfarn wies. Um ihn reckten sich stille Bäume wie schlanke Säulen, die den Himmel zu tragen schienen.

Hier lag er eine Weile auf dem Rücken und ließ das Blut ausrasen, das ihm wie toll geworden durch die Adern schoß. Er glaubte das unerklärlich heftige Pochen seines Herzens laut zu hören — o, wie unangenehm es da in der Brust hämmerte und stach, so hatte er noch nie sein Herz gespürt! Freilich, so war er auch noch nie gelaufen, wenigstens seit der Krankheit nicht. Er mußte nach Luft ringen, sonst bekam er keine. Endlich konnte er wieder bequemer atmen, er brauchte nicht mehr die Nasenflügel zu blähen und mit offenem Mund zu schnappen. Jetzt genoß er ein Wohlbehagen, das allmählich über ihn kam.

Es war noch nicht dämmerig, als er wieder weiterging, aber doch schon begann der Spätnachmittag zu zeigen, daß es Oktober war. Der Sonnenschein, der durch die roten Kiefernäste fiel, hatte etwas unendlich Mildverklärtes, eine süße Sanftheit, die auch den wilden Durchgänger sänftigte. Er ging in einem Traum — wohin? Das wußte er nicht, daran dachte er auch nicht, er ging eben, ging. Ging einer Sehnsucht nach, die ihn unwiderstehlich zog, die wie eine ihr Nest suchende Taube vor ihm herflatterte, girrte und lockte. Und die Taubenschwingen waren stärker als Adlerfittige.

Wo die Sehnsucht flog, da waren keine Menschen. Da war es so friedlich-still. Nicht einmal der Tritt, der in Moos und kurzem Gras versank, machte ein Geräusch. Gleich dünnen Kerzen, die oben brannten, so standen die Kiefern in sonnigen Abendgluten. Kein herbstliches Blatt lag am Boden, in dem ein Wind hätte rascheln können; über die glatten Nadeln und die farblosen Zäpfchen, die von den Kronen herabgesunken waren, strich die Luft hin ohne Laut.

Daß es so schön hier war! Mit einem staunenden Entzücken sah Wolfgang sich um. So schön hatte es ihn früher doch nie gedäucht. Freilich, da wo die Villen stehen und die Wege führen, da war's auch nicht so wie hier! Sein Blick glitt bald nach rechts, bald nach links, und mit Neugier voraus in den Dämmer des Waldes. Da, wo das letzte Sonnengold nicht wie rotes Blut an den rissigen Borken klebte, da, wo das Licht nicht mehr traf, da war ein weiches geheimnisvolles Dunkeln, aus dem die moosigen Stämme in tiefem Grün trotzdem leuchteten. Und ein Duften war, so feucht kühl, herb und frisch, daß die Brust wie befreit aufatmete und eine neue Kraft durch die Glieder rann.

Wolfgang begann jetzt in der großen Ruhe die Aufregungen des Tages zu empfinden. Er faßte sich nach der heißen Stirn — ah, jetzt merkte er, daß er nicht einmal eine Mütze hatte! Aber was machte das? Er war frei, frei! Und mit einem Jauchzen schoß er dahin, und dann erschrak er über die eigne laute Stimme — st—, still! — nur nicht wieder eingesperrt werden, frei sein, frei!

Nun fühlte er keine Sehnsucht mehr. Eine große Wonne durchrann ihn, eine schrankenlose Seligkeit. Die Augen strahlten ihm — er riß sie weit auf — er konnte gar nicht genug die Welt bestaunen, als sähe er sie heute zum erstenmal. Er rannte gegen die himmeltragenden Stämme und umfing sie mit beiden Armen; er drückte sein Gesicht an die harzige Rinde. War diese Rinde nicht weich, schmiegte sie sich nicht an seine glühende Wange wie eine schmeichelnde Hand?!



Lustige Wäsche. Nach dem Gemälde von Wilhelm von Diez (München)

Er warf sich aufs Moos und reckte sich lang und rekelte sich in höchstem Behagen und sprang dann wieder auf — es litt ihn doch nicht —, er mußte sehen, sehen, genießen, seine Freiheit genießen.

Nur ein einziger roter Streif über dem blauenden Wald verriet noch, wo die Sonne gestanden hatte, als er sich endlich auskannte, wo er eigentlich war. Hier führte die ehemalige Heerstraße von Spandau nach Potsdam, rostbraune und gelbe Kastanien zogen eine Allee durch ödes Land. In selten mehr befahrenen Wegrinnen lag der Sand fußhoch. Aha, hier kam man also nach Potsdam oder nach Spandau, je nachdem, jedenfalls zu Häusern und zu Menschen — o weh, hörte man da nicht schon Hahnenkrähen und ein Rattern wie von langsamen Rädern?!

Kurz entschlossen bog der Knabe links ab von der alten Fahrstraße, kroch durch einen verbogenen Stacheldraht, der ein Stück Rodung, jetzt neu angeschont, schützen sollte, sprang wie ein Hirsch in weiten Sätzen über die kaum handhohen Pflänzlinge dahin und suchte eine Deckung.

Er brauchte keine, hierher kam kein Mensch. Langsamer ging er zwischen den kleinen Bäumchen, er hütete sich wohl, sie zu treten, bückte sich und besah sie, schritt sie ab wie ein Ackerer seine Furchen.

Auf einmal war es Abend. Ueber die Erde waren Nebel gekrochen, leicht und klein, waren dann aufgestanden und größer geworden, hingehuscht über die Rodung im sich erhebenden Nachtwind und hatten sich dort den einzelnen, stehengebliebenen alten Knorren wie gespensterwinkende Schleier angehängt.

Aber Wolfgang fürchtete sich nicht; er empfand kein Grauen. Was konnte ihm hier geschehen, hier, wohin nur ab und zu der ferne Pfiff einer Eisenbahn tönte und der Wind ein wenig Rauch, der Lokomotive entrissen, wie ein leichtes, rasch sich lösendes Wölkchen trug?!

Als wäre man in der Prärie, in den Steppen, wo keine Hütten sind, nur Lagerfeuer ihr bißchen Rauch zum Zeichen senden! In die Seligkeit der Freiheit mischte sich eine gewisse Abenteurerlust des Jungen. Das hatte er sich immer einmal gewünscht, im Freien zu kampieren. Ein Feuer würde er sich freilich nicht anzünden können und daran kochen, er hatte nichts dazu. Aber Hunger empfand er ja auch nicht, nur jetzt das Bedürfnis, recht tief und lange zu schlafen.

Ohne Bedenken streckte er sich hin; der Boden war schon kühl, aber sein Anzug war dick und ließ die Kälte nicht durch. Den Kopf ein wenig erhöht bettend, reckte er das Gesicht gegen den Nachthimmel. An dem zogen milde Sterne auf und lächelten zu ihm nieder.

Er hatte geglaubt, gleich einzuschlafen, überwältigt von Müdigkeit, aber nun lag er doch noch lange mit offenen Augen. Ein unerklärliches Empfinden hielt ihn wach: dies war zu schön, zu schön, dies war ja schon ein herrlicher Traum! Goldene Augen behüteten ihn, ein samtiger Mantel hüllte ihn ein, eine Mutter wiegte ihn weich.

Fort waren Sehnsucht, Trotz, Schmerz, Wut, fort alles, was weh tat. Nur Glück war geblieben im unendlichen Frieden.

XI

Frida Lämke war nun eingesegnet, sie trug den Rock fast bis zur Erde, und als sie Wolfgang Schlieben nach langer Zeit wieder zum erstenmal begegnete, war ihr Gruß nicht mehr das vertraulich-bekannte Nicken der Kindheit. Aber sie blieb doch bei dem früheren Spielgefährten stehen.

„Na, Wolfgang," sagte sie lachend und zugleich ein bißchen von oben herab — sie kam sich unendlich überlegen vor —, „na, was machste denn?"

„Gut!" Er setzte eine unternehmende Miene auf, die nicht ganz zu dem Blick seiner Augen paßte.

Sie musterte ihn: war der Wolfgang ein Kerl geworden! Aber er hielt sich so schlecht, so vornüber! „Halt dir doch jrade," ermahnte sie und reckte ihre eigne binsengleiche Schlankheit. „Warum machste denn so 'n Buckel?! Und mit den Augen plinkerste, als wärste kurzsichtig. Na, warte man, du solltest mal bei meine Prinzipalin kommen — au weih, die würde dir schön zurechtstutzen!" Sie kicherte in sich hinein, ihre ganze schmale Figur schüttelte sich vor heimlicher Lachlust.

„Du bist so vergnügt," sagte er langsam.

„Na, warum denn nich? Meinste, so'n oller Drache kann mir die Laune verderben?! Na, so dumm! Wenn sie schimpft, duck' ich mir, ich sage kein Wort, aber innerlich amüsiere ich mir! Haha!" Ihre helle Stimme klang unendlich heiter.

Wie hübsch sie war! Des Knaben dunkle Augen hefteten sich auf Frida Lämke, als hätte er sie noch nie gesehen. Auf ihrem blonden Haar, das sie nicht mehr in einem langen Zopf trug, sondern im Nacken in einem dicken Knoten, schimmerte die Sonne. Ihr Gesicht war so rund, so blühend!

„Du kommst nie mehr zu mir," sagte er.

„Wie kann ich denn?!" Die Achseln zuckend, tat sie wichtig. „Was meinste wohl, was ich zu tun habe! Morgens schon vor achte 'rein mit der Stadtbahn, un denn nur zwei Stunden Tischzeit — immer 'rein, 'raus —, un abends bin ich meist nie vor zehne zu Hause, oft auch noch später. Dann bin ich so müde, dann schlafe ich wie 'ne Ratze. Aber Sonntags, dann läßt mir Mutter mal ausschlafen, und nachmittags jehe ich mit Arturn und Flebbe los, wir —"

„Wo geht ihr hin?" fragte er hastig. „Ich kann ja auch mal mitgehn!"

„Och du!“ Sie lachte ihn aus. „Du darfst ja nich!“

„Nein.“ Tief senkte er den Kopf.

„Na, sei man nich traurig,“ ermunterte sie und fuhr ihm mit dem Zeigefinger, an dem der schäbige Glacéhandschuh an der Spitze aufgesprungen war, ums Kinn. „Dafür biste ja auch Schüler vom Gymnasium. Artur kommt nächsten Herbst auch in die Lehre. Mutter denkt, bei'n Friseur. Un Flebbe, der lernt ja schon Matrealist — sein Vater hat's ja dazu —, wer weiß, der kriegt an'n Ende noch mal 'n eijnes Jeschäft!“

„Ja,“ sagte Wolfgang eintönig in ihr Plaudern hinein. Wie verloren stand er auf der Straße, seine Bücher unter den Arm gepreßt. Ach, wie weit, weit war die hier, die alle drei, nun auf einmal von ihm gerückt! Die, mit denen er einst täglich gespielt hatte, deren Hauptmann er stets gewesen war, die waren nun schon so groß, und er war noch ein dummer Schuljunge!

„Verflixt!“ Mit einer heftigen Gebärde schleuderte er seinen Bücherpacken von sich, daß der Riemen, der ihn zusammenhielt, sich löste. Alle Bücher und Hefte flogen auseinander und lagen gespreizt im Staub der Straße.

„Au weih, aber Wölfchen!“ Frida bückte sich ganz erschrocken und las eifrig alles zusammen.

Er half ihr nicht auffsammeln. Mit einem bösen Ausdruck starrte er vor sich hin.

„Da — da haste se wieder,“ sagte das vom emsigen Bücken ganz rot gewordene Mädchen, pustete die Bücher ab und zwängte sie ihm wieder unter den Arm.

„Ich mag nicht!“ Er ließ sie wieder fallen.

„Na, du bist jut! Was fällt dir denn ein — die teuern Bücher!“ Sie konnte sich ordentlich über ihn ärgern. „Weißte denn nich, daß die Jeld kosten?!“

„P—!“ Er machte eine Handbewegung, wie: was macht das?! „Dann werden eben neue gekauft!“

„Wenn dein Vater auch Jeld genug hat,“ ereiferte sie sich, „das 's doch nich recht von dir, so mit die juten Sachen umzujehn!“

Er sagte kein Wort hierauf, aber er hob nun die Bücher auf und schnallte sie wieder in den Riemen. Verlegen standen sie beide zusammen. Sie sah ihn verstohlen von der Seite an: hatte der sich aber verändert! Und er ärgerte sich über seine Heftigkeit: was sollte sie nun wohl von ihm denken?!

„Ich muß nu jehn,“ sagte sie plötzlich, „sonst krieg' ich nich mal mehr mein Mittagessen jejessen — au, hab' ich 'n Hunger!“ Sie legte die Hand auf den Magen: „Das wird schmecken! Mutter hat heute Pellkartoffeln und Hering!“

„Ich gehe mit!“ Seinen Schritt dem ihrigen anpassend, trabte er neben der eilig Trippelnden her. Sie war ganz rot geworden: was würde die Mutter sagen, wenn sie Wolfgang mitbrachte?! Nein, das ging wirklich nicht an, es war ja heute, gerade heute bei ihnen nicht aufgeräumt; und gelogen hatte sie auch, es gab ja gar nicht Hering, nur Zwiebelsauce zu den Pellkartoffeln!

Sie genierte sich vor Wolfgang. „Ach, jeh du man nach Hause,“ sagte sie und verschanzte sich hinter einem Schmollen, „biste so lange nich bei uns jewesen, brauchste auch heute nich! Ich bin dir böse!“

„Mir böse — mir?! Was hab' ich denn getan? Ich sollte doch nicht zu euch kommen, ich durfte doch nicht — dafür kann ich doch nicht! Frida!“

Sie fing an zu rennen, blutrot im Gesicht; er rannte neben ihr her. „Frida! Frida, mir, mir kannst du doch nicht böse sein?! Och, Frida, sei doch nicht so! Frida, laß mich doch mitgehen! Nun bin ich dir endlich mal begegnet, und nun bist du so?!“

Es lag Trauer in seiner Stimme. Sie fühlte die wohl heraus, aber zugleich ärgerte sie sich: was brauchte er sich ihr so anzukleben! Flebbe würde das auch gar nicht recht sein! Und sie sagte schnippisch: „Wir passen ja doch nich zusammen. Jeh du nur mit deinen Fräuleins. Zu denen jehörste nu mal!“

„Sag das noch mal — untersteh dich!“ Grob schrie er's und hob die Hand, als wolle er ihr einen Schlag geben. „So dumme Zieraffen, was gehen die mich an?!“

Er hatte recht, das mußte sie ihm innerlich zugestehen, nie hatte er sich an einen der Backfische herangemacht, die rund herum in den Villen wohnten. Sie wußte es wohl, daß er sie allen vorzog, und fühlte sich geschmeichelt in ihrer Eitelkeit; so sagte sie besänftigend, aber zugleich ausweichend: „Nee, Wölfchen, du kannst aber doch nich mehr mit mir jehen, es paßt sich doch nu mal nich mehr!“ Und sie bot ihm die Hand: „Adieu, Wolfjang!“

Sie waren gerade zwischen dem Buschwerk eines kleinen Schmuckplatzes mit Bänken, an dem die Villen, hinter Vorgärten ganz versteckt, weit zurücklagen. Kein Mensch war in Sicht im stillen Mittagssonnenglanz; aber wären auch Leute gekommen, es hätte ihn nicht abgehalten, mit beiden Armen packte er sie wie in einer Art von Wut. „Ich gehe mit — ich lass' dich nicht!“

Unsanft wehrte sie sich: was fiel dem dummen Jungen ein?! Der war wohl verrückt?! „Laß mich doch,“ fauchte sie wie eine kleine Katze, „läßte mich jleich los?! Au! Warte man, ich sage es Flebbe, der soll dir auf 'n Kopp kommen! Laß mich doch in Ruhe!“

Er ließ sie nicht los. Ohne Wort hielt er sie umklammert, seine Bücher lagen wieder im Staub.

Wollte er sie küssen oder schlagen?! Sie

wußte es nicht; aber sie hatte Angst vor ihm und wehrte sich wie sie konnte. „Du Durchbrenner," zischte sie ihn an, „na, du bist 'n Schöner! Rennt fort von Hause, verkriecht sich im Walde! Aber sie haben dich doch jekriegt — ätsch!"

Er hatte sie plötzlich losgelassen; sie stand vor ihm und höhnte ihn aus. Nun hätte sie gut fortlaufen können, aber nun reizte es sie, stehen zu bleiben und ihn herunterzumachen: „Durchbrenner! Auskneifer!"

Er war sehr rot geworden, mit tief gesenktem Kopfe stand er da.

„Wie konntste das bloß machen?" fuhr sie fort mit einer gewissen Grausamkeit. „Na, so dumm! Alle haben se dir ausjelacht! Wir wollten's absolut erst jar nich jlauben. Nee, ich sage, rennt der Bengel weg, ohne Jeld, ohne Mütze, ohne 'n Stück Brot in der Tasche! Du wollt'st wohl so nach Amerika, was?!" Sie musterte ihn von Kopf bis zu Füßen, und dann warf sie ihren Oberkörper ein wenig hintenüber und lachte laut: „Na, so was!"

Er hob den Kopf nicht, murmelte nur vor sich hin: „Lachen sollst du nicht drüber — nein, lachen nicht!"

„Na, was denn? Vielleicht weinen? Was jeht's mich an! Deine Mutter hat jenug drüber jeweint, und dein Vater ist 'rumgerannt wie 'n Verrückter. Die janzen Beamten vons Revier waren auf 'n Beinen. Sag mal, du hast wohl ordentlich Dresche jekriegt, als sie dir am Schlafittchen nach Hause brachten ?!"

„Nein!" Er hob plötzlich den Kopf und sah ihr starr in die ein wenig boshaft funkelnden Augen. Es war etwas in diesem Blick an stummem Vorwurf, das sie zwang, ihre Lider zu senken. „Geschlagen haben sie mich nicht — das hätte ich mir auch nicht gefallen lassen — nein, geschlagen nicht!"

„Einjesperrt?" fragte sie neugierig.

Er gab ihr keine Antwort; was sollte er sagen?! Nein, eingesperrt hatten sie ihn nicht, er durfte frei umhergehen in Haus und Garten, auf der Straße, in der Schule — und doch, er war nicht frei!

Tränen schossen ihm plötzlich in die Augen; stammelnd und stockend brachte er's heraus: „Du — du solltest — mich — nicht — nicht höhnen — Frida! Ich bin so — so —"

Er wollte sagen ‚unglücklich'; aber das Wort kam ihm noch viel zu klein vor. Und er schämte sich auch, es laut auszusprechen. So stand er stumm, wie mit Blut übergossen; und nur Tränen, die er nicht mehr zurückhalten konnte, rollten über sein Gesicht und fielen in den Staub der Straße.

Das waren Tränen des Schmerzes und der Wut. Ueber ein halbes Jahr war's nun schon her — weit länger —, aber es drückte ihn doch noch, als wäre es gestern gewesen. Keinen Augenblick noch hatte er's vergessen, daß sie ihn eingefangen hatten mit solcher Leichtigkeit. So bald hatten sie ihn gefunden! Beim Morgengrauen schon, noch ehe die Sonne eines neuen Tages aufgegangen war. Und eingebracht hatten sie ihn im Triumph. Was ihm eine große Tat gewesen war, ein Heldenstück, das war ihnen ein Dummerjungenstreich! Die Mutter hatte wohl viel geweint, aber der Vater hatte ihn nur am Ohrläppchen gezogen: ‚Einmal und nicht wieder, mein Sohn, das merke dir!'

Er weinte still, aber heftig. Frida stand vor ihm und sah ihn weinen, und plötzlich schoß es auch ihr naß in die Augen; sie war doch immer seine gute Freundin gewesen. Nun weinte sie mit.

„Wölfchen," schluchzte sie, „weine man nich! Es is ja nich so schlimm! Die Leute wissen schon nischt mehr von — so was verjißt sich! Zu schämen brauchste dich noch lange nich — warum denn? Daß du denen bei dir zu Hause mal en bißchen bange jemacht hast, schad't jar nischt! Nu sagste einfach, wenn se dich nich zu uns lassen: ‚denn renne ich wieder weg!' Komm man nächsten Sonntag nachmittag, denn jehe ich nich mit Arturn und Flebbe — nee, denn warte ich auf dich!"

Mit der einen Hand wischte sie sich die eignen Tränen ab, mit der andern die seinen.

So standen sie im hellen Sonnenglanz, inmitten von blühenden Büschen. Flieder duftete; ein Rotdornbaum und ein Goldregen streuten, geschüttelt vom leisen Maiwind, ihre schönfarbigen Blütenblättchen über sie. Der dunkle und der blonde Kopf neigten sich dicht zueinander.

„Frida," sagte er und faßte ihre Hand so fest, als klammere er sich daran, „Frida, bist du mir denn wenigstens noch gut?!"

„Na, natürlich!" Sie nickte und ließ, noch Tränenspuren im Gesicht, gleich wieder ihr helles, frohes Lachen ertönen. „Das wäre 'ne nette Freundschaft, wenn die so rasch in die Wicken jinge! Da —!" Sie spitzte den Mund und gab ihm einen Kuß.

Er wurde sehr verlegen, sie hatte ihm ja noch nie einen gegeben.

„Da! Noch einen! Un nu sei man auch wieder verjnügt, mein Junge! Es is ja so 'n wunderschönes Wetter heute!"

*

„Du kommst heute spät," sagte die Mutter, als Wolfgang, statt um eins, erst um zwei aus der Schule kam. „Du hast doch nicht etwa nachbleiben müssen?"

Ein Gefühl des Unmuts stieg in ihm auf: wie kontrollierte sie ihn doch immer! Die frohe Stimmung, in die ihn seine Freundin Frida versetzt hatte, war hin; die Fesseln drückten wieder. Aber er dachte noch viel an Frida. Am

Nachmittag beim Arbeiten tauchte ihr Kopf mit dem dicken Haarknoten immer hinter seinem Pult auf und reckte sich über sein Buch und störte ihn; aber es war eine angenehme Störung. Schade, daß Frida so wenig Zeit mehr hatte — wie war das doch schön gewesen, als sie noch Kinder waren! Sie war ihm immer die Liebste gewesen, mit ihr hatte er noch besser spielen können als mit den beiden Jungen, sie hatte ihn immer verstanden und immer zu ihm gehalten — ach!

Es war ihm, als müßte er jetzt den Jungen, der damals Räuberhauptmann gewesen war und sich Kartoffeln in der Asche gebraten hatte, als müßte er selbst den Jungen, der einmal so krank gewesen war, daß man ihn, als er zum erstenmal an die freie Luft sollte, im Krankenstuhl fahren mußte, als müßte er diesen Jungen so recht aus tiefster Seele beneiden. Der, der jetzt hier am Pult saß und zerstreut über seine Hefte hinweg ins Leere blinzelte, der war dieser Junge nicht mehr. Der war kein Kind mehr! Es kam Wolfgang auf einmal vor, als läge eine goldene Zeit unwiederbringlich verloren und weit hinter ihm. Als hätte er gar keine Freuden mehr vor sich. Hatte der Prediger, zu dem er jetzt in die Konfirmandenstunde ging, nicht auch gesagt: ‚Ihr seid nun nicht Kinder mehr —?!' Und hatte der Prediger nicht weiter gesprochen: ‚Der Ernst des Lebens tritt bald an euch heran —!?' Ach ja, der war schon da!

Die Stirn gerunzelt, das zerkaute Ende des Federhalters zwischen den Zähnen, saß Wolfgang unlustig vor seiner Arbeit. Er brütete. Allerlei Gedanken kamen ihm, die er früher nie überdacht hatte, Worte fielen ihm auf einmal ein, die er noch nie so recht überlegt hatte. Was hatten eigentlich die in der Klasse dabei, daß sie ihn oft so sonderbar fragten?! Sie fragten nach seinen Eltern — na, was war denn an denen so Merkwürdiges?! — und wechselten dabei untereinander Blicke und sahen ihn so neugierig an! Was hatte er denn Komisches an sich?! Der Lehmann war am neugierigsten — und so unverschämt! Der hatte ihn neulich so verschmitzt angeplinkt von der Seite und die Backen aufgeblasen, als müßten die platzen beim Lachen über das besonders witzige: ‚Du siehst deinem Alten aber mal verflucht wenig ähnlich!' Sah er wirklich weder Vater noch Mutter ähnlich — keinem von beiden?!

Als Wolfgang sich heute am Abend auskleidete, stand er lange vor dem Spiegel über seinem Waschtisch, ein Licht in der Hand, und hielt das bald rechts, bald links, bald höher, bald tiefer. Heller Schein fiel auf sein Gesicht. Der Spiegel war gut, gab jeden Zug treulich wieder in seinem klaren Glas — aber da war keine, auch gar keine Aehnlichkeit zwischen dieser derben Nase und dem feinen Näschen der Mutter! Auch des Vaters Nase war ganz anders. Keiner von den Eltern hatte eine so breite Stirn mit tief hineingewachsenem Haar, und auch nicht so fast zusammenstoßende Brauen — dunkle Augen hatte der Vater zwar, aber sahen sie diesen hier, die so schwarz waren, daß das ganz nahe gehaltene Kerzenlicht sie nicht einmal erhellen konnte, eigentlich ähnlich?!

Mit einer Miene der Ungewißheit wendete sich der Knabe endlich ab. Und doch war in dem Seufzer, den er jetzt ausstieß, etwas von leiser Befreiung. Wenn er ihnen äußerlich denn so wenig ähnlich sah, brauchte er sich dann zu wundern, daß er oft auch so ganz, so ganz anders dachte und fühlte als sie?! Merkwürdig war's, wie die Jungen in der Schule ein Abklatsch von zu Hause waren! Und wie die großen Kerle noch ihren Müttern am Rockzipfel hingen! Da war der Kullrich, der hatte vierzehn Tage gefehlt, weil seine Mutter gestorben war, und als er zum erstenmal nachdem wieder in die Schule kam, eine schwarze Binde um den Jackenärmel, war die ganze Klasse wie verdreht gewesen. Sie gingen mit ihm um, als wäre er ein rohes Ei, und sprachen ganz gedämpft, und kein Mensch machte einen Witz. Und als zufällig in der Konfirmandenstunde, in die Kullrich auch ging, der Spruch vorkam: ‚So euch Vater und Mutter verlassen, der Herr nimmt euch auf,' da guckten sie alle wie auf Kommando nach ihm hin, und der Kullrich legte den Kopf auf seine Bibel und hob ihn die ganze Stunde nicht mehr. Und nachher ging der Lehrer zu ihm hin und sprach lange mit ihm und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Das war schon eine ganze Weile her, aber vergnügt war der Kullrich noch immer nicht. In der Pause, wenn alle auf dem Hof promenierten und Butterbrot aßen, stand er von ferne und aß nicht. War es denn so schwer, die Mutter zu entbehren — — —?!

Es war heute eine wundervolle Mondscheinnacht über den schweigenden Kiefern; lange, lange noch lag der Knabe im Fenster. Die Augen brannten ihm; wie ein Mückenschwarm, der dicht wie eine Wolke in der Luft auf und nieder wirbelt, schwirrten ihm die Gedanken. Woher kamen sie, woher nur so auf einmal?!

Er gab die heiße Stirn, die Brust, auf der das Nachthemd auseinandergeglitten war, dem kühlen Atem der Mainacht preis — ach, das tat gut! Das war das Beste, das Einzige, was sänftigte, was Ruhe gab! Ha, diese freie Luft, so rein, so frisch!

Wo jetzt wohl Cilla sein mochte?! Er hatte nie mehr von ihr gehört. Die war jetzt da, wo er auch gern sein möchte — ach, so gern! Durch die stille Nacht kam's wie schwebender Glockenklang, und er reckte die Arme und bog sich weit und weiter zum Fenster hinaus.

In dieser Nacht träumte Wolfgang so lebhaft von Cilla, daß er, als er erwachte, glaubte, sie stehe an seinem Bett, sie sei noch gar nicht fort von ihm. Aber dann sah er, als er sich die Augen gerieben hatte, daß der Platz, auf dem sie noch eben, freundlich lächelnd, gestanden hatte, leer war. —

Nach den Schulstunden mußte er in die Konfirmandenstunde; nächste Ostern sollte er eingesegnet werden. Er war zwar noch etwas jung hierfür, aber Schlieben hatte zu Käte gesagt: ‚Er ist körperlich so sehr entwickelt. Wir können ihn doch nicht als baumstarken, wenigstens äußerlich völlig erwachsenen Menschen einsegnen lassen. Sein Alter ist übrigens auch ganz richtig. Es ist viel besser für ihn, wenn er nicht erst zu reflektieren anfängt!'

Ob er aber nicht schon reflektierte?! Es war Käte oft, als wiche der Junge ihr aus, wenn sie ihn über die Religionsstunden befragte. Verstand der Lehrer es nicht, seine Seele zu fesseln? Doktor Baumann galt doch für einen ausgezeichneten Theologen, seine Predigten wurden gestürmt, es war eine besondere Vergünstigung, sich der überreichen Zahl seiner Konfirmanden anreihen zu dürfen, alle Schüler schwärmten für ihn; Leute, die er vor zehn, fünfzehn Jahren eingesegnet hatte, sprachen noch davon wie von einem Erlebnis.

Käte machte es sich zur Aufgabe, die Predigten des beliebten Geistlichen fleißig zu besuchen. Sonst war sie eigentlich nur Weihnachten und Karfreitag zur Kirche gegangen, jetzt ging sie fast alle Sonntag, ihrem Knaben zuliebe, denn der mußte jetzt zur Kirche gehen. Sie gingen Sonntags gemeinsam aus dem Haus, fuhren gemeinsam hin, saßen nebeneinander, aber während sie dachte: ‚Wie geistvoll, wie durchdacht, welch ein Schwung, muß er ein jugendliches Gemüt nicht mit sich fortreißen?!' — dachte Wolfgang: ‚Wär's doch nur schon aus!' Er langweilte sich. Und noch nie war seine Seele hier so aufgeflogen wie beim Klingeln des Glöckchens, wie beim Heben der Monstranz, wie beim Duften des Weihrauchs vor dämmernden Altären.

Es war etwas in ihm, das trieb ihn fast gewaltsam zu jener Kirche, die er einst mit Cilla besucht hatte. Wenn er zur Konfirmandenstunde ging, mußte er unweit dort vorüber; aber wenn der Weg auch weiter gewesen wäre, er hätte es doch möglich gemacht, dort einzutreten. Nur ein paar Minuten, nur wenige Sekunden dort in einem Winkel stehen, nur ein paar Atemzüge tun in dieser süßen, ahnungsvollen, einlullenden Weihrauchluft! Allzeit fand er diese Kirche offen; und wenn er dann wieder hinaustrat in das Brausen Berlins, ging er durch die Straßen mit ihrem Rennen und Fahren wie einer, der aus einer andern Welt kommt. Dann achtete er nicht auf das, was man ihm vortrug an Kirchenlehre und Kirchengeschichte — was waren ihm Doktor Martin Luther, Calvin und andre Reformatoren?! Seine Seele war gefangen, sein Denken untergegangen in einem Gefühl dumpfer Gläubigkeit. —

So gingen Sommer und Winter hin. Als die Tage längten und eine milde Sonnenwärme alle Feuchte bald zu trocknen versprach, ließ Schlieben seine Villa verputzen und neu streichen. Auch sie sollte ein festliches Kleid anziehen.

Wunderhübsch guckte das weiße Haus mit den roten Dächern und den grünen Läden hinter den Kiefern hervor; es hatte fast etwas Ländliches, wären die großen Spiegelscheiben nicht gewesen und der neu angebaute Wintergarten mit seinen Palmen und den blühenden Azaleen hinter Glas. Im Garten säte Friedrich den Rasen neu ein, und ein Gehilfe stach die Rabatten sauber ab; überall wurde gegraben und gehackt. Dreist und froh zirpten Spatzen überlaut, aber Papierschnipsel, die, an langen Bindfäden über die eingesäten Rasenflächen gespannt, im klärenden Wind flatterten, scheuchten die Frechen vom willkommenen Futter. Alle Gärten erwachten; die Rosenstämmchen waren zwar noch nicht von ihren Hüllen befreit, in denen sie aussahen wie Strohpuppen, aber an den Obstbäumchen zeigten sich schon die knospenden Triebe, und der Seidelbast prangte mit seinen pfirsichfarbenen Blüten. Kinderwagen, in Weiß und Himmelblau, fuhren die Straße auf und nieder, das Baby darin guckte schon hinterm Gardinchen vor, und kleine Füßchen trippelten noch nebenher. Aus allen Türen kamen Bonnen und Kinder, die Knaben mit Reifen, die Mädchen mit dem Ball im gestrickten Netz. Kichernde Backfische zogen zum Tennis, und junge Herrchen, vom Tertianer an, machten ihnen die Cour.

Ueberall Helle und Heiterkeit. In den Kiefernwipfeln freudig erregtes Rauschen, in den Weiden am Seerand ein Auf und Ab von quellendem Saft. Ein Zug von Staren zog über die Grunewaldkolonie, und jeder Vogel äugelte nieder und suchte sich aus, in welchem Kästchen der hohen Stangenkiefern es ihn am meisten gelüstete zu nisten.

Oben auf Wolfgangs Bett lag der neue Anzug ausgebreitet — schwarze Hose, schwarzer Rock — zur Konfirmation. Nun sollte er ihn einmal anprobieren.

Es war ein eigentümliches Gefühl in Käte, ein Herzzittern dabei, als sie ihm half, den ungewohnten Anzug anlegen. Bis jetzt war er immer wie ein Junge gekleidet gegangen, in Kniehose und Matrosenbluse, nun auf einmal wie ein Herr. Der festlich-schwarze, feine Anzug kleidete ihn nicht; nun sah man erst, daß er derb war. Steif stand er da, die lange Hose zwängte ihn, der Rock war ihm ebenso unbequem; er machte ein unglückliches Gesicht.

„Sieh dich doch an, sieh dich doch mal an," sagte Käte und schob ihn vor den Spiegel.

Er sah hinein; aber er sah den Anzug nicht, er sah nur das Gesicht der Mutter, die mit ihm zu gleicher Zeit ins Glas blickte, und sah, daß da auch nicht ein einziger Zug gemeinsam war zwischen ihm und ihr.

„Wir sehen uns kein bißchen ähnlich," murmelte er.

„Wie — was sagst du?" Sie hatte nicht verstanden.

Er antwortete nicht.

„Gefällt dir der Anzug nicht?"

„Scheußlich!" Und dann starrte er zerstreut. Was hatten sie doch noch heute vormittag wieder gesagt? So gestichelt! Lehmann und von Kesselborn, die mit ihm eingesegnet wurden. War es darum, weil ihre Väter nicht so reich waren wie sein Vater?! Kesselborns Vater war ein verabschiedeter Offizier, jetzt nur Standesbeamter, aber Kesselborn war doch schrecklich eingebildet auf sein ‚von'; und Lehmann war Kesselborns Intimus. Aber er hatte den beiden gesagt, daß er eine silberne Uhr schon seit dem achten Jahr hätte und daß er zur Einsegnung nun eine echt goldene bekäme, die er dann immer, für alle Tage tragen würde — ah, das hatte sie schmählich geärgert!

Vor Beginn der Konfirmandenstunde war's gewesen — sie waren schon alle versammelt —, da hatte Kesselborn auf einmal gesagt: ‚Der Schlieben ist ein Protz,' und sich dann direkt zu ihm gewendet: ‚Hab du dich nur nicht so,' und Lehmann hatte noch zugefügt, auch recht laut, daß es alle hören mußten: ‚Tu du dich man nicht so dicke, man weiß doch, was man weiß!'

„Was weißt du?!" Er hatte dem Lehmann anspringen wollen wie ein Tiger, aber da war der Geistliche eingetreten, und sie hatten gebetet. Und als der Unterricht, von dem er fast nichts gehört hatte — er hörte immerfort das andre —, zu Ende gewesen war, wollte er sich über Kesselborn und Lehmann hermachen, aber die saßen nahe bei der Tür und waren schon weg, ehe er aus seiner Bank herauskonnte. Er sah sie nicht mehr. Aber er sah Blicke, in denen eine gewisse Neugier und Schadenfreude lauerte — oder war's ihm nur so?! Er war sich darüber nicht klar geworden, er hatte auch nicht weiter viel mehr darüber nachgedacht. Aber wie er jetzt das Gesicht der Mutter so dicht neben dem seinen im Spiegel erblickte, fiel ihm in einem Augenblick, auf einmal alles wieder ein. Und schwer fiel's ihm ein, plumpte wie ein Stein in sein Denken.

„Ich sehe dir gar nicht ähnlich," sagte er noch einmal. Und dann belauerte er sie. „Dem Vater auch nicht!"

„O doch," sagte sie hastig, „dem Vater sehr!"

„Keine Spur!"

Sie war heftig errötet, und nun sah er, daß sie jäh blaß wurde. Jetzt lachte sie, aber es war etwas Gezwungenes in ihrem Lachen. „Es gibt viele Kinder, die ihren Eltern nicht so auffallend ähnlich sehen — das macht's doch nicht!"

„Nein, aber —" Er hielt auf einmal inne und sprach nicht weiter und zog die Brauen finster zusammen, wie er immer tat, wenn er angestrengt nachdachte. Und unter diesen zusammengezogenen Brauen hervor schoß er so scharfe, so mißtrauische, so prüfende Blicke in den Spiegel, daß sie unwillkürlich zur Seite wich und ihr Kopf nicht mehr neben dem seinen im Glas zu sehen war.

Es hatte sie durchfahren mit plötzlichem Schreck: was meinte er, war's Absicht, daß er so sprach, oder sagte er's völlig unbefangen?! Was ahnte er — oder ahnte er nichts?! Was hatte man ihm gesagt, was wußte er?!

Ihre Hände, die sich jetzt an seinem Anzug zu schaffen machten — sie hatte sich gekniet und zupfte seine Beinkleider länger herunter —, waren voll nervöser Hast, zupften hier, zupften da und zitterten.

Er sah jetzt nicht mehr in den Spiegel, er sah auf die Kniende herunter mit einer Miene, die sich nicht enträtseln ließ. Für gewöhnlich war sein Gesicht nicht ausdrucksvoll, weder schön noch häßlich, weder bedeutend noch unbedeutend — es war ein noch ungeprägtes, glattes, unausgereiftes Knabengesicht —, aber nun war etwas darin, etwas Zweifelndes, Unruhevolles, was in die Stirn Furchen zog und um den Mund Linien. Hinter der gekrausten Stirn schienen Gedanken zu kreisen, die derben Nasenflügel bebten leise, die Lippen preßten sich in einem Zucken aufeinander.

In dem Zimmer ward es ganz still. Die Mutter sprach kein Wort, der Sohn auch nicht. Draußen zwitscherten Vögel, man hörte jedes leiseste Piepen und das heimliche Sumsen des Frühlingswindes in den Kiefernwipfeln.

Langsam erhob sich Käte von den Knien. Es wurde ihr schwer, aufzustehen, wie eine Lähmung fühlte sie's in ihren Gliedern. Mit der Hand nach dem nächsten Möbel tastend, half sie sich auf.

„Zieh dich nun aus," sagte sie leise.

Er war schon dabei, sichtlich erleichtert, die ungewohnte Kleidung von sich streifen zu können.

Sie hätte so gern mit ihm gesprochen, irgend etwas ganz Gleichgültiges — nur sprechen, sprechen! — aber sie fühlte eine sonderbare Scheu vor ihm. Es war ihr, als könnte er ihr sagen: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?!' Und sie verstummte vor Angst.

Nun hatte er den neuen Anzug abgelegt und stand vor ihr mit der breiten Brust, die das nicht zugeknöpfte Hemd nackt ließ, mit den stämmigen Beinen, von denen die Strümpfe herabgerutscht waren, in seiner ganzen grobknochigen, nur halb bekleideten Derbheit. Sie wendete den Blick ab — war das schon ein großer Mensch! — und gleich darauf sah sie doch wieder hin:

warum soll eine Mutter sich scheuen, ihr Kind zu betrachten?! Eine Mutter —?!

Vor ihren Blicken flimmerte es. Zur Tür schreitend, drehte sie nicht mehr den Kopf nach ihm, leise sagte sie: „Ich gehe jetzt herunter. Du wirst wohl auch ohne mich fertig!"

Er murmelte etwas Unverständliches. Und dann stand er noch lange, so halb bekleidet, und blickte so starr ins Spiegelglas, als könnten die Pupillen seiner Augen sich nicht bewegen.

* *

Immer näher rückte der Tag der Konfirmation; am Palmsonntag sollte sie sein. Doktor Baumann hatte den jungen Menschen die Bedeutung des Schrittes, den sie zu tun im Begriff standen, sehr lebendig vor Augen gerückt. Nun fiel doch etwas vom Strahl der Feierlichkeit in Wolfgangs Gleichgültigkeit. In den letzten Stunden war er aufmerksamer; das kahle Konfirmandenzimmer mit den paar Bildern, die nicht bunt waren, an den einförmigen Wänden dünkte ihn nicht ganz so kahl mehr. Oder war's nur, weil er sich daran gewöhnt hatte?! Gedämpfteres Licht fiel durch die sonst so tagesnüchternen Fenster und huschte verschönernd über die langweiligen Reihen der Bänke.

Selbst Lehmann und Kesselborn waren ihm in diesem Licht nicht so unsympathisch mehr. Es wurde alles milder, versöhnlicher. Die harte Knabenseele wurde weich. Wenn der Geistliche über die Gebote sprach und besonders das eine betonte: ‚Ehre Vater und Mutter,' dann war es Wolfgang, als hätte er seinen Eltern vieles abzubitten, besonders der Mutter.

Aber kam er dann nach Hause, wollte ihr etwas Liebes sagen — ganz unvermittelt, so einfach aus seinen Gedanken heraus —, dann war es ihm doch nicht möglich, denn sie fühlte ihm seine Absicht nicht an. Und er empfand das wie eine Abschreckung.

Manchen Tag ging Käte ihm entgegen, wenn sie wußte, daß er von der Bahn heimkam. O, wie müde mußte er sein, der arme Junge! Das war jetzt eine zu große Hetzerei, so oft in die Stadt zum Unterricht, und in der Schule vorm Semesterschluß auch doppelt große Anstrengungen! Streicheln hätte sie ihn mögen, ihn hätscheln wie vormals das kleine Wölfchen. Aber wenn sie ihn dann daherschlendern sah, gar nicht ausschauend nach ihr, ohne Ahnung, daß sie hier ging, ihn zu erwarten, dann bog sie wohl rasch um die nächste Ecke oder blieb stehen hinter einem Baum und ließ ihn still vorüber. Er bemerkte sie gar nicht. —

Es waren ihrer viele, die der beliebte Geistliche zur Einsegnung vorzubereiten hatte, zu viele; er konnte sich nicht um jeden einzelnen kümmern, aber er glaubte doch der Mutter, die da in einer gewissen Unruhe ihn aufsuchte, um ihn zu fragen, wie es denn um Wolfgang stehe, versichern zu können, daß er mit ihm zufrieden sei.

„Ich weiß, ich weiß, gnädige Frau! Ihr Herr Gemahl hat es für seine Pflicht gehalten, mich aufzuklären — ich habe ja auch den katholischen Taufschein des Knaben gesehen. Aber ich glaube Sie mit gutem Gewissen versichern zu können: der junge Mensch ist ein aufrichtig überzeugter evangelischer Christ! — Wie, Sie haben noch irgendwelches Bedenken hierüber?!" Ihre zweifelnde Miene, die fragende Aengstlichkeit ihres Blickes setzten ihn in Erstaunen.

Sie nickte: ja, sie hatte ein Bedenken! Merkwürdig, wie ihr das in letzter Zeit so gekommen war! Aber ein Fremder, ein andrer würde es nicht verstehen, auch dieser Mann mit den klugen Augen und dem milden Lächeln nicht. Sie hätte dieses Bedenken ja auch kaum in Worten zum Ausdruck bringen können. Und weit, weit hätte sie ausholen müssen, von zu weit, von da an, wo sie das Kind seiner Mutter wegnahmen, es ganz in ihre eignen Hände nahmen, das ganze Kind — mit Leib und Seele!

So sagte sie nur: „Also Sie glauben — Sie glauben wirklich — o wie ich mich freue, Herr Doktor, daß Sie glauben, wir haben recht getan?!" Erwartungsvoll sah sie ihn an — ah, sie lechzte ja nach einer Bestätigung! Und er neigte den Kopf:

„So weit unser Wissen und Verstehen geht — ja!" — — —

In der Nacht auf Palmsonntag schlief Wolfgang nicht. Es war ihm heute in der letzten Konfirmandenstunde gesagt worden, er solle sich selber innerlich vorbereiten. Und er fühlte es auch, daß morgen ein wichtiger Tag sei: ein Abschnitt. Er mühte sich, über all das zu denken, was ein Konfirmand bedenken soll. Er war sehr müde und konnte das Gähnen nicht unterdrücken, aber er riß krampfhaft immer wieder die Lider auf. Doch konnte er's nicht hindern, daß seine Gedanken sich immer wieder verwirrten; er war nicht mehr ganz klar.

Was für einen Spruch er wohl bekommen würde morgen, zum Gedenken der Konfirmation?! Sie hatten schon oft darüber hin und her geredet, jeder hatte seinen Lieblingsspruch, auf den er hoffte. Und ob er morgen früh vor der Kirche die goldene Uhr kriegen würde?! Selbstverständlich! Hei, wie würden sich Kesselborn und Lehmann boßen — die Halunken! Unter die Augen halten würde er sie ihnen: da, seht mal! Grün sollten sie werden vor Neid — was brauchten sie über ihn zu tuscheln, sich um Sachen zu kümmern, die sie gar nichts angingen?! Pah, beunruhigen konnten sie ihn ja doch nicht, nicht mal ärgern!

Und doch sah er jetzt auf einmal sein eignes Gesicht so deutlich vor sich und das Gesicht der Mutter daneben, wie im Spiegelglas. Da war auch

nicht ein Zug gemeinsam — nein, auch nicht einer!

Das war in der Tat doch merkwürdig, daß Mutter und Sohn sich so wenig glichen! Er war jetzt hell wach und fing an zu grübeln, die Stirn in Falten gezogen, die Hände zusammengeballt. Was meinten sie bloß mit ihren Anzüglichkeiten?! Wenn er das nur wüßte! Ganz zufrieden wollte er dann sein und ganz beruhigt. Aber so, im Unklaren, konnte er gar nichts andres denken, immer wieder kreiste sein Sinnen um den einen Punkt. Das war ein scheußliches Gefühl, das ihn jetzt plagte, eine große Unsicherheit, in der er tappte wie im Stockfinstern. Licht, Licht! Ha, er mußte Licht bekommen — er würde schon welches kriegen!

Und er wälzte sich unruhig, förmlich gequält, und überlegte und grübelte, wie er es herausbringen sollte. Wo sollte er die Wahrheit erfahren? Wer würde ihm bestimmt sagen, ob er seiner Eltern Kind war oder ob er's nicht war? Warum sollte er denn eigentlich nicht ihr Kind sein?! Ja, er war's — nein, er war's nicht! Aber warum denn nicht?! Wenn er nicht ihr richtiges Kind wäre, würde ihm das sehr leid sein? Nein, nein — aber doch, es erschreckte so!

Schweiß lief dem aufgeregten Knaben über den Körper, und doch fror ihn. Fester zog er die Decke um sich und schüttelte sich wie im Fieber. Seltsam gebärdete sich sein Herz, es flatterte ihm in der Brust mit unruhigem Flügelschlag. Ach, wenn er doch schlafen könnte und alles vergessen! Morgen wäre dann kein Gedanke mehr dran geblieben und alles wieder wie sonst!

Krampfhaft preßte er die Augen zu, aber der einmal gescheuchte Schlaf kam nicht mehr wieder. Er hörte die Uhren schlagen: unten vom Eßzimmer dröhnte die alte Standuhr herauf und die bronzene Pendüle aus dem Zimmer der Mutter rief mit silberner Stimme. Die Stille der Nacht übertrieb die Geräusche; so laut hatte er die Uhren noch nie schlagen hören.

Kam der Morgen denn noch nicht, war das Licht noch nicht da?! Er sehnte den Tag herbei, und doch scheute er sich vor ihm. Eine unerklärliche Angst überfiel ihn plötzlich — ei, vor was fürchtete er sich denn so?

Wenn er doch schon in der Kirche wäre — nein, hätte er das doch schon hinter sich! Ein Widerstreben war in ihm, eine plötzliche Unlust. Rasend jagte immer derselbe Gedanke durch seinen Kopf, und sein Herz jagte mit. Eine Sammlung war ihm nicht möglich. Seufzend drehte und wendete er sich in seinem Bette, fühlte sich unendlich vereinsamt, verängstigt, ja verfolgt.

‚Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer' — ach, dem einen Gedanken entfloh er nicht, überall war der, immer, immer da! — —

Als die Frühsonne des Palmsonntags sich zwischen den noch geschlossenen Läden durchstahl, in feinen goldenen Stäbchen in die Innenräume drang, kam Käte in das Zimmer ihres Sohnes. Sie war bleich, hatte sie doch die ganze Nacht mit sich gerungen: sollte sie ihm etwas sagen, jetzt an diesem Abschnitt — sollte sie ihm nichts sagen?! Es war etwas, das in ihr flüsterte: ‚Der Tag ist da, sag's ihm, du bist es ihm schuldig' — aber als die Morgensonne schien, hieß sie die Stimme der Nacht schweigen. Warum es ihm sagen, was kümmerte es ihn? Was er nicht wußte, konnte ihn nicht grämen; doch wenn er es wüßte, dann — vielleicht, daß er dann — o Gott, nur verschweigen, nur nicht ihn verlieren!

Aber es drängte sie, ihn ihre Liebe fühlen zu lassen. Als sie hineinkam auf leisen Sohlen, war sie überrascht, denn er stand schon, völlig angekleidet im neuen schwarzen Rock, in den langen Hosen am Fenster und sah unbeweglich hinaus auf das Stück Feld, auf dem man jetzt auch anfing eine Villa zu bauen. Das Untergeschoß war schon fertig, hoch ragte ein Balkengerüst; es wurde ein gewaltiger Kasten.

„Guten Morgen, lieber Sohn!" sagte sie.

Er hörte sie nicht.

„Du! Wolfgang!"

Da fuhr er herum und sah sie an, erschrocken, und als kenne er sie nicht.

„O, du bist schon ganz fertig!" Wie Enttäuschung lag's in ihrem Ton; sie hätte ja so gern mit Hand angelegt, ihm geholfen, gerade an diesem Tage. In ihrem Herzen war ein wunderliches Gefühl; sie hatte nie geglaubt, daß dieser Tag sie so bewegen würde — war's denn nicht ein Tag, wie andre Tage auch, ein Festtag natürlich, aber einer von vielen?! Und nun war's ihr doch, als wäre dieser Tag einzig und als käme nie ein ähnlicher wieder.

Sie ging auf Wolfgang zu, legte die Arme um seinen Nacken und sah ihm tief in die Augen: „Mein Kind!" Und dann lächelte sie ihn an: „Nimm meinen Glückwunsch!"

„Wozu?" Er blickte so fremd über sie hin, und all das, was sie ihm hatte Inniges sagen wollen, blieb ungesagt. Er war doch noch Kind, trotzdem er sie fast überragte, noch viel zu sehr Kind, er verstand die Bedeutung dieses Tages noch gar nicht! So begnügte sie sich damit, nur noch an seinem Anzug zu bessern, ihm hier ein Fädchen abzunehmen, dort ein Stäubchen abzublasen und ihm den Schlips zurechtzuzupfen. Und dann mußte er den Kopf bücken; sie zog ihm den Scheitel noch einmal in dem sich ungern fügenden, immer wieder die Linie störenden straffen Haar. Und dann konnte sie doch nicht an sich halten, nahm sein



Erinnerung

Nach dem Gemälde von Gabriel von Max

rundes Gesicht zwischen ihre beiden Hände und drückte ihm einen raschen Kuß auf die Stirn.

‚Warum nicht auf den Mund?‘ dachte er. ‚Eine wirkliche Mutter hätte ihr Kind auf den Mund geküßt!‘

Sie gingen hinunter zum Frühstück; Blumen standen auf dem Tisch. Der Vater saß schon da im schwarzen Gehrock, und auf Wolfgangs Teller lag die goldene Uhr. Eine kostbare Uhr. Er besah sie kritisch: ja, die gefiel ihm! „Zur Erinnerung an den 1. April 1901“ stand im Inneren der goldenen Schale eingraviert. Weder Kesselborn noch Lehmann würden eine solche Uhr bekommen, keiner der Konfirmationsgenossen auch nur annähernd! Eine noble Uhr — nun müßte er eigentlich auch noch eine goldene Kette dazu haben!

Die Eltern beobachteten Wolfgang, wie er dastand, die Uhr in der Hand, und darauf niedersah. Ja, er freute sich! Und das erfreute sie wiederum, besonders Käte. Sie war dafür gewesen, ihm in den Deckel der Uhr auch noch einen Spruch eingravieren zu lassen, aber Paul hatte das nicht gewollt: nur keine Sentimentalitäten! Aber es war ja auch gut so, der Junge hatte seine Freude an dem Geschenk, also war der Zweck erreicht.

„Sie schlägt auch,“ erklärte die Mutter eifrig, „mitten im Dunkeln kannst du wissen, welche Stunde es ist. Sieh mal, wenn du hier — siehst du? — wenn du hier drückst!“

„Ja! Gib mal — hier?!“ Er war ganz bei der Sache.

Beinahe hätten sie sich versäumt; es war Zeit zum Aufbruch. Zwischen den Eltern ging Wolfgang zur Bahn. Als sie an dem Haus vorüberkamen, in dem Lämkes Portier waren, stand Frida in der Tür. Sie mußte sich heute früher als sonst am Sonntag herausgemacht haben; sie war schon ganz im Staat, sah allerliebst aus, lächelte und nickte. Gleich darauf steckte Mutter Lämke den Kopf aus dem niedrigen Souterrainfenster und sah dem Knaben nach.

„Da jeht er nu hin,“ sagte sie philosophierend. „Wer weeß ooch, wie sich det noch im Leben für ihn jestaltet!“ Sie war ganz gerührt.

Es war ein herrliches Wetter heute, ein wirklicher Frühlingstag. Eine festliche Helle glänzte über den geschmackvollen Villen; alle Sträucher trieben, Krokus, Tulpen, Primeln blühten freudig; selbst Berlin mit seinen grauen Häusermassen und seinem lärmenden Verkehr zeigte ein sonntägliches Gesicht. Es war so viel stiller auf den Straßen; freilich fuhren die elektrischen Bahnen, und die Hochbahn sauste dahin, und Droschken fuhren auch und Equipagen, aber keine Lastwagen rollten, keine Bier- und Schlächterkarren; es ging alles so viel stiller zu, wie gedämpft, wie gesänftigt. Die Straßen erschienen noch breiter, weil sie leerer waren, und die Menschen, die auf ihnen gingen, zeigten andre Gesichter wie sonst.

Zur Kirche strömten die Konfirmanden; es war ihrer eine so große Zahl Knaben und Mädchen. Meist fuhren die Mädchen in Wagen vor, sie waren ja alle Töchter aus guten Häusern.

Ach, all diese Jugend! Käte konnte eine leis-sehnsüchtige, fast neidvolle Regung kaum unterdrücken: wer doch auch noch so jung wäre! Aber dann ging jeder selbstische Gedanke unter in dem einen Gefühl: der Junge, der Junge, der schritt nun heraus aus der Kindheit Land — aller Segen geleite ihn!

Empfindungen, von denen sie lange nichts mehr gewußt hatte, kindlich gläubige, ganz naive Empfindungen durchwogten sie; alles, was die Jahre und das Leben in der Welt so mit sich gebracht hatten, fiel von ihr ab. Und nun war sie jung wie die da vorm Altar, vertrauensselig, hoffnungsfroh.

Doktor Baumann machte die Einsegnung sehr mahnend-ernst; viele der jungen Mädchen schluchzten nicht minder als ihre Mütter. Ein Schauer wehte durch die gefüllte Kirche, tief senkten sich die jungen dunkeln und blonden Köpfe. Käte sah nach Wolfgang hin: sein Kopf war der dunkelste von allen. Aber er hielt ihn nicht gesenkt, sondern aus unsteten Augen irrte sein Blick durch die Kirche, bis hin zu jenem Fenster; dort blieb er starr haften. Was suchte er da — an was dachte er?! Sie glaubte zu bemerken, daß er nicht bei der Sache war, und das schaffte ihr Unruhe. Näher zu ihrem Mann rückend, flüsterte sie: „Siehst du ihn?!“

Er nickte und flüsterte zurück: „Freilich! Er ist größer als alle andern!“ Es lag etwas von Vaterstolz in seinem Flüstern. Ja, heute an diesem Tage fühlte Schlieben es: wenn man auch manche Sorge hatte, die man sonst nicht gehabt hätte, manche Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit, manche Freude hätte man doch nicht kennen gelernt! Trotz allem und allem: der Junge konnte gut werden! Wie jünglingshaft seine Erscheinung war! Einen fast männlichen Zug hatte er um den Mund! Sonst war ihm das noch nie aufgefallen — machte wohl der schwarze Anzug die Knabengestalt so ernsthaft?!

Wolfgangs Gedanken gingen eigne Wege, nicht die hier vorgeschriebenen. Viele Empfindungen kreisten in ihm, aber keine derselben konnte er festhalten; er war sehr zerstreut. Durchs Viereck in des Kirchenfensters Scheibe sah er leere Luft, und diese belebte sich ihm mit huschenden Gestalten — Vater, Mutter, Frida, Lehrer und Kameraden —, aber alle glitten sie vorüber. Keine Gestalt blieb. Er fühlte sich plötzlich ganz allein inmitten der Menge von Menschen.

Als die Reihe an ihn kam, trat er mechanisch zum Altar, neben sich Kullrich, vor sich Lehmann

und Kesselborn. Wie er diese beiden jetzt auf einmal wieder haßte! Seine Uhr, seine goldene Uhr hätte er ihnen vor die Füße werfen mögen: da, nehmt sie! Aber nehmt zurück, was ihr gesagt habt, nehmt's zurück! Pfui, was war das für eine gräßliche Nacht gewesen — ekelhaft! Er fühlte sie noch in den Gliedern, schwer waren seine Füße; und als er jetzt auf dem Polster niederkniete, das auf der Altarstufe lag, waren seine Knie steif. Kullrich neben ihm weinte in einem fort leise. Aha, der dachte wohl an seine Mutter, die nicht mehr bei ihm war?! Armer Kerl! Und plötzlich fühlte Wolfgang, daß ihm etwas Feuchtheißes in die Augen drängte.

Oben summte die Orgel leise, und in das sanfte Tönen sprach die milde Stimme des Geistlichen die Sprüche hinein, die er seinen Konfirmanden ausgesucht hatte:

„Offenbarung Johannis, Kapitel 21, Vers 4.
Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen. Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das erste ist vergangen!"

Aha, das war was für Kullrich! Der hob das tränennasse Gesicht, das so rot und heiß war, zu der Tröstung empor. Aber nun, nun — Wolfgangs Atem stockte — jetzt, jetzt kam sein Spruch! Was würde er für einen Spruch bekommen, was würde man ihm sagen?!

„Ebräer 13, Vers 14.
Denn wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir."

Das — das sollte für ihn sein?! Was hieß das?! Eine ungeheure Enttäuschung kam über ihn, denn — hatte er nicht auf den Spruch geharrt, wie auf eine Offenbarung?! Der Spruch, der Spruch, der sollte ein Gottesurteil sein! Der sollte sagen: was wahr war — was nicht wahr war. Und nun —

‚Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir' —

nun sagte der gar nichts!

In allen Hoffnungen betrogen, erhob sich Wolfgang mechanisch von der Altarstufe. Er sah nicht, daß der Blick der Mutter ihn heimlich grüßte, daß auch der Vater ihm verstohlen zunickte, Freundlichkeit im Gesicht; er war ganz verstört, ganz ernüchtert, ganz benommen von dieser Enttäuschung.

Wär's nur schon zu Ende hier! Ach, wie ermüdend war dieses lange Stillsitzen! Der Knabe war blaß und gähnte verstohlen; die verwachte Nacht machte sich geltend, kaum daß er sich des Einschlafens enthielt. Endlich, endlich erklang das Amen, endlich, endlich brauste von der Orgel der Schlußchoral!

Strömend, wie eine nicht endenwollende Flut, ergoß sich die übergroße Menge aus der Kirche. Jedes Kind gesellte sich zu seinen Eltern, zwischen Vater und Mutter traten die Eingesegneten aus dem Portal.

Auch Wolfgang ging so, wieder wie vordem. Vor sich sah er Kullrich; nur mit seinem Vater. Beide trugen noch immer den breiten Trauerflor. Da machte er sich los von den Seinen und trabte rasch hinter Kullrich drein; er hatte dem nie besonders kameradschaftlich nahegestanden, aber nun faßte er ihn bei der Hand und drückte und schüttelte die, stumm, ohne Worte, und machte dann rasch wieder Kehrt.

Die impulsive Teilnahme ihres Sohnes rührte Käte tief; sie war ohnehin heute unendlich weich. Als Wolfgang wieder neben ihr schritt, sah sie ihn unverwandt von der Seite mit tiefem Gefühl an: ach, er war doch gut, so gut! Und heiße Hoffnungen und Wünsche stiegen aus ihrer Seele zum Himmel empor.

Der war so licht, so blau, kein Wölkchen daran. Sie nahmen einen Wagen, um hinauszufahren, denn beiden Eltern widerstrebte es, sich mit so und so viel gleichgültigen, schwatzenden Menschen in die Bahn einzupferchen; sie hatten das Verlangen, mit ihrem Sohne allein zu sein. Wolfgang war schweigsam; er saß der Mutter gegenüber, ließ seine Hand, die sie auf ihren Knien hielt, wohl in ihrer Hand, aber seine Finger erwiderten nicht den zarten, warmen Druck. Er war so still, als sei er gar nicht zugegen.

Wieder fuhren sie am Haus vorüber, wo Lämkes Portier waren; beim Rollen des Wagens auf der sonnentrockenen harten Straße sprang Frida rasch ans Fenster, lächelte und nickte wieder. Aber von Mutter Lämke war jetzt nichts zu sehn, und Wolfgang vermißte das — nun, heute nachmittag, sowie er sich zu Haus losmachen konnte, würde er zu Lämkes gehen!

In der Villa warteten schon Gäste. Ein großes äußeres Fest wollte man nicht aus der Konfirmation machen, aber den guten alten Sanitätsrat, dessen Frau und die ältliche Tochter, die sie noch im Hause hatten, und die beiden Sozii hatte man doch einladen müssen. Alles ältere Leute, und Wolfgang saß zwischen ihnen, ohne viel andres zu reden als „ja" und „nein", wenn er gefragt wurde. Aber er aß und trank tüchtig; das Essen war immer gut, aber Kaviar und Kibitzeier, wie heute, gab's doch nicht alle Tage. Immer röter wurde sein Kopf und benommener; man hatte zuletzt in Sekt auf sein Wohl getrunken, und Braumüller, der älteste Sozius, ein sehr jovialer Mann, hatte sich einen Spaß daraus gemacht, dem Gefeierten immer wieder einzuschenken.

„Na, Wolfgang, wenn Sie erst ins Geschäft eintreten! Na denn, mein Junge, prost!"

Es war schon fast fünf Uhr, als man von Tische aufstand. Die Damen setzten sich in den Salon zum Kaffee, die Herren gingen ins Rauchzimmer. Wolfgang stahl sich fort, es zog ihn mächtig zu Lämkes. Erstens wollte er die goldene

Uhr zeigen und dann wollte er auch mal fragen, was für einen Spruch Frida bei ihrer Einsegnung bekommen hatte, und dann, dann noch — was wohl Mutter Lämke zu ihm sagen würde?!

‚Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir‘ — das war doch wirklich ein dummer Spruch, und doch wollte er ihm nicht aus dem Kopfe. Wie er jetzt so langsam dahinschlenderte durch die weiche, silbrige, ahnungsvolle Frühlingsluft, grübelte er in einemfort darüber. Nein, so ganz dumm war der Spruch denn doch nicht! Nachdenklich zog er die Brauen zusammen, sah empor nach den unbewegten Wipfeln der Kiefern und dann umher — ‚wir haben hier keine bleibende Statt‘ —, konnte das nicht auch bedeuten: hier ist deine Heimat nicht?! Aber wo — wo?!

Ein seltsamer Glanz kam in das dunkle Auge, ein Suchen war darin. Und dann wurde das weinrote, vom Festmahl erhitzte Gesicht blaß. Wenn es wahr wäre, was die beiden sagten?! Ach, und noch so manches andre kam ihm jetzt auf einmal in die Erinnerung: da war doch die Lisbeth gewesen, das garstige Frauenzimmer, das vor der Cilla bei ihnen gedient hatte — was hatte die Lisbeth doch immer alles geplappert, wenn sie übler Laune war?! ‚Du hast ja gar nichts zu suchen hier‘ — ‚aus Gnade und Barmherzigkeit‘ — allerhand so was, er brachte es jetzt nur nicht mehr recht zusammen. Schade! Damals war er eben noch zu jung und zu harmlos gewesen, aber jetzt — jetzt —?!

„Verdammte Person!“ Er ballte die Faust. Ah, wenn er sie jetzt nur hier hätte! Kein Schimpfwort wollte er ihr sagen, nein, es ihr herauslocken, ganz sanft und schmeichelnd, denn wissen, wissen mußte er's jetzt!

Ein heftiges Verlangen, eine brennende Neugier waren plötzlich erwacht, die ließen sich nun nicht mehr zurückdrängen. Etwas Wahres mußte doch dran sein, wie kämen sonst alle dazu, so zu sticheln? Und das mußte er wissen; er hatte jetzt ein Recht darauf! Seine Gestalt reckte sich. Eigenwille und Trotz gruben feste Linien um seinen Mund. Und wenn es noch so schrecklich war, wissen mußte er's! Aber war es denn überhaupt schrecklich?! Der Zug um seine Lippen wurde milder — ‚wir haben hier keine bleibende Statt, unsre Heimat suchen wir‘ — wohlan, er würde sie suchen!

Rascher fing er an auszuschreiten, seinen bummligen Schlendergang aufgebend. Was würde Mutter Lämke sagen?! Und wenn er sie nun fragen würde — sie meinte es ja so gut mit ihm —, wenn er sie so fragen würde, wie einer gefragt wird, der schwören soll, wenn er sie fragte, ob — ja, was wollte er sie denn eigentlich fragen?!

Sein Herz klopfte. Ah, das dumme Herz! Das tat manchmal gerade so, als sei es ein wilder Vogel, den man in ein enges Bauer eingesperrt hatte.

Er war wieder ins Rennen gekommen; nun mußte er den Schritt verlangsamen. Und doch war er noch außer Atem, als er die Wohnung der Lämkes betrat. Vater und Sohn waren ausgegangen; aber Mutter und Tochter saßen da, als hätten sie auf ihn gewartet.

Frida sprang auf, daß die Küchenkante, an der sie gehäkelt hatte, zu Boden flog, faßte ihn bei beiden Händen, und aus ihren blauen Augen strahlte die Bewunderung. „Nee, was biste fein, Wolfjang! Wie 'n Herr — riesig nobel!“

Er lächelte: das war mal nett von ihr!

Aber als Frau Lämke gerührt sagte: „Nee, Wolfjang, nu sage ich aber ‚Sie‘ zu Ihnen — nee, Sie sind zu jroß! Aber ich habe Ihnen drum nich weniger jern, weeß Jott, man is kaum ärjer uf de eijnen Jöhren“ — da fühlte er eine Freude, wie er sie heute noch nicht gefühlt hatte. Sein Gesicht wurde weich in einer warmen Empfindung, und die arbeitsharte Hand, die die seine kräftig schüttelte, drückte er fest.

Dann setzte er sich zu ihnen, sie wollten erzählt haben. Er zeigte ihnen seine goldene Uhr und ließ die repetieren; aber sonst erzählte er nicht viel, die Atmosphäre der Stube lullte ihn in ein dämmerndes Behagen, und er saß ganz still. Wieder roch es hier wie einst nach frischgebrühtem Kaffee, und der Myrtenstock am Fenster und die blasse Monatsrose mischten ihren schwächeren Duft ein. Er hatte ganz vergessen, daß er schon lange hier saß; plötzlich fiel es ihm ein mit einem jähen Schrecken: er hatte ja was zu fragen!

Mit forschenden Blicken sah er der Frau ins Gesicht. Sie sagte gerade: „Nee, wie sich deine — Ihre Mutter freuen wird, det se nu so 'n jroßen Sohn hat“ — da fuhr es ihm heraus: „Bin ich denn ihr Sohn?“ Und als Frau Lämke nicht antwortete, nur mit erschrockenen Augen ihn unsicher ansah, schrie er's fast: „Bin ich denn ihr Sohn?“

Mutter und Tochter wechselten einen raschen Blick, Frau Lämke war ganz rot geworden und sehr verlegen. Mit beiden Händen hielt der Junge ihre Arme gepackt, und ganz dicht beugte er sich zu ihr hinüber. Da gab's kein Ausweichen.

„Lügen Sie mir nichts vor,“ sagte er hastig. „Ich kriege es ja doch heraus. Ich muß es herauskriegen. Ist es meine Mutter? Antwort! Und mein Vater — ist der auch mein wirklicher Vater nicht?“

„Jott in 'n Himmel, Wolfjang, wie kommen Sie zu so was?“ Mutter Lämke verbarg ihre Verlegenheit unter einem erzwungenen Lachen. „Das 's ja allens Quatsch!“

„O nein!“ Er blieb unentwegt ernsthaft. „Ich bin nun alt genug. Ich muß das wissen. Ich muß!“

Die Frau wand sich förmlich: nein, wie war ihr das unangenehm, mochte der Junge doch lieber wo anders fragen! „Die würden mir schön uf 'n Kopp kommen, wenn ich da was quasselte," suchte sie auszuweichen. „Fragen Sie doch bei Ihren Eltern selber an, die werden Ihnen schon Bescheid jeben. Ick wer' mir hüten, mich mank so 'ne Anjelegenheiten zu mengelieren!"

Frida machte den Mund auf, als ob sie etwas sagen wollte, aber ein warnender Blick der Mutter hieß sie schweigen. Heftig fuhr Frau Lämke dazwischen: „Biste stille! Det fehlte jrade noch, daß du der de Hände einmanschtest! Was verstehn ieberhaupt so 'ne Jöhren von so was! Was Wolfjangen sein Vater is, der wird schonst wissen, woher er 'n hat. Un wenn die jnäd'ge Frau mit zufrieden is, hat keen andrer en Wort drieber zu sagen!"

Wolfgang sah die Schwätzerin starr an. „Die Jungens sagen — die Lisbeth sagte — und nun sagen Sie — Sie auch —!" Er sprang auf. „Ich geh' und frage — die!" Er wies mit dem Finger, als deute er irgendwo hin in eine weite, ihm ganz fremde Ferne. „Jetzt muß ich's wissen!"

„Aber Wolfjang — nee, um Jottes willen!" Ganz entsetzt drückte ihn Frau Lämke wieder auf den Stuhl. „Lämke haut mir, wenn er's zu wissen kriegt, daß ich da mank bin. Wir verlieren womöglich noch de Portjehstelle dadurch — un jetzt, wo de Kinder noch nischt verdienen! Ick habe doch nischt jesagt?! Was kann ich davor, wenn dir andre Leute 'nen Floh ins Ohr setzen! Ick kenne ja deine Mutter jar nich — was dein Vater is, der wird ihr ooch schon längst verjessen haben! Laß man die janze Sache uf sich beruhn, mein Junge!" Sie wollte ihn beruhigen, aber er hörte nicht darauf.

„Mein — mein Vater," stotterte er. „Also er ist doch mein richtiger Vater?"

Frau Lämke nickte.

„Aber meine — meine richtige M—" er brachte das Wort ‚Mutter' nicht heraus. Die Hände hielt er sich vors Gesicht und zitterte am ganzen Leibe. Die Sehnsucht hatte ihn plötzlich übermannt, diese starke heftige Sehnsucht nach einer Mutter, die ihn geboren hatte. Er sagte kein Wort, aber er stieß Seufzer aus, die wie Stöhnen klangen.

Frau Lämke war zu Tode erschrocken; sie wollte sich herausreden und redete sich immer tiefer hinein: „Ach was, mein juter Junge, so was kommt in 'n Leben doch öfters vor — sehr anständig, daß er dir nich verleujnet hat, det tut noch lange nich jeder! Und was die jnäd'je Frau is, die dir anjenommen hat wie 'n eijnet Kind, so kann man lange suchen, bis man so eine wieder find't. Jroßartig — einfach jroßartig!" Frau Lämke hatte sich oft genug über die vornehme Dame geärgert, aber nun fühlte sie das Bedürfnis, ihr gerecht zu werden. „So 'ne Mutter kannste in Jold fassen — so was jibt's ja jar nich mehr!" Sie erschöpfte sich in anerkennenden Lobpreisungen. „Un wer weiß auch, ob an 'n Ende noch allens wahr is!" Damit schloß sie.

Es würde schon alles wahr sein! Wolfgang war ruhig geworden, wenigstens merkte man seinem Gesicht keine sonderliche Erregung mehr an, als er jetzt die Hände herabgleiten ließ. „Ich muß jetzt gehen," sagte er.

Frida stand sehr bedrückt da — sie hatte das alles ja längst gewußt, wer wußte das nicht?! — aber daß er's nun wußte, das tat ihr so leid. Ihre hellen Blicke trübten sich, voll Mitleid sah sie den Freund an — ach, wie war ihre eigne Einsegnung, vorige Ostern, doch so viel schöner gewesen! Sie hatte keine goldene Uhr bekommen, nur eine ganz kleine Brosche von unechtem Gold — eine Mark fünfzig hatte die gekostet, sie hatte sich die ja selber mit Muttern ausgesucht —, aber sie war so froh gewesen, so froh!

„Was für 'n Spruch haste denn jekriegt?" fragte sie rasch, um Wolfgang auf andre Gedanken zu bringen.

„Ich weiß ihn nicht auswendig," sagte er ausweichend und seine erblaßten Wangen wurden purpurrot. „Aber er stimmt!" Und damit ging er aus der Türe.

Geradeswegs ging er nach Hause. Was sollte er noch Zeit versäumen, es eilte! Er sah nicht die Stare fliegen aus und ein aus ihren Nistkästchen an den hohen Stangenkiefern, sah nicht, daß schon eine helle Mondsichel schwebte am dunkler werdenden Abendhimmel und ein goldener Stern daneben stand, sah nur mit Genugtuung, sofort als er in die Halle der Villa trat, daß Mäntel und Hüte von den Haken verschwunden waren. Das war gut, die Gäste waren fort! Er stürmte gegen die Salontür, fast fiel er ins Zimmer — da saßen Vater und Mutter noch — nein, der Vater und sie, die — die —!

„Nun sage mal, wo hast du denn so lange gesteckt?" fragte der Vater, nicht ohne Anflug von Aergerlichkeit in der Stimme.

„Heute, gerade heute!" sagte sie. „Sie lassen dich alle grüßen, sie haben noch gewartet. Aber nun ist es ja fast schon acht Uhr!"

Unwillkürlich sah Wolfgang nach der Pendüle auf dem Kaminsims — richtig, schon bald acht! Aber das war ja nun alles gleichgültig! Und den Blick starr geradeaus gerichtet, als sähe er unverrückt nach einem Ziel, stellte er sich vor den beiden auf.

„Ich muß euch was fragen," sagte er. Und dann — ganz unvermittelt kam's heraus, ganz brüsk —: „Wessen Kind bin ich?!"

Da war's gesagt! Die junge Stimme hatte hart geklungen. Oder tönte sie nur so verletzend in Käes Ohren? Sie hörte ein furchtbares Gellen wie von mißlautendem Trompetenstoß. O Gott,

da war sie, die furchtbare Frage! Eine jähe Blutwelle legte ihr einen dichten Schleier mit flimmernden Punkten vor die Augen; sie konnte ihren Knaben nicht mehr sehen, sie hörte nur die furchtbare Frage. Hilflos, blindlings griff sie mit der Hand um sich — Gott sei Dank, da war ihr Mann, der war noch da! Und jetzt hörte sie auch hin.

„Wie kommst du zu der Frage?" sprach seine Stimme. „Unser Sohn — natürlich! Wessen Kind denn sonst?"

„Das weiß ich nicht. Das will ich ja von euch wissen," sprach wieder die harte Knabenstimme.

Es war eigentlich merkwürdig, wie ruhig diese Stimme klang, aber darum doppelt entsetzlich in dieser sachlichen Einförmigkeit. Doch nun hob sie sich ein wenig: „Gib mir doch Antwort — ich will — ich muß es wissen!"

Käte schauderte: welche Unerbittlichkeit, welche Hartnäckigkeit lag in diesem ‚Ich will' — ‚Ich muß' —! Der würde nie mehr aufhören, zu fragen! Wie vernichtet sank sie bebend ganz in sich zusammen.

Auch des Mannes ruhige Stimme verriet ein heimliches Beben: „Lieber Junge, dir hat mal wieder einer — ich will nicht fragen: wer? es gibt immer Klätscher und Hetzer genug — etwas in den Kopf gesetzt. Warum stellst du dich so feindlich gegen uns? Sind wir dir nicht immer wie Vater und Mutter gewesen?"

O, das war falsch — wie Vater und Mutter nur?! — grundfalsch! Käte fuhr auf. Sie streckte die Arme aus: „Mein Sohn!"

Aber er blieb stehen, als bemerkte er diese ausgestreckten Arme nicht; die Brauen finster zusammengezogen, sah er nur den Mann an. „Ich weiß wohl, daß du mein Vater bist, aber sie — die —" er warf einen flüchtigen Seitenblick — „die ist meine Mutter nicht!"

„Wer sagt das?!" Käte schrie laut auf.

„Alle Welt!"

„Nein, niemand! Das ist nicht wahr! Eine Lüge, eine Lüge! Du bist mein Kind, mein Sohn, unser Sohn! Und wer das leugnet, der lügt, betrügt, verleumdet, der —"

„Käte!" Ihr Mann sah sie sehr ernst an, und ein Vorwurf lag in seinem Ton und eine Mahnung: „Käte!"

Und dann wendete er sich zu dem jungen Menschen, der trotzig dastand, fast herausfordernd in der Haltung — den einen Fuß vorgestellt, gerade aufgerichtet, den Kopf in den Nacken geworfen — und sagte: „Die Mutter ist begreiflicherweise sehr aufgeregt, du solltest sie schonen — gerade heute! Geh jetzt und wir werden morgen —"

„Nein, nein!" Käte ließ ihn nicht aussprechen; sie rief's in höchster Erregung: „Nein, nicht aufschieben! Laß ihn doch reden — jetzt — laß ihn nur! Und antworte du ihm — jetzt — gleich — er ist unser Sohn, unser Sohn ganz allein! Wolfgang — Wölfchen!" Sie brauchte heute wieder seit langer Zeit den alten süßen Kinderschmeichelnamen. „Wölfchen, liebst du uns denn gar nicht mehr? Wölfchen, komm doch zu mir!"

Wieder streckte sie die Hände nach ihm aus, aber er sah wiederum nicht diese verlangenden, liebevoll gebreiteten Arme. Er war sehr blaß und sah starr vor sich nieder.

„Wölfchen, komm!"

„Ich kann nicht!"

Nichts regte sich in seinem Gesicht, und seine Stimme hatte immer noch den eintönigen Klang, der ihr so furchtbar war. Sie schluchzte auf, und ihre Blicke klammerten sich an ihren Mann — nun sollte der ihr helfen! Aber er sah sie finster an; deutlich las sie in seiner Miene den Vorwurf: ‚Warum folgtest du mir nicht?! Hätten wir's ihm gesagt, beizeiten.' Nein, auch bei ihm fand sie keine Hilfe! Und jetzt — was sagte er jetzt gar?! Ihre Augen erweiterten sich in plötzlichem Schrecken, mit beiden Händen umklammerte sie die Seitenlehnen ihres Sessels, wollte zurücksinken und bäumte sich doch auf, sich wehrend gegen das, was nun kommen mußte. War Paul von Sinnen?! Er sprach: ‚Du bist nicht unser Sohn!'

„Nicht euer Sohn?!" Der Knabe stammelte. Er hatte sich durch nichts beirren lassen wollen, aber diese Antwort beirrte ihn doch. Sie verwirrte ihn; er wurde rot und blaß und sein Blick glitt unsicher von dem Mann zur Frau, von der Frau zum Mann.

Also auch er — der — wäre nicht sein Vater?! Aber Frau Lämke hatte es doch gesagt! Ach, der wollte ihn jetzt wohl verleugnen?! Mißtrauisch sah er den Mann an, und dann wallte es wie Kränkung in ihm auf: wenn der da nicht sein Vater war, hätte er ja gar kein, nein, aber auch gar kein Anrecht?!

Und einen Schritt nähertretend, sagte er hastig: „Du bist wohl mein Vater. Du willst es jetzt nur nicht sagen. Aber sie" — er nickte kurz nach dem Sessel hin —, „sie ist nicht meine Mutter!" Seine Augen leuchteten; mit einem tiefen Aufatmen sagte er's, als sei es ihm eine Erleichterung: „Das habe ich immer gewußt!"

„Du bist falsch berichtet! Wäre es nach mir gegangen, ich hätte dir längst die Wahrheit gesagt; aber da nun einmal — leider! — der richtige Moment versäumt ist, so sage ich sie dir heute. Ich sage sie dir, so wie ein Mann zum andern spricht — mein Ehrenwort! — ich bin dein Vater nicht, ebensowenig wie sie deine Mutter ist. Von Geburt bist du uns fremd, ganz fremd. Wir haben dich aber angenommen an Kindes Statt, weil wir gerne ein Kind haben wollten und keins hatten. Wir haben dich aus dem —"

„Paul!" Wie damals, als Schlieben dem Knaben hatte etwas verraten wollen, empört über dessen Undankbarkeit, fiel Käte ihrem Mann mit einem lauten Schrei an die Brust. Sie umklammerte seinen

Nacken; hastig, heftig, mit zitterndem Hauchen raunte sie ihm ins Ohr: „Sag ihm nicht: woher! Um Gottes willen nicht: woher! Dann geht er, dann ist er mir ganz verloren! Ich ertrage es nicht — hab Mitleid, Erbarmen mit mir — sag ihm nur nicht: woher!"

Er wollte sie von sich schieben, aber sie ließ ihn nicht los. Und immer dieses weinende Stammeln, dies zitternde, angstvolle, verzweifelnde Beschwören: nur nicht woher, nur nicht woher!

Ein großes Mitleid überkam den Mann: seine arme Frau, so eine arme Frau — mußte ihr das geschehen?! Und ein Zorn kam dazu gegen den Knaben, der da so breitspurig stand — dreist — ja, dreist! Der da forderte, wo er zu bitten hatte, und unbewegt, mit großen kalten Augen nach ihnen hinsah.

Der ernste, aber doch weiche Ton, in dem Schlieben bis jetzt zu Wolfgang gesprochen hatte, wurde streng: „Uebrigens verbitte ich mir diese deine Art, zu fragen!"

„Ich habe ein Recht, zu fragen!"

„Ja, das hast du!" Der Mann ward ganz betroffen: ja, der Junge hatte das Recht! Wer hier im Unrecht war, das war ihm auf einmal ganz klar. Und so sagte er einlenkend und wieder freundlicher: „Wenn du aber auch nicht unser Sohn bist in Fleisch und Blut, so denke ich doch, haben Erziehung und jahrelanges Mühen und treue Fürsorge dich im Geist zu unserm Kinde gemacht. Komm, mein Sohn! Und wenn sie alle sagen, du wärest nicht unser Sohn, ich sage dir: du bist unser Sohn!"

Er hielt dem reglos Dastehenden die freie Hand hin — mit der andern hielt er seine Frau umfaßt —, da war noch Platz an seiner Brust, da konnte auch noch der reuige Knabe liegen. Aber langsam wich Wolfgang zurück, er nahm die gebotene Hand nicht, er ließ sich nicht ziehen.

„Nein," sagte er. Und dann ging er, ohne Tränen, die trockenen Augen immer starr auf die, die er so lange Eltern genannt hatte, gerichtet, langsam rückwärts zur Tür.

„Junge, wohin?! Aber so bleibe doch!" Schlieben rief es ihm gütig nach — der Junge war ja auch in einer scheußlichen Situation, man mußte Geduld mit ihm haben! Und er rief noch einmal: „Wolfgang, bleibe doch!"

Aber Wolfgang schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht. Ihr habt mich betrogen. Laß mich los!" Mit einer gewaltsamen Bewegung schüttelte er des Mannes Hand, die sich auf seinen Aermel gelegt hatte, ab.

Und nun schrie er auf wie ein verwundetes Tier: „Was quält ihr mich noch? Laßt mich gehen! Ich will gehen! Ich will an meine Mutter denken — wo ist die?!"

(Fortsetzung folgt)

Die stille Stunde

Von

Paul Ilg

Ein Born des Friedens hat sie hergeleitet,
Wie nach der Arbeit Müh' den Feiertag, —
Des Himmels Schweigen ist um mich gebreitet,
Darin kein Wunsch die Flügel regen mag.
Gleich Kinderlein, die müd' vom Spiel und Hasten
Zur Mutter ziehn, ruht jeder Trieb sich aus,
Die Flaggen fallen windlos von den Masten,
Das Licht der Freiheit flutet in mein Haus.

Wie ungestüm sich die Gedanken reihten,
Ein zarter Rhythmus edelt ihren Lauf;
Der Blick — verklärt — eratmet alle Weiten,
Als stiege fern ein holdes Glück mir auf. —

So still versunken, ferne dem Ermessen,
Sonnt sich der Geist in ihrem reinen Licht, —
Die tiefste Quelle ist das Selbstvergessen —
Wer kennt das Glück der stillen Stunde nicht!
— — — — — — — — — — — — —

Nun weckt mich wieder ein geheimes Sehnen,
Ein trüber Nebel wälzt sich vor den Blick,
Ein wirbelndes Sichjagen und Sichdehnen, —
Da sind sie schon: die Wünsche sind zurück!
Wo ist die Kluft, die sie nicht überbrücken?
Die Hoffnung flattert furchtsam hinterher —
Und Sorgen drängen, die mich niederdrücken ...
Vorbei, vorbei — die Sonne scheint nicht mehr.

Unechte Pelze

Von

C. Schenkling

Der Winter hat seinen Einzug gehalten, und in den Schauläden der Rauchwarenhandlungen paradieren die herrlichsten Pelze. Zobel, Nerz, Silberfuchs, Seal und wie sie alle heißen mögen, sind in so ausreichenden Mengen vorhanden und zu so annehmbaren Preisen zu haben, daß man darüber staunen muß. Nun ist aber auch hier nicht alles Gold, was glänzt, und so manches Pelzwerk segelt unter falscher oder doch andrer Flagge. Ein bedeutender Teil dessen, was heute als Pelz getragen wird, ist nämlich nichts andres als ein Fabrikat der Weberei, die es vortrefflich versteht, aus textilen Rohstoffen Pelze herzustellen, die nur bei höchst sorgfältiger Untersuchung als Imitation erkennbar sind. Es ist dies eine verhältnismäßig junge Industrie, und zwar ein Zweig der Plüschfabrikation, die durch geschickte Benutzung der in den letzten Jahrzehnten gemachten technischen und chemischen Erfindungen geradezu Vollkommenes leistet. Die Fabrikate zeigen genau, was dem tierischen Pelz sein charakteristisches Aussehen verleiht, einen mit dicht anliegender Haardecke überzogenen Grundstoff. Die glatten Samte und Plüsche mit ihren senkrecht aus dem Grundgewebe herausragenden Fadenabschnitten haben indessen selbst bei Beobachtung aller nur in Frage kommenden Faktoren nur ein entfernt ähnliches Aussehen wie das natürliche Fell, denn nur in einem unter tausend Fällen hat des Fell eine aufrechtstehende Haardecke wie Samt, vielmehr sind — selbst bei kurzhaarigen Tieren — die Haare vom Kopf aus rückwärts gerichtet. Dieser Eigenart entspricht schon eher der Seiden- oder Hutvelbel, der aus sehr dünnen Seidenfäden mit hohem Flor hergestellt wird und bekanntlich zum Ueberziehen der Zylinderhüte dient. Seine Herstellungsweise ist denn auch für die Tierfellimitation vorbildlich geworden. Auch aus anderm Material hat man hochflorige Plüsche hergestellt, die Decke durch besondere Appreturverfahren zum Anliegen gebracht und auf diese Weise die mannigfaltigsten Effekte erzielt. Der königliche Hermelin wird durch gewöhnlichen hochflorigen Mohairplüsch so täuschend nachgeahmt, daß der beste Fachmann im Zweifel sein kann, einen in der Ferne stehenden Hermelin als echt oder Plüschimitation anzusprechen. Die diesen Pelz charakterisierenden schwarzen Tupfen werden einfach dadurch hineingebracht, daß in gewissen Abständen ein weicher, naturschwarzer Mohairfaden so als Schluß vorgetragen wird, daß er nur teilweise in den Grund einbindet, im übrigen sich als Schlußflotte über das Gewebe legt.

Eine wesentlich wichtigere Rolle als der Hermelinpelz spielen die zweifarbigen Pelze unsrer kleineren Raubtiere, wie Marder, Iltis, Nerz und so weiter. Wenn diese auch teilweise durch Umfärben von Katzenfellen gewonnen werden, so kommt doch auch hier der Plüschweberei ein wesentlicher Anteil zu, und man kann wohl sagen, in dieser Fabrikation feiert die Farbenchemie mit ihren großartigen Erfolgen der letzten zwei bis drei Jahrzehnte einen der schönsten Triumphe. Die scheinbare Schwierigkeit, das jenen Pelzen eigne Grannen- und Woll- oder Unterhaar zu geben, ist spielend beseitigt worden, indem man hohe und niedrige Ruten in beliebiger Folge verwendete. So läßt sich durch geschickte Zusammenstellung der Ruten in bezug auf Höhe und Stellung jede gewünschte Abstufung in der Dichte des Flors erreichen. Ist das Rohgewebe fertiggestellt, so beginnt die Appretur, die mit ziemlich einfachen Mitteln den Fabrikationsprozeß zu Ende führt und ein Tierfell herstellt, wie es Mutter Natur beinahe nicht besser zuwege bringt. Das ganze Gewebe wird zunächst in der Nuance des Grundes ausgefärbt. Hat das Originalfell hellen Grund mit dunkeln Spitzen, so wird das hell ausgefärbte Plüschstück durch Nachfärben der Spitzen abgedunkelt. Ist die Spitze hell und der Grund dunkel, so kann allerdings dieser Weg nicht eingeschlagen werden, da man den Grund nicht nachfärben kann, ohne die Spitzen in Mitleidenschaft zu ziehen. Man wird also auf alle Fälle das Ausfärben des Stückes zuerst im Ton des Grundes vornehmen müssen und dann versuchen, durch Beizen den Farbstoff von den Spitzen zu entfernen. Diesen Zweck zu erreichen, verfügt die Chemie wiederum über eine Anzahl von Wegen, je nachdem die Spitze eine vollständig abweichende oder nur hellere Nuance der Grundfarbe erhalten soll; letzteres zu erzielen ist in chemischer Hinsicht insofern interessant, als man sich dabei gewisse Eigenschaften einzelner Farbstoffe zunutze macht. Man mischt nämlich zur ersten Ausfärbung des Grundtons zwei Farben zusammen, die wohl beide lichtecht, aber in verschiedenem Grade beizebeständig sind. Bringt man nun an die Spitzen eines mit solcher Mischung gefärbten Plüsches die zweckentsprechende Beize, so wird der eine Farbstoff angegriffen, der andre nicht, der eine also weggebeizt, während der andre, der gewünschte, bleibt. Solcher Kunstgriffe gibt es noch viel. Ohne weiter darauf einzugehen, wollen wir im weiteren unser Augenmerk auf die wirklichen unechten Pelze lenken.

Im vergangenen oder vorvergangenen Jahre kam aus Petersburg die Nachricht, daß die großen Pelzhändler Rußlands über schlechten Geschäftsgang klagten, wie überhaupt der russische Pelzhandel von einer ernsten Krise bedroht sei. Diese kritische Lage sollte darin begründet sein, daß das teure Pelzwerk durch die außerordentlich überhandnehmende Pelzimitation eine ernstliche Konkurrenz erleide. Alle nur erdenklichen minderwertigen Felle, so von Hasen, Kaninchen, Hunden, Katzen, Ratten, würden zur Herstellung von Falsifikaten verwendet. In welchem Umfange das geschähe, beweise der „Pelzexport“ von Warschau



Eine Beichte
Nach dem Gemälde von Hans Koberstein (Berlin)

nach Leipzig. In einem Vorort der polnischen Hauptstadt habe man nämlich den Katzen den Krieg erklärt. Wie verlaute, sollten in dem Orte Unternehmer wohnen, die Agenten Leipziger Pelzhändler seien und sich verpflichtet hätten, zehntausend Katzenfelle nach Leipzig zu liefern. Die Agenten kauften alle Katzen zum Preise von 25 bis 30 Kopeken auf, konservierten die Felle oberflächlich und transportierten sie in großen Mengen nach Leipzig, wo aus ihnen die verschiedenen „Pelze" angefertigt würden.

Für den Laien ist es höchst schwierig, die Unterschiebung solch eines präparierten Pelzes an Stelle eines echten festzustellen, und zwar gelingt ihm dies um so weniger, als die Zubereitung des unechten Felles bisweilen so vorzüglich ausfällt, daß sich auch der Fachmann täuschen läßt. Natürlich erfolgt nicht jede Präparierung eines Felles zum Zwecke der Täuschung, es müssen sogar viele Felle gefärbt oder „geblendet" werden. Unter „Blenden" versteht der Fachmann das Verfahren, dem Pelze einen intensiveren Glanz zu verleihen, ohne dessen Farbe zu verändern. Verlangt also die Mode Dunkelfarben, so werden auch bessere helle Qualitäten gefärbt, zum Beispiel die Felle alter Biber, die weniger geschätzt sind als die der jungen.

Der Biberpelz besteht aus sehr dichtem seidenartigen Wollhaar und langen dünnstehenden steifen und glänzenden Grannenhaaren. Damit die aschgrau oder silberweiß getönte Grundwolle zu besserer Geltung komme, wird das Grannenhaar abgeschoren oder ausgezupft. Die Grundwolle wird nach unten hin heller; bei geblendeten Fellen dagegen ist der Uebergang aus dem dunkleren in den helleren Ton ein plötzlicher, denn das Färbmittel dringt nur bis zu einer gewissen Tiefe ein. Durch Aufblähen des Haares läßt sich also leicht konstatieren, ob man ein echtes oder geblendetes Biberfell vor sich hat. Man pflegt indessen auch Biber durch Plüsch zu imitieren.

Obgleich nicht besonders wertvoll, so doch sehr begehrt ist das Fell der amerikanischen Bisamratte. Die Farbenvarietäten dieses Tieres sind so mannigfaltig, daß man sagen könnte, sie füllen alle Nuancen vom Weiß bis zum Schwarz aus. Da die dunkeln Felle die beliebtesten sind, werden die helleren gefärbt. Die dem Bisamfell eigne dunkle Rückenfärbung wird durch mehrmaliges Auftragen der Farbe erzielt. Diese Manipulation ergibt allerdings einen ziemlich gleichmäßig gefärbten dunkeln Rückenstreifen, ihm geht aber das allmähliche Erblassen nach den Seiten hin ab. Für den Fachmann und Kenner ist es hier also ein leichtes, Imitation von Original zu unterscheiden. Dunkelbraun gefärbte Bisamfelle bilden einen beliebten und dabei billigen Ersatz für Sealskin. Grauwerk oder Feh, das Fell des russischen und sibirischen Eichhörnchens, wird seiner Wohlfeilheit halber nicht imitiert. Blaugraue Katzen- und Kaninchenfelle dienen als Ersatz. Dagegen werden die Bauchteile, Fehwammen genannt, unter Verwendung von grauem und weißem Kaninchenfell nachgeahmt, indem man sie in Streifen schneidet und möglichst unsichtbar zusammennäht; die mit der Zeichnung laufenden Nähte werden aber häufig trotz aller Vorsicht zum Verräter.

Je kostbarer ein Pelzwerk ist, desto eher wird man auf den Einfall kommen, es nachzubilden. Zu dem teuersten Rauchwerk gehört der Silber- oder Schwarzfuchs, eine konstante Abart unsers Rotfuchses, die im nördlichen Asien, im nördlichen Amerika und auf verschiedenen Inselgruppen des nördlichen Polarmeers lebt. Die Farbe des Pelzes ist zumeist schwarz, weiß meliert und darum wie bereift erscheinend, zuweilen auch glänzend schwarz, nur die Haarspitzchen und das Schwanzende sehen weiß aus. Da ein Silberfuchspelz manchmal einen höheren Wert hat, als sein Gewicht in Gold beträgt, lohnt es sich wohl, einige Mühe auf seine Imitation zu verwenden. Es geschieht dies, indem man die Spitzen der Grannenhaare an braungefärbten Weißfüchsen, die natürlich einen weit geringeren Wert haben, bleicht. Auch Hasen- und Kaninchenfelle können auf diese Weise „silberspitzig" gemacht werden. Während der Laie derartige Nachbildungen nicht zu erkennen vermag, verraten sie sich dem Kenner durch die Sprödigkeit der Haare, die durch den Färbungs- und Entfärbungsprozeß ihre Geschmeidigkeit eingebüßt haben. Eine der Imitationen, „Tabaku" genannt, ist immerhin noch so kostbar, daß ein daraus hergestellter Bolero 700 Mark kostet, während dasselbe Stück aus echtem Silberfuchs mehr als das Dreißigfache kosten würde.

Skunks, das Fell des amerikanischen Stinktieres, wird durch Plüsch imitiert. Hellere Skunksfelle werden schwarzbraun gefärbt, da dieser Farbe allgemein der Vorzug eingeräumt wird. Vollzogene Färbungen des Pelzes lassen sich leicht durch Aufblähen der Haare feststellen: während der Grund des Naturfelles weiß aussieht, ist der eines gefärbten Pelzes dunkel. Tiger-, Leoparden- und Pantherfelle werden ziemlich täuschend durch Plüsch imitiert. Zobelfellen werden solche des Baummarders untergeschoben, die indessen auch recht wertvoll sein können; an Stelle des kostbaren russischen Zobels wird auch der billigere amerikanische in den Handel gebracht.

Lammfelle, als Breitschwanz, Astrachan, Persianer, Halbpersianer, Ukrainer, lassen sich ebenfalls leicht imitieren. Dieser Versuch gab übrigens Anregung zur Fabrikation eines interessanten Textilproduktes, des Krimmers.

Auch Affenfelle werden gefälscht, indem man statt ihrer langhaarige schwarze Ziegenfelle verwendet; die Imitation ist an dem geringen Glanz der Haare und dem Vorhandensein von Grundwolle zu erkennen. Und was alles wird schließlich aus Hasen- und Kaninchenfell hergestellt! Nachdem jenes einer chemischen Prozedur unterworfen wurde, die den Haaren Schmiegsamkeit und seidigen Glanz verlieh, wird es nach Erfordern braun, blaßgelb, schwarz gefärbt und schmückt als echter Marder, Iltis oder gar Astrachan so manche Dame. Soll es als Sealskin gehen, so wird es außerdem halblang geschoren und gebügelt.

Es ist natürlich, daß gegen derartige Imitationen nichts einzuwenden ist, doch wird der reelle Pelz- und Rauchwarenhändler seiner Kundschaft niemals die Herkunft des betreffenden Stückes, um das sich der Kauf dreht, verheimlichen.



Jungfernbrücke mit Blick auf die Petrikirche

Das schwindende Berlin

Von

M. Rapsilber

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Max Wißmann, Berlin)

Alt-Berlin ist in einem großartigen Verjüngungsprozeß begriffen. Zug um Zug vervollständigt sich aus Gerümpel und Ruinen heraus eine betriebsam nüchterne, verkehrsfreudige City. Es hat sehr lange gedauert, bis sich die Entwicklung eines Handelszentrums Bahn brach, denn mit einer zähen Hartnäckigkeit behauptete sich die verzopfte, verfilzte Kleinstadt im Herzen Berlins. Die Kleinbürger, die von Urväterzeiten her in ihren baufälligen und dunkeln Häuschen saßen und noch lange zu sitzen gedenken, schütteln abweisend den Kopf, wenn ihnen für ihre Handbreit Besitz goldene Berge angeboten werden. Nee, wir können's immer noch aushalten! so lautet nun schon seit dreißig Jahren der Refrain ihrer Lebensweisheit. Dabei fällt ihnen nicht im Traume ein, durch kluges Hinzögern die Grundstückspreise steigern zu wollen, nein, die Leute sind in einem dumpfen Spießbürgertum erstarrt. Erst wenn die Agenten die bewegliche Weiblichkeit von Alt-Berlin für sich gewinnen, können sie hoffen, Vatern rumzukriegen, daß er seine Baracke für einen Riesenpreis losschlägt. Neuerdings wird hier mit Hochdruck gearbeitet, denn der Export braucht die Innenstadt wie's liebe Brot. Ist in einer der altmodischen Gassen erst ein Haus niedergelegt, so werden die Anwohner nach und nach mürbe, sie fühlen sich geniert durch die riesigen grauen Giebel, die über ihren Höfen emporsteigen. Das Beispiel des Gevatter Nachbar macht einen Strich durch die biedere Weisheit, und seufzend und knurrend kapitulieren sie vor dem Kapital. Ganze Straßen fallen jetzt auf einen Streich, und altertümelnde Gemüter tun so, als ob sie ein Tränlein der Wehmut dem schwindenden Berlin nachweinen müßten. Nun, wir sind hier nicht in Nürnberg, Braunschweig, Augsburg, Danzig, die Sentimentalität, die sich an dem alten Berlin ereifert, ist ein übel angebrachter Lokalpatriotismus, denn was hier endlich beseitigt wird, ist doch nur Schutt und Schmutz, der nicht einmal von einem düsterpoetischen Nimbus umwittert ist.

Im letzten Jahre wurde auch der Bann gebrochen, der auf der Gegend rings um das uralte Spittelkirchlein zum Heiligen Geist lastete. Ein ganzes Häuserviertel hinter der Börse ist dem Neubau der Handelshochschule gewichen. Da nun einmal hier Bresche gelegt war, fraß der Verjüngungsbazillus schnell um sich. Im Nu verschwanden Dutzende von alten Häusern, und darunter auch die vielbesungene Ruppiner Herberge, der älteste Gasthof

Berlins. Ueber diese soeben niedergebrochene Spelunke läßt sich nur das eine sagen, daß sie fünf Jahrhunderte lang ein ziemlich bescheidenes Dasein geführt und, weil sie sich in ursprünglicher Ruppigkeit erhalten hatte und nicht mit der Zeit mitgegangen war, einen greulichen Schmutzwinkel darstellte. Schon vor dem Eintreffen der Hohenzollern in der Mark wird der Gasthof erwähnt, er lag dem Hospital zum Heiligen Geist gegenüber und war gleich das erste Haus am Spandauer Tor. Er empfahl sich daher zum Ausspann für alle, die von Westen her in die Stadt einfuhren. Mustert man heute die schmale Straße und den engen Hof der Herberge, so kann man schwer glauben, daß hier jemals ein Wagen- und Pferdegewimmel geherrscht habe. So arg wird es mit dem Verkehr im alten Berlin nicht gewesen sein, aber zur Jahrmarktszeit wußte man Rat zu schaffen. Man schob die Reise- und Frachtwagen, die auf Straße und Hof nicht Platz hatten, in den tiefen Dreck hinter der Stadtmauer, die hier ja vorbeilief, der Nachbar Schinder, der gleichfalls am Tor wohnte und seine Ställe an die Mauer gebaut hatte, half gelegentlich auch mal aus. Heikel waren die Altmärker nicht, sie dankten ihrem Schöpfer, wenn sie überhaupt ein Unterkommen fanden. Dem Hause sieht man sein hohes Alter eigentlich nicht an. Es ist da ein zweites Stockwerk erst im vorigen Jahrhundert daraufgesetzt, und ein gefühlvoller Maurermeister hat das Ganze mit Stuck dichtverkleistert und zwei artige Gipsengel von der billigsten Schablone über den breiten Torweg gesetzt. Aber die beiden Kellertüren neben dem Eingang und der mehr als altertümliche Hof zeigen das Alt-Berliner Gepräge. Da lehnt die alte Feuerleiter am Fachwerkstalle, in den Pfützen des übelgepflasterten Hofes spielen sich die Enten, ein Hahn und seine zwei Lieblingshennen sitzen auf einer Wagendeichsel, ein magerer Weinstock saugt sein Aroma aus der Mistgrube. Im tiefsten Hintergrunde führt eine gewundene Holztreppe durch schwärzestes Dunkel zum Futterboden empor, wo einstmals die Knechte und Fuhrleute in wohlschlafenden Nächten schnarchten, daß sich die Balken krumm bogen. In diesem Hause soll bis auf unsre Tage der fromme Schwedenkönig Gustav Adolf gespukt haben, er soll hier sogar logiert haben, sagt man. Tatsächlich kam der junge König im Mai 1620 inkognito nach Berlin, um das Terrain zu rekognoszieren, wo ihm die Freuden der Ehe erblühen sollten. Er wollte sich seine Eheliebste doch erst mal aus der Nähe anschauen, ehe er in den sauren Apfel biß. Als Hauptmann Gars war er in das Tor eingeritten und ließ sich zum Gasthof „zum guldin Hirschen" weisen, der damals das erste Haus am Orte war, auch wohl das älteste, denn es soll 1386 schon in Flor gewesen sein. Der Goldene Hirsch lag dem Rathaus gegenüber in der Spandauer Straße, wo sich heute das Kaufhaus Israel in die Breite dehnt. Die großen Handelsherren, wie die Fugger und Hainhofer, kehrten hier ein, wenn sie nicht von Kurfürst oder Rat bewirtet wurden. Aber dem Schwedenkönig hat der sackgrobe Peter Kerschberg die Tür gewiesen. Der junge Hauptmann, der damals schon kurzsichtig war und infolgedessen etwas bescheiden und zögernd auftrat, kam dem Herbergsvater nicht recht geheuer vor. Ein dicker Ratsherr witterte in dem Ankömmling einen „wölfischen Engelländer", und da war der hohe Gast die nächste Minute draußen, wo die Schandmasken am Kaak der Gerichtslaube ihre bitterbösen Grimassen schnitten. Da man damals in Berlin nicht lange zu wählen hatte, kehrte der König ein Haus weiter in der Ruppiner Herberge ein, wo er sich wie ein ganzer Held gegen die jähzornigen Berliner Flöhe benommen haben soll. Man schloß nämlich dem feinen jungen Mann die muffige gute Stube auf, die lange keinen Gast gesehen hatte, und da war es eben kein Wunder, daß die halbverhungerte Meute der Braunröcke über das junge Blut herfiel, ähnlich wie es noch heute geschieht, wenn die Grenadiere nach dem Manöver wieder in die Kaserne einrücken. Der hochbelobte Goldene Hirsch ging übrigens 1748 in den Besitz des Hofjuweliers und Schutzjuden Friedrichs des Großen Veitel Heine Ephraim über, der das Münzregal gar eigenartig



Der Krögel

verwaltet hat. Endlich im Sommer 1796 ist der uralte Gasthof völlig niedergebrannt.

Altertümliche Straßen mit ausgesprochen kleinstädtischem Anstrich haben sich in Berlin eigentlich nur noch in nächster Nähe der beiden ältesten Parochialkirchen erhalten. Da sieht man in die alte Schustergasse mit dem ausgetretenen Bürgersteig die spitzen Türme von St. Nikolai hereinragen. Wo die schmalbrüstige Baracke mit der Maulkorbfabrik eine gar bizarre Figur macht, ruhten einst die Toten im leichten Sand, und links um die Ecke geraten wir in einen echten Kleinbürgerwinkel. Noch viele Ueberreste aus dem Barock hat die sanft gewundene Petristraße aufzuweisen, und eine Brücke aus guter alter Zeit begrüßen wir in der Jungfernbrücke, die im Zuge der ehemaligen Befestigungswerke des Großen Kurfürsten anzutreffen ist. Verfolgt man den Kanal bis zur Einmündung in die Spree an der Inselbrücke, so gerät man an ein Häusergewirr bösester Art bis gegen den stumpfen Turm der Waisenkirche hin. Hier ist ältestes, schmutzigstes und dunkelstes Berlin, das im Laufe der nächsten Jahre samt dem Krögel einer großartigen Uferstraße, dem Rolandufer, Platz machen wird. Die hier in Frage kommenden Grundstücke an der Stralauer Straße haben alle eine beträchtliche Tiefe bis zum Wasser. Um mehrere Höfe hintereinander drängen sich allerlei rumpelige Baulichkeiten mit tiefen Kellern, kleinen Fenstern mit halbblinden grünen Scheiben, schmalen, ausgetretenen Treppen zum niedrigen Obergeschoß empor. Ganze Fetzen von Kalkbewurf lösen sich von den schwärzlichen Wänden und werden nicht wieder erneuert, große mittelalterliche Ziegelsteine starren aus den Lücken, Kinder kratzen tiefe Löcher in die mürben Steine, daß sie wie Waben ausschauen, und wo Menschen daran entlang streichen, haben sie eine schwarze, speckige Couleur. Hallt der Tritt eines Neugierigen über das bucklige Pflaster oder die wellenförmig ausgetretenen Fliesen, so klirren hier und da die Oberfensterchen, und hervor fahren wüste Zottelköpfe mit einer gallenbitteren Neugier in den argwöhnischen Augen. Es ist geradezu unheimlich, wie an einem verwunschenen Ort. Nach dem Wasser hinaus schaut die armseligste Wirtschaft, baufälliges Haus- und Stallgesindel wirr durcheinander, untermischt mit verräucherten Schmieden, Stellmachereien und Fabriken ältesten Stils, und das alles sieht man vom Mühlendamm und Cöllnischen Fischmarkt in erschreckender Deutlichkeit.



Alter Hof am Krögel

Hart an die älteste und wichtigste Straße der Mark, die über den Knüppel- oder Mühlendamm von Sankt Nikolai zu Sankt Peter verläuft, schmiegt sich seit einem Jahrtausend der elende Kietz, ehedem eine erlesene Pesthöhle. Und jetzt hält der Fiskus den Plunder mit seinen Raffzähnen fest, die Stadtväter führen seit Jahren einen erbitterten Kampf und müssen die Millionen der Steuerzahler opfern, damit die Welt endlich von dem zum Himmel schreienden Unrat befreit werde. Und wenn nun der Staat das Sündengeld einstreicht, hat er nicht einmal die Ausrede: non olet! denn es stinkt am Wasser ganz fürchterlich von dem Armleuteniederschlag der Jahrhunderte.

Der Krögel, der schmale, finstere Gang an der Stadtvogtei entlang bis zur Spree, hat als ein malerisches, romantisches Kuriosum neuerdings eine gewisse Berühmtheit erlangt, und es gibt Leute, die das Verschwinden der schmutzigen Gasse geradezu bedauern. Der Krögel war

ursprünglich nicht als Gang oder Gasse angelegt, er bezeichnet den Verlauf eines Stichkanals von der Spree zum Molkenmarkt, der zum Ein- und Ausladen der Marktgüter und zum Wasserschöpfen bei Feuersbrünsten diente. Solcher Kanäle, die später zu Gassen wurden, gab es mehrere im alten Berlin. Brach ein Feuer aus, so mußten gewisse Ackerbürger Pferde stellen und die am Molkenmarkt bereitstehenden, auf Kufen laufenden Feuertienen bespannen und befördern. Da im Krögel zwei Gespanne nicht aneinander vorüberfahren konnten, war das Wasserschöpfen eine ziemlich zeitraubende Sache. Alle Häuser am Gang haben ein mittelalterliches Gepräge, und zumal der Hof des letzten mit dem auf Holzpfeilern vorgekragten Obergeschoß, uralten Arkaden und Gewölben ist eine Sehenswürdigkeit. Einer geschichtlichen Berühmtheit haben sich ferner die Badstuben am Krögel zu erfreuen gehabt. In der warmen Jahreszeit ließ man sogar die Kleider einfach zu Hause. Der Krögel mutet an wie eine Cäsur in der Gebäudegruppe, die ehemals dem Königlichen Polizeipräsidium diente. Das erste dieser Häuser, deren letztes Stündlein nun bald schlagen wird, ist den berühmtesten Berliner Patrizierpalästen anzureihen. Es entstand in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und scheint von Kaspar Theiß, dem kurfürstlichen Schloßarchitekten, errichtet zu sein. Von 1572 ab bewohnten das Palais der um das Salzwesen in Berlin und in der Mark hochverdiente Graf Lynar sowie der kurfürstliche Kanzler Lambrecht Diestelmeier, der erste bedeutende Staatsmann in der Mark, dem es gelang, die Belehnung der Hohenzollern mit Preußen durchzusetzen. Nachher besaß der Obermarschall von Grumbkow das Haus. Nach dessen Tode gelangte das Gebäude an den Generalfeldmarschall Reichsgrafen von Barfuß, der vieles daran bauen und den damaligen bis zur Spree reichenden Garten verschönern ließ. Nach dem Ableben seiner Witwe kam das Haus an den Generalleutnant Grafen von Dönhoff und an die verehelichte Generalleutnant von Wreich, im Jahre 1763 aber an den Bankier Schulz. Später, 1776, wurde es der Generaltabakskompagnie überlassen. Als diese aufgehoben wurde, fiel das Gebäude dem Fiskus anheim, der es dann 1791 dem Berliner Magistrat zur Errichtung eines Stadtgefängnisses schenkte. Das Gefängnis wurde auf dem hinteren Teil des Platzes erbaut und war unter dem Namen der Stadtvogtei bekannt, während im Vorderhause bis in die letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts der jeweilige Polizeipräsident von Berlin residierte.



Der Krögel von der Spreeseite gesehen

Aphorismen

Es ist keine Narrheit so groß, daß sie nicht wenigstens *einen* Zustimmenden, und keine Weisheit so tief, daß sie nicht *einen* Widersprechenden fände.

*

Ein großer Teil der Dienste, die wir unsern Freunden erweisen, ist Befriedigung unsrer Eitelkeit. Und dafür wollen wir noch Dank haben.

*

Daß du nichts hältst von deinem Nachbar, brauchst du ihm nicht zu sagen. Das weiß er ohnehin. Was er will, das ist, daß du ihn darüber täuschest.

*

Wer die Aufgabe gesehen hat, hält schon die eine Hälfte der Lösung in der Hand.

Paul Garin

Geld einst und jetzt

Von

J. Lazarus

Eine so große Rolle das Geld zu allen Zeiten gespielt hat, so interessant ist es, zu verfolgen, wie sich sein Wert in Deutschland im Laufe der Zeiten verändert hat.

Wir haben zwar noch bis heute die alten Münzbezeichnungen beibehalten, aber eine Mark von heute ist weit verschieden von einer Mark vom vierzehnten Jahrhundert zum Beispiel, und wer in alten Geschichten die Ausdrücke „Mark“ und „Pfennig“ findet, würde ein ganz falsches Bild von den Wertverhältnissen der damaligen Zeit bekommen, wollte er den heutigen Münzfuß auf jene Münzbezeichnungen anwenden.

Das Münzwesen war zu allen Zeiten großen Schwankungen ausgesetzt, und nirgends hat Willkür und Laune so üppige Blüten getrieben wie auf diesem Gebiete. Genau wie noch in neuerer, wenig zurückliegender Zeit die verschiedenartigsten Hundertmarkscheine und sonstigen Banknoten in Deutschland Geltung hatten, kursierte früher in unserm Lande ein wüstes Durcheinander von Metallmünzen, die zwar die landläufige Prägung Groschen, Pfennig und so weiter trugen, aber fast in jeder Stadt anders bewertet wurden.



Ehemaliger Hof des ältesten Gasthofs von Berlin
(Zum Artikel: Das schwindende Berlin)

Karl der Große, dem Deutschland manche grundlegende Einrichtung im Staatswesen verdankt, hat sich auch um das Münzwesen bekümmert und durch die nach ihm karolingische benannte Münzordnung eine Einheit zu schaffen gesucht. Er bestimmte, daß aus einem Pfund Silber 20 Schillinge à 12 Pfennig, also 240 Pfennige geprägt werden sollten. Daraus ersehen wir, daß der Pfennig eigentlich eine Silbermünze war. Er ist aus dem römischen denarius hervorgegangen, worauf noch die heute gebräuchliche Abkürzung ₰ (englisch d = Penny) deutet. England hat diese karolingische Münzordnung beibehalten und rechnet bekanntlich heute noch 1 Pfund = 20 Schilling à 12 Pence. Während aber damals 1 Pfennig nach heutiger Währung 37½ Pfennig entsprechen würde, 1 Pfund also 90 Mark, beträgt der Wert eines heutigen englischen Pfundes bekanntlich nur zirka 20 Mark. Der Pfennig sank aber sehr schnell im Werte. Nach dem Landbuch Karls IV. für Brandenburg war 1 Pfennig im Jahre 1375 gleich etwa 5 Pfennigen heutigen Geldes, während ein Pfennig Finkenauge unserm heutigen Zweipfennigstück entsprach. Seit dem achtzehnten Jahrhundert prägt man die Pfennige allgemein in Kupfer, in Deutschland jetzt aus einer Legierung von Kupfer, Zinn und Zink. Man rechnet jetzt 500 Pfennige auf 1 Kilogramm.

Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts kamen in Deutschland die Groschen auf. Sie sind ein Angebinde des böhmischen Königs und deutschen Kaisers Wenzel, dem sie zum Berechnen seiner Pfandscheine bequemer sein mochten als die Pfennige, und haben ihren Namen ursprünglich als grossi pragenses mitgebracht. Damals gingen von diesen Groschen 60 bis 68 auf ein Schock, und ihr Name als „Böhm“ hat sich wenigstens in Schlesien noch bis heute erhalten. Ein böhmischer Groschen hatte zeitweise einen Wert von heutigen 2 Mark und mehr, in Brandenburg galt er 1375 noch 36 Pfennig

nach jetziger Währung, und 68 Groschen gingen auf eine Mark. Zwischen Groschen und Mark gab es aber derzeiten noch den „Vierding", der 1/4 Mark, das Quentin (Quentchen), das 1/2 Mark galt und mit dem Talentum gleichwertig war, den floren oder Goldgulden, ebenfalls 1/4 Mark, und den Schilling, der 12 Pfennig alt, also heutige 63 Pfennige bedeutete.

Die alte Mark, die also nach heutigem Gelde 24 1/2 Mark wert ist, war eine uralte Gewichtseinheit und in Deutschland als solche bis 1857 die Grundlage des Münzwesens. Man nannte sie die kölnische Mark, und sie galt 1/2 kölnisches Pfund, was etwa 234 Gramm heute entspricht. Die Brandenburger Mark, die also 1375 mit 68 Groschen bewertet wurde, war ein sehr gangbares Geldstück, genau wie unsre heutige. Dagegen galt die Berliner und Stendaler Mark damals nur 56 Groschen, also heutige 20 Mark, später aber sogar 46 Taler 4 Silbergroschen, also etwa 166 Mark. So schwankend war die Bezeichnung „Mark" früher! Heute wird die Silbermark in Deutschland mit 90/100 aus dem Kilogramm Silber geprägt, so daß 180 Mark auf ein Kilogramm gehen.

Der Schilling, aus dem altdeutschen scellan = tönen, wahrscheinlich also klingendes, tönendes Metall, abzuleiten, lateinisch solidus, ist zunächst keine Münze, sondern nur eine Gewichts- beziehungsweise Münzeinheit gewesen. Erst im dreizehnten Jahrhundert hat man Schillinge geprägt, die dann in alle Währungen übergingen und dementsprechend verschiedene Werte hatten. Ein Schilling war 1375 in Brandenburg 63 Pfennig jetzigen Geldes, in andern Teilen Deutschlands später aber beinahe 6 Mark. In Lübeck, Mecklenburg, Hamburg und so weiter war der Schilling Scheidemünze und etwa 10 Pfennig nach heutigem Geld wert, in Schweden etwa 4 Pfennig; in England, wo er noch heute gilt, entspricht er ungefähr unsrer Mark.

Der Floren, Florin ist ursprünglich eine Goldmünze und nach der Stadt Florenz benannt, wo er zuerst geprägt worden ist. Sein deutscher Name entstand aus „goldener Groschen", da man jedes größere Geldstück Groschen zu nennen pflegte. In alten Urkunden wird er Guldener, Guldiner, Goldiner, Güldner oder Gülden genannt. Auch er hat natürlich keinen stehenden Wert gehabt, sondern bald 44, bald 24 Mark, in Brandenburg 6 Mark, anderwärts noch weniger betragen, und bis heute schwankt seine Geltung noch immer. Die Gulden wurden sehr bald in Silber geprägt und sind die Vorläufer der Taler, die im sechzehnten Jahrhundert aufkamen. Ihren Namen haben sie wahrscheinlich nach der Stadt Joachimstal, aus der sie zuerst als Joachimstaler Silbergulden hervorgingen. Der abgekürzte Name „Joachimstaler" für diese Münzen wurde schnell die Bezeichnung für alle ähnlichen Prägungen, denn die damaligen Münzbesitzer,



Blick auf die Inselbrücke, Waisenkirche und das zukünftige Rolandsufer
(Zum Artikel: Das schwindende Berlin)



Schustergasse mit Blick auf die Nikolaikirche in Berlin
(Zum Artikel: Das schwindende Berlin)

Fürsten und Städte, beeilten sich, die neue Erfindung nachzumachen. Unter dem Namen Taler liefen eine Unmenge Münzen im Lande umher, deren Wert so verschieden war wie ihre Prägung, Aufschrift und Form. So würde ein Speziestaler zum Beispiel nach unserm Gelde etwa 4 Mark betragen, ein Maria-Theresien-Taler 2,90 Mark, ein schwedischer Reichstaler 1,70 Mark. In Umlauf ist der Taler in Deutschland noch heute, wenn auch seine Einziehung bereits im Gange ist. Er gilt bekanntlich noch immer 3 Mark, während sein Wert nach seinem Silbergehalt ungefähr $1\frac{1}{2}$ Mark sein würde.

Ganz verschwunden ist der Dukaten, eine ursprünglich griechische Schöpfung, der aber lange in Deutschland als Münze galt. Er sollte an Wert immer 9,50 bis 9,60 Mark haben, wurde aber bekanntlich, da er $^{986}/_{1000}$ reines Gold enthalten sollte, am meisten bestoßen und beschnitten, so daß ein vollkommen vollwichtiger Dukaten zu den Seltenheiten gehörte.

Auch die übrigen, zeitweise im Umlauf gewesenen Friedrichsdor, Doppeltaler, Louisdor und so weiter sollen hier nicht näher besprochen werden.

Nachzuweisen war nur die Veränderung im Werte der heute noch landläufigen Pfennige, Groschen, Mark, und wenn nun angeführt wird, daß im vierzehnten Jahrhundert 1 Scheffel Roggen 10 Pfennig, 1 Scheffel Haber 5 Pfennig, 1 Huhn 2 Pfennig, 1 Pfund Pfeffer aber 7 Groschen und 1 Schock Aale 40 Groschen gekostet hat, so darf man hierauf nicht die heutige Währung anwenden und etwa gar zu niedrige Preise für Lebensmittel von damals annehmen, denn 1 Groschen von damals sind 36 jetzige Pfennige, 1 Pfennig heute 5 Pfennig. Allerdings billig genug sind die Preise doch noch, und die Hausfrauen von Anno dazumal werden weniger Wirtschaftsgeld von ihren Ehemännern verlangt haben als die heutigen, die niemals genug bekommen können!

Gnostische Gedichte

Von

Georg Busse-Palma

I

Die ewige Rose

Wohl ist die Welt ein Garten voll Prunk und Pracht,
Doch zeitlich endet, was in der Zeit entzündet.
Unzählige Blumen welken in jeder Nacht,
Die früh der Morgen farblos am Boden findet.

Wohin wir blicken: Enttäuschung und früher Tod.
Eins drängt das andre im Sinken und Aufwärtssteigen.
Wo blühn die Rosen, die ewig duftig und rot
Der suchenden Seele den ewigen Frühling zeigen?

Es ist nur **eine** Rose, die zeitlos blüht,
Und die hier welken, sind Worte, die von ihr sprechen,
Die nie entglommen, auch nie im Herbst verglüht,
Die selbst die Stürme der tiefsten Nacht nicht brechen.

Die sieht kein Auge und tastet auch keine Hand.
Die wurzelt nirgends und wurzelt in jedem Leben.
Es fand sie keiner, der sich nicht selber fand:
Sophia die Ew'ge, an der wir als Knospen beben...
— — — — — — — — — — — — — —

II

Blindes Licht

Die Sonne schwebt, ein weißer Feuerschwan,
Verklärt, doch traurig; denn ihr Haupt umkreisend
Dreht sich des Erdballs festumrißne Bahn,
Ihr tausend Bilder bunten Lebens weisend.

Dort prunken Panther, rauschen Strom und Wald,
Und Berge türmen Höhen über Höhen;
Von Form und Farben eine Vielgestalt
In stetem Wechsel, Werden und Vergehen.

Und seht: Das Licht, aus dem dies Bildwerk floß
Des steten Wechsels, wähnt sich Spiegelfläche
Für fremden Glanz, für Tier- und Wurzelsproß,
Und glaubt sich endlich Schwachheit in der Schwäche!

Du ew'ges Licht, das sich als Dunkel scheint,
Was suchst du Licht in selbsterhellten Fernen?
Du Menschengeist, der nach der Gottheit weint,
Wann wird dein Licht sich selber sehen lernen? —

Das Winterleid des Waldes

Von

R. Francé

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Zeiten sind vorüber, da man nach dem ersten Herbstregen Abschied nahm auf ein halbes Jahr von der Natur und nach der Elegie des Blätterfallens Wald und Flur erst dann wieder eines Blickes würdigte, wenn mit der ersten schmeichelnden Frühlingswärme auch die Blütenherolde des nahenden allgemeinen Erwachens hinauslockten. In den letzten Jahren ist ein neuer Begriff von Naturschönheit erstanden. Die Paradestücke der Natur, das Romantische, Uebergewaltige, Erhabene, durch die Kunst vielleicht bis zum Ueberdruß abgewandelt und kopiert, sie treten nun zurück hinter einer sublimeren Art von Schönheit, für die uns die Paysage intime der Franzosen, die Worpsweder und Dachauer Künstlerkolonie, für die uns Thoma und seine Geistesverwandten die Augen geöffnet haben. In fachkundigen Kreisen hört man es nun immer öfter, daß der Höhepunkt der Alpenbegeisterung überschritten sei. Niemand ist dafür so feinfühlig wie die großen Hotelbesitzer der Alpenländer — und sie klagen. Noch nicht über die Abnahme der Touristenzahl, aber über sinkende Qualität der Reisenden. Das beweist mehr als manche theoretische Erwägung, daß die Natursehnsucht nach neuen Idealen blickt. Was aber den Alpen im Sommer verloren geht, kommt seit einiger Zeit im Winter verdoppelt herein, denn man hat entdeckt, daß die Natur auch im Winter der Schönheit nicht entbehrt, ja, daß der Wald und die Berge gerade dann eine eigne Art von Reizen entfalten. Das Hohelied der Natur erklingt da zwar etwas gedämpft, wie in Moll übersetzt, aber mit zauberisch schönen neuen Variationen nicht minder ergreifend und innerlich erquickend wie zur Sommerszeit.



Windpfeiler an einer Schwarzpappel, die sich auf selbstgefertigte Stützen legt

Man macht jetzt Winterbergfahrten und Wanderungen durch verschneite und rauhfroststarrende Wälder. Wer das niemals mitgemacht hat, ahnt gar nicht, auf wieviel Genuß er bisher freiwillig verzichtet. Wer aber auf diesen Wanderungen mit tieferem Blick in die Natur sieht, dem geht auch im Winter eine Fülle neuer Erkenntnisse auf, und zum stählenden Sport und ästhetischen Genuß gesellt sich ihm auch das Glück, das jedes innigere Verständnis der Natur belohnt.

Von ihm will ich hier einiges erzählen.

Der Winter tritt an die Pflanzenwelt mit Forderungen heran, die für das Gewächs eine schwere Sorge bedeuten. Nicht nur wir müssen beizeiten vorsorgen, wenn die Herbststürme über das Land dahinbrausen, auch Baum und Kraut kann sich dem Winter nicht ohne Schutz überlassen. Im Lichte dieses Gedankens erkennt man erst, wie zweckmäßig es doch für so viele zartere und raschwüchsige Pflänzchen ist, daß sie im Herbst dahinsterben. In Wirklichkeit ist dies nichts als ein Schutzmittel, um das Leben zu erhalten. Das klingt paradox, ist aber wahr. Der Natur kommt es nie auf das Individuum, sondern immer auf die Art an. Wenn ein Waldblümchen Samen angesetzt hat, ihn sorglich in Früchtchen eingepackt, durch derbe Häute und mannigfache Verbreitungshilfsmittel für seinen Schutz und Erfolg seiner Lebensreise gesorgt hat, dann kann es getrost sterben. So wie die Matrone schließlich leicht vom Leben Abschied nimmt, wenn ihre Kinder wohlversorgt und selbständig sind, ihr aber das reich und glücklich vergangene Leben schon zu beschwerlich wird. Der Botaniker weiß übrigens, daß ein guter Teil unsers einheimischen Gekräutes den Tod im Winter nur vortäuscht. Die kleinen Schlanköpfe opfern nur das auf, was ohnehin nicht zu halten ist: die vertrockneten und leeren Fruchtstengel und die durch langen Gebrauch hart mitgenommenen, zermürbten und vergilbten Blätter.



Eine „Windhalde“ mit schiefgelegten und gestürzten Bäumen in den Voralpen

Sie ziehen sich mit dem ersten Frost unter die Erde zurück, beschränken ihr Leben auf unterirdische Ausläufer, Wurzelstöcke und höchstens auf ein paar Kümmerblättchen, die dichtgedrängt wie eine Herde frierender Schafe beisammenhocken und sich überdies noch mit dem Gestrüpp der vertrocknenden Sommertriebe und Blätter zudecken. So machen es alle zwei- und mehrjährigen Stauden. Erst wenn sich die Temperatur dauernd auf über ein bis zwei Grad hält, wagt aus den Stümpfen das Leben wieder nach dem Licht zu greifen. Diese Vorsicht schützt sie vor allen Unbilden, der Schnee deckt sie außerdem mit wärmendem Mantel zu.

Nicht so wohl haben es aber Sträucher und Bäume, die, sich auf langjähriges Leben einrichtend, sich große, vielverzweigte und dauernde Gehäuse erbauen in Zweigen und Stämmen. Oft turmhoch die ganze Gegend beherrschend, ziehen sie wie alle Mächtigen auch jede Gefahr besonders auf sich. Sie müssen alle ihre Kräfte aufwenden, um den für sie schrecklichen und stets lebensgefährlichen Winter überstehen zu können. Und die Spuren dieser harten Kämpfe sieht man ihnen auch zeitlebens an.

Die winterliche Waldwanderung zeigt sie uns bar jeder schützenden Kleidung und enthüllt uns die Schlachtenmale dieser ehrwürdigen Kämpen. Wenn wir einmal die Physiognomik der Bäume kennen lernen, werden sie uns ein für allemal liebvertraute, bekannte Gesichter.

Jeder Winter gestaltet den Wald charakteristischer, und für den, der im Buche der Natur lesen kann, sind alle wichtigeren Naturereignisse an den Baumriesen verzeichnet. Die Pflanze unterscheidet sich nämlich in dem Punkte nicht unwesentlich von dem Tier, daß sie alle wichtigeren Organe in sehr großer Zahl anlegt. Sie hat zahlreiche Zweige, eine ganze Schar von Wurzeln, Tausende von Knospen und Blüten und meist hunderttausende Blätter — sie kann also mehr Verletzungen und vor allem kann sie Verstümmelungen ertragen, die den meisten Tieren schon das Leben kosten würden. Dem verdankt sie die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer Individuen. Es gibt in einem Walde



Die Schneelast biegt das Tannenbäumchen im Vordergrunde zu einem Reifen



Noch ein Beispiel vom Schneedruck

nicht zwei Bäume, die sich ganz gleichen würden, während bis zu den hochentwickelten Säugetieren meist nur das sachkundige Auge des Besitzers gewisse Individuen von andern derselben Rasse unterscheiden kann. Dies geht sogar bis zu hochdifferenzierten Menschenrassen. Für unser Auge sehen sich alle Chinesen gleichen Alters, ja auch alle Säuglinge der ersten Tage ähnlich.

Weil der Baum ein „eignes Gesicht hat", gibt es in jedem Walde „Lieblingsbäume", darum knüpft sich an so viele alte Bäume ein Kranz von Legenden und Sagen, darum erfreut sich mancher Wetterbaum weiten Rufes, so daß, um ihn zu sehen, oft mancher beschwerliche Waldgang gewagt wird. Wen hätte es nicht gelüstet, einmal den tausendjährigen Rosenstock zu Hildesheim, die Zedern des Libanon, den „Waldesalten" der Sierra Nevada oder von weniger berühmten: die Linde, die der württembergischen Stadt Neustadt den Beinamen gab, oder den „Hölzlekönig" bei dem badischen Villingen zu sehen, wenn ihn sein Lebensweg nahe daran vorbeiführte?

Was diese Bäume und alle ehrwürdigen Waldriesen interessant macht, ist eigentlich die Geschichte ihrer Winterleiden. Drei Dinge sind es namentlich, die unermüdlich die Bäume zurechtformen: der Wind, der Schneedruck und die Eislasten.

Der Wind ist für die Pflanze wichtiger, als wir ahnen. Er ist ein klimatischer Faktor ersten Ranges, der mit souveräner Macht darüber entscheidet, ob eine Gegend trocken und warm oder kalt und niederschlagsreich ist. Er hat auf die Pflanzen eine ganz besondere, rätselhafte tödliche Wirkung. Der Frostwind ist ein Todfeind der Gehölze. Das weiß jeder Gärtner. Unsre empfindlicheren Gartengewächse ertragen unglaubliche Temperaturen bei stiller Luft — aber ein heftiger Wind bei nur wenig Graden unter Null wird ihnen verderblich. Jeder weiß es aus eigner Erfahrung, vier Grad Kälte bei Wind sind auch für uns unerträglicher als zwölf Grad bei vollkommen ruhiger Luft. Man hat sich lange Zeit den Kopf zerbrochen, warum dies so sei. Endlich kam man darauf. Das Schädliche und Empfindliche ist die außerordentliche wasserentziehende Kraft der Frostwinde. Die Pflanze bezieht ihren Wasserbedarf aus dem Boden — ist er gefroren, versetzt sie jede überflüssige Wasserabgabe in die peinlichste Verlegenheit. Sie vertrocknet rascher als an dem heißesten Sommertag. Aber da haben wir ja etwas sehr Bedeutsames entdeckt! Ist nicht vielleicht die Sparsamkeit in den Wasserausgaben auch die wahre Ursache, warum so viele Bäume im Herbst sich der Blätter entledigen? So ist es auch. Aus den Blättern verdunstet sehr viel Wasser, ein Hektar Buchenwald verliert an einem Sommertag an 30000 Liter. Das könnte das Gewächs im Winter nicht aus dem Boden pumpen, darum beeilt es sich, mit dem ersten Frost die Blätter abzuwerfen. Freilich bleibt nun der Einwand, daß die Nadelhölzer sich nicht diesem Gesetz fügen. Aber die Nadeln transpirieren auch nicht so viel wie die breiten Laubblätter; eine Tanne verdunstet um neun Zehntel weniger als eine Buche. Und so wird der Einwand hinfällig.

Seitdem man diese Dinge weiß, haben sich die Schleier mancher Rätsel der Pflanzenverbreitung gelüftet. In Lappland, in einem relativ milden Klima, gedeihen keine Wälder mehr; die Fichte wird dort zu einem Krüppelbusch, der sich verzweiflungsvoll am Boden wälzt. Aber um den sibirischen Kältepol, unter einem Himmel, der im Januar nur die Wahl läßt zwischen 22 und 60 Grad Kälte, grünen üppige Nadelwälder. Wie ist das möglich? Die Sache ist einfach. Jene Teile Sibiriens haben wenig Winterstürme, die waldlosen Teile Lapplands dagegen

gehören zu den sturmreichsten Gegenden Europas. Wir haben übrigens auch ein näherliegendes Beispiel. Unsre Wasserkante mit ihren Inseln ist fast baumlos. Die West- und Nordweststürme ihrer milden Winter machen zwar unsre Seeleute wetterhart, aber sie zerstören die Wälder. Will man dort Obst ziehen, muß man die Bäumchen durch riesige Bretterwände schützen. Und die wenigen Krüppelbäume, die auf Sylt, Borkum, an den Küsten Schleswigs gedeihen, sind so verbogen und zu Boden gerissen, daß ihre Art nicht wieder zu erkennen ist. Um Dörfer herum oder längs der Dünen ist noch der meiste Baumwuchs da. Aber die Eschen und Birken werden dort nur genau so hoch wie der Sandhügel oder das Dach, hinter dem sie sich vor dem Wintersturm verstecken. Alle vorwitzigeren Aeste, die sich höher wagen, werden ausgedörrt; sie peitschen sich gegenseitig und reißen sich Rinde und Knospen vom Leibe. Die Bäume wachsen in Friesland in die Breite statt in die Höhe.

Was wir aber bei diesem Ausfluge an die Nordseegestade gelernt haben, sehen wir bei jeder Winterbergtour auch in unsern Wäldern. In jeder freien Höhenlage finden wir solche geschorene, vom Winde einseitig gemachte, ihrer obersten Krone beraubte Bäume. Besonders berühmt sind ob ihrer Windbäume manche Lagen des Schwarzwaldes und des Harzes. Hier und da ist in engen Durchbruchstälern unsrer Mittelgebirge eine ganze Berghalde besonders vom Wind bestrichen, und dann überbietet ein Baum den andern an Sehenswertem



Die Himalajazeder vor der Arena zu Verona



Auf dem Gipfelplateau der Jochalm: die Winterstürme lassen keinen Baumwuchs aufkommen

und Interessantem. Fast alle Bäume sind von der herrschenden Windrichtung abgewendet, ihre Verästelung ist an der Leeseite stets stärker, und jeder mächtigere Schaft muß die Kühnheit, hervorragen zu wollen, mit Verstümmelung büßen.

In jedem Walde, sei es nun in der Niederung oder im Bergland, gibt es auch einzelne vom Glück begünstigte Baumriesen, die weit über die in unsern Breiten stets ziemlich gleichmäßige Waldkontur hinausragen. Solche sind das dankbarste Studienobjekt, wenn man die Wirkung der Stürme anschaulich erkennen will. An ihnen entfaltet das Pflanzenleben ganz eigenartige Schutzmittel, um dem Winde trotzen zu können. Wir haben nur die Natur kopiert, wenn wir dem himmelansteigenden gotischen Turm durch Strebepfeiler Halt verleihen. Auch der Baum baut sich Stützen. An der dem herrschenden Winde entgegengesetzten Seite verankert er sich mit den Wurzeln besonders fest in der Erde, ja, auf eine bislang noch unbegreifliche Weise bilden sich manchmal kolossale „Tafelwurzeln“ die oft meterweit vorspringen und sich mächtig anstemmen. Ihre Funktion ist unverkennbar, und dennoch sind meist solche Riesenbäume „windschief“ geworden, so mächtig prallt der Nordwest der Aequinoktien an sie. Um den Sturm unschädlich zu machen, haben die Bäume auch noch eine andre Erfindung ausgeheckt. Sie weichen dem Wind einfach aus. Sie stellen sich ihm entweder mit ihrer schmalsten Seite entgegen — das tun die vielgepriesenen Pinien Italiens — oder sie bilden



Die Spuren einer Winterkatastrophe im bayrischen Alpenwald

Aststockwerke, durch die der Wind machtlos wie durch ein Gitter bläst. Fichte, Tanne und ihre Verwandten weichen so manchem Unheil aus. Es ist sehr hübsch zu sehen, wie sich ihre Gestalt stets ihren Lebensverhältnissen anpaßt. Die Nadelhölzer, die aus sehr sturmreichen Ländern stammen, sind stets luftiger, durchsichtiger. Schon an der Himalajazeder, jedem Italienreisenden wohlbekannt als erster fremder Baum, der ihm nebst der Zypresse jenseits des Brenners auffällt, läßt sich das beweisen, aber besonders anschaulich wird es an den reizenden Araukarien, die von den fernen, sturmumheulten Norfolkinseln auf unsern Blumentisch kamen und gerade durch ihre „Windanpassung“ zum Lieblingszierbäumchen wurden.

Nicht so glücklich weiß aber der Baum den zwei andern Gefahren des Winters zu begegnen: der Schneelast und dem Eisdruck.

Seitdem uns Ski und Rodelschlitten auch vor dem tiefsten Schnee nicht zurückhalten, erkannte man erst in weiteren Kreisen, welch ungeahnte Lasten der Wald gegen den Spätwinter auszuhalten hat. In den Hochgebirgen — die durchaus nicht die schneereichsten sind, denn über einer gewissen Höhe nehmen die Niederschlagsmengen im Winter rasch ab — maß man Schneedecken von 17 Metern Dicke! Solchem Gewicht ist der Baum allerdings nicht immer gewachsen. Es ist zwar sehr bemerkenswert, daß die Nadelbäume, denen ihres Blätterkleides halber mehr aufgeladen wird, unvergleichlich zäheres Holz haben als die meisten Laubbäume. Die Zweige der Krummföhre, denen meist über ein halbes Jahr riesige Schneelasten aufgebürdet werden, sind einfach unzerbrechlich. Aber dennoch ist der Schneebruch eine ständige Sorge der Förster. Der weiche Flaum drückt durch seine Masse gar manchem stolzen Baum zeitlebens demütige Haltung auf. Das schöne Bild auf S. 147, das ich einem meiner naturforschenden Freunde verdanke, bringt uns nicht nur die schimmernde Pracht, sondern auch das Leid des Winterwaldes vor Augen. Das junge Tannenbäumchen im Vordergrunde hat sich widerwillig zum Reifen gebogen, und befreien es milde Tage nicht bald von seiner Bürde, so wird es für immer die Spur jenes Schneefalls am Leibe tragen. Und solcher Reifen gibt es gar viele im Walde.

Da aber kein Leid ist, in dem nicht auch eine Süßigkeit im Grunde ruht, erweist sich der Schnee nicht nur als Feind, sondern auch als Wohltäter der Pflanzengeschlechter. Er schützt vor Verdunstung, unter ihm kann kein Frost heran — das weiß jeder Landwirt, und darum ist er bei genügender Schneedecke auch im ärgsten Frost um sein Wintergetreide unbesorgt. Eine große Anzahl köstlich zarter Blümchen und Kräuter, die des Wanderers Herz im Sommer erfreuen, wäre nicht vorhanden, läge nicht in den bitterkalten Tagen das weiße Linnen der Flocken über sie gebreitet. Das geht so weit, daß jene Stellen, wo der Wind regelmäßig den Schnee wegzublasen pflegt, eine andre, ärmlichere Vegetation haben als die geschützten Orte.

Der Schnee ist ein ausgleichender Faktor im sozialen Leben der Pflanzenwelt. An den Mächtigen bosselt er stets, lehrt sie Demut und knickt die zu Prätenziösen; die Schwachen und Kleinen aber schützt und erquickt er. Da ist der Rauhfrost und ganz besonders das Eis ganz anders. Ein Gehölz, silbern starrend im Rauhfroste, gehört zu den künstlerisch vollendetsten Gemälden der Natur. Aber die Schönheit kommt den Bäumen oft teuer zu stehen. Wenn nach allzufrühem und rasch wieder beendetem Tauwetter oft namhafte Eisbildung eintritt, da kommt es manchmal zu einer Waldkatastrophe, die in wenigen Stunden zerstört, was Jahrzehnte des Wachstums aufgebaut haben.

Ein solcher Waldzusammenbruch ist eines der schaurig-erhabensten Naturschauspiele, die man sich nur erdenken kann, und es ist unbegreiflich, warum bisher sich unsre Künstler seine stumme Majestät haben entgehen lassen. Der im Rollen erstarrte Tropfen wird zum Stalagmiten, an dem jeder Nachfolger ein Körnchen neuer Schönheit ansetzt; demantschimmernd rauschen diese silbernen Eisbärte von jedem Zweiglein, jeder Nadel herab. Ihr Gewicht verwandelt die Baumgestalten. Tief zur Erde hängen die höchsten Zweige, und in angstvollem Zittern harren die sonst so Stolzen ihres Schicksals. Aber das schreitet schnell. In dumpfem Brausen, mit hellem Krachen und schweren Schlägen bricht die Götterdämmerung über den Wald herein. Ein Tag dieses wunderlichen Zustandes ist über ein Jahrhundert sichtbar im Landschaftsbilde, an verkrümmten Bäumen, fehlenden Wipfeln, scharfen Brüchen und den Kahlstellen, die der Tod niedergemäht hat. Zum Glück geht er wohl nur jedes Jahrhundert einmal mit so schwerem Tritt durch die Wälder, aber im kleinen kommt er jedes Jahr, und stets wiederholt er die bedeutsame Mahnung: daß die gewaltigsten Kräfte der Natur in der Gelassenheit liegen, mit der sie durch Zeit und Ausdauer aus den Staubkörnchen Berge erbaut und Weltteile in den Abgründen der Meere versinken läßt.

Das welke Blatt

Du allerletztes Blatt am Baum,
Verlorner, welker Rest,
Vorbei ist längst der Sommertraum,
Was hältst du dich so fest?

So schalt ein Jüngling frisch und rot,
Der tags vorüberging,
Und noch vor Abend war er tot,
Indes das Blatt noch hing.

Gustav Falke



Im Glanz des Rauhfrostes

Im Getriebe des Weltstadtverkehrs

Von

W. Morgenroth

Trotz der tiefgehenden Umwälzungen, die das großstädtische Verkehrswesen in den letzten Menschenaltern erfahren hat, ist es auch heute noch in fast beständiger Umbildung und Weiterentwicklung begriffen. Noch weit schneller als die Bevölkerung selbst schwillt der Verkehr der Städte im Innern wie nach außen hin an; die veränderten Erwerbsverhältnisse und die dadurch bedingte, im Vergleich zu früheren Zeiten viel unruhiger gewordene Lebenshaltung bringen die große Menge der Bewohner in immer eiligere und hastigere Bewegung; das wirtschaftliche Weichbild der Großstadtgemeinden endlich dehnt sich mehr und mehr aus und schafft für den Massenverkehr immer größere und immer schwerer zu überwindende Entfernungen. Alles das drängt fortgesetzt nach mehr und nach besseren, insbesondere nach schnelleren Verkehrsmitteln, und die Technik, die gerade hier ein Feld ihrer erfolgreichsten Betätigung hat, bietet solche auch in stets vollkommeneren Formen.

Dem Omnibus, der zuerst im Jahre 1819 in den Straßen von Paris, 1829 in London und 1838 in Berlin auftauchte, folgten die städtischen Straßenbahnen oder Tramways, von denen in Berlin im Jahre 1865 die erste in Betrieb gesetzt wurde. Nicht viel später kamen die Stadteisenbahnen, die bei der sonstigen starken Verkehrsbelästigung der Straßen oder infolge von Raummangel zum Teil als Hoch- oder Untergrundbahnen angelegt werden müssen, und seit etwa einem Jahrzehnt bringt wieder die Einführung der Elektrizität als Triebkraft der Massenbeförderungsmittel große, jetzt noch andauernde Umwälzungen in das Verkehrsleben der Großstädte. Die erste Stadtbahn wurde zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in London erbaut, zehn Jahre später nahm man die langen New-Yorker Hochbahnen in Angriff, und zu Anfang der achtziger Jahre erhielt Berlin seine Stadt- und Ringbahn. Elektrische Bahnen kennt man erst seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren; sie haben namentlich in den letzten zehn Jahren riesige Fortschritte gemacht. Als besonders leistungsfähiges und praktisches Beförderungsmittel erweisen sich jetzt die elektrischen Hoch- oder Untergrundbahnen, die gerade in allerneuester Zeit zahlreich entstanden sind. In London sind bereits mehrere unterirdische Linien in Betrieb, Paris besitzt seit einigen Jahren eine solche in der Metropolitaine, und im Jahre 1902 ist auch in Berlin eine elektrische Hoch- und Untergrundbahnlinie eröffnet worden, der bald weitere Strecken folgen werden.

Trotzdem so ein Verkehrsmittel das andre in rascher, fast ständig in Fluß befindlicher Entwicklung überholt hat, sind doch nirgends die älteren Beförderungsarten durch die neueren verdrängt worden; sie haben im Gegenteil nicht nur ihr Tätigkeitsfeld behauptet, sondern sich fast alle noch kräftig voranentwickelt und sind deshalb im Bilde des Personenverkehrs der modernen Riesenstädte auch sämtlich nebeneinander vertreten. Eisenbahnen und Straßenbahnen, die in Stockwerkshöhe oder unter der Erde dahineilen, Omnibusse, Droschken und sonstige Fahrzeuge aller Art sind unablässig bemüht, unzählig erscheinende, sich immer wieder erneuernde Menschenmengen ihren Zielen zuzuführen. Dazu kommen in den Verkehrszentren die schier endlos hin- und herwogenden Reihen der Fußgänger. Es ist kaum möglich, sich eine vollkommene Vorstellung von diesem fortwährenden Gewühl zu machen, das auf den Beobachter einen ebenso verwirrenden wie imponierenden Eindruck macht. Scheinbar planlos und regellos wimmeln die Mengen durcheinander. Und doch sind alle von bestimmten Gründen geleitet, Geschäfte aller Art bringen die einen, Vergnügungen, Besuche, Neugier die andern auf die Straße, und fast alle finden ihren Weg. Aber wohl jeder scheint uns sagen zu wollen: „Ich habe keine Zeit." In den Grundzügen bietet dieser hastende Massenverkehr, der „rapid transit", wie der Engländer ihn nennt, in allen Weltstädten ein sehr ähnliches Bild; die Friedrichstadt von Berlin erscheint darin bei oberflächlicher Betrachtung von der Londoner City und von dem inneren Paris nicht allzu verschieden. Aber im einzelnen bestehen doch im Verkehrsleben der drei europäischen Riesenstädte, entsprechend der voneinander abweichenden Entwicklung desselben, eine ganze Reihe von Unterschieden.

Zieht man zunächst den Personenverkehr auf den drei hauptsächlichsten, für den Massenverkehr in Betracht kommenden Beförderungsmitteln, auf Eisenbahnen, Straßenbahnen und Omnibussen, in Betracht, so kommt ihnen, wie die nachstehenden Zahlen zeigen, im Verkehrsleben jeder Stadt noch eine recht verschiedenartige Bedeutung zu.

Es wurden nämlich befördert:

in	Millionen Passagiere			
	auf Lokaleisenbahnen	auf Straßenbahnen	auf Omnibussen	Ueberhaupt
Groß-Berlin (1903)	127,6	397,6	85,8	611,0
Paris (1902 [1])	170,5	311,2	128,7	610,6
Groß-London (1902) ca.	547,5	358,1	489,2	1394,8

Das bedeutet, wenn man die Zahlen mit der mittleren Bevölkerung der Städte vergleicht, daß jeder Einwohner durchschnittlich die folgende Anzahl von Fahrten machte:

[1]) Ohne Vororte.



Holländische Wäscherinnen

Nach dem Gemälde von Gilbert von Canal (München)

in	auf Lokaleisenbahnen	auf Straßenbahnen	auf Omnibussen	Ueberhaupt
Groß-Berlin (1903)	49	153	33	235
Paris (1902)[1]	64	122	48	235
Groß-London (1902) ca.	82	53	73	208

Die genannten drei Verkehrsmittel zusammen befördern also die Riesenmengen von 611 Millionen Passagieren in Groß-Berlin, ungefähr gleichviel (610,6 Millionen) in Paris — ohne das Vorortgebiet — und rund 1395 Millionen in Groß-London; oder es benutzte durchschnittlich jeder Einwohner diese drei Verkehrsmittel in Groß-Berlin 235 mal, in Paris ebenfalls 235 mal, in Groß-London 208 mal im Jahre. In Berlin nimmt dabei die elektrische Straßenbahn eine so dominierende Stellung ein, wie sie ihr in keiner der beiden andern Städte zukommt. Sie befördert hier fast ²/₃ des gesamten städtischen Bahn- und Omnibusverkehrs, während in Paris nur ungefähr die Hälfte, in Groß-London nur etwas über ¹/₅ aller Passagiere mit der Straßenbahn fahren. Das Bild des heutigen Straßenlebens in Berlin unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem in Paris oder in London, und zwar liegt ein Hauptgrund dieser Verschiedenartigkeit darin, daß in Berlin die Straßenbahn weit mehr als anderwärts bis in das Innere der Stadt vorgedrungen ist. Berlin ist heute die Stadt der Straßenbahnen; man sieht es wohl am besten am Potsdamer Platz oder am Halleschen Tor, wo zahlreiche Linien zusammenlaufen und wo die im Schneckengang einherkriechenden Riesenwagen sich drängen wie etwa auf einem Rangierbahnhofe, ein fast beständiges Hindernis für allen andern Verkehr bildend. In Paris spielen dagegen die Lokaleisenbahnen und Omnibusse eine weit größere Rolle im städtischen Personenverkehr, und noch mehr ist dies in London der Fall, wo das Innere der Stadt von einem verzweigten Netz von Untergrundbahnen durchzogen ist und wo auf den Straßen des Zentrums der Omnibus eine beherrschende Stellung einnimmt. Die Eisenbahnen befördern in Groß-London ungefähr ²/₅ des gesamten Verkehrs (gegenüber rund ¹/₅ in Groß-Berlin), die Omnibusse ziemlich ¹/₃ allen Verkehrs (gegenüber ¹/₇ in Groß-Berlin).

Diese Verteilung des Tätigkeitsbereiches der einzelnen Verkehrsmittel erscheint in Paris und besonders in London vom verkehrswirtschaftlichen Standpunkte aus weit glücklicher als in Berlin. Denn der immer gewaltiger anwachsende Straßenverkehr wird dort in günstigster Weise durch die Untergrundbahnen entlastet, und außerdem ist der bewegliche Omnibus im Straßengewirr der inneren Stadtteile ein viel rationelleres Beförderungsmittel als der schwerfälligere Straßenbahnwagen, der auf engen, belebten Straßen den Verkehr oft mehr belastet als fördert. Auch in Berlin wird bei der ständigen Zunahme des Verkehrs auf den inneren Straßenzügen ernstlich daran gedacht werden müssen, für eine Entlastung durch geeignete Verkehrsmittel beizeiten Sorge zu tragen. Die Hoch- und Untergrundbahn übt zwar bereits einen heilsamen Einfluß in dieser Hinsicht aus — im Jahre 1903 fuhren auf ihr schon 29,6 Millionen Menschen —, aber dem bestehenden Bedürfnisse wird diese eine noch dazu peripherische Linie allein nicht gerecht. Mit der Zeit wird man, trotz des Widerstandes gewisser Kreise, nicht umhin können, nach dem Beispiele andrer Großstädte auch in Berlin zentrale Hoch- und Untergrundbahnen zu schaffen.

Wirft man einen kurzen Blick auf die Entwicklung der genannten drei Verkehrsanstalten, so erscheint die Zunahme des Verkehrs auf ihnen so gewaltig, daß man nicht begreift, wie er vorher ohne sie bewältigt werden konnte. Für Groß-Berlin wird diese Entwicklung durch die nachstehenden Zahlen verdeutlicht.

Millionen Passagiere

im Jahre	auf der Stadt- und Ringbahn	auf Straßenbahnen	auf Omnibussen
1872	--	2,5	12,7
1880	[1] 9,3	51,6	10,8
1890	33,9	141,0	27,8
1900	80,4	280,3	80,6
1903	[2] 97,6	368,0	85,9

In Groß-London war die Verkehrsentfaltung in der gleichen Periode wohl noch gewaltiger. Auf den Stadteisenbahnen, zu denen hierbei die lokalen Strecken der Fernbahnen nicht mitgerechnet sind, fuhren im Jahre 1870 59,4 Millionen Passagiere, 1902 aber schon 273,8 Millionen; die zwei größten Omnibusgesellschaften allein beförderten 1870 42,9, hingegen 1902 279,5 Millionen Menschen; auf den Straßenbahnen stieg der Verkehr von 64,8 Millionen im Jahre 1880 auf 358,1 Millionen im Jahre 1902.

Man sieht deutlich, wie trotz der gegenseitigen Konkurrenz der Eisenbahnen, Straßenbahnen und Omnibusse alle drei Beförderungsmittel sich rasch fortentwickeln. Es besitzt eben jede dieser Verkehrsarten ihre eigentümlichen Vorzüge und ihr bestimmtes Tätigkeitsfeld, auf dem sie besonders leistungsfähig ist. Für kurze Strecken und auf den engen, belebten Straßen der Innenstädte ist der Omnibus das gegebene Transportmittel, denn er übertrifft an Beweglichkeit die beiden andern bedeutend. Für größere Strecken und größere Geschwindigkeit ist ihm indessen die Straßenbahn bei weitem überlegen, die auch ihrerseits wiederum vor der Eisenbahn den Vorzug größerer Beweglichkeit sowie größerer Anpassungs- und Ausdehnungsfähigkeit voraus hat, während diese verhältnismäßig fest an den Schienenzug gebunden ist. Dafür gewährleistet die Stadteisenbahn auf ihrer freien Fahrbahn eine viel größere Geschwindigkeit und die Beförderung viel größerer Massen. Die Straßenbahn ist das beste Verkehrsmittel auf den Straßen der äußeren Stadt und der Vororte. Die Stadteisenbahnen stellen in einem rationell angelegten großstädtischen Verkehrssystem die großen Hauptadern, Straßenbahn und Omnibus die kleineren Kanäle und Aederchen dar.

Neben dem regelmäßigen Massenverkehr auf Eisenbahnen, Straßenbahnen und Omnibussen gehört

[1]) Ohne Vororte.

[1]) Im Jahre 1882.
[2]) Außerdem beförderte die Hoch- und Untergrundbahn 1902: 18,8 und 1903: 29,6 Millionen Passagiere.

das unterbrochene, noch viel mannigfaltigere und belebtere Treiben der Geschäftswagen, Droschken und Fußgänger untrennbar zum Straßenbild der Großstadt. Auch dieser Verkehr blickt auf eine verhältnismäßig rasche Entwicklung und teilweise Umgestaltung in der jüngsten Zeit zurück. Das Zwei- und Dreirad sind neu zu ihm hinzugekommen, und ebenso der motorisch betriebene Wagen, insbesondere die Motordroschke, die neben den Pferdegespannen einem immer häufiger begegnen. Von den Dimensionen dieses hin- und herflutenden Getriebes ist es noch schwieriger als bei den Bahnen, sich eine bestimmtere Vorstellung zu verschaffen. Am meisten schwillt dieser Verkehr in den Geschäftszentren der Städte an, und zwar besonders an den Kreuzungspunkten unsrer Straßen, wo er sich leicht vervielfacht. Ganz besonders zeichnet sich in dieser Beziehung die City von London aus, auf die sich fast der gesamte Geschäftsverkehr der Riesenstadt als Hauptmittelpunkt konzentriert. Sie bietet sicherlich das Gewaltigste von Straßenverkehr, was irgendwo zu treffen ist. In Paris und in Berlin ist der Geschäftsverkehr mehr auf verschiedene Stadtviertel verteilt.

Es ist öfter der Versuch unternommen worden, das Drängen und Treiben des Verkehrs an einigen wichtigen Punkten der Großstädte zahlenmäßig festzustellen. So wurde bereits im Oktober 1900 in Berlin beobachtet, daß über den Potsdamer Platz, den Hauptpunkt des Wagenverkehrs, von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr abends 5410 Lastfuhrwerke, 1892 Handwagen, 893 Privatfuhrwerke, 427 Postwagen, 9286 Droschken, 2170 Omnibusse, 4837 Straßenbahnwagen und 2497 Radfahrer kamen, das heißt in jeder Stunde durchschnittlich 1700 Fahrzeuge. In der Leipziger Straße, zwischen Jerusalemer Straße und Markgrafenstraße passierten in derselben Tageszeit ungefähr 8000 Wagen und über 100000 Fußgänger. An der Stelle des Hauptfußgängerverkehrs, in der Königsstraße unter dem Stadtbahnbogen, zählte man sogar 137000 Fußgänger und rund 11000 Wagen. Heute sind diese Zahlen natürlich schon weit überholt.

Noch größer als in Berlin ist das Straßentreiben, besonders der Wagenverkehr, in Paris und in London. So zählte man in Paris zum Beispiel in der Rue Rivoli an der Ecke des Louvre täglich 28000, in der Avenue de l'Opéra täglich 24000 vorbeikommende Fuhrwerke. In London fuhren am Walsingham House in Piccadilly im Januar 1903 von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends 15282, am Strand 11172 Wagen aller Art vorüber. An dem Hauptverkehrsplatze der City, an der Bank, eilten täglich 248015 Fußgänger vorüber, von denen nur 26200 sich der kürzlich dort angelegten unterirdischen Passage bedienten, und neben allem möglichen andern — leider nicht festgestellten — Wagenverkehr fuhren dort in jeder Stunde des vollen Betriebes allein 690 Omnibusse entlang. Ein riesiger Verkehr flutet fortwährend über die zahlreichen Themsebrücken; über die verkehrsreichste von ihnen, die London Bridge, die das wichtigste Bindeglied zwischen der City und Southwark bildet, gingen am 11. Februar 1901 116900 Fußgänger, und 1903 wurde sie an einem Tage von 29872 Fahrzeugen benutzt.

Versucht man, einen Tag des Großstadtverkehrs sich ziffernmäßig zu vergegenwärtigen, so ergibt sich, daß in Groß-Berlin — und ebenso in Paris — auf Straßenbahnen, Eisenbahnen und Omnibussen beinahe 2 Millionen Fahrten Tag für Tag gemacht werden, in Groß-London ungefähr 4 Millionen Fahrten. Ein erheblicher Teil dieses Verkehrs entfällt allein auf die gewaltigen Massen, die am Morgen jedes Arbeitstages nach den inneren Geschäftsvierteln, nach dem Orte ihrer Berufsarbeit eilen und die der Pulsschlag des Großstadtlebens jeden Abend wieder zu ihren weiter nach außen gelegenen Wohnungen zurückträgt. So hatte die City von London im Jahre 1901 nur eine Nachtbevölkerung von 26897 Personen, während die Tagesbevölkerung weit über 300000 Menschen zählte. In Berlin wohnten im Jahre 1900 fast 80000 Menschen außerhalb des Stadtgebiets, in den Nachbarstädten und Vororten, die innerhalb desselben ihren Arbeitsplatz hatten. Interessante Feststellungen haben die Behörden in London über diesen Verkehr angestellt. So beobachtete man im Oktober 1903, daß in den Stunden von 8 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends 11151 Droschken, 9616 Omnibusse und 65983 andre Gefährte, insgesamt also 86750 Wagen zur City hineinfuhren. Und die Zahl der Personen, die von 5 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, sei es zu Fuß oder zu Wagen, sich nach der City bewegten, wurde 1891 bereits auf 1101000 festgestellt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß diese Ziffern nur den Verkehr nach einer Richtung ausdrücken; der gesamte Verkehr dürfte, da wohl die gleichen Massen täglich aus der City wieder hinausströmen, das Doppelte davon betragen. Berechnet man unter dieser Annahme den Verkehr, der sich durchschnittlich in *einer* Stunde des Tages zwischen der City Londons und den äußeren Stadtteilen vollzieht, so kommt man auf 14500 Fahrzeuge und rund 140000 Menschen. Am Gebäude der Bank, wo man den Pulsschlag dieses Riesenlebens wohl am deutlichsten gewahrt, eilen durchschnittlich in der Stunde 12700 Passanten vorüber. Während des Hauptverkehrs werden diese Durchschnittszahlen natürlich noch stark übertroffen. Der Vergleich mit dem wimmelnden Ameisenhaufen dürfte für die belebtesten Vormittagsstunden aber kaum noch ausreichen, um ein vollkommenes Bild von diesem Gewühl zu geben.



Physikunterricht in einer New-Yorker „high school“

Mädchenerziehung in den Vereinigten Staaten

Von

Franz Baumgarten

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von George Grantham Bain, New York)

In Ernst und Scherz hat man die Vereinigten Staaten das Paradies der Frauen genannt, hat behauptet, die Frau regiere dort und dieses Weiberregiment erkläre manchen sonst unverständlichen Charakterzug des so nüchternen und praktischen Volkes. Man hat darauf hingewiesen, daß der weitaus größte Teil des Lehrpersonals der öffentlichen Schulen dem weiblichen Geschlechte angehöre, und, da aus diesen Schulen der größte Teil der Bevölkerung hervorgeht, angenommen, daß der Einfluß der Lehrerinnen auch im späteren Leben ihrer Schüler von Dauer geblieben sei. Richtig ist, daß das weibliche Element in den Schulen weit überwiegt, wie denn zum Beispiel im Jahre 1903 auf 332 252 Lehrerinnen nur 117 035 Lehrer kamen. Aber es wäre ein Irrtum, wollte man hieraus allein den Einfluß der Frau im öffentlichen Leben des amerikanischen Volkes erklären. Ein Teil der ritterlichen Achtung, die man überall der Frau erweist, datiert noch aus der Zeit, wo diese ihren Gatten unerschrocken in die Wildnis hinein begleitete, heldenmütig alle Gefahren und Strapazen mit ihm teilte, in den Stunden der Not, wenn die Indianer das einsame Blockhaus umschwärmten, kaltblütig auch zur Büchse griff und unter Gefahren und Mühsalen ein Geschlecht in die Welt setzte, das keck allen Gefahren trotzte und die Wildnis in fruchtbare Aecker und blühende Gärten verwandelte. In späteren Jahren aber und in der Gegenwart hat die amerikanische Frau sich Achtung und Anerkennung errungen durch ihre hervorragenden Leistungen auf allen Gebieten der beruflichen Tätigkeit und — im Hause.

Es ist ein in Europa weitverbreiteter Irrtum, der in der amerikanischen Frau nichts als eine frivole, putz- und genußsüchtige Puppe erblickt, die nichts versteht, als das sauer verdiente Geld des Mannes zu vergeuden. Dieser Irrtum wird von Leuten verbreitet und genährt, die in ein paar Wochen oder Monaten das Land durcheilen und sich dann anmaßen, ein Urteil über Land und Leute zu fällen. In dieser kurzen Spanne Zeit können sie keinen Einblick in das amerikanische Familienleben gewinnen. Was sie beurteilen, worüber sie schreiben, ist das, was sie auf der Straße, in den „boarding houses“ und Hotels und an Vergnügungsorten gesehen haben. Die meisten amerikanischen Frauen sind arbeitsam und sparsam und halten ihren Haushalt vorzüglich in Ordnung. Und ehe sie einen Hausstand gründen, üben die meisten von ihnen einen Beruf aus und stellen sich schon in jungen Jahren auf eigne Füße.



Einige „Füchse“ des Vassar-College in den Klassenfarben

Die ganze Erziehung weist sie darauf hin. Verfolgen wir einmal den Schullauf einer jungen New-Yorkerin. Um den zu verstehen, müssen wir uns erst einmal die Schuleinrichtungen New Yorks, die typisch für die Vereinigten Staaten sind, das heißt für die größeren Städte, vergegenwärtigen.

Die Volksschule ist die gemeinsame, unentgeltliche Bildungsanstalt für alle zukünftigen Bürger und Bürgerinnen der Republik. In ihr sitzt der Millionärssohn neben dem des Arbeiters, die „höhere“ Tochter neben dem Proletarierkinde, und es spricht außerordentlich für die herrschende Erziehungsmethode, daß nicht etwa die Kinder gebildeter Stände herabgezogen werden zu dem vulgären Ton und den schlechten Manieren der unteren Volksklassen, sondern daß diese sich befleißigen, das Gute, das sie vor Augen sehen, auch sich zu eigen zu machen. Selbstverständlich gibt es auch Privatschulen und sogenannte Akademien, in welche die Allerexklusivsten ihre Sprößlinge schicken, doch werden im großen und ganzen von der Mehrheit der wohlhabenden Bevölkerung die Volksschulen, und zwar mit Recht, bevorzugt, da in ihnen eine sehr gute Grundlage für das weitere Studium gelegt wird. Manchem Amerikaner, speziell dem der alten Schule, geht die Volksschule sogar schon zu weit; er macht ihr den Vorwurf, daß sie zu vielerlei und deshalb nichts gründlich lehre, und behauptet, es sei genug, wenn der Schüler die drei R, Reading, Writing and Arithmetic — sprich 'rithmetik —, eingepaukt bekäme, diese aber gründlich. Allgemeine Geschichte, Geschichte der Vereinigten Staaten im besonderen, Physik und Chemie, Singen, Handfertigkeitsunterricht, Turnen sind ihnen „fads and frills“, das heißt eine unnütze, überflüssige, wertlose Belastung des menschlichen Gehirns. Mögen diese den Wissenschaften abholden „Selfmademen“ von ihrem Standpunkt aus recht haben, so vergessen sie doch das eine, daß die Volksschule gewissermaßen die Vorhalle zum Tempel der höheren Weisheit für diejenigen ist, die Begabung und Ehrgeiz treibt und befähigt, ihr Wissen zu bereichern und zu vervollständigen. Für Schüler und Schülerinnen, die mit Erfolg die Volksschule absolvierten, bietet sich dazu vom vierzehnten bis achtzehnten Jahre Gelegenheit in den Schulen zweiten Grades, den sogenannten „high schools“, die ihren Lehrzielen nach etwa mit den mittleren Klassen — Quarta bis Obersekunda — der deutschen Gymnasien zu vergleichen sind, keineswegs aber mit unsern „Hochschulen“, den Universitäten und Polytechniken, verwechselt werden dürfen.

Das schulpflichtige Alter der Kinder ist auf das siebente Jahr festgesetzt. Der gesamte Unterricht erstreckt sich über acht Jahre. Da indessen jegliche standesamtliche Register fehlen und viele Eltern bei zu zahlreichem Nachwuchs froh sind, der Beaufsichtigung wenigstens eines Kindes enthoben zu sein und so schnell wie möglich ihre Pflichten auf die Schultern andrer abwälzen zu können, so wird unverfroren und ungestraft den Kleinen ein Jahr



Chemiestunde in einer Abendhochschule



Zöglinge einer New-Yorker Volksschule beim zoologischen Unterricht

hinzugelogen, sie somit ein Jahr früher, als gesetzlich angängig, zur Schule geschickt. In allen größeren Städten ist mit den Gemeindeschulen ein Kindergarten nach Fröbelschem System verbunden, in dem die Kleinen nach vollendetem fünften Jahre Aufnahme finden. Der Unterricht in den Volksschulen beginnt morgens 9 Uhr und dauert bei einstündiger Mittagspause bis nachmittags 3 Uhr. Sonnabend fällt der Unterricht ganz aus. Häusliche Schularbeiten gibt es nur ganz minimal für die oberen Klassen, und zwar nur für Rechnen und Schönschreiben, auf welche Fächer in Amerika das größte Gewicht gelegt wird. Es kann also niemand behaupten, daß Jung-Amerika mit Arbeit überbürdet wird, was ja die ständige Klage der deutschen Eltern ist. Mit weisem Vorbedacht sind die Sonnabende von der Schulbehörde freigegeben worden. Sie sollen für die Kinder von frühester Jugend ab ein Unterrichtstag für praktische Tätigkeit im Haushalt sein und sind es in der Tat auch. Es ist ganz erstaunlich, mit welchem Eifer und welcher Lust die kleinen Mädchen zugreifen, um ihrer Mutter die größere Arbeitslast des letzten Tages der Woche zu erleichtern. Je mühsamer die Arbeit, die ihnen aufgetragen wird, desto freudiger gehen sie ans Werk und desto größer ist ihr Stolz. — Die Fortsetzung der Volksschule ist, wie schon gesagt, die „high school" und wie diese unentgeltlich. In ihnen bilden Latein, Griechisch, Englisch, Französisch, Deutsch, Mathematik, Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften die Lehrgegenstände, und den Schülern steht die Wahl unter den alten und neuen Sprachen frei. Englisch ist natürlich obligatorisch. Außerdem wird an vielen dieser Schulen noch in Staatswissenschaft, Gesang und Musik, Zeichnen und Malen, Turnen und militärischem Exerzieren unterrichtet, ja einige versteigen sich sogar zu Psychologie und Philosophie. Außerdem gibt es an den meisten Schulen Gelegenheit zum Erlernen der Buchführung, Stenographie, Maschinenschreiben, Handfertigkeit, Kochen und Haushaltung. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß unter den Besuchern der „Hochschulen" das weibliche Geschlecht weit überwiegt. Man ersieht auch hieraus wieder, daß es die Amerikanerin weit ernster und eifriger mit ihrer weiteren Fortbildung nimmt als der Amerikaner. Die Knaben sind, wenn sie wirklich alle acht Klassen der Volksschule durchlaufen, froh, dem Schulzwange enthoben zu sein. Sie sind sofort aufs Geldverdienen erpicht und verschieben ihre weitere Ausbildung auf spätere Jahre. Die Mädchen aber studieren weiter, erwerben eine höhere Bildung als ihre männlichen Altersgenossen, sind ihnen daher an Wissen und Kenntnissen weit überlegen, und das ist einer der Gründe, weshalb die amerikanische Frau in der Regel die Herrschaft über ihren Gatten ausübt.

An diese Hochschulen angegliedert sind vorzüglich geleitete Abendklassen, die aber nicht ganz unentgeltlich sind, wenn auch das Schulgeld nur minimal ist. Sie führen das junge Menschenkind hauptsächlich in die Mysterien derjenigen Wissenschaften ein, die es befähigen, sich im Leben ein gutes Fortkommen zu ermöglichen, und vor allem sind es die praktischen Fächer, die hier gelehrt werden, die Buchführung, Stenographie, Zeichnen



Zeichnen nach dem lebenden Modell in einer New-Yorker Volksschule

und Malen, aber auch Chemie, Physik, und daneben vor allem Sprachen. An diesem Unterricht können auch schon Erwachsene teilnehmen wie überhaupt solche Personen, die schon im praktischen Leben stehen und ihre in der Volksschule erworbenen Kenntnisse vervollständigen wollen. Auch hier sind es wieder in erster Linie die Frauen und Mädchen, die sich beteiligen, und es ist erstaunlich, mit welcher Ausdauer und welchem Ernst die Amerikanerin lernt und in wie kurzer Zeit sie mit ihrem Studium fertig ist.

Den Schlußstein der Erziehung bildet die Universität und das „college". Auch diese darf man nicht auf gleiche Stufe mit unsern Universitäten stellen. Denn erst nach ihrer Absolvierung können die Studenten das eigentliche Fachstudium beginnen, sei es an den mit den Universitäten selbst verbundenen „Schulen" für die Rechte, Medizin, Theologie und so weiter, sei es an besonderen, für diese Disziplinen eingerichteten Anstalten. Die meisten Universitäten und „colleges" sind Internate, und das Wissen ihrer Graduierten steht nicht viel höher als das unsrer Abiturienten, wenn sie auch Verschiedenes gelernt haben, was auf unsern Gymnasien und Realschulen nicht gelehrt wird und der Universität überlassen bleibt. Studenten in unserm Sinne sind also die Besucher einer amerikanischen Universität nicht. Von den Hunderten von Universitäten und Colleges stehen sehr viele beiden Geschlechtern offen, und auch hier wieder ist das weibliche Geschlecht stark vertreten. Vierzehn Anstalten aber sind nur für die holde Weiblichkeit allein bestimmt, und die vornehmsten und angesehensten von ihnen sind Bryn Mawr-College in dem gleichnamigen Städtchen in Pennsylvanien und Vassar-College in Poughkeepsie im Staate New York. Letzteres ist sehr teuer und kann nur von wohlhabenden jungen Damen besucht werden. Eines der diesen Artikel begleitenden Bilder führt uns einige „Füchse" des letztgenannten College in der vorschriftsmäßigen Tracht und den Farben ihrer Klasse vor. Mit Absolvierung des College steht der Amerikanerin die Welt offen. Sie kann sich Dutzenden von Berufen zuwenden, sie kann Prediger, Advokat, Arzt und so weiter werden, vorausgesetzt, daß sie noch eine speziell zum Studium dieser gelehrten Berufe bestimmte Anstalt besucht. Sie kann sich der Lehrtätigkeit widmen und findet Aufnahme in zahlreichen gewerblichen Berufen. Für letztere ist selbstverständlich der Besuch des College nicht nötig; die Absolvierung der „high school" genügt, und auch diese kann für manche Berufsarten umgangen werden. Jedenfalls hat die Amerikanerin vor der deutschen „höheren Tochter" das voraus, daß sie sich auf hunderterlei Weise ihren Lebensunterhalt erwerben kann, ohne dadurch im geringsten als „Lady" einzubüßen. „Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, das alte, hast keine verfallene Schlösser und keine Basalte." Ein wahres Wort in der Tat, und die freie Tochter eines freien Landes ist sich der Vorteile, die ihr diese Anschauung gewährt, wohlbewußt.



Stenographiestunde in einer Abendhochschule für Frauen
(Zum Aufsatz: Mädchenerziehung in den Vereinigten Staaten)

Die Sendlinger Bauernschlacht

Von

Dr. O. Doering

(Hierzu acht Abbildungen nach Photographien und Werken verschiedener Künstler)

Unfern von der Stätte, wo in München das eherne Bild der Bavaria mit dem hoch erhobenen Siegeskranze vor der schimmernden Säulenhalle steht, liegt auf einer sanften Anhöhe das Dorf Sendling, das jetzt bereits mit der großen Stadt zusammengewachsen ist. Dort erhebt sich am höchsten Punkt die kleine Dorfkirche, umgeben von hoher Mauer. Steigt man die Stufen hinan und betritt den stillen, engen Friedhof, so sieht man ein schlichtes schwarzes Grabmal. Seine Inschrift vermeldet, daß unter seinem Efeu achthundert wackere Bauern ruhen, die in unwandelbarer Treue für ihr angestammtes Herrscherhaus am Weihnachtstage 1705 kämpften und starben. In den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erst wurde dies Denkmal gestiftet, das die Worte trägt:

> „Ihr Braven! ruht schon lang' im heil'gen Frieden
> An diesem einsam-gottgeweihten Ort.
> Ein Sternenkranz ward eurer Treu beschieden,
> Und eure Taten leben ewig fort."

Wenden wir den Blick zur Kirche, so sehen wir unter schützendem Dache ein mächtiges Gemälde. In das Getümmel eines Kampfes werden wir versetzt, der offenbar seinem Ende entgegengeht. Ringsum Gefallene und Sterbende und Kämpfer, die gerade todwund zusammenbrechen. Umringt von wild andrängenden Reitern wehrt sich noch ein riesenhafter Mann. Weiß sind seine Haare, aber jugendlich ist sein Blick und seine Kraft. Die Fahne des Bayerlandes hält er in seiner Linken, nur seiner Leiche soll man sie entreißen. Und daß der Tod sein unvermeidliches Los ist, daß die Feinde kein Erbarmen kennen und er auch keines annehmen will, das sehen wir klar. Vom Himmel aber wird den Tapfern der Lohn. Engel mit Siegeskränzen schweben hernieder, und der Heiland, zur Seite den heiligen Streiter St. Michael, grüßt mit segnender Hand die zu ihm aufsteigenden Seelen der Helden, die für ihre Treue zum Vaterlande Leben und Blut hingaben. Der bekannte Maler Wilhelm Lindenschmit hat in edler Begeisterung für den Heldenmut und das tragische Schicksal seiner Landsleute 1830 dort an der Mauer der Sendlinger Kirche den Untergang der Schar gefeiert, die aus den Bergen des Isarwinkels einstmals aufbrach und gegen München zog, um dem Landesfeinde, den Oesterreichern, die Hauptstadt zu entreißen und den geflüchteten Kurfürsten Max Emanuel wieder auf den Thron zu setzen. Die Heldenfigur des Mannes in der Mitte aber ist der Schmied von Kochel, Balthasar Mayer, und darum der Schmiedbalthes genannt. Keiner von allen Kämpfern der Schlacht ist so bekannt wie dieser, so gefeiert und so häufig in Kunstwerken dargestellt wie er, und doch weiß man von ihm und seinem Leben nicht mehr als vom schweizerischen Befreiungshelden Wilhelm Tell. Wie weit Sage oder Geschichte in den Ueberlieferungen über des Schmiedes Persönlichkeit vorherrschen, kann heute niemand mehr sagen. Erzählt wird, er habe im Kampfe die Fahne mit dem bayrischen Löwen getragen, gleichsam selbst ein Sinnbild bayrischer Treue und Stärke, jener Riesenstärke, mit der das bayrische Heer Jahre vorher bei Mohacz gekämpft und die Tore von Belgrad



Phot. Stuffler, München

Grab der gefallenen Bauern auf dem Sendlinger Friedhof



Phot. Jerlé

Denkmal des Schmiedes von Kochel in Kochel

gesprengt hatte, gerade so, wie er am Christmorgen 1705 das Tor des „Roten Turmes“ sprengte. Damals (1685) war es für den Kaiser gegangen gegen den Türken, aus ärgster Not hatten die starken, getreuen Bayern ihn retten helfen. Aber das war lange her; dem bayrischen Volke ward kein Dank vom Hause Habsburg. Der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges führte den bayrischen Kurfürsten auf die Seite Frankreichs und machte sein Land zum Tummelplatz österreichischer Gewalt. Mit äußerster Willkür hausten die fremden Truppen in Bayern, die schwersten Steuern wurden erhoben, widerrechtlich und rücksichtslos wurde die junge Mannschaft ausgehoben und zum feindlichen Militär gepreßt. 1705 zogen 2800 Mann österreichische Völker zu Fuß und Roß durch das Neuhauser Tor in München ein; die kurfürstliche Hauptstadt wurde eine kaiserliche. Der Kurfürst aber war entflohen; ihm war es nur um die eigne Person und nicht um sein Volk, nicht einmal um seine Familie zu tun. Seine Kinder verblieben in München, und die Oesterreicher machten deutlich Miene, den Kurprinzen davonzuführen.

Ueber alle diese Dinge verbreitete sich, schnell wachsend, eine tiefe Erbitterung im ganzen Lande. In geheimer Verschwörung beschloß das Volk, sich selbst und dem Herrscherhause zu helfen. Für Frankreich war diese Stimmung, die natürlich bald genug fühlbar wurde, günstig, bereitete sie doch dem Kaiser arge Verlegenheit, dessen wichtigster Feldherr, der Prinz Eugen, in Italien festgehalten wurde. Die Münchner Besatzung war schwach, die Stimmung der Bevölkerung aufs äußerste gereizt und zum Anschlusse an jede aufrührerische Bewegung geneigt. Das war auch den österreichischen Eroberern genau bekannt; sie beobachteten die Bevölkerung aufs schärfste, und es gelang ihnen, durch unablässige Wachsamkeit und rücksichtslose Energie große Vorräte von Waffen und Munition, die heimlich in den Häusern der Bürger aufgestapelt waren, mit Beschlag zu belegen. Ein Münchner Bürger, der 1667 geborene, 1702 aus Tölz zugewanderte Gastwirt Johann Jäger, betrieb mit verschiedenen Freunden, unter denen der Student Passauer am bekanntesten ist, in der Stadt selbst die Aufwiegelung der Bürgerschaft und bemühte sich rastlos, auch seine Volksgenossen aus dem sogenannten Isarwinkel mit heranzuziehen. Infolge der allgemeinen Aufregung wurde ihm der Erfolg leicht; schon im Mai 1704 waren an die sechstausend Bauern des Oberlandes zum Zuge gegen die Oesterreicher bereit. Durch den Enthusiasmus der Oberländer ließen sich auch die Bewohner des Unterlandes mit hinreißen. Der Verschwörung schlossen sich ferner viele verabschiedete Soldaten aus den kurbayrischen Regimentern an, ferner auch die Zimmerleute und die Maurer aus dem vor München gelegenen Orte Au. Kaum zweifelhaft ist überdies, daß der Geheimbund der Haberer, von deren Volksjustiz man noch heute zuweilen hört, bei der Verschwörung eine wesentliche Rolle gespielt hat. Die militärische Führung der Bauern übernahm der Hauptmann Matthias Mayer, ein kriegserfahrener Mann, der schon auf den verschiedensten Schauplätzen gedient hatte, ihm zur Seite standen der französische Gardekapitän Gauthier, ferner die Leutnants Clanze, Aberle und Houys. Hätte diese Volksschar, die sich die „Kurbayrische Landesdefension“ nannte, eine Ausbildung, eine Disziplin und eine Bewaffnung gehabt wie die Truppenmacht der Feinde,



Phot. Stuffler, München

Die Sendlinger Kirche

so wäre ihr bei ihrer glühenden Begeisterung gewiß der Sieg zugefallen. So aber ließen sich die Bauern durch ihre Gemütsregung allein bestimmen und glaubten, in Unterschätzung des Feindes, auch mit ihrer ganz schlechten Bewaffnung auskommen zu können. Die Armen hatten nichts als Sensen, Spieße, Stangen, Streitkolben und uralte Gewehre. Ein paar Kanonen waren zwar auch da, aber nur von jener Art, mit der bei Volksfesten Freudenschüsse abgefeuert wurden. Trotzdem wäre der Ausgang vielleicht doch noch zu ihren Gunsten gewesen — da kam der Verrat.

Um so schändlicher war die Tat, die der Pfleger Oettlinger von Starnberg vollführte, da er selber ein geborener Münchner war und trotzdem kein Bedenken trug, aus dem Unglück seiner Vaterstadt für sich Nutzen zu ziehen. Indem er sich als begeisterten Gesinnungsgenossen aufspielte, gelang es ihm, alle Einzelheiten des naiv erdachten Kriegsplanes zu erfahren und über die Beschaffenheit und die Stärke des Bauernheeres genaue Kenntnis zu erlangen. Die Absicht war, die Stadt München von zwei Seiten anzugreifen. Wenn am 25. Dezember in der Frühe die Kirchenglocken die Geburt des Heilands verkündigen würden, so sollten alle Verschworenen in der Stadt sich zusammenrotten, um den von außen kommenden Bauern die Hand zu reichen; am Kosttore sollte der Stadtbach abgelassen werden, durch sein trocken gelegtes Bett wollte man in die Stadt einziehen. Wenn alles gut ging, hoffte man sich Münchens ohne einen Schuß bemächtigen zu können. Unter den Einsichtigen gab es viele, die angesichts aller Umstände über diesen Plan den Kopf schüttelten; von den kriegserfahrenen Offizieren wurden die Bauern gewarnt. Aber die Art dieses Volkes ist allzu impulsiv; einmal zur Tat entschlossen, ließen sie sich durch nichts mehr zurückhalten, und so brannten sie vor Ungeduld, daß sie nicht mehr abwarten mochten, bis die Leute vom Unterlande zu ihnen stießen. In Schäftlarn wurde, nachdem letzte Verhandlungen mit dem Stadtbefehlshaber, Grafen Löwenstein, gescheitert waren, am 23. Dezember Heerschau gehalten. Der Prior des Klosters, den die Angst ergriff, künftig dafür verantwortlich gemacht zu werden, stellte sich krank und ließ sich nicht sehen. Während dann die Bauern weiter rückten und bei Forstenried ein erstes kleines Gefecht mit den Münchner Besatzungstruppen hatten, war der Verräter Oettlinger ins Gebirge geeilt, wo der Oberst de Wendt mit seinen Truppen sich aufhielt, und hatte unter Darlegung dessen, was er erfahren hatte, ihn dringend zum Entsatz von München herangerufen. Zu gleicher Zeit war aber auch schon auf Befehl des Prinzen Eugen ein Korps unter General Kriechbaum nach München unterwegs. De Wendt



Erstürmung des Roten Turms durch die Oberländer Bauern
Nach einer Zeichnung von Peter Ellmer



Der Tod des Schmiedes von Kochel
Nach dem Gemälde von Wilhelm von Lindenschmit auf dem Sendlinger Friedhof

warf sich nun mit seinen Soldaten alsbald nach München hinein. Er hatte gegen 2000 Mann vom fränkischen Regimente Janus von Eberstädt, Cusanische Husaren und andre. Sofort nach seiner Ankunft fand eine allgemeine Haussuchung in München statt, alle noch aufgefundenen Waffen wurden fortgenommen, den Bürgern bei Todesstrafe verboten, in der Christnacht die Straße zu betreten; keine Mette durfte stattfinden, keine Glocke geläutet werden.

Ohne Kenntnis von all diesen Dingen rückten die Bauernscharen in der Nacht gegen den Südosten der Stadt heran. Alsbald gingen sie zum Angriff gegen das Isartor vor, das nur schlecht besetzt war. Hier wurde ein erster Erfolg errungen, dadurch, daß es gelang, den sogenannten „Roten Turm" fortzunehmen. Gepriesen wird dabei die Kühnheit und Stärke des Schmiedes von Kochel, der mit einer Wagendeichsel die Pforte gesprengt haben soll. Aber zunächst ward weiter nichts erreicht. Die Feinde innen hielten sich ruhig, die schwachen Angriffe gegen die inneren Befestigungen nützten nichts, und dazu schien auch der Augenblick noch immer nicht da zu sein, wo die Brüder innerhalb der Stadt nach der Verabredung die Waffen ergreifen wollten. Schon war es Morgen, jeden Augenblick mußten die Christglocken anfangen zu läuten, aber alles blieb stumm, und die Bauern warteten und die Zeit verstrich.

Zur selben Zeit harrte auch de Wendt ungeduldig auf ein Zeichen, daß die Kriechbaumsche Heeresmacht zur Hilfe herannahte. Da plötzlich dröhnten vom Gasteig herüber drei Kanonenschüsse. Die Bauern wähnten, es sei ein Zeichen für sie, nunmehr anzugreifen, de Wendt aber wußte, daß ihm Hilfe kam. Unverzüglich ging er nun zum Angriff vor. In jähem Ausfalle drangen seine fränkischen Truppen auf die Bauern ein, die darauf nicht



Attacke der ungarischen Husaren in der Sendlinger Bauernschlacht 1705

Aus dem Panorama von A. Hoffmann, F. Neumann und J. Krieger

gefaßt waren, und verjagten sie aus ihrer schlecht verteidigten Stellung am Roten Turme, nahmen auch diesen wieder fort.

Jetzt trafen auch Kriechbaums Truppen ein, sehr erschöpft von dem Marsche durch die winterliche Nacht. Von ihnen ließ der General zunächst nur die Kavallerie auf die Bauern los. Da gaben diese den Angriff auf die Stadt auf, wirre Flucht entstand, Hunderte entrannen in dem von Gräben und Hecken durchschnittenen Gelände, die große Mehrzahl aber schob sich in ungeordnetem Haufen längs der Stadtmauer hin, verfolgt von der wild einhauenden ungarischen Reitermasse. Von drei Seiten umschlossen, blieb ihnen nur der eine Ausweg zum Rückzug nach dem Dorfe Sendling. Daß ihnen dieser Weg nicht verlegt wurde von den Kaiserlichen, verdankten sie hauptsächlich der Schießfertigkeit der besser bewaffneten Scharfschützen. Als de Wendt sah, daß ihm die Eroberung des Dorfes bestritten wurde, rief er den General Kriechbaum zu Hilfe. Da sah der Anführer der Bauern, Hauptmann Mayer, daß alles verloren war. Er ließ das Feuer einstellen und durch einen Unterhändler um Pardon für die Bauern bitten.

Die Führung der österreichischen Truppen hatte der Oberst von Eckh. Er war wegen der Beteiligung an der Uebergabe von Breisach (1703) beim Kaiser in Ungnade gefallen und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, daß er sich die Gunst des hohen Herrn wieder erwerben könnte. Jetzt schien er ihm gekommen. Er genehmigte den erbetenen Pardon und verlangte, daß die Bauern ihre Waffen niederlegen und sich außerhalb des Dorfes sammeln sollten. Das taten sehr viele. Und als sie nun in dichtem Haufen beisammen waren, da erscholl plötzlich Eckhs Kommandowort „Feuer!“, und von den arglosen, unbewaffneten Menschen wälzten sich Hunderte in ihrem Blut. Die übrigen aber fingen beweglich an um Gnade zu bitten und zu flehen. Vergebens! Nochmals ward „Feuer“ kommandiert, und wieder sanken dichte Scharen zu Tode getroffen darnieder. Da sahen die andern, daß ihr letzter Augenblick gekommen war. Und als sie nun ihre Rosenkränze in Händen hielten und beteten, um wenigstens christlich sterben zu können, krachte und schmetterte die dritte Salve in sie hinein und raffte fort, was noch übrig war. Das war die Schandtat des Obersten von Eckh, dessen Name zusammen mit dem des Verräters Oettlinger für immer gebrandmarkt bleiben wird.



Der letzte Kampf um den Sendlinger Friedhof
Aus dem Panorama von A. Hoffmann, F. Neumann und J. Krieger



Angriff der kaiserlichen Truppen auf die Oberländer Bauern bei Sendling

Aus dem Panorama von A. Hoffmann, F. Neumann und J. Krieger

Die Schar der Bauern aber, die die Waffen nicht gestreckt hatten, sammelte sich zum letzten Widerstande auf dem Kirchhofe und an der Kirchhofsmauer des Dorfes Sendling. Dort sind sie alle erlegen bis auf wenige, die sich durchschlugen und in die Heimat flüchteten. Unter ihnen war der Student Passauer und Johann Jäger. Aber beide wurden später ergriffen und samt den andern Anführern trotz wackerer Verteidigung hingerichtet. Jäger in besonders grausamer Weise durch Vierteilung vor der Mariensäule auf dem Markte zu München.

Wie viele von dem Bauernheere in der Mordweihnacht getötet, wie viele hinterher an den Wunden gestorben sind, ist nie gezählt worden; ihre Zahl wurde auf tausende geschätzt. Ganze Familien gingen darüber zugrunde. Der Kurfürst Max Emanuel aber, der 1711 wieder in seine Herrschaft eingesetzt wurde, kümmerte sich nicht um die Angehörigen jener Männer, die sich für ihn und sein Haus geopfert hatten. Er ließ auch Jägers Familie im Elend untergehen.

Schier planlos war der Kriegszug der Oberländer Bauern ins Werk gesetzt worden, ohne Geld, ohne Proviant, ohne richtige Bewaffnung, ohne Erfahrung gegen einen Feind, der das alles im Ueberflusse besaß und auf hundert Schlachtfeldern jeden Rest menschlichen Gefühls eingebüßt hatte und der nach Kriegsrecht zum Einschreiten gegen einen irregulären Feind berechtigt war. Aber die Art, wie er davon Gebrauch machte, macht ihn ebenso verwerflich, wie die kindliche Gesinnung, der glühende Patriotismus der Bauern deren Handlungsweise adelt. Als Besiegte sind sie Sieger geblieben, Vorbilder treuen Beharrens beim Vaterlande und Herrscherhause bis zum letzten Atemzuge.

Der Hans ist tot

Von

Ernst Zahn

Der Hans ist tot. Weil's so Sitte heut,
Schwingt ihm der Mesner das Sterbegeläut'!
„Wer ist's?“ frägt's im Orte hin und her. —
Der Hans am Dorfend'! — Ach nur der! —
Wer sich versäumt einen Augenblick,
Geht gemächlich ans Tagewerk zurück.
Wenn's einer noch, der in Würden stand,
Ein schönes Mädchen, ein junger Fant,
Wenn's noch ein Reicher gewesen wär'
Oder ein Kluger! — Aber nur der!
Der Pfarr' selbst, der sich zum Amtsgang schickt,
Nimmt eine Prise, schmunzelt und nickt:
„Kein Jahr ging's noch so wenig schwer,
Kein Mensch starb heuer noch — nur der!“

Aber im Häuschen am End' vom Ort
Schlummert der Hans, die Haut verdorrt,
Die Wangen hager, den Scheitel licht,
Und hat ein seltsam friedlich Gesicht.
Zwei Kerzen stehen ihm zuseit,
Und auf dem Tische, vom Bett nicht weit,
Der Erde Segen, der Erde Fluch,
Liegen Bibel und Rechnungsbuch.
Still legt die erste Zeugnis ab,
Was der Alte dem Herrgott gab.
Kündet das zweite verschwiegen an,
Was der Hans an den Menschen getan.
Steht in dem zweiten so allerlei,
Kurz und schlicht und ohne Geschrei:
Wie er — drei Jahre sind es jetzt —
Der toten Mutter ein Kreuz gesetzt,
Wie er drob immer und immer vergaß,
Daß Bruder Schmalhans zu Gast bei ihm saß.
Von manchem Müden steht darin,
Dem Handwerksburschen, der Bettlerin,
Die an des Hansen Tür gepocht,
Und daß er keinen verjagen mocht'.
Von einem Goldstück liest sich da,
Wie es der Alte nicht manchmal sah,
Das er dem bösen Nachbar gesandt,
Als ihm die volle Scheune verbrannt. —

Der Hans ist tot! Das wiegt nun nicht schwer.
Kaum regt sich ein Wellchen im Alltagsmeer.
Die Glocken klingen über den Ort.
Es schläft der Hans, das Dorf lebt fort. —
Aber das Läuten. — — Wie eigen doch!
Wie das heut wandert fern und hoch!
Wie das um Wald und Lehnen hallt,
Firnüber bis an den Himmel wallt!
So mit feierlich mächtigem Schlag
Klingen die Glocken nicht jeden Tag!

Der Wind wird still und der Tannenwald lauscht,
Der Wildbach leiser wie horchend rauscht,
Die Lüfte sind wie von Stimmen voll:
Horch, horch, es läutet! Wer starb da wohl?
Die Glocken hallen. — Und Antwort klingt:
Keiner, dessen Name die Welt durchdringt,
Kein Großer an Geist, kein mächtiger Held,
Gefürchtet nicht durch Geburt noch Geld,
Und keiner, der je sich Ruhm erwarb —
Ein guter Mensch nur war's, der starb!

Der Fremde

Von

Carl Busse

In einer größeren Stadt Norddeutschlands lebte ein Arzt namens Bernhard Vetter. Er stand etwa in der Mitte der dreißiger Jahre, war seit einiger Zeit mit einer bescheidenen und liebenswürdigen Frau verheiratet und hatte ein Töchterchen, an dem er in seiner Art sehr hing. Die Praxis, die er sich durch eisernen Fleiß und seine nie rastende Arbeitsenergie geschaffen hatte, war eigentlich mehr aufreibend als einträglich. Denn es waren meist ärmere Leute, die seine Hilfe begehrten, oder Kassenmitglieder, die wenig einbrachten. So mußte er von früh bis spät auf dem Posten sein und meinte manchmal selber die Hetzjagd kaum noch ertragen zu können.

Schon dieser Ueberbürdung halber war jeder freundschaftlich-gesellige Verkehr ausgeschlossen. Allerdings entbehrte ihn Doktor Vetter auch nicht, denn er wußte wohl, daß ihm gerade die heitere Leichtigkeit und natürliche Gewandtheit fehlten. Eine harte, überaus ärmliche Jugend hatte unverwischbare Spuren in ihm zurückgelassen; die Hungerjahre der Universität waren dann gefolgt, und die entbehrungsreiche Zeit nach der selbständigen Niederlassung hatte sie abgelöst. An seine Braut, die ein armes Mädchen war, schrieb er vor der Hochzeit: „Ich habe in meinem ganzen Leben nur gehungert und gearbeitet, aber ich weiß, daß die Scheibe sich nun zu drehen beginnt und es besser wird.“ Er hatte einen starken Glauben an sich selbst, und weil er wußte, daß die Entbehrungen und Qualen seiner Jugend alle jene Eigenschaften, die sonst Menschen beliebt machen, zerstört oder nicht zur Entwicklung gebracht hatten, so suchte er durch Anspannung aller Kräfte wenigstens in seinem Beruf eine besondere Tüchtigkeit zu erreichen. Auch die Ehe hatte es nicht fertig gebracht, ausgleichend auf ihn einzuwirken. Denn seine Frau sah ihn eigentlich immer nur in Eile, wie er zwischen zwei Krankenbesuchen hastig ein paar Bissen zu sich nahm oder eine medizinische Zeitschrift durchblätterte. „Manchmal frag' ich mich, ob ich überhaupt verheiratet bin,“ seufzte sie wohl. Aber dafür war sie eben die Frau eines vielbeschäftigten Arztes.

So saß sie viel allein, meist lesend oder nähend am Fenster, wo sie an dem geringen Straßenleben eine dürftige Unterhaltung fand.

„Endlich ist nun auch die Wohnung drüben vermietet,“ sagte sie eines Mittags. „Die leeren Fenster waren scheußlich.“

„Weil es nichts zu beobachten gab? Du bist drollig. Wer ist denn eingezogen?“

„Ein einzelner Herr, scheint es. Ein Junggeselle oder Witwer. Er hat ja auch nur zwei Stuben und Küche.“

„So, so. Dann verlieb dich nur nicht.“

Er war ans Fenster getreten und streifte mit einem Blicke das gegenüberliegende Haus. Es war das älteste der Straße, niedrig, grau, grämlich, ein wenig verfallen stand es zwischen den neueren Bauten. Die Hälfte des Parterres war mehrere Monate unbewohnt gewesen. Jetzt hingen dort großblumige, etwas altmodische Gardinen. Zwischen ihnen tauchte gerade jetzt ein Männerkopf auf.

Der Arzt trat unwillkürlich zurück und blickte schärfer hinüber.

„Ist das der neue Mieter da? Er sieht putzig aus. Auf der Straße ist er mir schon aufgefallen.“

„Ja,“ erwiderte die Frau, „es wird wohl ein kleiner Rentier sein oder ein pensionierter Beamter.“ Und nach einer Pause: „Auffallend find' ich ihn übrigens nicht.“ —

Tags darauf — es gab Fisch, und dabei ward Bernhard Vetter stets etwas nervös, weil die Gräten ihn zwangen, langsamer zu essen — schob er den Teller zurück und sagte:

„Mit unserm Visavis schein' ich Glück zu haben. Muß ein eifriger Spaziergänger sein. Heut vormittag hab' ich den guten Mann zweimal getroffen. Uebrigens hat er mich merkwürdig fixiert. Wir müssen uns also wohl gegenseitig auffallen.“

Seine Frau lachte. „Wahrscheinlich hat er dich hier schon am Fenster gesehen und auf der Straße wieder erkannt.“

„Das wird es wohl sein. — Mahlzeit, mein Kind.“

Er erhob sich, um vor der nachmittäglichen Sprechstunde noch einen Besuch bei einem Schwerkranken zu machen. Als er in seinem raschen Gange ein paar Straßen durchschritten hatte, ganz von beruflichen Gedanken in Anspruch genommen, so daß er sogar ein paar ihm geltende Grüße übersah, hob er plötzlich ohne rechten Grund den Kopf und sah sich um. Es war ganz wider seine sonstige Gewohnheit, aber es war, als müsse er es tun. Sein Blick traf nichts Besonderes, doch während er, über sich selbst verwundert, das Haupt schon wieder wandte, bemerkte er auf dem jenseitigen Trottoir in einiger Entfernung den Fremden, der ihm gegenüber gemietet hatte. Er fühlte und wußte auch sofort, daß kein andrer es gewesen war, der ihn fixiert hatte. Er wußte es sofort, obwohl der Fremde jetzt die Blicke auf den Boden heftete oder sie achtlos über die Schauläden streifen ließ.

‚Komischer Heiliger,‘ dachte Bernhard Vetter. Er fand seinen Kranken, wie er es erwartet hatte, saß zehn Minuten bei ihm und ging dann wieder zurück.

Diesmal drehte er sich nach einiger Zeit mit Absicht um. Und was er sah, überraschte ihn kaum mehr. Ruhig und in würdevoller Haltung schritt auf dem jenseitigen Trottoir, in einem Abstande von etwa zwanzig Metern, der Fremde. Ist das auch diesmal wieder Zufall, oder was will der Mann von mir? fragte sich der Arzt. Das beste war, sich gar nicht um ihn zu kümmern. Aber er konnte doch seine Gedanken nicht mehr so ruhig



Die Schwestern

Nach einem Bildwerk von Ernst Herter (Berlin)

sammeln. Durch rasche Seitenblicke überzeugte er sich, daß der Fremde auch weiterhin genau den gleichen Weg einschlug wie er selber. Er machte sich klar, daß es schließlich kein Wunder sei. Sie wohnten ja doch in derselben Straße. Immerhin beschäftigte es ihn. Und er wartete extra an seiner Haustür noch einen Moment, um den andern genauer in Augenschein nehmen zu können. Er stellte fest, daß es ein Herr war von ungewissem Alter. Zu einer hohen Gestalt hatte er einen sehr kleinen Kopf, fast einen Vogelkopf, der jünger erschien, als der weiße Schnurrbart vermuten ließ. Der Herr trug eine schwarze steife Halsbinde und schwarze Glacés. Er ging ein wenig nach vorn gebeugt, mit etwas automatischer Bewegung, wie aufgezogen. Dabei mit großer, gleichsam unerschütterlicher Ruhe.

Das Wartezimmer war schon besetzt, und Bernhard Vetter begann mit der Abfertigung der Besucher. Aber während er den ersten ausfragte und sich seine Leidensgeschichte erzählen ließ, ertappte er sich mit einem Male auf einer Unaufmerksamkeit. Seine Gedanken waren plötzlich nach drüben geschweift, zu dem Fremden. Er erinnerte sich genau, daß ihm gestern eine gewisse Starrheit in den Augen des Mannes aufgefallen war. Ueber sich selbst unwillig schüttelte er den Kopf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas verscheuchen, und widmete sich dann ganz und ausschließlich seinen Kranken.

Abends ward er wie gewöhnlich mehrfach verlangt. Er blickte auf der Straße hinter sich, aber es war niemand da. Das beruhigte ihn ordentlich. Er mußte über sich selber lächeln. Als er den letzten Besuch gemacht hatte und aus dem Hause trat, einer großen Mietskaserne, fühlte er das Bedürfnis zu rauchen. Er zündete sich also eine Zigarre an und warf das noch brennende, im Luftzug flackernde Streichholz seitwärts über die Bordschwelle auf die Straße. Dabei sah er ihn — den Fremden. Genau wie vormittags und nachmittags kam er das jenseitige Trottoir entlang.

Die Zigarre schmeckte dem Arzt nicht mehr. Er ging weiter. Aber er ging nicht nach Hause. Er wollte doch wirklich einmal feststellen, ob ein kaum noch möglicher Zufall hier vorlag oder Absicht. So wählte er denn einen Umweg, der ihn durch die verschiedensten Gassen führte. Doch mit den ein wenig automatischen Bewegungen schritt auch der Fremde durch diese Gassen — immer auf dem jenseitigen Trottoir, immer in einem ziemlichen Abstand, immer in gleichgültiger Ruhe und ohne scheinbar von dem Arzte Notiz zu nehmen. Dem ward es allmählich zu bunt. Er fühlte, wie eine seltsame Unruhe in ihm wuchs. Was hieß das alles? Was wollte der Mann von ihm? Warum verfolgte er ihn? Einen Augenblick dachte er daran, geradeswegs auf den Menschen zuzugehen und ihn zur Rede zu stellen. Aber er entschloß sich, vorläufig noch abzuwarten, warf die Zigarre fort und eilte, ohne auf seinen Trabanten weiter zu achten, nach Hause.

Wieder vergingen einige Tage. Bernhard Vetter wurde darin ein ganz andrer, als er gewesen war. Er konnte einfach nicht mehr arbeiten. Er saß am liebsten untätig im Zimmer. In alle seine Gedanken schob sich der Fremde. Es war gar kein Zweifel mehr möglich, daß sich dieser Mensch mit voller Absicht an seine Sohlen heftete. Er traf ihn überall, er hatte überall den stummen, seiner gar nicht achtenden und ihn doch unablässig verfolgenden Begleiter hinter sich. Allmählich wurde das zum Verrücktwerden! Immer sich den Schädel zermartern: Was will der Mann? Immer mit dem Bewußtsein herumzulaufen: hinter dir geht jemand ohne erkennbaren Grund wie ein Schatten drein — das hielt ja kein Pferd aus. Der Arzt fühlte, wie seine Unruhe und Nervosität sich allmählich so steigerten, daß es selbst den Kranken auffiel. Er fühlte, daß er der Sache ein Ende machen mußte. Und eines Morgens nahm er sich vor, den Fremden, koste es, was es wolle, zu stellen.

Er tat es. Aber schon als er auf ihn zuging, hatte er die dumpfe Empfindung, daß er sich nur blamieren würde. Doch einerlei — zurück konnte und wollte er nicht. Er lüftete also den Hut, stellte sich kurz vor und sagte: „Ich glaube bemerkt zu haben, mein Herr, daß Sie mir seit geraumer Zeit auf allen Gängen folgen. Ich kann mich gar nicht irren und bitte also, nicht erst es abzustreiten. Wollen Sie mir also erklären, ob Sie irgend etwas von mir wünschen? Dann bitte! Andernfalls muß ich doch dringend ersuchen, von dieser merkwürdigen Verfolgung abzustehen."

Der Fremde hörte ihm zu. Er war größer als Doktor Vetter und sah ihn mit den schwarzen, wie leblosen und etwas starren Augen kalt und unverrückt an. Darauf erwiderte er mit einer kalten, ruhigen, etwas eintönigen Stimme: „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, habe Sie nie belästigt und benutze im übrigen die Straßen, wie es mir gefällt. Ich habe die Ehre!"

Er nahm, auch hier wieder etwas automatisch, den Hut ab und ging. Doktor Vetter murmelte ein paar unverständliche Worte, wurde rot und schlug hastig die entgegengesetzte Richtung ein. Nicht die Worte, die der Mann gesprochen, hatten ihn unsicher gemacht, sondern die starren Augen, die ihn unverrückt angeschaut, ihn gleichzeitig gereizt und gelähmt hatten. Irgendeine Aufklärung hatte er nicht bekommen. Aber vielleicht wirkte sein Vorgehen nach, und der Fremde verschwand von seinen Wegen. Wie es auch kommen mochte: er beschloß, nötigenfalls seine ganze vielbewunderte Energie darauf zu konzentrieren, diesen Menschen einfach zu übersehen.

Nur zu bald jedoch mußte er die Erfahrung machen, daß in dieser Hinsicht seine berühmte Energie völlig versagte. Wohl konnte er sich dazu zwingen, immer nur starr geradeaus zu schauen, aber nicht ebenso wie den Blick konnte er die Gedanken zwingen. Er machte verzweifelte Anstrengungen. Er stellte sich unterwegs ein Thema, er zählte die Menschen, die ihm entgegenkamen, er rechnete mit größeren Zahlen und jagte seine Gedanken auf diese Weise unablässig ganz bestimmten Zielen zu, daß sie seitlings nicht ausbrechen konnten. Aber gefürchtet hinter allem stand doch immer das, was er dem Auge nicht zu sehen, dem Geiste sich nicht vorzustellen erlaubte, und sowie er, müde der Qual und der ewigen Spannung, die Gedanken einmal freiließ, stürmten sie alle wie Pferde, die der Peitsche des Bändigers entflohen sind, auf dies eine, Un-

heimliche zu, und jeder sagte: Hinter dir geht ruhig, automatisch, etwas vorgebeugt ein Mann mit schwarzer Halsbinde und schwarzen Glacés; er geht jede Straße, die du gehst, er heftet sich an deine Fersen, er drängt sich in dein Denken, er martert dich, er ruiniert dich.

Manchmal, in seinem Zimmer, lachte der Arzt gell auf. Ruinieren? Kann denn ein beliebiger Mensch einen andern dadurch ruinieren, daß er ewig hinter ihm hergeht? Eine verrücktere Idee gab es doch nicht. Es war ja alles Unsinn. Aber, Herrgott, was wollte der Mensch von ihm? Weshalb trieb er dies unheimliche Spiel?

Doktor Vetter hielt die Anstrengung, den Geist immer und ewig abzulenken, auf die Dauer nicht aus. Dabei ward er, wie er sich selbst gestand, noch nervöser, als wenn er den Dingen ihren Lauf ließ. Seine Widerstandskraft ward mürbe. Eines Tages sah er sich doch wieder um; und er sah den Fremden wie immer auf dem jenseitigen Trottoir in etwa zwanzig Meter Abstand. Er gab sich keine Mühe mehr, seine Gedanken auf andres zu dressieren. Die kreisten nun ewig um den einen Punkt: was will der Mensch?

Das merkwürdigste aber war dies, daß der Arzt sich fast noch unheimlicher fühlte, wenn sein Trabant einmal fehlte. Dann suchte er ihn an jeder Ecke, dann hatte er eine dumpfe, schwere Angst, als plane der Fremde etwa noch andres, Schlimmeres gegen ihn. Er faßte sich manchmal selber an den Kopf: Was geht denn mit mir vor? Ich bin doch nicht geisteskrank, ich bilde mir doch nicht ein, daß dieser Mann mich verfolgt, sondern er verfolgt mich doch wirklich!

Gerade in dieser Zeit herrschte die Diphtheritis stark in der Stadt, und Kindersärge über Kindersärge wurden hinausgeschafft. Doktor Vetter erlebte es jetzt, was er ersehnt hatte, daß auch viele wohlhabendere Leute ihn zu sich bitten ließen, damit seine ärztliche Kunst ihre Lieblinge rette. Aber während er dem Rufe folgte, während er sich sagte, daß sein rastloser Fleiß nun mehr und mehr goldene Früchte tragen würde, fühlte er in Furcht und Entsetzen, wie seine einstige Kraft und Klarheit langsam sich schwächten. Der Gedanke an seinen unheimlichen Verfolger zerstörte alles andre, wie ein Giftpilz wohl alles Leben in seiner Umgebung tötet. Er hatte nicht mehr die Konzentrationsfähigkeit; am Krankenbett während der Entscheidungsstunden, bei operativen Eingriffen, bei Besprechungen mit Kollegen, bei angstvollem Fragen der Eltern und Verwandten des Kranken stand plötzlich das Bild des Fremden vor ihm, sah ihn mit den kalten, starren, wie leblosen Augen eigentümlich an, lähmte ihn, bannte seine ganze Aufmerksamkeit, machte ihn unsicher. Es kam vor, daß er zehn Fragen, die man an ihn stellte, ruhig und bestimmt wie früher beantwortete, daß sich aber vor die elfte Frage die andre, unerklärliche schob: Was will dieser Mensch, und warum hat er unter Tausenden gerade dich herausgesucht? — Dann war es vorbei. Er stotterte, wurde verlegen, vermochte dem Patienten kein Vertrauen mehr einzuflößen und wußte keine Antwort mehr. „Sind Sie krank?“ hatte ihn ein Kollege mal gefragt. Er hatte es lebhaft bestritten. Aber er fühlte dumpf, wie diese Ansicht, daß er wohl krank sei, auch von andern geteilt ward, wie man ihn weniger holte, wie selbst alte Klienten sich von ihm abwandten. Und der furchtbare Gedanke kam ihm, daß so sein ganzes Lebenswerk scheitern könne — nur dieses einen Menschen wegen. Seine Gereiztheit ward Verzweiflung. Als er wieder einst in einem vornehmen Hause mitten in der Untersuchung von dem einen bohrenden, quälenden Gedanken befallen wurde, als er sich gerade noch zwingen konnte, die begonnene Untersuchung zu Ende zu führen und ein paar Fragen zu beantworten, alles unsicher, fahrig, ohne überzeugende Kraft, und als er sich dann, während er die läuferbelegten Treppen hinunterschritt, selber sagte und sagen mußte, daß man hier nach seinen Diensten schwerlich noch jemals verlangen würde — da schüttelte es ihn plötzlich. Sein Gesicht verzerrte sich. Er lehnte sich ans Geländer, als wär' er betrunken. Und eine fürchterliche Wut packte ihn gegen den Fremden, den Teufel, der ihn systematisch, Schritt für Schritt, in Elend und Verzweiflung hineintrieb.

Fast in Sprüngen, mehrere Stufen auf einmal nehmend, lief er die Treppe hinab; er kam auf die Straße. Niemand zu sehen. Aber fünf Minuten später fühlte er deutlich — sein Trabant war hinter ihm. Da raubte ihm die Wut halb die Besinnung. Er sprang auf ihn zu, packte ihn vorn am Rock, schüttelte ihn und schrie: „Herr, warum verfolgen Sie mich? Ich lasse Sie einsperren, ich schlag' Sie tot ... Sie Schurke, Sie!“ Heiser, verzweifelt seine Stimme. Sie überschlug sich.

Im Handumdrehen hatte sich ein größerer Kreis um die beiden gebildet.

„Lassen Sie mich los!“ sagte der Fremde mit seiner kalten, auch jetzt gar nicht erregten Stimme. Mit hartem Spott schienen die starren Augen auf den Angreifer herabzusehen. Unwillkürlich ließ Doktor Vetter die Hände sinken. „Vor Gericht werden wir uns weiter sprechen. Hier sind Herrschaften, die gewiß dafür zeugen werden, daß Sie mich grundlos bedroht und beleidigt haben.“

„Gut!“ stieß der Arzt hervor. Er hatte auch jetzt wieder das Gefühl, als ob nicht der andre, sondern er eine Niederlage davongetragen hätte. In ohnmächtiger Wut ballte er die Hände. Er machte an diesem Tage keine Besuche mehr. In völliger Abgespanntheit und Ermattung saß er da. Seine Frau brachte ihm das Töchterchen, das er so liebte. Er wollte es nicht sehen. Auch nachts lag er wach, obwohl er todmüde, zerschlagen und zermürbt war.

Der Gerichtsverhandlung wohnten im Zuschauerraum einige Aerzte bei. In ihrer Not und Herzensangst hatte sich auch die Frau des Beklagten eingefunden. Kläger war der im Alter von fünfundfünfzig Jahren stehende, noch nicht vorbestrafte Rentier Otto Schubrink. Er erzählte den Sachverhalt, den Doktor Vetter als richtig anerkannte. Auf die Vernehmung der Zeugen konnte also verzichtet werden.

Als der Richter fragte, was der Beklagte, der doch ein gebildeter Mensch sei, zu seiner Entschuldigung anzuführen hätte, blieb es einen Augenblick still. Dann sprach der Arzt. Er hatte sich viele Tage hindurch Wort für Wort, das er reden wollte, zurechtgelegt und eingeprägt, aber wie Spreu, in

die der Wind fährt, wirbelte ihm jetzt alles durcheinander. Unter dem Einfluß der Nähe dieses Menschen, unter dem lastenden Blick der Augen, der auch jetzt halb aufregend, halb lähmend auf ihn einwirkte, rang er vergeblich danach, sich zu konzentrieren. Er litt bei dem, was er erzählte; er fühlte zum dritten Male ganz deutlich, daß er auch hier wieder der Besiegte sein würde. Mühsam stellte er Satz neben Satz. Wie er es erst für Zufall gehalten hätte, daß dieser Herr da stets auf seinen Wegen gewesen wäre; wie er sich überzeugt hätte, daß da Absicht vorliege; wie diese beständige Verfolgung ihn gereizt, nervös gemacht, gequält habe; wie er den Herrn ohne Ergebnis zur Rede gestellt hätte; wie die Frage, was der Mensch eigentlich bezwecke und von ihm wolle, ganz von ihm Besitz genommen habe, wie er selber und seine Praxis darunter litten, wie sein Peiniger ohne jeden erkennbaren Grund, aber systematisch ihn der Verzweiflung und dem Ruin entgegentreibe. Wie ein unterdrückter Schrei klang das letzte. Unter den Aerzten im Zuschauerraum machte sich eine Bewegung geltend; leichenblaß saß die junge Frau da. Und aller Aufmerksamkeit richtete sich auf den Kläger, der unbeweglich zugehört hatte, und auf die Frage, was er zu erwidern habe, mit der kalten, ruhigen Stimme sagte:

„Ich bezahle meine Steuern wie jeder andre und kann deshalb auch die dem Verkehr dienenden Straßen nach meinem Belieben benutzen. Da ich zufällig dem Beklagten gegenüber wohne, ist es leicht erklärlich, daß er mich oft sieht und daß die gleichen Straßenzüge von uns, wie von tausend andern Leuten, begangen werden. Ich bin ferner aus bestimmten Gründen ein eifriger Spaziergänger. Ich stehe um acht Uhr morgens auf, halte mich bis zehn Uhr zu Hause und trete dann meine Wege an. Zufällig hat der Beklagte bis zehn Uhr Sprechstunde, um dann gleichfalls auszugehen. Nachmittags ist es ähnlich. Uebrigens bitte ich den Beklagten zu fragen, ob ich ihn jemals, sei es durch auffälliges Fixieren oder durch Anstoßen oder durch Worte oder durch Nebenhergehen, belästigt habe."

„Nein, nein, nein," rief Doktor Vetter dazwischen. „Das ist es ja gerade ... immer war er auf dem andern Trottoir, immer in großem Abstand, immer ..."

Und plötzlich fiel ihm etwas ein. „Der Herr hat mich doch einmal scharf und auffällig fixiert. Und zwar gleich, nachdem er hier eingezogen war."

„Ich gebe das zu," sprach der Kläger, ohne die Stimme zu erheben. „Aber auch das hat seine einfache Erklärung. Sehen Sie, meine Herren, ich hatte in D. ein blühendes Geschäft und einen Sohn, der meine ganze Freude und Hoffnung war. Er vergalt mir meine Liebe hundertfach, war durch reiche Talente allen seinen Altersgenossen voraus und ward als mein ein und alles von mir gehütet. Eines Tages erkrankte er, und ich rief in meiner Angst einen Arzt herbei, der sich seit einigen Jahren in D. niedergelassen hatte und mir wegen seiner Strebsamkeit und Tüchtigkeit empfohlen ward. Sei es, daß er nun die Krankheit meines Sohnes nicht richtig erkannt, sei es, daß er etwas versäumt hat — kurz, die verhältnismäßig harmlose Krankheit ward ernster und führte zum Tode. Seitdem war ich ruhelos. Es litt mich nicht länger in D., ich verkaufte mein Geschäft und zog hierher. Aber da ich Ablenkung brauche, um nicht ganz in meine trüben Erinnerungen zu versinken, anderseits jedoch keinen Verkehr wünsche und ertragen kann, so mische ich mich unter die Menschen, gehe in den Straßen spazieren, und es kommt wohl auch vor, daß ich irgendeinem Menschen grund- und zwecklos folge, da es ja egal ist, wohin ich gehe. Das ist, da ich es völlig unauffällig tue und niemand belästige, schließlich auch mein gutes Recht. Und was den Beklagten betrifft, so habe ich ihn allerdings ein einziges Mal schärfer fixiert. Er fiel mir auf, weil er dem Arzte ähnlich sieht, der meinen Sohn behandelt hat."

Der Sachverhalt war so klar, daß für die oratorischen Leistungen der Rechtsbeistände nicht mehr viel Raum blieb. Nur der Anwalt Doktor Vetters fesselte die Aufmerksamkeit durch eine kleine Geschichte, die er erzählte. Er griff auf eine Aeußerung seines Kollegen zurück, der angedeutet hatte, daß der Arzt wahrscheinlich stark überreizt sei. Er erkannte das an, aber meinte, diese Ueberreizung sei erst durch das merkwürdige und verwirrende Benehmen des Klägers hervorgerufen worden. Er könne sich psychologisch sehr gut vorstellen, daß man durch systematische Verfolgung einen Menschen zur Verzweiflung treiben könnte.

„In meiner Kindheit," erzählte er, „passierte folgendes: Ein Schulinspektor, der früher Pfarrer gewesen war und als glänzender Redner ausnahmsweise noch manchmal die Kanzel bestieg, wettete in der Weinlaune mit einem Baumeister, daß nichts und niemand ihn aus dem Text zu bringen vermöchte. Der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig, begann er vor der versammelten Gemeinde seine Rede. Aber wie er auch ausspähte, es ereignete sich gar nichts. Das verwunderte ihn schon, und die ständige Erwartung machte ihn viel unruhiger, als wenn eine Störung erfolgt wäre. Plötzlich sah er, wie sich weit von ihm ein Zeigefinger in die Luft hob, dessen Besitzer nicht zu sehen war, und langsam, wie leise drohend, von rechts nach links, von links nach rechts ging ... langsam, unablässig. Der Redner mußte fast lächeln, daß jemand glauben konnte, ihm durch solche Harmlosigkeit das Konzept zu verderben. Er sprach sogar besser weiter. Aber allmählich, als der Finger ohne Beschleunigung, doch auch ohne Aufenthalt immer weiter so hin und her ging, ward der Redner doch wieder unsicher. Der Finger in seiner Bewegung erzwang sich seine Aufmerksamkeit; er konnte den Kopf zehnmal nach der andern Seite drehen, er sah doch wieder hin. Er sagte sich, daß dies doch läppisch und unsinnig sei, aber der langsam von rechts nach links, von links nach rechts gehende Finger hielt ihn fest, lenkte ihn ab, bohrte sich in seine Gedanken. Er versprach sich ein paarmal, korrigierte sich, wurde dadurch, weil es ihm nie passierte, verlegen, verlor schließlich den Faden und schloß, um nicht stecken zu bleiben, viel schneller, als beabsichtigt war."

Von dieser kleinen und wirklich passierten Geschichte ging der Rechtsanwalt aus, um die Angaben seines Klienten begreiflicher zu machen.

Ebensowenig wie der Redner durch irgendeine gröbere Störung, eine direkte Unterbrechung und dergleichen fassungslos geworden wäre, ebensowenig der Arzt, wenn der Kläger ihn etwa grob angerempelt oder ihn täglich fixiert hätte. Aber gerade dies, was man nicht fassen könne, diese heimlich-unheimliche Verfolgung aus der Ferne, mache einen schließlich mürbe, nervös und aufgeregt. Es läge hier ein seltener und interessanter Fall vor, bei dem doch alle Umstände berücksichtigt werden müßten.

Der Effekt war, daß Doktor Vetter unter Zubilligung mildernder Umstände zu einer Geldstrafe verurteilt wurde. Er hatte es gewußt, und es war auch gar nicht anders möglich: er war wieder der Besiegte.

Die ganz verzweifelte junge Frau sprach noch an demselben Tage mit einem Kollegen ihres Mannes. Der verhielt sich freundschaftlich reserviert und faßte das, was er zu raten hatte, in die Worte zusammen: „Es steht nun einmal fest, daß der betreffende Herr, der Kläger, einen aufreizenden Einfluß auf Ihren Herrn Gemahl ausübt. Es heißt also, das tatsächliche oder angenommene ursächliche Moment zu beseitigen. Da der betreffende Herr wahrscheinlich nicht daran denken wird, Ihres Gemahls wegen Stadt und Wohnung zu räumen, so müssen Sie es eben tun. Gehen Sie für einige Zeit mit Ihrem Gatten auf Reisen — irgendwohin —, dann wird sich hoffentlich alles wieder einrenken."

So vorsichtig als möglich versuchte sie, ihrem Manne dieses Rezept als eigne Weisheit aufzuhängen. Aber er sah sie mißtrauisch an.

Da wurde sie rot und rückte mit der Wahrheit heraus. Doktor Vetter nickte ein paarmal. Dann lachte er kurz auf.

„Verreisen — verreisen! Damit sich inzwischen die Herren Kollegen in meine Praxis teilen. Nein, mein Kind, den Gefallen tu' ich ihnen nicht."

Aber er versprach zuletzt, mit einem andern Arzt, den er schätzte, zu reden. Er tat es und erzählte alles ganz genau. Plötzlich brach er ab. Er hatte einen forschenden Blick des Kollegen aufgefangen. „Ja so," sagte er und fuhr sich mit dem Zeigefinger in den Kragen, als wär' ihm der Kragen zu eng und als müsse er sich Luft schaffen. „So, so ... darauf bin ich noch gar nicht gekommen."

Und achselzuckend: „Ich brauch' dann gar nicht mehr zu reden. Sie meinen ganz einfach, daß ich verrückt sei ... so ein kleiner, niedlicher Verfolgungswahn. Die Diagnose stimmt ja famos: Ueberanstrengung, nervöse Gereiztheit, halte mich für verfolgt, behaupte, daß der Mensch meine Praxis untergräbt, kann irgendwelche Gründe für sein Vorgehen nicht anführen, beleidige ihn und greife ihn fast tätlich an — was braucht es mehr? Na ja — ich selber an Ihrer Stelle würde wohl ähnliches denken. Ich kann Ihnen sogar noch mehr verraten: Auch das merkwürdige Sichunheimlichfühlen stellt sich manchmal bei mir ein — gerade dann, wenn mich der Kerl mal nicht verfolgt. Ergo ist alles klar — nicht?"

Der Kollege wollte ihn beruhigen und widerstritt. Aber Doktor Vetter schüttelte den Kopf.

„Ich könnt' Ihnen hundert Eide schwören — Sie glaubten mir doch nicht. Ich leide durchaus nicht an Verfolgungswahn; ich habe durchaus keine Halluzinationen. Ich bilde mir nicht ein, daß ich verfolgt werde, sondern stelle es täglich fest. Also verrückt bin ich nicht. Noch nicht."

Und plötzlich blieb er stehen. Sein Gesicht verzerrte sich. Leise, mit entsetzlicher Angst in der Stimme, sprach er:

„Aber wenn das so weitergeht, könnt' ich es werden."

Er nahm seinen Hut und verabschiedete sich, ohne sich auf Weiteres einzulassen.

Von nun an quälte ihn zu allem andern noch der Gedanke, daß die Leute ihn für geisteskrank halten könnten. Jede Miene, jedes Wort seiner Frau prüfte er daraufhin. Sein Mißtrauen steigerte sich. Es kam dazu, daß die Zeitungen die Gerichtsverhandlung, die ihnen interessant schien, gebracht hatten. Viele von Doktor Vetters alten Patienten lasen sie, es fiel ihnen nachträglich manches Merkwürdige in dem Verhalten ihres Arztes auf, sie schüttelten den Kopf und kamen vorsichtshalber nicht wieder. So verringerte sich die Praxis von Tag zu Tag.

Und immer, auch jetzt noch, hinter ihm der Fremde, immer auf dem jenseitigen Trottoir, immer in schwarzer Halsbinde und schwarzen Glacés, immer wie eine aufgezogene Maschine sich bewegend, regelmäßig und gefühllos ...

Etwa vierzehn Tage später durcheilte die Stadt das Gerücht von einem Mord auf offener Straße. Es wurde sofort dementiert. Richtig war nur, daß der praktische Arzt Doktor Vetter in einem offenbaren Anfall von Geistesgestörtheit zwei Revolverschüsse auf den ruhig seines Weges gehenden Rentier Otto Schubrink abgefeuert hatte — glücklicherweise ohne zu treffen. Der Arzt wurde in Haft genommen und, da Verfolgungswahn konstatiert wurde, sofort in eine Irrenanstalt überführt.

Den Fremden sah man noch mehrere Tage durch die Straßen gehen. Der Rechtsanwalt, der Doktor Vetter seinerzeit verteidigt hatte, machte einen Freund auf ihn aufmerksam. Unruhig, als fehlte ihm irgend etwas, mit suchenden, umherirrenden Augen streifte der Rentier durch die Stadt, gleichsam halt- und ziellos. Der Rechtsanwalt, den er schärfer fixiert hatte, drehte sich noch einmal nach ihm um. „Wie ein Geisteskranker," sagte er zu seinem Begleiter.

Bald darauf war der Fremde abgereist. Die Fenster der Wohnung, in der er gehaust hatte, waren wieder ohne Gardinen.

Uebrigens glauben die Anstaltsärzte, nach einer Zeitungsmeldung, Doktor Vetter retten zu können. Man hält es sogar nicht für ausgeschlossen, daß er seine berufliche Tätigkeit bald wieder aufnehmen kann — allerdings nicht in seinem bisherigen Wirkungskreise, sondern an einem andern freundlichen Orte.



Florenz, Pitti-Galerie

Gemalt 1545

Pietro Aretino

Nach dem Gemälde von Tizian

Der Aretiner

Von

Hermann Hesse

Hast du vom Aretiner nie gelesen?
So will ich dir erzählen! Jener war
Ein Mächtiger, von Ruhm umbrandet und Gefahr,
Aus Gut und Schlecht gemengt ein dunkles Wesen.
Ich sah sein Bild im Pitti zu Florenz:
Breitbrüstig, braunen Barts, mit Stiergenick,
Des reichen Schmuckes prahlerisch Gegläunz
Besiegt mit dunkelm Blitz sein Rätselblick.
Kein Venezianer, nein! Doch lebenslang ein Gast
Der schönen Stadt. Kein Garten, kein Palast,
Wo er nicht heimisch war bei Schmaus und Spiel,
Der Fremde, der den Weibern wohlgefiel
Und den die Männer haßten wie die Pest.
Er lebte fröhlich, schmückte jedes Fest
Mit schmeichlerischem Reim und trunkener Lust,
Drauf schrieb er nächtens bei der Kerze Schimmer
Geheime Briefe im verschlossenen Zimmer
Voll Lug und Gift und bösen Zauberein,
Der Satan stand dabei und blies ihm ein.
Das war ein Mensch! In seiner breiten Brust
Klang einer Liebesleier süß Getön
Weich und berückend wie der laue Föhn,
Und klang gemeiner Bosheit feiles Wort
Bereit zu Lüge, Treuebruch und Mord.
So war der Aretiner, sagt man. Doch mir deucht,
Er hat ein anderes Gesicht vielleicht.
Ich seh' ihn, wie er in Muranos Gärten
Den Liedern nachsinnt, die ihn schmücken werden
Mit ewigem Ruhm — und die er niemals schrieb!
Ich seh' ihn nächtelang, bleich wie ein Dieb,
Die Stirn in eine heiße Hand gestützt,
Wie er bei offnen Fenstern einsam sitzt
Und schweren Herzens in das Dunkel schaut,
Das rätselvoll auf der Lagune blaut.
In tiefem Leiden glüht sein trüber Blick,
Er schaut sein Leben — ein verirrt Geschick,
Verstümmelt und im Innersten entweiht.
Und um sich fühlt er der Verbannung Leid,
Und fühlt, wie er, ein heimatloser Geist,
Um fremder Herde Licht vergebens kreist
Mit hoffnungslos verirrten Flügelschlägen.
Er lächelt dunkel: „Dem Geschick entgegen
Kämpft nur ein Narr!" nimmt Mantel und Barett
Und läuft zu einem üppigen Bankett.
In hohen Gläsern lacht mit klarem Glanz
Goldgelber Griechenwein; verschüttet rinnt
Er auf brokatene Decken aus Byzanz,
Die breit gesäumt mit roten Spitzen sind.
Man achtet's kaum — der Aretiner spricht!
Mit breiter Fratze grinst sein heiß Gesicht
Im Ampelglanz; man lacht, man ist berauscht
Von seiner Rede, deren Wirbelwind
Frech über Heiliges und Böses rinnt
Und jedes ernste Wort mit Zoten tauscht.
Er ist im Zug — nun leert er rasch ein Glas,
Spricht hastig weiter, lästert ohne Maß,
Krönt jede giftige Rede Blitz auf Blitz
Mit einem schamlos frechen Gassenwitz,
Steht auf — lacht zügellos — schwankt zitternd — fällt
Vornüber auf sein Glas, das schrill zerschellt —
Und ist verendet, eh' der Zecherkreis
Sein roh Gelächter zu bemeistern weiß.
— Was mehr? Nichts. Er war tot. Sein Glanz
War schneller welk als einer Dirne Kranz.
Von seinem Leben, das so fieberwild
Und seltsam war, blieb uns sein Name nur
Und in Florenz sein sonderbares Bild,
Darin des Geistes tiefgefurchte Spur
Auf eines Wüstlings Stirne den Beschauer
Mit Scham erfüllt und rätselhafter Trauer.



Der Tod des Pietro Aretino
Nach dem Gemälde von Anselm Feuerbach

Das Pferd in der Photographie

Von

Richard Schoenbeck-Halensee

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Momentaufnahmen)

Welche Einblicke in die tiefsten Tiefen der Wesenheit aller Dinge uns durch die Lichtbildnerei geworden sind, welche fast unsagbaren Dienste sie der Wissenschaft auf allen Gebieten, besonders in Verbindung mit der nahe verwandten Mikroskopie bereits geleistet hat und noch leistet — wir stehen ja eigentlich erst am Anfang —, das zu schildern mag einer berufeneren Feder vorbehalten



Fig. 1. Das Pferd im Schritt

bleiben. Aber selbst bei dem, was wir täglich vor Augen sehen, was wir genau zu kennen vermeinen, hat uns die Photographie gezeigt, daß wir vielfach im Irrtum, daß unsre Augen zum Beispiel nicht imstande waren, eine Komposition schneller oder selbst langsamerer Bewegungen aufzufassen, sie in ihre Einzelmomente zu zerlegen und in ihrer Zusammenwirkung zu begreifen und zu erklären. Wir empfangen ein Gesamtbild, das durch das Auge auf die Gehirnzelle reflektiert wird, die einzelnen Momente aber, durch welche dieses Gesamtbild zusammengesetzt wird, ist unser Auge nicht imstande festzuhalten. Es geht daraus hervor, daß sich bei der Erklärung solcher Vorgänge vor der Erfindung speziell der Momentphotographie nur hypothetische oder Wahrscheinlichkeitsvorstellungen in uns entwickeln konnten, die im Laufe der Jahre, sagen wir der Jahrhunderte, sich zu festen Begriffen verdichteten und so in der Darstellung ihren Ausdruck fanden. Als uns am nächsten liegend exemplifizieren wir auf die Bewegung des Pferdes, dieses steten und treuen Begleiters des Menschen von Urzeiten an, dessen Geschichte unzertrennlich mit der der Völker verknüpft ist, deren Schicksale vielfach vom Besitz oder Nichtbesitz des Pferdes abhängig waren und sich entschieden.

Dieses edelste und vielleicht unentbehrlichste Haustier hat seltsamerweise in seiner Darstellung durch die bildende Kunst in der Malerei wie in der Plastik — wir wollen die assyrische Kunst und das klassische Altertum cum grano salis davon ausnehmen — eine ziemlich stiefmütterliche Behandlung gefunden. So eingehend sich der Künstler mit der Darstellung des Menschen beschäftigte, so weit er darin vorgeschritten war und ist — dem Pferde wurde wenig eingehendes Naturstudium gewidmet und vielfach gelangte bei seiner Darstellung — wo sich eine solche nicht vermeiden ließ — Inkorrektes und Unverstandenes zum Ausdruck. Ein Blick auf die Reliquien vergangener Jahrhunderte in der Pferdebildnerei beweist das mit wenigen Ausnahmen.

In der Neuzeit sind wir in dieser Beziehung — dank der Photographie — einen tüchtigen Schritt weiter gekommen. Aber auch die Photographie ist vielfach unverstanden geblieben, so gierig sich auch Maler und Bildhauer auf sie gestürzt haben; denn die Umschau in den Werken der neueren, besonders der monumentalen Kunst — Reiterdenkmäler sind ja das Signum der Gegenwart — kann dem unbefangenen und unparteiischen Beschauer, der sich mit dem Studium des Pferdes etwas eingehender beschäftigt hat, nur ausnahmsweise ein Gefühl der Befriedigung verursachen.

Ich bedaure, daß es mir an Raum mangelt, auf dieses nur andeutungsweise berührte Thema näher eingehen zu können; es führt zu weit vom Wege ab.

Um danach auf die Bewegung des Pferdes zurückzukommen, so hatte sich — ich scheide die auch in dieser Beziehung sehr beachtenswerte Antike hier aus — eine Art von Schematismus in der Darstellung gebildet, der noch bis in die ersten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts sich bemerkbar machte, und zwar waren es hauptsächlich die natürlichen Gangarten, Schritt, Trab, Galopp und



Fig. 2. Das Pferd im Trab



Fig. 3. Galoppierende Pferde (Polospiel)

Rennlauf, die, wie die spätere Momentphotographie erwies, absolut falsch dargestellt wurden. Was den Schritt und den Trab betrifft, so hätten die Pferdedarsteller allerdings nicht auf die Photographie zu warten brauchen, um wenigstens diese beiden Gangarten richtig aufzufassen. Sie sind erkennbar genug, daß der Künstler bei besonderer Beobachtung ihre Technik hätte entziffern, kombinieren und naturgemäß zur Darstellung bringen können, und der Galopp und der Rennlauf hätten bei einigem Nachdenken über ihre Technik auch zu einer andern Auffassung führen müssen, als sie allgemein konventionell wurde. Ich verweise auf die schematischen Bewegungen des Schrittes, des Trabes, des Galopps und des Rennlaufs oder der Karriere, wie sie in alten Reitbüchern zur Illustration dieser Gangarten dienten und wie wir sie auf gleichzeitigen Bildern und Monumenten wiederfinden, bei denen wir uns nebenbei auch nur über die naive Kenntnislosigkeit der Knochen- und Gelenkformen und der Verhältnisse im Bau des Pferdes wundern können. Immer gibt es dasselbe konventionelle Bild, zu kleine Köpfe, zu dünne Beine und ungeheure Hinterteile, so wie es auch die einst so berühmte „Reitschule“ von Ridinger, seinerzeit Direktor der Malakademie in Kassel, zeigt. Rassenunterschiede, die auch damals wie heute, sogar vielleicht noch dezidierter existierten, konnten gar nicht zum Ausdruck gebracht werden — alle zeigten dieselbe Schablone. Und in bezug auf die Bewegung konnte man sich — außer beim Sprunge — das Pferd nicht anders als mit zwei Füßen auf dem Boden vorstellen, und der Schritt und der Trab fanden ihre Darstellung fast in demselben Schema.

Einzelne Künstler aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gingen endlich etwas genauer auf das Studium des Pferdes ein, und in Deutschland wurde besonders Professor Krüger († 1857) ein Pferdedarsteller ersten Ranges. Zunächst löste er beim Trabe die Beine vom Boden, wodurch er ein andres, viel ansprechenderes Moment der Bewegung, nämlich das sogenannte „fliegende“, erhielt, bei dem sich alle vier Beine über dem Boden befinden. Den Galopp stellte er ebenfalls „wahrscheinlicher“ her, indem er nur den abstoßenden Hinterfuß für die Vorwärtsbewegung mit dem Boden in Berührung brachte, während er für die Karriere die langgestreckte, sprungartige Darstellung



Fig. 4. Ein sich überschlagendes Pferd
(Aufgenommen mit der Goerz-Anschütz-Klapp-Kamera)

beibehielt, nur daß die Hinterhufe nicht mehr, wie es früher dargestellt wurde, auffußten, sondern die Eisen zeigten, wodurch die Bewegung zweifellos lebendiger wurde. Diese Auffassungen machten Schule und wurden allgemein, bis die Momentphotographie mit einem Schlag alles über den Haufen warf und gänzlich andre Momente in der Bewegung des Pferdes, eine ganz andre Technik des Ganges zeigte.

Es war der Amerikaner Muybridge, welchem das Verdienst zufällt, uns zuerst mit dem durch Momentphotographie aufgenommenen, gewaltiges Aufsehen erregenden Galoppsprung eines Pferdes, zerlegt in etwa zwölf oder noch mehr Momente, bekannt gemacht zu haben, womit er nicht nur die Künstler aufklärte, die sich besonders mit ihrer Darstellung des Pferdes im Rennlauf, wie man sie ausnahmslos auf den englischen Rennbildern sah — das Pferd in größtmöglicher Streckung —, vollständig auf dem Holzwege befanden, sondern auch der Wissenschaft den ganz hervorragenden Dienst leistete, dadurch endlich der Technik des Galopps des Pferdes auf die Spur kommen und sie erklären zu können.

Bei der konventionellen Darstellung des Rennlaufs nämlich, an die sich das Publikum so gewöhnt hatte, war es niemand eingefallen, sich den nächsten auf die Darstellung folgenden Moment des Rennlaufs vor die Augen zu führen. Dieser hätte sich etwa so abspielen müssen, daß das Pferd mit beiden Vorderfüßen auffußte, die beiden Hinterfüße müßten — man denke an den Schwung dabei — an die Vorderhufe herangebracht werden, wobei das Pferd einen furchtbaren Katzenbuckel hätte machen müssen und der Reiter in hohem Bogen über den Kopf weggeschleudert worden wäre.

Mit dieser Vorstellung hat die Momentphotographie und die daran geknüpfte Ueberlegung also gründlich aufgeräumt.

In Deutschland war es der Photograph Ottmar Anschütz in Lissa, der sich durch seine Tierstudien und Bewegungsaufnahmen von Menschen, vierfüßigen Tieren und Vögeln in der Bewegung, der letzteren besonders im Fluge, ein großes Verdienst um die Wissenschaft erwarb. Die Muybridgeschen Aufnahmen waren klein und nur silhouettenhaft. Anschütz vervollkommnete seine Apparate mit Hilfe der optischen Anstalt Goerz-Friedenau so, daß er tadellose Bilder der Gangarten des Pferdes in vielen Aufnahmen von Sekundenbruchteilen fixierte, die dann, in einen Drehapparat mit Schlitzen zum Durchschauen (Schnellseher) gebracht, die Bewegung wie in der Natur zur Anschauung brachten.

Für den passionierten Pferdeliebhaber aber ist das von hohem Wert, von noch größerem für den Künstler, den Maler und den Bildhauer. Er sieht die sich dem Auge fast unsichtbar abspielenden schnellen Bewegungen des Pferdes festgehalten und kann daher die Richtigkeit der Darstellung aufs minuziöseste kontrollieren. In bezug auf die Farbengebung ist ja allerdings die Studie nicht zu umgehen, immerhin wird die Photographie besonders mit Rücksicht auf die Kontur und die Bewegung, die beide gerade beim Pferde von so besonderer Bedeutung sind, auch in Beziehung auf die Licht- und Schattenwirkung ein wesentliches Hilfsmittel dabei bilden, nicht zu vergessen die vielfach sich ergebenden Zufallsstellungen, die manchmal gerade von besonderem Wert sind.

Allerdings sind es besonders zwei Punkte, welche die direkte Verwendung der Photographie bei der Darstellung des Pferdes wesentlich einschränken, beziehungsweise der Korrektur bedürfen und den Künstler immer noch zu seinem Rechte kommen lassen — die Perspektive und die Wahl des Momentes in der Bewegung des Pferdes, welch letzterer besonders vielfach ungewöhnlich erscheint und von dem abweicht, was man darzustellen sich vorgenommen hatte. Was die Perspektive betrifft, so ist diese bei der Photographie allerdings abhängig von der Brennweite des Objektivs, sie pflegt oft nach der Ferne zu übertrieben zu erscheinen. Ist das bei der Landschaft nicht von so wesentlicher Bedeutung, so treten bei dem gestreckten Körper des Pferdes zum Beispiel solche Unrichtigkeiten ein, daß die Figur ohne eingehende Korrektur gar nicht zu verwenden ist.

Damit kommen wir zu den Bewegungen des Pferdes, die man in natürliche und künstliche Gangarten, in regelmäßige und außergewöhnliche Bewegungen unterscheiden kann. Zu den natürlichen Gangarten gehören der Schritt, der Trab (der kurze wie der gestreckte) und der Galopp, der in seiner äußersten Verstärkung Rennlauf oder Karriere genannt wird.

Ueber die alte Darstellung des Schrittes haben wir bereits gesprochen und sie als sehr ähnlich dem Trabe gekennzeichnet. Eine schärfere Beobachtung, als sie tatsächlich erfolgt ist, hätte dem Künstler auch ohne Photographie sagen müssen, daß diese Bewegung des Schrittes, der wir von der Statue des Großen Kurfürsten von Schlüter an bis zu dem Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. von Begas bei so vielen Reiterdenkmälern — auch auf dem Friedrichs des Großen von Rauch — begegnen, absolut falsch ist. Der dort dargestellte Moment findet sich in der Schrittbewegung des Pferdes überhaupt nicht, wohl aber im Trabe. Bei diesem werden die diagonalen Beine des Pferdes zu gleicher Zeit vorgebracht und aufgefußt, so daß man nur einen Auftritt hört, während beim Schritt vier regelmäßige Auftritte erfolgen. Es erklärt sich das daraus, daß beim Schritt dem einen voraufschreitenden Vorderfuß der Hinterfuß derselben Seite folgt. So entsteht das regelmäßige und gänzlich abweichende Bild des Schrittes, wie wir es auf Figur 1 sehen.

Figur 2 zeigt uns einen Moment des Trabes, welcher der auf den alten Darstellungen sowie der auf den genannten Denkmälern zum Ausdruck gelangten Auffassung sehr ähnlich und — wie die Photographie zeigt — für den Trab auch charakteristisch und richtig ist. Beide diagonalen Beine bewegen sich nach vorne, während die beiden andern tragen. Der nächste, noch charakteristischere Moment würde der des „Fliegens" sein, der aber leider für die Plastik aus technischen Gründen nicht verwendbar ist. Man ersieht daraus, wie unendlich verschieden beide Gangarten sind und wie verschieden sie demgemäß auch zur Darstellung gebracht werden müssen.

Wir gelangen damit zur Darstellung des Galopps, der in der Technik seiner Bewegungen

mit dem Rennlauf zusammenfällt, daher auch mit diesem zusammen behandelt werden kann. Was die Technik des Galopps anbetrifft, so unterscheidet man bekanntlich Rechts- und Linksgalopp. Beim ersteren bringt das Pferd die rechte, beim letzteren die linke Seite zum Vorwärtssprung vor. Natürlich wird bei beiden Gangarten der Vorwärtssprung von den diagonalen und gleichzeitig auffußenden Beinen aufgefangen, beim Rechtsgalopp vom linken Vorder- und rechten Hinterbein, beim Linksgalopp umgekehrt. Dem vorgreifenden Hinterfuß macht der Vorderfuß derselben Seite Platz (vgl. Fig. 5, vorderer Reiter, der rechts galoppiert), während der linke Hinterfuß abstößt. Beide Reiter auf Figur 5 galoppieren rechts. Man ersieht daraus, daß die konventionelle Darstellung des Galopps, zum Beispiel Professor Krügers, bei der die beiden Beine derselben Seite vorgebracht werden, falsch ist. Es würde das Kreuzgalopp, also eine falsche Gangart zur Anschauung bringen. Es muß zugegeben werden, daß die Krügersche Darstellung des Galopps auf den Beschauer den Eindruck der Richtigkeit macht — aber die Photographie zeigt eben ganz andre Momente. Beim gekürzten Galopp ist die Streckung der Beine natürlich nicht so energisch und raumgreifend wie beim Rennlauf, es erscheint demnach die photographische Darstellung immer etwas ausdruckslos. Jedem unbefangenen Beobachter fällt bei Betrachtung dieses Bildes sofort die absolute Unrichtigkeit der früheren Darstellung des Rennlaufs in der bekannten Streckung auf, von der bereits gesprochen wurde. Gleichzeitig ist daraus zu ersehen, daß das Auffußen der vorderen sowohl wie der hinteren Extremitäten nicht gleich-



Fig. 5. Momentaufnahme zweier Pferde im Rennlauf; beide Reiter galoppieren rechts



Fig. 6. Erste Phase des Sprunges
(Aufgenommen mit der Goerz-Anschütz-Klapp-Kamera)

zeitig, sondern in möglichst weiter Entfernung voneinander, und zwar in der Diagonale erfolgt. Sind demnach die Hinterfüße in der Streckung begriffen (Fig. 5, zweiter Reiter), so fußen die Vorderfüße in weitem Schritt auf, über die der Körper des Pferdes dann gleichsam fortgleitet. Das Pferd geht also keineswegs mit weit über die Nase ausgreifenden Vorderfüßen vorwärts, wie es die alte Darstellung zeigte.

Das bringt uns natürlich auf die Frage, ob der Künstler nun diese Bewegung richtig darstellen soll, wie sie die Momentphotographie zeigt, oder so, wie es seit Jahrhunderten üblich war und wie sich das Auge an die Darstellung gewöhnt hatte, sie zu sehen.

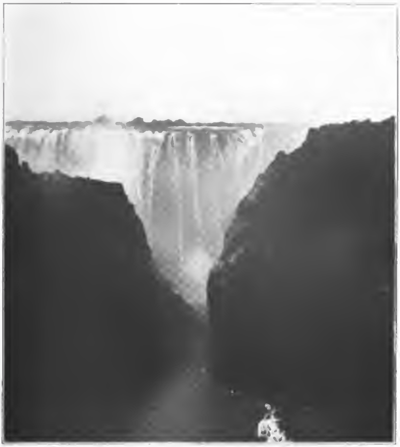
Nach meiner Meinung liegt das Richtige in der Mitte. Ist bei perspektivischen Darstellungen an und für sich schon die Anlehnung an die Momentphotographie, wie aus dem Bilde mit den Polospielern ersichtlich, viel eher möglich als bei Profildarstellungen, so muß der Künstler bei diesen kombinieren, so nahe als möglich an die Wirklichkeit herangehen, im übrigen aber dem Auge Konzessionen machen, wozu sich zum Beispiel die Darstellung des ersten Reiters auf dem Bilde der beiden galoppierenden Jockeis schon annähernd eignen würde. Es wird stets auf den Geschmack des betreffenden Künstlers ankommen, inwieweit er in solchen Dingen der absoluten Naturwahrheit die Ehre geben will.

Der Sprung des Pferdes (vergleiche Figur 6 und 7) zeigt wieder eine ganz andre Bewegungstechnik wie der Rennlauf. An die Bewegung des Niedersprungs anlehnend, hatte man früher die Karriere fälschlich dargestellt. Mit beiden Hinterfüßen in der Fußfolge des Galoppsprunges abspringend, hebt sich das Pferd mit angezogenen Vorderfüßen, fliegt über das Hindernis, fußt mit dem einen Vorderfuße wieder auf — wie beim Vorwärtssprung im Rennlauf —, greift mit dem andern dann über diesen heraus und läuft darauf weiter.

Als ein photographisches Kuriosum sei schließlich noch unser Bild 4 erwähnt. Der Photograph hat das Pferd gerade in dem Moment festgehalten, da es sich beim Sprunge überschlägt. Das arme Tier dürfte kaum mit dem Leben davongekommen sein.



Fig. 7. Pferde beim Niedersprung
(Aufgenommen mit der Goerz-Anschütz-Klapp-Kamera)



Die Gorge und der Regenbogenfall

An den Viktoriafällen des Sambesi

Von

Franz Seiner

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und eine Zeichnung)

Livingstone, im Herbst 1905.

Die Sonne näherte sich bereits dem Horizonte, als ein langgezogener Pfiff der Lokomotive unsers Schnellzuges die Nähe der Station „Victoriafalls“ ankündigte. Erwartungsvoll beugten sich die Reisenden aus den Coupéfenstern, doch der Zug fuhr noch in einer tiefen Mulde, und außer der eintönigen Buschlandschaft war nichts zu sehen. Bald aber ertönte ein zweiter Pfiff, nun öffnete sich ein aufwärts führendes Tal, und in der Ferne wurde ein langer Höhenrücken sichtbar. Wenige Minuten später erreichte der Zug ein Plateau, und nun zeigte sich nach Osten ein weites, von sanft ansteigenden Höhenzügen begrenztes Tal, dessen Sohle lange, senkrecht abfallende Felswände aufwies, die der Absturz der östlichen Höhen zu sein schienen, von den mit der Struktur dieser Landschaft bekannten Reisenden jedoch sofort als die gegenüberliegenden Wände des Cañon des Sambesi erkannt wurden. Die Vegetation zu beiden Seiten des Cañon hatte den Charakter der sonngedörrten Buschsteppe. Nach einer Biegung des Schienenwegs eröffnete sich ein Ausblick auf eine langgestreckte dichte weiße Wolke, die sich quer über die Talsohle lagerte und den Cañon nach Norden abschloß; es waren die Wasserstaubmassen, die von den Fällen aufstiegen und deren Lage genau markierten. In der Station, die wir nach wenigen Minuten erreichten — sie bestand nur aus einigen kleinen Häuschen —, erwarteten ungefähr fünfzig Männer, teils Eisenbahn- und Postbeamte, teils Ansiedler und Händler aus der Umgebung, die Ankunft des Zuges. Auch ein leichter, mit vier Maultieren bespannter Wagen des Hotels „Victoriafalls“ stand an der Station, um etwaige ungeduldige Reisende sofort an die Fälle zu bringen, die von hier aus zu Fuß in einer Stunde zu erreichen sind. Doch er mußte leer zum Hotel zurückkehren, da kein einziger Vergnügungsreisender sich eingefunden hatte. Das Hotel liegt einige Schritte hinter der Station, und zwar unmittelbar am Rande des Cañon, gerade an der Stelle, wo die erste Zickzackschlucht in die zweite übergeht. Vom Plateaurande, an dem das Hotel steht, ziehen sich drei Schluchten, Holubs Paviankläfte, mit starker Neigung bis zum Flußbette im Cañon hinunter. Der Reisende braucht also nur wenige Schritte vom Eisenbahnwagen zu machen, um die großartige Rundschau über die



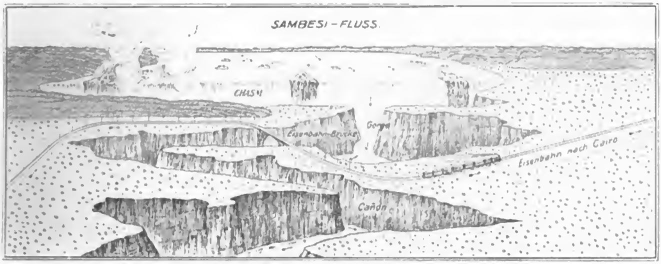
Die Hauptfälle vom sogenannten „Danger Point“ aus gesehen

ersten Zickzackschluchten des düsteren Cañon zu genießen. Das Hotel besteht aus einigen gut gebauten Wellblechhäusern und befriedigt mit seiner eleganten, praktischen Einrichtung selbst die Bedürfnisse eines verwöhnten Reisenden, ist bisher jedoch, ebenso wie die Fälle, nur wenig besucht.

Nach einem einstündigen Fußmarsch erreichte ich den Landungsplatz oberhalb der Fälle, von dem aus ich in einem Boote nach Old-Livingstone, einer englischen Niederlassung am nördlichen Flußufer, fünf Meilen westlich der Fälle, übergesetzt wurde. Die Stromlandschaft war im nächtlichen Dunkel — die Sonne war bereits untergegangen — von bezaubernder Schönheit. In dem klaren, von keinem Lufthauch bewegten Wasser spiegelten sich die Sterne, und an den Ufern des Stromes flammten zahlreiche Lagerfeuer von fischenden Kaffern auf. Am nächsten Tage fand ich mich wieder bei der Station „Victoriafalls“ ein, um von hier aus in Begleitung einiger Boys die berühmten Fälle zu besichtigen.

Das topographische Bild der Fälle ist kompliziert. Oberhalb der Fälle zieht sich der Sambesi in einer Breite von 1800 Metern in westöstlicher Richtung hin, wendet sich dann in einer scharfen Biegung nach Süden, die Ufer nähern sich einander, Inselgruppen treten im Wasser auf, und plötzlich stürzt sich der gewaltige, noch 1674 Meter breite Strom über eine senkrechte dunkle Felsenwand in die Tiefe. Die abstürzende Wassermasse wird in einer schlundartigen Vertiefung, einem Graben von 1600 Metern Länge und 40 bis 73 Metern Breite, dem Chasm, Holubs Felsentrog, aufgefangen und bildet an dessen tiefster Stelle in der östlichen Grabenhälfte einen gewaltigen Strudel, worauf sich das Wasser mit enormer Wucht durch eine Schlucht von 30 Metern Breite nach Süden Bahn bricht. Der Abflußkanal erweitert sich dann zu einer Breite von 60 Metern, fließt jedoch keineswegs direkt nach Süden weiter, sondern bildet eine dreifache Zickzackschlucht, die in diagonaler Richtung zur Stromrichtung verläuft. Dann fließt der Strom in einem von durchschnittlich 120 Meter hohen, senkrechten Felsenwänden gebildeten Cañon geradlinig nach Osten weiter und tritt erst nach 64 Kilometer langem Laufe offen in die Ebene. Die Ufer ober- und unterhalb der Fälle befinden sich im gleichen Niveau mit den Ufern des Cañons. Die ganze Breite der Fälle beträgt, in gerader Linie von einem Endpunkt zum andern gemessen, 1674 Meter. Oberhalb und auf der Kante der Fallwand sind zahlreiche Inseln, durch welche die abstürzende Wassermasse zur Regenzeit in vier Fälle geteilt wird, von denen die mächtigsten sich in der Mitte befinden. Es sind dies der 515 Meter breite Hauptfall zwischen der Buka- und Livingstone-Insel sowie der Regenbogenfall, der sich vom Livingstone Island bis zur Beatrice-Insel in einer Breite von 540 Metern hinzieht. Die Strömung ist jedoch nicht bei diesen größten Fällen am stärksten, sondern bei den kleinen Randfällen, denn die horizontale Kante der Felswand ist an ihren Endteilen, nämlich bei Leaping Water im Westen und bei Eastern Cataract am andern Ende, am tiefsten eingeschnitten; während die Höhe des mittleren Teiles der Felswand sich auf 119 Meter beläuft, reduziert sie sich am Ostende auf 103 Meter und am Westende sogar auf 76 Meter. Es muß noch bemerkt werden, daß zur winterlichen Trockenzeit, also vom Juni bis November, die Fälle nicht geschlossene Wassermassen zeigen, sondern sich infolge der Wasserabnahme in zahlreiche kleine Fälle auflösen.

Ueber die Entstehung der Fälle und des Cañon sind die Meinungen der Forscher geteilt. Im heutigen Sumpflande zwischen dem Sambesi und Linjanti-Maschi befand sich in einer früheren Erdperiode ein großer See, der im Osten, also östlich der gegenwärtigen Vereinigungsstelle des Sambesi und Linjanti, von einem Hügellande begrenzt wurde, das aus einer mächtigen, unter einer tiefen Decke von Kalaharisand, Sandstein, Alluvium und Konglomeraten liegenden vulkanischen Schicht besteht. Das Eruptivgestein tritt an der Fallwand der heutigen Fälle und im Cañon offen zutage, ist hier vertikal säulenartig geschichtet, dürfte somit Basalt sein und dem Tertiär angehören. Der See nagte sich nun durch dieses Hügelland und Sandsteinplateau einen 120 Kilometer langen Abfluß nach Osten, der sich in der Gegend oberhalb der späteren Fälle neuerdings staute, denn hier ändern die von West nach Ost streichenden Hügelzüge und Terrain-



Uebersichtsplan der Viktoriafälle und des Cañon des Sambesi

Durch die Inseln im Flußbett entstehen vier Fälle; von links nach rechts Leaping Water (76 m Höhe), Hauptfall (119 m), Regenbogenfall (119 Meter), Eastern Cataract (103 m)

wellen ihre Richtung nach Süden, wodurch der Sambesi gezwungen wurde, ein Knie zu bilden und ebenfalls nach Süden abzubiegen. An den gegenwärtigen Fällen nähern sich die Hügelzüge bis auf 3 und 4 Kilometer und wurden früher durch einen Querriegel von Sandstein verbunden, den der Fluß durchbrach, um nach Osten weiter zu strömen; die Inseln an den Fällen sind Reste des zertrümmerten Sandsteinquerriegels. Oberhalb der Fälle gelang es dem Strome unschwer, sich in dem porösen Alluvium ein Bett bis zur Basaltschichte zu graben; wie war es dem Strome aber möglich,



Blick auf die Fälle vom Rande des Regenwaldes

das harte Basaltlager selbst anzugreifen und in ihm ein über 100 Meter tiefes Bett von 64 Kilometern Länge auszuwühlen? Livingstone, Baines, Chapman, Selous und Mohr erklären die Riesenspalten des Chasm und des Cañon in erster Linie als durch Eruption entstanden. Holub wich von dieser Hypothese ab, indem er annahm, daß zwar vulkanische Kräfte die allgemeine Form des Sambesitales und der Diagonalschlucht schufen, aber erst die erodierende Kraft des Wassers, das der Sambesisee während seiner Hochwasserperioden über den Sandsteinquerriegel bei den späteren Fällen warf, habe in dem Sande ein seichtes schmales Flußbett geschaffen und dasselbe bis auf die vulkanische Gesteinsunterlage vertieft, worauf der Sambesi nach seinem Durchbruch durch den Riegel in dem bereits vorhandenen Bette einen großartigen Erosionsprozeß begann und letzteres über 100 Meter tief in die Felsenbasis einschnitt. Die Bildung der heutigen Fälle habe nach dem Durchbruche begonnen, und zwar habe ein Rückwärtsschreiten der Katarakte stattgefunden. Der Franzose Molyneux, der erst kürzlich die Fälle besuchte, stellt ebenfalls die Erosion als Hauptfaktor der Spaltbildung hin, nimmt jedoch im Gegensatz zu Holub an, daß infolge der Abkühlung des Eruptivgesteins und durch atmosphärische Einflüsse sich in letzterem die ersten Spalten bildeten, in denen das Wasser nun eine gewaltige Erosionsarbeit begann, und zwar setzte letztere am stärksten am Ostende des heutigen 64 Kilometer langen Cañon ein, da dort die Basaltschichte am schwächsten war; mit der zunehmenden Vertiefung dieser Stelle steigerte sich das Gefälle des Stromes, zumal das Bett an dieser angegriffenen Talsohle bedeutend tiefer lag als am Knie des oberen Sambesi, und letzterer schnitt sich nun, wie der Niagara, nach rückwärts in das Basaltlager ein und bildete zahlreiche Fälle, die mit der zunehmenden Tiefe des Bettes trockengelegt wurden, worauf nacheinander stromaufwärts neue Katarakte entstanden. Die heutigen Viktoriafälle sind die jüngste große Kataraktbildung.

Die Zickzackschlucht, mit welcher der Cañon beginnt, entstand nach Molyneux noch vor der Bildung der Viktoriafälle. Der Strom ergoß sich in eine Spalte an Stelle der ersten Zickzackschlucht, da er aber in der Mitte durch Inseln gehemmt wurde, stürzte er in Einsenkungen beiderseits dieser Inseln und zwar sowohl in die Vertiefung, in der heute die erste und zweite Zickzackschlucht sich vereinigen, als auch in den sogenannten Palm Kloof. Diese Einsenkungen wurden naturgemäß immer mehr vertieft und in diagonaler Richtung zur Stromrichtung erweitert. Sie entzogen schließlich dem Hauptfalle das Wasser und legten ihn trocken. Der Semiramishügel ist durch die Knife Edge, eine tiefe Mulde, von dem Uferplateau getrennt, die noch jetzt die Felswand des früheren Ostkatarakts erkennen läßt. Eine ähnliche Erosionsarbeit ist an den Viktoriafällen zu beobachten. East Cataract und Leaping Water sind bedeutend tiefer eingeschnitten als die mittleren Fälle und weisen daher eine bedeutend größere Wassermenge als diese auf. Die Bildung des Chasm begründet Molyneux mit Insolation und Erosion.



Die Sambesibrücke beim Beginn des Baues

Ich begann mit der Besichtigung der Fälle am Westufer, da dieses von der Station aus am schnellsten zu erreichen ist. Majestätisch wälzt sich der blaue Riesenstrom oberhalb der Fälle zwischen seinen mit prachtvoller Tropenvegetation bestandenen Ufern hin, zahlreiche Inseln ragen aus der Wasserfläche auf und bieten mit ihren dunkelgrünen Hainen, mit ihren Saro- und Fächerpalmen einen



Die Sambesibrücke im Bau; darunter das Sicherheitsnetz

reizenden Anblick. Nächst den Fällen wird der Ausblick auf den Strom durch eine ungemein dichte Ufervegetation verwehrt. Anfänglich führt der Weg durch strohfarbige Grasfelder, deren Halme über meinem Kopfe zusammenschlugen, später zieht er sich in den sogenannten Regenwald unmittelbar gegenüber den Fällen, der seine Ueppigkeit den aus dem Chasm aufsteigenden Wasserstaubmassen verdankt. Mimosen und Sykomoren mit armdicken Lianen, Fächer- und Saropalmen, niedrige Laubbäume und riesige Farnkräuter vereinigen sich zu einem dichten Laubdache, unter dem der Besucher im tiefsten Schatten wandelt. Ein guter Weg führt durch diesen schmalen Uferwald parallel zu den Fällen nach der Eisenbahnbrücke; von diesem Wege aus wurden schmale Seitenpfade durch das Walddickicht gebrochen, die unmittelbar am Rande des Abgrundes enden. Das Donnern und Brausen der abstürzenden Wassermassen ist fast betäubend, und ich vermochte mich mit meinem Boy durch Zurufe nur auf eine Distanz von zwei Metern zu verständigen. Gewinnt man durch die wildverwachsenen Bäume einen Ausblick nach Norden, so zeigen sich die Fälle in wahrhaft erhabener Pracht.

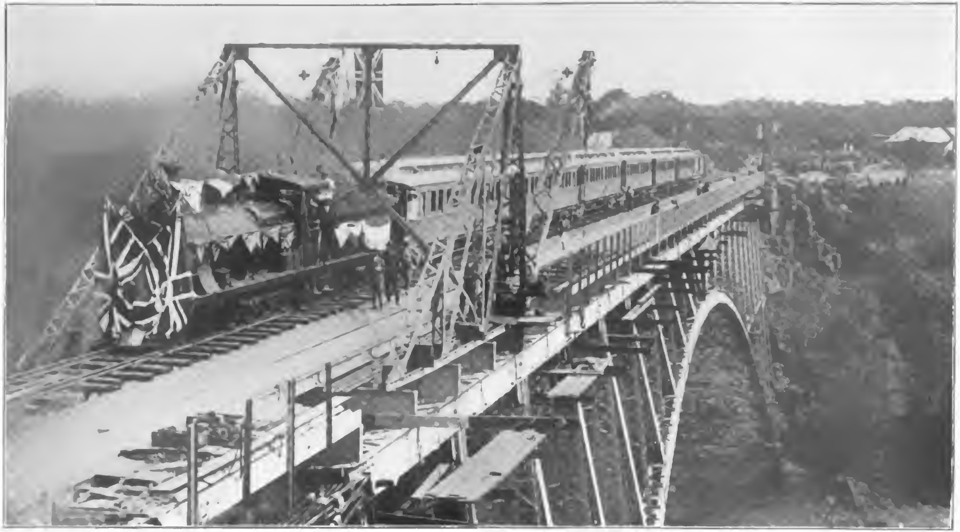
In tausendförmigen Kaskaden, in denen sich die Sonnenstrahlen brechen, stürzen die enormen Wassermassen in die Tiefe. Da zur Zeit der Trockenheit die Wassermenge des Sambesi stets sehr stark verringert ist, so fallen nur an den tiefgelegenen Endfällen die Wassermassen in einem einzigen breiten Schwalle ab, die mittleren Fälle dagegen lösen sich in zahlreiche Kaskaden von verschiedener Mächtigkeit auf, die durch nackte, schwärzliche Felsen getrennt werden. Manche Fälle bilden nur noch silberglänzende Wasserfäden, die im Laufe der Wintermonate gänzlich versiegen, wodurch die großen Inseln an Ausdehnung gewinnen. Die trockengelegten Stellen der schwarzen, senkrechten Fallwand bieten einen unheimlichen Anblick. Aus dem Chasm steigt in dichter Wolke der Wasserstaub empor und wird von dem Winde hin und her geworfen, so daß zeitweise die Fälle wie von einem Nebel verhüllt sind. Bezaubernd schön sind die Fälle morgens und abends, da dann die Sonnenstrahlen zahlreiche farbenprächtige konzentrische Regenbögen in dem schneeweißen Staubnebel erstehen lassen. Ich beobachtete Regenbögen vor Bäumen, die nur vier Meter von mir entfernt waren. An manchen Stellen ist dem Uferwalde ein schmaler Saum vorgelagert, der von einem schwellenden wasserdurchtränkten Moosteppich, in dem der Fuß tief einsinkt, bedeckt ist; es ist möglich, an einigen wenigen Punkten dieses Saumes einen Blick in den Abgrund zu tun, indem man sich auf die Felsplatten, welche die Unterlage des Moosteppichs bilden, platt niederwirft und den Kopf langsam über den Rand der Absturzkante schiebt. Man erblickt jedoch in dem Abgrunde nur die weißen, hin und her wallenden und auf und ab steigenden Wasserstaubmassen, in denen die silberglänzenden

abstürzenden Wasserfäden verschwinden; stellenweise sind die Kaskaden an der Fallwand durch den mitgeführten Schlamm gelb gefärbt.

Von der Eisenbahnbrücke aus, die sich in einer Länge von 162 Metern über die erste Zickzackschlucht spannt, gewinnt man einen Einblick in die Durchbruchsschlucht und in den Chasm selbst, wenn ein Windstoß die Staubmassen günstig zerteilt. Der Anblick ist zwar großartig, aber schauerlich. Unter sich sieht der Beschauer in schwindelnder Tiefe das schmale grüne Band des Sambesi durch den Cañon sich winden, und nach Osten hin eröffnet sich der Ausblick auf die dunkle Durchbruchsschlucht mit ihren senkrechten, schwarzbraunen, nackten Felswänden und durch die Schlucht auf einen kleinen Teil des Chasm und der dunkeln Fallwand, von der sich einige dünne, silberglitzernde Wasserfäden abheben. Ueber der Schlucht zeigt sich im Hintergrunde die weißschäumende Kante des Regenbogenfalles. Die Brücke selbst ist ein Meisterwerk der Baukunst. Da bei der enormen Höhe der Ufer und der Beschaffenheit der Talsohle an einen Pfeiler nicht zu denken war, so mußte die Brücke in einer einzigen Bogenspannung den Cañon überwölben. Zufolge der Steilheit der Uferwände mußte auf die Aufstellung eines Gerüstes über die Widerlager hinaus verzichtet werden. Die Ausführung des Baues war daher mit enormen Schwierigkeiten verbunden. Der Bau wurde dadurch beschleunigt, daß ein elektrisches Motorkabel mit einer Spannweite von 243 Metern, bisher einzig in dieser Größe, montiert wurde, um das Baumaterial von einem Ufer auf das andre zu befördern. Die Arbeiter wurden in einer gewöhnlichen Kabelbahn über den Cañon gebracht. Um Unglücksfällen vorzubeugen, war auf beiden Seiten der vorrückenden Konstruktion ein Sicherheitsnetz angebracht, das verschiebbar war und sich nach unten um einen großen Behälter aus Segeltuch zusammenschloß. Von der Brücke an ist der Schienenweg schon viele Kilometer weit nach Norden geführt, doch verkehren einstweilen wenige Züge. An den Ufern nächst der Brücke arbeiten Hunderte von Kaffern an der Aushebung von Abzugskanälen, damit in der Regenzeit der Eisenbahndamm nicht von den Fluten in den Cañon gespült werde.

Von der Brücke an ist der östliche Rand des Cañon mit einem Stacheldrahtzaun umgeben, da die Uferränder brüchig sind. Der sogenannte Palm Kloof ist von einem prachtvollen Laubwald bis nahe zur Talsohle bedeckt, durch den ein schattiger, steiler Weg in den Cañon hinabführt. Der schmale Uferrand im Cañon selbst trägt einen wirren Haufen abgesprengter gigantischer Basaltblöcke, über die hinweg man bis zur Durchbruchsschlucht, der Gorge, vordringen kann. Es ist jedoch hierbei nötig, sich mit einem Mantel zu versehen, da zeitweise Windstöße den Wasserstaub aus dem nahen Chasm durch die Schlucht hervortreiben und dann ein feiner Staubregen auf den Beschauer niederfällt und ihn völlig durchnäßt. So nahe dem Chasm ist der Eindruck auf den Menschen natürlich ein mächtiger. Mit enormer Gewalt, schäumend und tosend, schießt das Wasser zwischen den schwarzen Wänden der Schlucht hervor, bricht sich an den Wänden, um nach einer andern Seite fortzurasen, tobende Wirbel und Strudel zu bilden und, die untersten der am schmalen Ufersaum aufgetürmten Felsblöcke unterspülend und erodierend, pfeilschnell weiterzueilen. Unheimlich ist der Anblick der dunkelgrünen wirbelnden Flut, die mit gläsernen Armen nach dem Beschauer am Uferrande zu greifen scheint, aber geradezu dämonisch wirkt es, wenn aus dem unsichtbaren Chasm plötzlich eine dicke Wolke weißen Wasserstaubes zwischen den senkrechten schwarzen Wänden der Gorge hervorbricht. Es sieht aus, als ob einem Höllenkrater glühend heißer Dampf entströme, der den einsamen Wanderer in wenigen Augenblicken zu vernichten droht. Auch die Felsenszenerie des Cañon oder vielmehr der ersten Zickzackschlucht ist großartig; über die Höhe der Felswände wird man sich erst klar, wenn man zur Brücke aufblickt, an der die Arbeiter klein wie Ameisen kleben. Auch in die Erosionsschlucht, die zur Vereinigungsstelle der zweiten und dritten Zickzackschlucht führt, kletterte ich hinab; sie trägt gleich der gesamten Umgebung des Cañons nur die dürftige Vegetation der südafrikanischen Buschsteppe, jedoch ist hier der Bruch der Basaltsäulen, die stets rechtwinklig zueinander verlaufende horizontale und vertikale Risse aufweisen, gut zu beobachten. Holub behauptete, daß die Abbröcklung der Cañonswände in horizontal gewellten Lagen vor sich gehe, während Molyneux erklärte, die Zertrümmerung des Eruptivgesteins erfolge in senkrechter Richtung. Enorme Blöcke, viele Meterzentner schwer, liegen zerstreut in der Abflußrinne und werden unter dem Drucke der dahinschießenden Wogen schnell abgerundet und zernagt.

Bereits beschäftigt sich der menschliche Unternehmungsgeist mit Problemen zur intensiven Ausnutzung der Fälle für industrielle Zwecke. Im März 1903 fand in London eine Hauptversammlung des Syndikats der afrikanischen Konzessionäre statt, in welcher der Plan eingehend erörtert wurde, an den Fällen ein großes Industriezentrum zu schaffen. Nach den vorgenommenen Messungen steigt die Wasserkraft der Fälle in der Regenzeit auf 35 Millionen Pferdekräfte und übertrifft jene des Niagara um das Fünffache. Diese Wasserkraft soll nun zum Betriebe großer Turbinenanlagen zwecks Erzeugung von Elektrizität dienen, mit deren Hilfe eine Stadt geschaffen werden soll, die einen Ausgangspunkt bilden werde zur wirtschaftlichen Eroberung des dunkelsten Afrika.



Der erste Eisenbahnzug fährt über die neue Sambesibrücke



Der Melancholiker



Der Phlegmatiker



Der Choleriker



Der Sanguiniker

Studien aus Froschhausen. Von Otto Bromberger (München)

Soll die Frau objektiv sein?

Von

Anna Pötsch

Sollen Frauen objektiv sein?" Diese Frage wird wohl bei manchen die Gegen- oder richtiger die Vorfrage herausfordern: „Können Frauen objektiv sein?" Und in der Tat, es wäre widersinnig, ein „Du sollst" aufstellen zu wollen, bevor man die Möglichkeit des Könnens untersucht hat.

Wie also ist es mit der Fähigkeit der modernen Frau bestellt, objektiv zu sein im Denken, Urteilen und Handeln?

Objektivität setzt voraus, daß man einmal von allem Persönlichen, von allen Sympathien und Antipathien abstrahiere, daß man den in Rede stehenden Gegenstand ruhig und sachlich prüfe und das Resultat dieser Prüfung, je nachdem, zur Grundlage seines Urteilens oder Handelns mache. Dieser Prozeß erfordert eine Herrschaft über das eigne Ich, die in der Regel nur gradweise gelingt, denn auch dem logischsten, kühlsten Denkakt pflegt stets etwas von der Persönlichkeit des Denkenden anzuhaften, von der Entwicklungsstufe, auf der er und seine Zeit stehen, von seiner Berufsindividualität, von seiner Lebensanschauung. Und das ist ein Glück, denn der wäre kein frischer, lebendiger Mensch mehr, sondern eine mechanische Denkmaschine, der all dies in allen Fällen gänzlich zu verleugnen vermöchte. Wohl aber wird eine in den angedeuteten Grenzen sich bewegende, also relative Objektivität zu den Leistungen gehören, die den Geist mit weitem Horizont von dem mit einem engen trennt. Aber wichtiger als die Weite des geistigen Blickes, die mehr eine Folge als eine Vorbedingung der Objektivität ist, sind für ihr Gedeihen gewisse Naturanlagen. Sie ist selten und minder ausgeprägt vorhanden dort, wo im menschlichen Seelenleben die Gefühls- und Phantasievorgänge dominieren, während sie sich ungehindert entfaltet auf der Basis stark entwickelter Verstandesfunktionen. Demnach wird der Künstler, zu dessen Wesen es ja gehört, daß sein Gefühls- und Phantasieleben auf jeden, auch den leisesten Reiz lebhaft reagiert, in der Regel wenig von kalten, objektiven Erwägungen wissen wollen, sie werden dagegen unerläßlich sein für den Beruf des Gelehrten.

Aber diese Unterscheidung gilt nicht nur für die Angehörigen der verschiedenen Berufsarten, sie gilt auch für die Angehörigen der verschiedenen Geschlechter. Es ist eine bis zur Ermüdung wiederholte Tatsache, daß das Seelenleben der Frau — einzelne Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, abgerechnet — durchschnittlich gefühlsmäßiger verläuft als das des Mannes. Inwieweit hierbei Ursachen der physiologischen Veranlagung, der Erziehung und jahrhundertelanger Gewöhnung beteiligt sind, soll hier im einzelnen nicht untersucht, es soll nur daran erinnert werden, daß all diese Einflüsse die in Rede stehende Tatsache genügend erklären. Das Vorwalten des Gefühls, also des unlogischsten, unsachlichsten aller Bewußtseinsvorgänge, das sich immer wieder im Seelenleben der Frau bemerkbar macht, scheint eben nicht für ihre Befähigung zur Objektivität zu zeugen, und es fehlt nicht an Stimmen, die sie ihr gänzlich absprechen.

„Das Weib wäre nicht das Weib, wenn es nicht Partei ergriffe," sagt Karl Joel, und der Held in Friedrich Vischers geistreichem Roman „Auch Einer" erblickt eine Uebereinstimmung zwischen dem Wesen der Natur und dem der Frau u. a. auch darin, daß beide „schlechterdings nicht mit sich reden lassen, daß man mit Gründen absolut nichts bei ihnen ausrichtet". Aehnliche Aussprüche bedeutender Männer ließen sich noch eine ganze Reihe anführen, und wenn sie in der Regel auch etwas schroff formuliert sein mögen, so können sie doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein, nicht jeder tatsächlichen Grundlage entbehren. Die Frau — das ist nicht abzustreiten — urteilt durchschnittlich mehr sprunghaft als logisch, mehr mit dem warmen Herzen als mit dem kalten Verstand, sie läßt sich häufiger von Instinkten und subjektiven Gefühlen als von objektiven Gründen und Erwägungen leiten; es liegt etwas Wahres in dem Dichterwort: „Wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib." Das ist indessen keineswegs immer ein Nachteil, sondern häufig ein Vorzug der weiblichen Eigenart; der angeborene weibliche Instinkt, der weibliche Takt, sie führen oft rascher und sicherer zum Ziel als die schärfsten, vorsichtigsten Schlußfolgerungen des Mannes. In richtiger Würdigung dieses Umstandes haben sich wohl auch viele der höheren geistigen Ausbildung der Frau, nach der unsre Epoche strebt und die sie bereits erfolgreich ins Werk setzt, entgegengestellt. Man fürchtete, das wissenschaftliche Studium, ja jede einseitige Fachbildung überhaupt würden der Frau gleichsam den Blütenstaub von der Seele streifen, ihr jenen Schmelz des Unbewußten, des dunkeln, aber treffsicheren Hellsehertums rauben, dessen Vorhandensein junge Völker immer wieder veranlaßt hat, Angehörige des weiblichen Geschlechtes zu Seherinnen, Priesterinnen, Orakelkünderinnen zu stempeln.

Diese Befürchtung erweist sich als überflüssig dort, wo es sich um echt weibliche Naturen handelt, um solche, von denen Paul Heyse singt:

> „Sie mögen nur dem Gott im Busen lauschen,
> Und immer ohne Fehl berät er sie.
> Mit keinem Weisen brauchen sie zu tauschen,
> Denn ihr Geschlecht allein ist ihr Genie. —
> Und wandeln sie im Schoß der Mitternächte,
> Mit blindem Griff erwählen sie das Rechte."

Je spezifischer das Weib nach dieser Richtung Weib ist, desto sicherer wird es sich als solches bewähren, gleichviel, auf welche Bildungsstufe, in welche Lebenslage man es versetzt. Allein wie oft oder vielmehr wie selten finden sich heutzutage noch solche sieghaft ungeteilte Frauennaturen? Sie waren stets in der Minderzahl und sind es besonders jetzt,

denn auch an dem Weibe der Gegenwart sind die Einflüsse der Vererbung, der Kultur, der Notwendigkeit nicht spurlos vorübergegangen. Es gibt Fälle genug, in denen nicht die Phantasie, der rasche Instinkt der Mutter, sondern der scharfe, prüfende Geist des Vaters auf die Tochter übergegangen ist. Komplizierte Verhältnisse, verwickelte Forderungen, die auch das sicherste Gefühl nicht immer ohne weiteres zu entwirren vermag, umgeben heutzutage vielfach die Frau so gut wie den Mann.

Ibsens Nora folgt skrupellos ihrem natürlichen Gefühl, das ihr gebietet, den todkranken Vater nicht aufzuregen, den schwerkranken Mann um jeden Preis zu retten, und sie wird zur Urkundenfälscherin; sie horcht auf die Stimme ihrer lebhaften, weltunkundigen Phantasie, glaubt zuversichtlich an das „Wunderbare“ und erlebt eine schwere Enttäuschung. So verfällt sie, weil sie ganz Weib war, erst in Schuld, dann in bitteren Irrtum, der ihr ganzes Wesen aus all seinen Fugen reißt. Und wie Nora ergeht es vielen Frauen: sie würden mit ihren natürlichen Gefühlen und Instinkten auskommen, wenn sie in schlichte, natürliche Verhältnisse hineingestellt wären; aber weil sie es nicht sind, geraten sie in unheilvollen Konflikt mit der Welt und sich selbst. Andre, denen das Dasein von Anfang an ein ernsteres, komplizierteres Antlitz zeigte, haben zwar früh gelernt, der angeborenen Gefühlsstimme zu mißtrauen, sie würden sich niemals so von ihr irreleiten lassen wie Nora, aber sie stehen trotzdem voll innerer Zerrissenheit im Leben, weil sie für den matt und unsicher gewordenen Leitstern keinen zuverlässigeren, glänzenderen einzutauschen vermochten.

„Sollen Frauen objektiv sein?“. Diese Frage tönt hinein in das Frauenleben der Gegenwart, auch wenn die Frauennatur ursprünglich nicht vorwiegend auf Objektivität angelegt ist — nicht vorwiegend —, denn die Behauptung, daß sie gar nicht darauf angelegt sei, ist unzutreffend; sie widerspricht den einfachen, unleugbaren Tatsachen unsrer psychologischen Erfahrung, denn unsre Bewußtseinsvorgänge pflegen sich nie streng voneinander gesondert, sondern stets in einer gewissen Gemeinsamkeit zu vollziehen. Jedem Denkprozeß gehen mehr oder minder Gefühle, allen Gefühlen gehen mehr oder minder Gedankenverbindungen parallel, so daß wir in jedem Moment unsers Lebens, mögen wir uns nun dessen bewußt sein oder nicht, denkende und fühlende Wesen zugleich sind. Auf dieser psychologischen Grundlage nun kann und muß auch die rechte gesunde Objektivität erwachsen, von hier aus kann und muß es gelingen, das üppig wuchernde weibliche Gefühls- und Phantasieleben durch klares, vernünftiges Denken zu zügeln, nicht zu ersticken.

Wird dies zu geschehen haben durch strenge wissenschaftliche Schulung? Möglich, daß in einzelnen Fällen dieser Weg zum Ziele führt, der allgemein gangbare wird er jedenfalls nicht sein können, auch nicht zu sein brauchen.

Im Gegenteil, den besten Erfolg werden diejenigen Bemühungen um weibliche Objektivität haben, die anknüpfen nicht an kalte, starre Prinzipien, sondern an gefühlsstarke Ideen, die imstande sind, die Seele der Frau zu weiten und zu erwärmen. Welcher Gedanke aber wäre dazu mehr geeignet als der an die „menschheitpflegende Bestimmung“ des Weibes, wie Friedrich Fröbel sich ausdrückt, oder mit andern Worten, an die erzieherische Aufgabe, die es zu lösen hat? Gerade auf diesem Gebiete ist der Frau Objektivität vonnöten und gerade hier liegt diese noch vielfach sehr im argen. Man pflegt das Weib auch in dieser Beziehung mit Vorliebe auf seine natürlichen Instinkte, auf seine Mutterinstinkte zu verweisen und von diesen alles Heil in schwierigen Erziehungsfragen zu erwarten. Aber einmal sehen wir, daß das Gefühls- und Instinktleben gegenüber den komplizierten Verhältnissen der Gegenwart überhaupt häufig ins Irren gerät, und sodann sind die Mutterinstinkte begreiflicherweise diesem Schicksal besonders häufig unterworfen. Sich selbst richtig beurteilen, streng gegen sich selbst sein, ist eine der schwierigsten Aufgaben, die es gibt: das Kind aber ist ein Teil, der liebste Teil der normal empfindenden Mutter, und so wird sie, wenn sie lediglich ihrem Gefühl folgt, auch hier verhältnismäßig nur selten klar sehen und zielbewußt handeln. Wie oft begegnet man daher sogar klugen, gebildeten Müttern, die das augenblickliche Wohlbefinden ihres Kindes mit seinem wahren Wohl verwechseln, die prächtige Splitterrichterinnen abgeben für die Fehler fremder Kinder, die sich aber in rührender Unwissenheit befinden über die gleichen oder vielleicht größeren ihrer eignen Sprößlinge. Auf den unbefangenen Beobachter könnten derartige Vorkommnisse oft geradezu komisch wirken, wenn ihre Folgen nicht gar so traurig wären.

Gewiß, lebendiges subjektives Empfinden, warmes Muttergefühl für den zu erziehenden Gegenstand sind unerläßliche Vorbedingungen zu jeder ersprießlichen erzieherischen Tätigkeit, aber diese wird nur dann, relativ, völlig gelingen, wenn zugleich klare Einsicht in die objektiven Lebensverhältnisse und Lebensziele, wenn die Fähigkeit vorhanden ist, das geliebte Erziehungsobjekt auch einmal ganz sachlich unter die Lupe unerbittlicher Kritik zu nehmen. Weil diese Fähigkeit durch die zügellos waltenden Mutterinstinkte nicht selten verdunkelt oder ganz vernichtet wird, kann man ja häufig genug wahrnehmen, daß bezahlte Erzieherinnen, die das Herz auf dem rechten Fleck und Liebe zu ihrem Zöglinge haben, diesen in seiner geistigen und seelischen Entwicklung weit besser fördern als diejenige, die von Natur und Rechts wegen am meisten dazu berufen wäre. Wenn die Frau ihre hohe erzieherische Kulturaufgabe an dem heranwachsenden Geschlechte lösen, ja auch nur recht begreifen soll, muß sie eben imstande sein können, über ihr eignes kleines Subjekt hinaus zu denken und zu handeln, sich selbst und ihr Kind nicht aufzufassen als Spielbälle ihrer momentanen Eingebungen, sondern als Glieder einer staatlichen Gesamtheit, für die sie verantwortlich ist. Dieser ernste, aber erhebende Verantwortlichkeitsgedanke sollte gefühlsstark genug sein, um die Basis zu bilden für die rechte, aus der Enge in die Weite segensreich wirkende Objektivität der modernen Frau.

Daß die letztere sich überhaupt immer mehr empfinden lerne als Teil eines Gemeinwesens, das ihr Rechte gewährt und dem sie daher auch Pflichten schuldet, ist eine Forderung, die man heutzutage nicht energisch genug betonen kann, heutzutage, wo es auch für das Weib gilt, die wichtigen Wechsel-

wirkungen zwischen Individuum und sozialem Ganzen bewußter ins Auge zu fassen.

Namentlich durch die wirtschaftliche Entwicklung der Gegenwart ist das weibliche Geschlecht dazu gedrängt worden, nach möglichster ökonomischer Selbständigkeit, nach Betätigung auf allerhand Berufsgebieten zu streben. Die Frau sieht sich genötigt oder setzt wohl auch ihren Stolz darein, im Berufsleben ihre Kraft mit der des Mannes zu messen. Dadurch ist sie zu einem Bewußtsein der eignen Individualität gelangt, von dem sich die Mitglieder ihres Geschlechtes aus früheren Jahrhunderten nichts träumen ließen; dadurch ist in ihr vielfach das Verlangen erwacht, die Frauenfrage oder, präziser ausgedrückt, die Stellung des Weibes in Familie, Gesellschaft und Staat den Forderungen der Neuzeit entsprechend mit regeln zu helfen. Das ist gewiß als ein Fortschritt und als das gute Recht der Frau zu betrachten, aber auch hier werden ihre Bemühungen nur dann dauernd von Erfolg begleitet sein, wenn sie sich auf einen objektiven Standpunkt stellt, das heißt, wenn sie die auch noch so berechtigten subjektiven Ansprüche ihres Geschlechtes in Einklang zu bringen weiß mit den objektiven Daseinsbedingungen von Familie, Gesellschaft und Staat. Das rechte Verhältnis zu finden zwischen Individuum und sozialem Ganzen, dieser eigentliche Inhalt der gesamten sozialen Frage ist zugleich der springende Punkt in der Frauenfrage. Wo dies nicht mit voller Klarheit erkannt wird, da verliert man sich auf beiden Gebieten in Ausschreitungen; da predigt man dort nicht Reform, sondern Umsturz der Gesellschaft, da proklamiert man hier nicht die Gleich*wertigkeit*, sondern die unbedingte Gleich*artigkeit* der Geschlechter, die Berechtigung und Durchführbarkeit der freien Liebe und was dergleichen Auswüchse mehr sind.

Soll die Frau objektiv sein, zu möglichster Objektivität erzogen werden? Je mehr man dem Weibe das Recht einräumt, sich als Individualität zu betrachten, desto mehr muß man diese Frage bejahen in Wort und Tat. Diese Frage mit der Tat bejahen, heißt aber nichts andres, als den Gesichtskreis des Weibes erweitern, es mehr und mehr befähigen, seine Leistungen als kulturelle Leistungen, seine Versäumnisse als kulturelle Versäumnisse aufzufassen. Dieser Prozeß bedeutet — und das wird ihm eben nicht überall Freunde erwerben — auf der einen Seite allerdings eine Beschränkung des Individuums, denn wer den Blick fest, objektiv auf das Ganze gerichtet hält, der wird diesem vielfach das Einzelne, sich selbst unterordnen müssen. Aber welche tiefer greifende Lebensanschauung vermöchte ohne das auszukommen? Hat doch sogar der Erzindividualist Nietzsche, der das Schlagwort vom Ausleben der Persönlichkeit in der Gegenwart in Umlauf gebracht hat wie kein andrer, das Subjekt binden wollen durch die Hingabe an ein Ideal, an den Uebermenschen, was, ohne Verzerrung gesehen, nichts andres besagen will, als ein Mit-allen-Mitteln-Hinarbeiten auf eine lebenskräftigere und daher lebensfreudigere Zukunftsmenschheit.

Auf der andern Seite aber muß die bewußte und freudige Bindung des kleinen Menschensubjekts an ein großes Objekt unendlich erhebend auf das erstere wirken durch den Gedanken, ein tätig-leidendes Rädchen zu sein in der ungeheuern Maschine des Staates, des Universums, durch die Ueberzeugung, ihren ehernen Gesetzen unterworfen zu sein und sie am eignen bescheidenen Teile mit vollziehen zu helfen.

Die Frau braucht nicht Philosophie in schulmäßigem Sinne zu treiben, aber sie sollte sich mit ihrem warmen, für das Erhabene rasch entflammten Gefühl auf diesen hier eben angedeuteten echt philosophischen Standpunkt zu stellen suchen. Sie wird dadurch nicht zu unpersönlich werden — dafür sorgt schon ihre leicht erregbare Psyche —, allein sie wird sich auf diese Weise mehr und mehr zu größerer innerer Klärung und Festigkeit hindurcharbeiten lernen. Man hört heutzutage, namentlich von Männern, die Klage, daß das Weib mit zunehmender Bildung sich vielfach jenen kleinen und kleinsten Pflichten zu entziehen versuche, die ihm im häuslichen Leben zufallen. Die in unserm Sinne objektive Frau wird das nicht tun, denn sie hat erkannt, daß im Hinblick auf ein gewaltiges Ganzes die Wertbegriffe Groß und Klein zurücktreten, relativ sind, daß hier einzig und allein entscheidend ist die Vollziehung des Nützlichen, des Notwendigen. Sie erscheint sich selbst nicht klein, wenn sie das sogenannte Kleine verrichtet, weil sie es schaut im Zusammenhange mit dem Großen, dem Unendlichen.

Diese Art von Objektivität wird ferner dazu führen, daß das weibliche Geschlecht größere Duldung übt gegen seine eignen Mitglieder. Hausfrau und Haustochter, die das Glück haben, im Schoße der eignen Familie leben und wirken zu können, und die beruftreibenden Frauen, die den unerbittlichen Kampf mit dem Dasein auf sich nehmen, werden einander besser verstehen lernen als bisher; sie werden ihre Tätigkeit gegenseitig auffassen lernen als etwas durch allerhand äußere Verhältnisse und Naturanlagen Bedingtes, das, wiederum im Hinblick auf das Ganze, das Notwendige, gleiche Würdigung verdient. So könnte der Dünkel, mit dem die verheiratete Frau vielfach auf die unverheiratete herabblickt, so könnte der Neid, mit dem diese jene häufig betrachtet, mehr und mehr verschwinden und gegenseitiger Förderung Platz machen; so könnte, mit einem Wort, ein lebhafteres Solidaritätsgefühl als bisher das ganze Geschlecht umschließen und vorwärts führen.

Die Frau zu möglichster Objektivität erziehen, heißt demnach, sie zu einem bewußteren, innerlich freieren, großzügigeren Wesen machen, einen geeigneten Boden schaffen für eine dem Wohle des Ganzen heilsame Lösung der Frauenfrage.

Literatur

Unter den zahlreichen „biographischen“ Romanen, die in den letzten Jahren erschienen sind, verdient Ludwig Finckhs „Der Rosendoktor“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebunden 3,50 Mark) eine besondere Stelle — eine Stelle in der Nähe des „Peter Camenzind“, den sein Verfasser, der treffliche Hermann Hesse, dem Autor des „Rosendoktor“ gewidmet hatte, wie nun dieser wieder seinem eignen Werk eine Widmung an Hesse voransetzt. Es wäre falsch, aus diesen persönlichen Beziehungen auf eine eigentliche Abhängigkeit Finckhs von Hesse zu schließen; wohl aber besteht eine innere Verwandtschaft zwischen beiden Dichternaturen, die dadurch noch gefestigt wird, weil sie sich auf dem Boden einer gemeinsamen Zeitstimmung erhebt. Diese Zeitstimmung läßt sich am kürzesten durch eine Negation umschreiben: sie ist das Gegenteil alles fin de siècle-Wesens; man möchte sie eine Jahrhundert-Anfangs-Stimmung nennen, hoffnungsvoll, zukunftfroh, lebenbejahend, wie sie ist. Dafür ist gerade der „Rosendoktor“ ein besonders erfreulicher Typus, dieser „Heiner“, der in einer kleinen schwäbischen Stadt, in einfachem, kleinbürgerlichem Familienleben aufgewachsen, in den Universitätsjahren mit offenem Herzen und weitem Sinn die Probleme der Gegenwart, soweit sie ewig-menschliche Probleme sind, in sich aufnimmt, der den tiefen Lebensschmerz einer glücklich-unglücklichen Liebe in starker Entsagung überwindet, sich ein stilles, reines Leben schlichter Pflichterfüllung zimmert und es gleichsam mit einem Wall blühender Rosenstöcke umschirmt und verklärt. Die stärkste Note aber, die in dieser Geschichte vom Rosendoktor erklingt, ist eine innige Verehrung der Frau. Hier ist nichts von jener dekadenten Auffassung, die im Weibe die Verführerin, den Dämon, den Vampyr bald asketisch verflucht, bald lüstern begehrt, aber auch nichts von einem femininen, spielerischen Minnedienst. Man muß die Seiten selbst lesen, auf denen der Dichter eine Zwiesprache zwischen sich und „den Frauen“ niedergeschrieben hat: sie gehören zum Schönsten, menschlich Edelsten, was unsre gerade in diesen Dingen fast allzu beredte Zeit über die Frauenfrage und das Verhältnis der Geschlechter zu einander zu sagen hatte. — In anmutiger, einfach-zierlicher Weise ausgestattet, spricht Finckhs Buch schon durch sein Aeußeres den Leser an und erscheint auch in dieser Hinsicht dazu prädestiniert, was sein Inhalt den „Rosendoktor“ zu sein berechtigt: eine Lieblingsdichtung fein empfindender, herzenswarmer Menschen, eine rechte Festgabe, wie wir sie denen darbringen, die wir am liebsten haben.

— Karl Woermanns Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, deren erster Band im Jahre 1900 erschien, hat endlich die lang erwartete Fortsetzung mit dem unlängst zur Ausgabe gelangten zweiten Bande gefunden (Leipzig, Bibliographisches Institut, gebunden 17 Mark). Der neue Band beschäftigt sich mit den ersten fünfzehn Jahrhunderten der christlichen Kunst und führt den Leser damit bis an den Höhepunkt der italienischen und deutschen Kunst der Reformationszeit, bis an Raffael und Dürer heran, mit denen der dritte Band, der die Kunst der Neuzeit schildern soll, alsdann glanzvoll einsetzen kann. Die an dem ersten Bande oft gerühmte Kunst des Verfassers, sich nicht in unfruchtbare Einzelheiten zu verlieren, sondern offenen Auges und beredten Mundes gleichsam in gemeinverständlicher Darstellung ein großzügiges Bild der Entwicklung zu zeichnen, kommt auch in dem zweiten Bande aufs schönste zur Geltung. Und doch merkt man an mancherlei Stichproben, auf welch genauer Detailkenntnis der kunsthistorischen Forschung die Darlegungen Woermanns beruhen. Indes: der verdienvollste Dresdener Galeriedirektor beugt sich dabei nicht unter ein System, sein Bericht ist von strenger Objektivität getragen, und es ist herzerfreuend zu lesen, wie beispielsweise die Geschichte der altniederländischen Malerei, für die gerade in jüngster Zeit die kunsthistorische Forschung wieder in Fluß gekommen ist, frei von aller Einseitigkeit irgendwelchen Standpunktes geschrieben ist. — Hohe Anerkennung verdient die reiche, gediegene Illustrierung auch dieses Bandes. Die so heikle Frage, alte Meister in mehrfarbigen Wiedergaben der Anschauung nahe zu bringen, ist durch fünfzehn wirklich einwandfreie Reproduktionen mit gutem Gelingen gelöst, ihnen schließen sich in gleichguter Ausführung zahlreiche einfarbige Einschalt- und Textbilder an, die, was Sujet und Größe angeht, den Erfordernissen des Textes in schönster Weise angepaßt sind.

— Als eine sehr wertvolle Neuerscheinung in der kaufmännischen Literatur ist „Das Buch des Kaufmanns“ zu bezeichnen, das, herausgegeben von Dr. Georg Obst, schon bei seinem lieferungsweisen Erscheinen großer Anerkennung begegnet ist und das jetzt vollendet vorliegt (Leipzig, Poeschel & Kippenberg, Preis gebunden 20 Mark). Das gediegen ausgestattete, mit seinen 1200 Seiten wohl etwas umfangreiche, aber doch nicht unhandliche Buch ist eine geradezu meisterhafte Enzyklopädie der gesamten Handelswissenschaften, der zu wünschen ist, daß sie in die Hände recht vieler junger Kaufleute gelange. Sind doch diese bei der steten Mehrung der Großbetriebe im Handel jeglicher Art mit einer bis ins kleinste gehenden Arbeitsteilung, welche die Möglichkeit einer vielseitigen, gründlichen Ausbildung des Lehrlings erschwert oder gar aufhebt, mehr denn je auf die Selbstbildung angewiesen, wie das Studium guter einschlägiger Literatur sie gewähren kann. Zur Schaffung des vorliegenden Buches, das sich nach einem wohldurchdachten Plan einheitlich aufbaut, haben sich hervorragende Persönlichkeiten, ja hier und da Autoritäten aus Wissenschaft und Praxis zusammengetan. Nach einem einleitenden Kapitel über die Berufsbildung des Kaufmanns behandelt das Buch nacheinander die Wirtschafts- und Handelsgeschichte, Grundzüge der Nationalökonomie, Handelslehre, Geld-, Bank- und Börsenwesen, Handels-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie, Warenkunde, Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Korrespondenz, Kontorarbeiten und schließlich das Recht des Kaufmanns, jede Abteilung von einem Fachmann in knapper, konzentrierter Form bearbeitet. Dient so das Buch in erster Linie einer vervollkommneten Berufsbildung des Kaufmanns selber, so ist es in der klaren, allgemein verständlichen Darstellungsweise, der die Mitarbeiter sich durchweg befleißigt haben, auch all denen ein gutes Orientierungsmittel, die aus einem andern Beruf oder Amt heraus Belehrung im weiten Gebiet der Handelswissenschaften suchen.

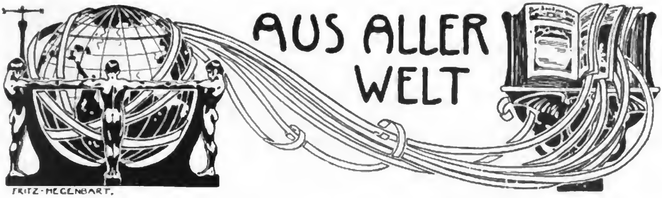
— Unter dem Roten Kreuz im russisch-japanischen Kriege. Von Elisabeth von Oettingen (Wilhelm Weicher, Leipzig). Unter diesem Titel veröffentlicht die mutige deutsche Frau, mit der wir unsre Leser schon während des Feldzugs bekannt machten, in Form von Tagebuchblättern ihre reichen Kriegserinnerungen. Neben geistvollen Schilderungen alles außerhalb des Dienstes Gesehenen und Erlebten sind es die Schilderungen einer barmherzigen Schwester, die wirklich „frei zum Dienste“ war. Mit diesem bis in das innerste bekannt, in jede Lage desselben sich findend, da mit Anstrengung aller Kräfte praktisch, dort mehr organisatorisch tätig, behandelt sie ihre Aufgabe als Schwester von höchster Warte und mit bewundernswerter Energie, dabei aber immer mit einer Schlichtheit und einer unversiegbaren, ja humorvollen Lebensfreude, daß gerade darin die Wurzel der sittlichen Kraft zu suchen sein dürfte, die sie und ihre Umgebung selbst über die schwersten Stunden siegreich hinweggeführt hat.

— Taschenbuch der Kriegsflotten. VII. Jahrgang 1906. Mit teilweiser Benutzung amtlichen Materials herausgegeben von B. Weyer, Kapitänleutnant. Mit 410 Schiffsbildern. München, J. F. Lehmanns Verlag. — Die Flottenfrage steht heute im ganzen Deutschen Reich ohne Zweifel im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Keine politische Frage hat in der letzten Zeit das deutsche Volk so sehr bewegt als der Ausbau seiner maritimen Wehrmacht. Immer mehr werden die in Frage kommenden Probleme finanzieller und technischer Natur in der breiten Oeffentlichkeit verhandelt. Unter diesen Umständen ist ein Büchlein, in dem man wohl so ziemlich alles finden kann, was den Fachmann sowohl als den Laien auf dem Gebiete der Kriegsmarine interessiert, besonders willkommen. Das deutsche Taschenbuch der Kriegsflotten gibt wohl auf alle Fragen Auskunft. Es hat sich infolgedessen nicht nur in der deutschen Marine, sondern in den meisten Kriegsflotten der Welt eingebürgert. Der neue Jahrgang ist wesentlich erweitert, zumal ist das Bildermaterial so ergänzt, daß kaum ein Schiff von Bedeutung vorhanden ist, das nicht durch Photographie und Skizze veranschaulicht wäre. Damit das Taschenbuch das ganze Jahr möglichst zeitgemäß bleibt, erscheint im Juni ein Nachtrag, der alle bis dahin vorgekommenen Aenderungen enthält. Dieser Nachtrag wird allen Käufern des Taschenbuchs kostenlos zugestellt.



Die vier Lebensalter

Nach dem Gemälde von Carl Hartmann (München)



Zum Bahnbau in Südwestafrika

Wie bekannt, hat sich in Deutsch-Südwestafrika bisher der Mangel an Eisenbahnen als eines der verhängnisvollsten Hindernisse für die Entwicklung der Kolonie erwiesen, und vor allem die Kriegführung gegen die Herero und die Hottentotten hat darunter schwer zu leiden gehabt. Der Deutsche Reichstag hat sich daher ein großes Verdienst um das Land erworben, als er im Dezember vorigen Jahres den von allen Kennern der Verhältnisse als unumgänglich notwendig bezeichneten und besonders von dem aus Südwestafrika heimgekehrten Obersten von Deimling mit überzeugender Entschiedenheit befürworteten Bau der Bahn von der Lüderitzbucht nach Kubub genehmigte. Durch diese Bahn wird der Süden der Kolonie, in dem ja noch immer gegen die Bondelzwaarts unter Morenga gekämpft wird, endlich den langersehnten Anschluß an die See erhalten, von der das Innere durch eine wasser- und vegetationslose Zone von Sanddünen getrennt ist. Für den Transport durch diese Wüste sind bisher fast ausschließlich Ochsen- und Eselwagen verwendet worden, aber dieser Betrieb war ungeheuer mühsam und kostspielig. Die Tiere gingen auf der etwa 120 Kilometer langen Strecke, auf der es nur einen einzigen Brunnen gibt, zu Hunderten und Tausenden ein; wie Oberst von Deimling berichtet, wurden auf einem Marsche nicht weniger als 576 Ochsenkadaver gezählt, welche die Luft verpesteten. Die Frachtkosten, die das Gouvernement für die Zufuhr der Bedürfnisse der Stationen und der Schutztruppe im Hinterlande des Südens zu zahlen gehabt hat, belaufen sich auf viele Millionen, die zum größten Teile hätten gespart werden können, wenn die jetzt genehmigte Bahn schon früher gebaut worden wäre. Was die Lebenshaltung im Süden bisher kostete, läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß ein Farmer in Keetmanshoop für 100 Kilogramm Reis oder Mehl allein 60 bis 100 Mark an Fracht zu zahlen hatte und daß außer Fleisch alle Lebensmittel sowie sämtliches Baumaterial von außen eingeführt werden müssen. Für die neue Bahn ist eine Trace gefunden worden, die über granitenen Untergrund führt und an welche die Flugsandregion nicht mehr heranreicht. Bisher besaß die Kolonie nur eine einzige Bahn, die vor $3^1/_2$ Jahren in Betrieb gesetzte, 382 Kilometer lange Linie Swakopmund-Windhuk, die jetzt bis Rehoboth verlängert und später jedenfalls noch weiter nach dem Süden fortgesetzt werden wird.



Zur Pazifizierung von Deutsch-Südwestafrika: Rast der Bahnarbeiter auf der Strecke Windhuk-Rehoboth



Phot. B. Gribayedoff, Paris

Zur Marokko-Konferenz: Landungsplatz von Algeciras; im Hintergrund der Felsen von Gibraltar

Zur Marokko-Konferenz

Die kleine spanische Stadt Algeciras, in der am 16. Januar endlich die vielberufene Marokko-Konferenz zusammentrat, liegt am westlichen Ufer der nach ihr benannten, sich nach Süden öffnenden Bai des Mittelländischen Meeres, deren östlichen Rand der schmale, langgestreckte Felsen von Gibraltar bildet. Sie hat etwa 13000 Einwohner und kann den Mitgliedern der Konferenz und den zahlreichen Fremden, Berichterstattern und so weiter, die sich mit ihnen dort einfinden werden, weder viel Komfort noch sonderliche Zerstreuungen nach der Tagesarbeit bieten. Die meisten Vertreter der beteiligten Mächte wohnen in dem größeren der beiden besten Gasthöfe der Stadt, dem Hotel „Reina Maria Cristina", das die spanische Regierung für die Diplomaten und ihr Gefolge um den Preis von 50000 Franken wöchentlich gemietet hat. Die Delegierten des Sultans von Marokko wohnen in einer kleinen Villa, für deren Miete die spanische Regierung 25000 Pesetas bezahlt. Bei dem Mangel an Unterkunftsgelegenheit klingt die Nachricht spanischer Blätter, daß Fremde während der Dauer der Konferenz in den kleineren Gasthäusern 50 bis 60 Franken für den Tag zu bezahlen haben werden, durchaus nicht unwahrscheinlich. — Als erster Vertreter des Sultans von Marokko nimmt an der Konferenz in Algeciras Sid Mohammed el Mokhri, der schon früher öfter Vertrauensmann des Sultans bei auswärtigen Missionen war, teil; weitere Delegierte sind der in Tanger residierende marokkanische Minister Sid Mohammed Torres und Sid Nasser Ghenam. Da die marokkanischen Delegierten sich darüber klar zu sein scheinen, daß die Konferenz die letzte Chance Marokkos bildet, deren Versagen das Land schon aus finanziellen Gründen dem endgültigen Verfall überliefern würde, so ist ohne Zweifel von ihnen keinerlei Obstruktion zu erwarten.



Phot. B. Gribayedoff, Paris

Zur Marokko-Konferenz: Wo die Abgesandten in Algeciras wohnen

Der neue Chef des Generalstabs der Armee

Der Beginn des neuen Jahres hat durch den Wechsel des Chefs des Generalstabs eine der wichtigsten Veränderungen für die preußische Armee gebracht. Als Nachfolger des Generalobersten Grafen Schlieffen ist, wie schon vor Jahren die Ernennung zum Generalquartiermeister vermuten ließ, Generalleutnant Helmut von Moltke, ein Neffe des großen Strategen, an die Spitze des Generalstabs getreten. General von Moltke steht jetzt im achtundfünfzigsten Lebensjahre. Ein fester Wille, dabei aber auch Bescheidenheit und das Fehlen jedes persönlichen Ehrgeizes sind Wesenszüge, die der Neffe mit seinem Onkel gemein hat. Gewiß wird man aber auch in der Annahme nicht fehlgehen, daß der langjährige dauernde Verkehr, in dem der jüngere Moltke zum älteren als dessen Adjutant stand, nicht ohne tiefgreifenden Einfluß auf die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten des jetzigen Generalstabschefs gewesen ist, der daher als Moltke II mit vollem Vertrauen an dieser verantwortungsvollen Stelle begrüßt werden darf.



Phot. R. Gribayédoff, Paris

Sid Mohammed el Mokhri, der erste Vertreter Marokkos auf der Konferenz in Algeciras

Zum siebzigsten Geburtstage des Grafen Häseler

Der populärste und wohl auch bedeutendste unter den deutschen Heerführern der Gegenwart, Feldmarschall Graf Häseler, hat am 19. Januar sein siebzigstes Lebensjahr vollendet. Obwohl er schon seit fast drei Jahren aus dem aktiven Dienst ausgeschieden ist und als Privatmann auf seinem Gut Harnekop lebt, so ist er doch nicht nur im Heer, dem er noch heute das unerreichte Vorbild eines Soldaten ist, sondern auch im Volke unvergessen. „Bis zum letzten Augenblick, den er im Heer verbrachte,“ sagt der bekannte Militärschriftsteller General C. von der Goltz von ihm, „war seine Einwirkung auf dieses eine so bedeutende, wie sie wohl noch nie von einem General ausgegangen ist, dem es nicht vergönnt war, sich als großer Führer im Felde geltend zu machen ... Das Wesentliche war, daß dieser merkwürdige Mann dem heutigen Heere — und dies hoffentlich nachwirkend für lange, lange Zeiten — klar gemacht hat, was Mann und Roß, was ein Soldat zu leisten vermag, wenn er ganz nur dem Dienste lebt und keine Götter neben diesem kennt ... Sein persönliches Beispiel war wertvollstes Verdienst, und die Armee hat ihm in dieser Hinsicht Großes zu verdanken. Ihre Leistungen sind in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gesteigert worden. Ritte, die man früher für unausführbar hielt, Märsche, von denen man glaubte, daß sie die Truppe ruinieren würden, werden heute ohne Schwierigkeiten und Not bewältigt. Forderungen, die man einst für unvernünftig hielt, werden leichter erfüllt, als man es je zuvor gedacht. Darin gibt sich Graf Häselers Geist kund ... Häseler war sämtlichen Zeitgenossen in der Ausschließlichkeit überlegen, mit der er den Dienst betrieb, mit der er ihm alle Gedanken, alle Wünsche, alle Kräfte, ja alles Denken und Fühlen überhaupt widmete. Er kannte nichts als sein Fach, nichts als das Streben, seine Truppen für den Krieg vorzubereiten.“ Daß wir in dem Grafen aber nicht nur einen unvergleichlichen militärischen Erzieher, sondern auch einen genialen Führer besitzen, darüber sind sich die hervorragendsten Sachverständigen einig. Und so herrscht wohl in allen Kreisen des deutschen Volkes die Hoffnung und das Vertrauen, daß der trotz seiner Jahre ungemein rüstige Feldmarschall, falls Deutschland je in nächster Zeit in einen Krieg verwickelt werden sollte, wieder an die Spitze einer Armee gestellt werden würde.



Generalleutnant Helmut von Moltke, der neue Chef des Generalstabs der preußischen Armee

Admiral Karcher †

Am 27. Dezember ist Admiral z. D. Guido Karcher an den Folgen einer Operation gestorben. Der verdiente Seeoffizier war am 8. Juli 1844 in Saarbrücken geboren und trat am 21. Juni 1859 als Kadett in die preußische Marine



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Generalfeldmarschall Graf Häseler

ein. Als Leutnant zur See machte er in den Jahren 1866 bis 1869 mit dem Kadettenschulschiff „Niobe" drei Uebungsreisen nach Westindien, dann als erster Offizier weitere Reisen an Bord des „Rover" und der „Arcona" mit. Nachdem er 1876 zum Korvettenkapitän befördert worden, war er von 1877 bis 1881 im Admiralstab und bei der Admiralität tätig und rückte 1883 zum Kapitän zur See auf. 1881 bis 1883 befehligte er die Korvette „Carola", 1884 in dem zur Unterdrückung der Unruhen in Kamerun und Ostafrika ausgesandten Geschwader unter Admiral Knorr die Kreuzerfregatte „Bismarck". 1885 wurde er Oberwerftdirektor in Wilhelmshaven, 1888 Chef des Stabes der Admiralität und am 1. April 1889 Kontreadmiral. Er blieb als Stabschef beim Oberkommando der Marine bis 1892, bekleidete dann die Stelle des Chefs des Uebungsgeschwaders in den Jahren 1892 und 1893 und kam im Herbst 1893 als Direktor des Marinedepartements in das Reichsmarineamt, in welcher Stellung er zum Vizeadmiral aufrückte. Am 1. August 1896 wurde Karcher zum Chef der Nordseestation in Wilhelmshaven ernannt, und drei Jahre später zum Admiral befördert. Bald darauf nahm er seinen Abschied und zog nach Wiesbaden, wo ihn jetzt der Tod ereilt hat.



Phot. Fr. Kloppmann, Wilhelmshaven

Admiral Karcher †

Der Schöne Brunnen in Urach

Wie Nürnberg, so hat auch die alte württembergische Oberamtsstadt Urach ihren Schönen Brunnen, der, ein Jahrhundert später als der Nürnberger errichtet, als ein vortreffliches Werk des spätgotischen Stils sein Epitheton ornans vollauf verdient. Graf Eberhard im Bart, der nachmalige Herzog von Württemberg, der zu Urach 1445 geboren war und seit 1459 die Regierung führte, schenkte den Brunnen der Stadt im Jahre 1495. Die schön gegliederte Sandsteinpyramide, die sich etwa 9 Meter hoch in der Mitte des achteckigen Beckens erhebt, trägt u. a. die Reliefs der Räte des Grafen, des Kanzlers Bergenhaus, des Humanisten Johann Reuchlin und des Theologieprofessors Biel. Der Brunnen, der zuletzt 1864 renoviert worden war, zeigte in neuester Zeit so bedenkliche Spuren des Verfalls, daß eine durchgreifende Wiederherstellung sich als notwendig erwies. Sie wurde mit einem Kostenaufwand von 12000 Mark unter Leitung des bekannten Stuttgarter Architekten Professor Haimhuber ausgeführt.

Der neue italienische Minister des Auswärtigen



A. di San Giuliano, der neue italienische Minister des Aeußern

Unter den neuen Männern, die durch die kurz vor Schluß des Jahres 1905 ausgebrochene Ministerkrisis in Italien ans Ruder gekommen sind, interessiert uns in Deutschland vor allem der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, Marchese di San Giuliano. Der Minister ist ein alter, bewährter Freund des Dreibundes. Er hat die äußere Politik seines Landes bisher stets mit Vorliebe an Ort und Stelle studiert; er machte Reisen nach Afrika und nach dem Balkan, und seine politischen Briefe aus Albanien warfen auf die dortige Lage ein scharfes Licht. Die Aufmerksamkeit, mit der er sie verfolgte, und sein energisches Bestreben, die Ausdehnung der italienischen Kolonialpolitik zu fördern, haben ihn indessen niemals gehindert, bei jeder Gelegenheit mit Entschiedenheit für das Festhalten am Dreibund einzutreten. Somit ist zu hoffen, daß die gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders wichtige internationale Haltung der italienischen Regierung trotz der nicht allzu wohlwollenden Stimmung des italienischen Volkes den Interessen Deutschlands nicht entgegen sein wird.

Staatsminister a. D. von Thielen †

In dem früheren preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten Karl von Thielen, der am 10. Januar in Berlin starb, ist eine der für das innere politische Leben der preußischen Monarchie einflußreichsten Persönlichkeiten, einer der am meisten angefeindeten und gleicherweise bewunderten Staatsdiener des neuen Kurses aus dem Leben geschieden. Elf Jahre lang stand er an der Spitze der preußischen Staatsbahnen, des größten Betriebes der ganzen Welt, und wenn auch vielfach über die in seiner Verwaltung zutage tretenden



Der Schöne Brunnen in Urach



Phot. A. Dietrich, München
Die vor der Feldherrnhalle in München neu aufgestellten Löwen, modelliert von W. von Rümann

fiskalischen Tendenzen, über die Neigung zu einer gewissen „Plusmacherei", für die übrigens wohl zumeist der frühere Finanzminister von Miquel verantwortlich war, geklagt wurde, so sind doch die Fortschritte des preußischen Eisenbahnwesens unter seiner Leitung so in die Augen springend, daß, wenn man die gesamte Laufbahn des Entschlafenen überschaut, jeder Tadel vor der Summe einer ganz gewaltigen organisatorischen und verwaltenden Arbeitskraft verstummen muß. Nach dem Scheitern der Kanalvorlage zog er sich vom politischen Leben zurück und widmete den Rest seines Lebens der neugegründeten Kruppschen Aktiengesellschaft, deren Aufsichtsratspräsident er bis zuletzt war.



Phot. E. Bieber
Minister von Thielen †

Die Löwen vor der Feldherrnhalle in München

Eine prächtige Weihnachtsüberraschung ist den Münchnern durch die Mitte Dezember erfolgte Aufstellung der zwei von Professor von Rümann für die Feldherrnhalle geschaffenen marmornen Löwenfiguren bereitet worden. Der Künstler, der im Januar 1903 von der Stadt mit der Ausführung der beiden Monumentalwerke beauftragt war, hat ganz nach lebendem Modell gearbeitet; er mietete sich aus der Hagenbeckschen Menagerie den Löwen „Bubi" — nebenbei erwähnt, für das ansehnliche Taggeld von 20 Mark bei „freier Station" — und beherbergte dieses ungewöhnliche Modell volle sechs Monate lang in seinem Atelier, bis die Arbeit fertig war. Um den Kontrast der neuen Werke zu der wetter- und altersgrauen Feldherrnhalle so viel wie möglich abzuschwächen, hat Professor Rümann den weißen Marmor der beiden Figuren durch eine eigens präparierte Flüssigkeit, die vom Stein aufgesogen wird, getönt; was nun noch zur völligen Harmonie zwischen den Figuren und ihrem Hintergrund fehlt, wird die Großstadtluft wohl bald nachholen. Die Kosten der ungemein wuchtig wirkenden Kunstwerke sind aus einer Stiftung des vor einigen Jahren verstorbenen Rentiers Matthias Pschorr bestritten worden.

Spaniens künftige Königin?

Die Brautfahrten König Alfons haben ihr Ende noch nicht erreicht. So viel Prinzessinnen der liebenswürdige junge Monarch mit der charakteristischen Physiognomie der Habsburger auch hat Revue passieren lassen, anscheinend schwankt er noch immer zwischen der Stimme seines Herzens und den Geboten der Staatsräson. Unter allen Fürstentöchtern aber,



Phot. Chusseau-Flaviens, Paris
Prinzessin Viktoria Eugenie von Battenberg

die man wohl als Anwärterinnen auf den spanischen Königsthron genannt hat, scheint zurzeit die schöne Battenbergerin, die unser Bild zeigt, am meisten Aussicht auf die Hand Alfonsos zu haben. Prinzessin Viktoria Eugenie, oder wie sie in England kurz genannt wird, „Ena", ist die Tochter des Prinzen Heinrich von Battenberg, dem die Königin Viktoria, als er ihre Lieblingstochter Beatrice heimführte, das Prädikat Königliche Hoheit verlieh. Ihr Vater starb im Jahre 1896. Die kühnsten Träume der Battenberger, dieses beinahe heimatlosen, zum Abenteuerlichen neigenden Geschlechts, wären wohl erfüllt, wenn eine Prinzessin ihres Hauses als Königin den Thron eines Landes besteigen sollte, in dem früher, allerdings auch nur früher, die Sonne nicht unterging.

Die französische Präsidentenwahl

Es scheint sich allmählich als eine politische Gepflogenheit der dritten Republik herauszubilden, regelmäßig den Präsidenten des Senats auf den erledigten Präsidentenstuhl der Republik zu erheben. Auf Loubet folgt Fallières, der ebenfalls vom Luxembourg ins Elysée übersiedelt. Das ist, um ein fälschlich dem Altreichskanzler zugeschriebenes Wort zu zitieren, derselbe Faden, nur eine andre Nummer. Auch Fallières ist ein überzeugungstreuer Republikaner wie Loubet und gleich ihm ein behäbiger Bourgeois, von dem niemand zu fürchten braucht, daß er die Grenzen, welche die Verfassung dem unverantwortlichen Staatsoberhaupt eng genug gezogen hat, jemals überschreiten sollte. Es besteht keine Gefahr, daß die Zeiten Felix Faures, der mit gekrönten Häuptern sich so gern auf vertraulichen Fuß stellte, fürs erste wiederkehren, denn auch äußerlich hat Armand Fallières mit dem eleganten Gerber von Le Havre nichts gemein. Nichtsdestoweniger wird er vielleicht den Witzblättern nicht minderen Stoff zu gelungener Karikatur bieten, denn seine behagliche Leibesfülle fällt besonders in Frankreich auf, und sein Regenschirm ist auf dem besten Wege, gleich dem Parapluie Louis Philipps eine legendäre Bedeutung zu gewinnen. Clement Armand Fallières wurde am 6. November 1841 zu Mezin im Departement Lot-et-Garonne geboren. Er studierte die Rechtswissenschaften und ließ sich als Advokat in Nérac nieder, das ihn bald darauf in die Deputiertenkammer entsandte. Von dem Jahre 1876 an datiert seine politische Laufbahn. Er war Mitglied verschiedener Ministerien, bald verwaltete er das Departement des Innern, bald das der Justiz, bald das des



Copyright by Alfieri & Lacroix

Prinz Ferdinand von Bayern und Infantin Maria Theresia von Spanien



Fallières Loubet

Der neugewählte und der zurücktretende Präsident der französischen Republik

Unterrichts; an allen ministeriellen Konstellationen war er eine Zeitlang beteiligt, bis er im Jahre 1890 in das ruhigere Fahrwasser des Senats einlenkte. Frankreich wird die Wahl Fallières' nicht zu bereuen haben; daß es ihn dem ungleich begabteren, aber ebenso unruhigen wie unsicheren Gegenkandidaten Doumer, wenn auch nur mit einer geringen Majorität, vorzog, spricht für den politischen Scharfblick der Präsidentenwähler.

Zur Hochzeit am spanischen Hofe

Ein neues verwandtschaftliches Band zwischen der spanischen Königsfamilie und dem Hause Wittelsbach schlingt die am 12. Januar zu Madrid stattgefundene Vermählung des Prinzen Ferdinand Maria von Bayern mit der Infantin Maria Theresia von Spanien. Prinz Ferdinand Maria (geboren 10. Mai 1884) ist der älteste Sohn des als Arzt und leidenschaftlicher Musikfreund bekannten Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern, dessen Mutter, Prinzessin Adalbert, eine spanische Infantin war und der auch mit einer spanischen Infantin, der Prinzessin Maria de la Paz, einer Schwester des verstorbenen Königs Alfons XII. von Spanien, vermählt ist. Prinz Ferdinand Maria hat also von zwei Seiten bourbonisches Blut in den Adern und ist ein Vetter seiner jungen Gemahlin (geboren 12. November 1882), welche die jüngste und seit einem Jahre die einzige noch lebende Schwester Alfons XIII. ist. Wie der Gemahl ihrer verstorbenen Schwester Maria de las Mercedes, Prinz Karl von Bourbon-Sizilien, erhält auch Prinz Ferdinand Maria bei seiner Vermählung den Titel und Rang eines spanischen Infanten und wird seinen Wohnsitz dauernd am spanischen Hofe nehmen, doch ohne damit auf seine Rechte als königlicher Prinz von Bayern und als Mitglied des Hauses Wittelsbach zu verzichten. Die Vermählungsfeierlichkeiten wurden einige Tage vor der Hochzeit mit einem großen Balle bei der Infantin Isabella eingeleitet; am nächsten Tage folgte ein feierlicher Empfang des Brautpaares und der Gäste im Rathause, diesem schloß sich ein großer Bal de Cour an, zu dem ungefähr 4000 Gäste geladen waren. Weiter figurierten im Programm eine Festvorstellung im Theater und ein Bankett à la cour, worauf am 11. Januar die Hochzeitszeremonien mit der Unterzeichnung des Ehevertrags ihren Anfang nahmen und am 12. mit der Trauung und dem Festbankett abschlossen.

Von den Strassenkämpfen in Moskau

Wider alles Erwarten ist Moskau, die alte Krönungsstadt und die Wiege des Zarentums, das sich anfangs der revolutionären Bewegung zu verschließen schien, der Schauplatz der blutigsten Revolution, eines regelrechten Bürgerkrieges geworden. Warum gerade dort, wo die Bedingungen für eine revolutionäre Erhebung eigentlich weniger günstig waren als in den Fabrikzentren des Westens, der Aufstand zu so hellen Flammen aufloderte, ist bislang nicht bekannt geworden. Das eine steht fest, daß in den Straßen von Moskau zwischen Militär und Bevölkerung eine förmliche Schlacht geschlagen wurde, die zu den blutigsten Kämpfen dieser Art zu rechnen ist. Die Truppen hatten es mit wohlorganisierten und gutbewaffneten Gegnern zu tun, und nur dem überlegenen Artilleriefeuer, das Barrikaden und befestigte Häuser in Trümmer legte, ist der endliche Sieg des Militärs zu danken. Die Barrikaden wurden meistens aus Drahtnetzen, umgestürzten Wagen und Schlitten, ausgehobenen Eisentüren errichtet und mit verzweifelter Todesverachtung verteidigt. Mehr als tausend Mann sollen insgesamt auf beiden Seiten gefallen sein. Moskau hatte Tag und Nacht zu tun, um seine Toten zu begraben.

Professor Gustav Amberg †

In Professor Gustav Amberg ist ein Mann der Wissenschaft dahingegangen, der für die Popularisierung der Naturwissenschaften im deutschen Sprachgebiet sehr viel getan hat. Amberg verband eine gründliche wissenschaftliche Bildung mit der Gabe eines fließenden, geistreichen Vortrags und einer großen Sicherheit und Geschicklichkeit im Vorführen physikalischer Experimente. Unermüdlich zog der Gelehrte mit der imposanten äußeren Erscheinung, dem langen weißen Bart von Ort zu Ort, überall führte er ein ganzes Arsenal wertvoller Instrumente mit sich, und seine Vorträge, speziell über die Elektrizität, haben das Interesse der weitesten Kreise für die Fortschritte der Wissenschaft und Technik geweckt und wachgehalten.



Phot. Louis Held, Weimar

Prof. Gustav Amberg †

Zur Neuuniformierung der Marine-Infanterie

Daß Wilhelm II. wie sein kaiserlicher Großvater stets nicht bloß den großen Fragen, sondern auch den Details des militärischen Dienstes sein scharfes Augenmerk zuwendet, ist bekannt. Insbesondere ist es die Uniformierung und Ausrüstung des Soldaten, auf die seine Aufmerksamkeit gerichtet ist, und unablässig ist der Monarch bedacht, durch zweckmäßige Verbesserungen in dieser Hinsicht die Schlagfertigkeit und Kampfkraft des Heeres zu erhöhen, wie es u. a. die im letzten Kaisermanöver zum ersten Male erprobte neue Felduniform bezweckt. So hat der Monarch unlängst auch die neue Uniform, mit der das für China bestimmte Seebataillon ausgerüstet werden soll, in allen Einzelheiten aufs genaueste geprüft und sich durch eignen Augenschein von ihrer Zweckmäßigkeit überzeugt. Das umstehend wiedergegebene Bild zeigt den Kaiser, wie er, begleitet von dem Marine-Staatssekretär Admiral v. Tirpitz, sich in Kiel die neue Uniform vorführen läßt.



Phot. J. Becker

Einschlagstelle einer Granate in einem Moskauer Hause



Phot. J. T. Heß

Von der Revolution in Rußland: Barrikade in einer Straße von Moskau



Phot. R. Renard, Kiel

Der Kaiser besichtigt die neuen Uniformen der nach China gehenden Seesoldaten

Aus den Jagdgründen am Weissen Nil

Seitdem die Macht des Kalifen unter dem mörderischen Schnellfeuer der anglo-ägyptischen Armee Kitcheners endgültig zusammengebrochen — sechs Jahre sind bereits seit der Schlacht von Omdurman vergangen —, ist der Sudan das Ziel vornehmer Touristen geworden, und von Jahr zu Jahr mehren sich die Besucher, die an den Ufern des heiligen Nils den Sensationen afrikanischen Jagdvergnügens nachgehen. Die Reise bis Khartum kann man in denkbar bequemster Weise zurücklegen. In 27 Stunden führt ein Luxuszug den Reisenden von Wadi-Halfa bis Khartum. Jagdgesellschaften pflegen dort meistens einen eignen Dampfer von der Abteilung für Dampfschiffahrt auf dem Nil in der Verwaltung des Sudans zu chartern.



Ein Jagdbild vom Weißen Nil: Ein durch einen einzigen Schuß erlegter Elefant



Phot. Jaeger & Goergen, München

Das Mausoleum für Franz von Lenbach
Entworfen von Gabriel von Seidl

Das Grabmal Franz von Lenbachs

Im Moosacher Friedhofe zu München ist vor einiger Zeit mit einer schlichten weihevollen Feier das Grabmal Lenbachs eingeweiht worden; Vertreter der Münchner Künstlergenossenschaft, der Luitpoldgruppe, der Sezession, der Allotria, des Künstlerhausvereins legten Kränze nieder. Das Grabmal ist als Familiengruft im Auftrag der Witwe Lenbachs errichtet worden. Es ist in Donaukalkstein ausgeführt; seine Länge beträgt 6½ Meter, die Breite 4 Meter, die Höhe bis zum Giebelsims 5 Meter. Der Hallenbau zeigt im Giebelfeld einen mit wehender Schleife gezierten Ruhmeskranz, unter dem die Worte Franz von Lenbach eingemeißelt sind. Die Hallenöffnungen sind durch ein reiches schmiedeeisernes Gitter abgeschlossen. Der Entwurf des halb antik, halb in italienischer Renaissance gehaltenen einfachen Tempelbaues stammt von dem Münchner Architekten Gabriel von Seidl, einem der bekanntesten Freunde Lenbachs.

Staatssekretär Freiherr von Richthofen †

Der Staatssekretär des Auswärtigen Freiherr Oswald von Richthofen, der vor kurzem einem Schlaganfall erlag, wurde am 13. Oktober 1847 zu Jassy in Rumänien geboren, wo sein Vater damals preußischer Gesandter für die Moldau und Walachei war. Ende Dezember 1873 bestand er zu Kolmar die große Staatsprüfung, die erste, die unter deutscher Verwaltung im Elsaß abgehalten worden ist. Bald darauf verlieh ihm die juristische Fakultät der Universität Straßburg den Doktortitel. Von 1876 bis 1885 gehörte er dem Auswärtigen Amte, zunächst als ständiger Hilfsarbeiter, dann als vortragender Rat an. Nachdem Fürst Bismarck gegen den Widerspruch Englands die Zuziehung eines deutschen und eines russischen Kommissars in die bis dahin nur von den vier andern Großmächten gebildete ägyptische Staatsschuldenverwaltung durchgesetzt hatte, ward Freiherr von Richthofen zum deutschen Mitglied dieser Verwaltung im Februar 1885 ernannt, und in dieser Stellung ist er über elf Jahre geblieben. Mit besonderem Nachdruck hat er die deutsch-ägyptischen Unternehmungen, namentlich die deutschen Bahnbauten unterstützt und den Abschluß des deutsch-ägyptischen Handelsvertrages gefördert. Im Oktober 1896 wurde Freiherr von Richthofen zum Direktor der Kolonialabteilung ernannt, doch schon im Dezember des folgenden Jahres zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt berufen. Nach der Berufung Bülows als Reichskanzler avancierte er im Jahre 1900 zum Staatssekretär. Sein Nachfolger wird der bisherige preußische Gesandte in Hamburg, von Tschirschky und Bögendorff.



Phot. W. Höffert, Berlin

Staatssekretär Frhr. von Richthofen †



Von den englischen Parlamentswahlen: Darstellung der Fortschritte der Liberalen und Konservativen vor einem Zeitungshause in London

Die Parlamentswahlen in England

Auch der überzeugteste Anhänger des englischen Liberalismus — er hat allerdings in letzter Zeit eine starke Beimischung von Imperialismus erhalten — hätte wohl kaum

(Fortsetzung auf Seite 203)

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe V

Von H. Vater in Weimar (Neu)

Schwarz (6 Steine)



a b c d e f g h

Weiß (10 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV

W. 1. Sf5—d6
S. 1. La8×d6 oder Bauer beliebig
W. 2. Ld7—e6 und
W. 3. Sd6—b7, ×f7, Te7—e8, ×d7 matt.

A.

S. 1. Kd8—e7
W. 2. Ld7—e6†
S. 2. Ke7—d8, d6, Sf8—d7
W. 3. Sd6×f7, e4—e5, Te7×d7 matt.

B.

S. 1. Sf8×d7
W. 2. Te7—e8†
S. 2. Kd8—e7
W. 3. Sd6—f5 matt.

C.

S. 1. Sf8 beliebig anders (droht Schach!) W. 2. Sd6×f7† S. 2. Kd8—e7 W. 3. Ld7(×)e6 matt.

D.

S. 1. Te8—e7, e6 W. 2. g7×f8D† S. 2. T—e8 W. 3. Df8×e8 matt.

Partie Nr. VI

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 22. Juni 1905

Weiß: S. Taubenhaus, Paris. - Schwarz: K. Schlechter, Wien.

Sizilianische Partie

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	c7—c5	14. Dg4—e2	Sd7—c5
2. Sg1—f3	e7—e6	15. c2—c3	Sc5×d3†
3. d2—d4	c5×d4	16. De2×d3	c6—c5
4. Sf3×d4	Sg8—f6	17. Dd3—e2	Lf8—e7
5. Sb1—c3	Lf8—b4	18. Sd1—f2	Dd8—a5
6. Lf1—d3	Sb8—c6	19. De2—c2	Lc8—a6
7. Lc1—e3	d7—d5	20. a2—a4	Ke8—f8
8. Sd4×c6[1])	b7×c6	21. g2—g3	Da5—b6
9. e4—e5	Sf6—d7	22. b2—b4	d5—d4[3])
10. Dd1—g4[2])	Lb4—f8	23. b4×c5	Le7×c5
11. f2—f4	Ta8—b8	24. Le3—c1	Kf8—g7
12. Sc3—d1	g7—g6	25. Sf2—e4	Db6—c6
13. h2—h4	h7—h6	Weiß gibt die Partie auf.[4])	

[1]) Dieser Abtausch, der sich allerdings kaum noch umgehen läßt, verbessert die schwarze Bauernstellung sehr erheblich

[2]) Schwarz bleibt in der Entwicklung zurück, behauptet aber trotzdem das bessere Spiel vermöge seiner starken Bauernstellung. Durch Abtausch auf b4 würde er sich seines Vorteils so ziemlich begeben.

[3]) Der entscheidende Schlußangriff.

[4]) Es könnte noch folgen 26. Th1—h2 d4—d3 27. De2—g2 La6—b7 28. Se4×c5 Dc6×c5!, womit Schwarz durch Schachgebot auf g1 beziehungsweise c3 einen Turm erobert.

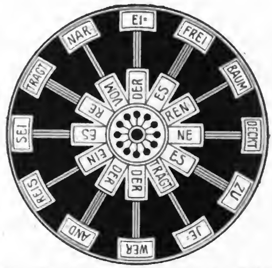
Füllrätsel

Fügst, lieber Leser, mit Geschick
Du in ein weiblich Kleidungsstück
Den Namen eines Flusses ein,
Der mündet in den schönen Main:
Dann nennt das neuentstandne Wort
Ein schlimmes Kriegswerkzeug sofort. F. M.-S.

Anagramm

Ich stand im grauen Altertum
Als Heldenstadt in hohem Ruhm.
Ich bin noch heut ein schöner Ort,
Myrt' und Zitrone blühen dort.
Versetz zwei Zeichen in dem Wort,
Dann werde ich ein Küstenort
Im selben Land wie ob'ge Stadt,
Die Helden einst erzogen hat. J. F.

Stabproblem



Welcher Text ergibt sich, wenn Innen- und Außensilben immer als zusammengehörig und nach der Anzahl der Stäbchen gelesen werden? R. P.

Buchstabenrätsel

Mit F schwimmt's in der blauen See,
In der Rumpelkammer liegt's mit P. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6:

Des Versetzungsrätsels: Atlas — Salat.
Des Wechselrätsels: Pera, Peru, Peri.
Des Verwandlungsrätsels: Sure, Uhr.
Des Silbenrätsels: Mißstand.



Einfache Abhilfe

Schneider: „Jetzt lauf' ich ein halbes Jahr die v Treppen herauf mit der Rechnung, Herr Bummel, das wird mir altem Mann allmählich zuviel."

Student: „Glaube ich Ihnen, Herr Zwirn, habe auch schon Abhilfe geschafft, ich ziehe nächsten Monat ins Parterre."

an einen so formidabeln Sieg der liberalen Partei geglaubt, deren übrigens keineswegs bedeutender Führer Campbell-Bannerman soeben sein erstes Kabinett gebildet hat. Im Moment, da diese Zeilen geschrieben werden, sind 289 Liberale, 36 Mitglieder der Arbeiterpartei, 79 Nationalisten und 122 Unionisten gewählt. Der Zusammenbruch der unionistischen Partei, die mit einer bis dahin unerhörten Majorität die Regierung antrat, gleicht einem Désastre. Der Grund dieser Niederlage dürfte aber nur zum Teil im Auftreten Chamberlains zu suchen sein, der dadurch, daß er das Problem des Schutzzolls aufwarf, die Partei in zwei Lager trennte, sondern viel mehr in dem ewigen Schwanken und einer gewissen Zweizüngigkeit des gewesenen Premiers Arthur Balfour, der so die Partei um ihren Kredit beim Volke brachte. Balfour selbst ist bei den Wahlen durchgefallen, während sich Chamberlain in Birmingham behauptete, auch die Londoner City erklärte sich für den Schutzzoll. Am bemerkenswertesten bei den Wahlen ist das Hervortreten der Arbeiterpartei, deren eines Mitglied Burns auch dem Kabinett angehört. Ob die Arbeiter aber der liberalen Partei für die Dauer Gefolgschaft leisten werden, ist zum mindesten zweifelhaft; in England bietet gerade dem Arbeiter der Schutzzoll manche Vorteile. Der Wahlkampf wurde mit großer Energie von beiden Seiten, aber auch mit dem in England üblichen Humor geführt. Speziell die Damen beteiligten sich durch Wort und Tat sehr eifrig. Unser Bild stellt das Haus der bekannten englischen Zeitschrift „Graphic" in London dar, vor dem die lebensgroßen Figuren von Balfour und Campbell Bannerman je nach dem Bekanntwerden der Wahlresultate auf ihrer Leiter eine Sprosse um die andre hinaufklettern. Campbell-Bannerman ist, obwohl er den Golfspieler Balfour an Gewicht weit übertrifft, schon viele, viele Stufen voraus.

Briefmappe

R. K. in Mittweida. Ueber die Obstbauverhältnisse in Deutschland bringt das kürzlich im Verlage von A. Hartleben in Wien erschienene Werk „Der Erwerbs-Obstbau" von Ernst S. Zürn (mit 112 Textabbildungen und 4 Tafeln) eingehende Angaben. Danach kamen in Deutschland im Jahre 1900 an Obstbäumen auf einen Flächenraum von 540 743 Quadratkilometern 168 388 853 Stück (also auf einen Quadratkilometer 311 Obstbäume), und zwar 62 332 095 Apfelbäume, 25 118 166 Birnbäume, 69 392 910 Pflaumenbäume und 21 647 683 Kirschbäume. Die obstbaumreichste Gegend Deutschlands ist der württembergische Neckarkreis, in dem 1900 auf 1 Quadratkilometer 1037 Obstbäume kamen, während in dem obstbaumärmsten Kreise, dem von Königsberg, nur 87 Bäume gezählt wurden. Daß Deutschland seinen Bedarf an Obst bis jetzt bei weitem noch nicht selbst zu decken vermag, ist bekannt; allein an Frischobst betrug der Import im Jahre 205 104 Tonnen im Werte von 36,4 Millionen Mark. Der Obstverbrauch steigt in Deutschland von Jahr zu Jahr, und es läge nur im volkswirtschaftlichen Interesse, wenn der Mehrbedarf immer vollständiger durch Eigenproduktion gedeckt würde, zumal die Rentabilität des Obstbaues fast in allen deutschen Ländern zweifellos groß ist.

Kolonialschule Witzenhausen betr. Auf Ihre Anfrage teilen wir Ihnen mit, daß die Kolonialschule absichtlich keinen besonderen Wert auf Befähigungszeugnisse legt, doch ist der Besitz des Einjährigenzeug-

nisses der Regel nach als Kennzeichen des notwendigen Mindestmaßes der Vorbildung anzusehen. Der Besitz des Abiturientenzeugnisses befreit von der Verpflichtung zum Praktikantenjahr und bietet günstige Anwartschaft auf die amtliche Kolonial-laufbahn im Reichsdienst. Die militärische Dienstpflicht kann in Deutsch-Südwestafrika abgeleistet werden, falls eine Ansiedlung in dieser Kolonie beabsichtigt wird. Was die Kosten betrifft, so beträgt der halbjährliche Lehr- und Pensionspreis 650 Mark (bei Einzelzimmer 750 Mark und Zimmer zu zweien 700 Mark). Sprach- und sonstiger Privatunterricht ist nicht einbegriffen. Das Eintrittsgeld beträgt 30 Mark.

F. L. in T. Wenden Sie sich an das amtliche Auskunftsbureau für deutsche Bibliotheken in Berlin, das (außerhalb Berlins Wohnenden gegen eine Gebühr von 20 Pfennig) Auskunft darüber gibt, in welchen deutschen Bibliotheken ein von dem Anfragenden gesuchtes Buch vorhanden ist. Das Bureau befindet sich in der Geschäftsstelle des Gesamtkatalogs der Königlichen Bibliothek.

R. H. in Charlottenburg. Mit Dank abgelehnt.

Z. 58. Leider nicht verwendbar.

Stud. jur. G. E. in Halle. Ihre Anfrage läßt sich ohne genauere Kenntnis Ihrer Absichten und Wünsche nicht beantworten; vor allem kommt es darauf an, ob Sie in den Reichs- oder in Privatdienst treten wollen. Wir können Ihnen nur empfehlen, sich an ein Bankhaus Ihrer Stadt zu wenden; dort werden Sie jedenfalls am besten erfahren, was Sie zu wissen wünschen.

H. Kr. in Wien. Von Ihren Rätseln haben wir zwei mit Dank akzeptiert; auf das Sternrätsel müssen wir leider verzichten und werden es Ihnen, wenn Sie uns Ihre genaue Adresse angeben, gern zurücksenden.

C. H. in Prenzlau. Ihre Gedichte sind leider für uns unverwendbar.

Die verkupferte Mumie einer Indianerin im Naturgeschichtlichen Museum in New York

Dem amerikanischen Naturgeschichtlichen Museum im Central Park in New York ist kürzlich eine Mumie einverleibt worden, die in der ganzen Welt ihresgleichen nicht haben dürfte. Die Gelehrten und Sachverständigen sind sich dahin einig geworden, daß man es mit einer verkupferten Indianerin vom Stamme der Inka zu tun hat; über das Alter der merkwürdigen Gestalt jedoch herrschen Meinungsverschiedenheiten. Die einen behaupten, daß die Figur nicht älter als fünfhundert Jahre sein könne; andre dagegen behaupten, daß eine so vollständige Verkupferung einer Leiche mindestens den sechsfachen Zeitraum in Anspruch genommen haben müsse. Am 22. November 1899 fanden Forscher in einer alten, seit vielen Jahren im Stich gelassenen Kupfermine in Chuquicamata, unfern der chilenischen Küste, unter Geröll und Gestein eine der Länge nach auf der rechten Seite liegende menschliche Gestalt. Man schaffte sie ans Tageslicht, untersuchte den überraschenden Fund und kam zu der Ueberzeugung, daß man eine Indianerin vom Stamme der Inka vor sich hatte, die, wahrscheinlich auf der Suche nach dem in jener Gegend nicht seltenen grünen, pulverartigen Kupfer Atacamit, verschüttet worden war. Eine andre Annahme geht dahin, daß die Kupfergräberin von giftigen Gasen überwältigt wurde und ohnmächtig zusammenbrach. Wie dem auch sei, Tatsache

ist, daß sie in der Höhle auf irgendeine Weise ihren Tod fand. Kupferlösungen rieselten auf die von der Luft vollständig abgeschlossene Gestalt hernieder, so daß sie nach und nach von einer Schicht lichtgrünen Metalls bedeckt wurde. Die Haut nahm die Metallösung derart in sich auf, daß die Glieder ihre Form, ihre Rundung, ihre sämtlichen Konturen behielten, ja sogar die Textur der Haut, die feinen Linien lassen sich an manchen Stellen noch erkennen. Die natürliche Methode der Präservation scheint jeden künstlichen Prozeß zu übertreffen. Die vorhandenen Entstellungen, Quetschungen und dergleichen sind auf äußere Einflüsse zurückzuführen. Das New-Yorker Naturgeschichtliche Museum hat die Mumie erstanden, und sie liegt jetzt dort in der Abteilung für südamerikanische Archäologie in einem mächtigen Glaskasten, täglich von Hunderten bestaunt. Die Figur ist nahezu sechs Fuß lang, die Frau oder das Mädchen muß das Maß um etwas überragt haben, denn beide Beine sind ein wenig angezogen, das rechte stärker als das linke. Um die Fußknöchel trägt die Gestalt zwei Spangen aus Lamafell, die eine schneeweiß, von den Kupferlösungen anscheinend unberührt, die andre lichtgrün wie junges Gras. Die Farbe der Glieder wie überhaupt der ganzen Gestalt variiert zwischen Dunkelbraun, Schwarz und der Farbe des Grünspans. Um die Lenden trägt sie eine aus rauhem, Sackleinwand nicht unähnlichem Gewebe gefertigte Schürze, die sich zwischen den unteren Extremitäten durchzieht und durch einen Gürtel aus fein gewobenem Tuch mit dunkelgrüner Borte festgehalten wird. Stellenweise sind Kiesel und andre losgebröckelte kleine Steine in das Fleisch eingedrungen. Die linke Schulter ist eingedrückt, wahrscheinlich, wie die Gelehrten vermuten, beim Zusammenbruch der Decke einer Höhle, in welche die Atacamitgräberin vorgedrungen war, ebenso die linke Seite der Brust. Die rechte Brust hat anscheinend unter dem Druck, der auf ihr lastete, nach außen nachgegeben, sie ist weit ausgebuchtet. Der Kopf steckt tief zwischen den wie zum Schutz hoch erhobenen Armen. Seine Haltung ruft die Illusion hervor, als hätte die Frau beim Herniederprasseln des Gesteins den Kopf tief zwischen die Schultern eingezogen und gleichzeitig die Arme zur Abwehr ausgestreckt. Von den Gesichtszügen ist wenig mehr zu erkennen, sehr deutlich aber läßt sich der Typus ersehen, die niedere Stirn, nach oben sich abflachend, das breite, starkknochige Gesicht und so weiter. Das schwarze Haar reicht weit auf die Stirn hernieder und hängt in langen Strähnen oder kleinen Zöpfen über die Schläfen herab. Am Hinterkopf ist es querüber gescheitelt. Die Finger der rechten Hand — es sind deren nur vier, der kleine Finger fehlt — sind lang ausgestreckt, die der linken umklammern einen kleinen Stein. Eine merkwürdige Tatsache ist die, daß der Körper durch die Sättigung mit der Kupfersalzlösung nur wenig an Schwere gewonnen hat. Bei der Figur fanden sich verschiedene Gegenstände. Eine einer Chatelaine nicht unähnliche Tasche, die an einem Band getragen wurde, ist ein feines Gewebe, in das kunstvolle geometrische Figuren in dunkelbrauner, mattroter und Goldfarbe eingewoben sind. In der Tasche befinden sich noch jetzt vergilbte Kokablätter. In jenen

Tagen pflegte die Inka-Frau des narkotischen Effekts wegen Kokablätter, mit ungelöschtem Kalk vermischt, zu kauen. Ferner fanden sich unter dem Gestein bei der Mumie zwei Schabsteine, der eine eine Muschel, der andre ein flacher weißer Stein, mit denen das auf den Felsen festsitzende grüne Kupfer losgekratzt wurde; sodann ein kleiner flacher, runder Korb aus feinem Geflecht, Binsengewebe nicht unähnlich; ein hölzerner Schaber, der wie ein Kochlöffel aussieht und zum selben Zwecke wie die beiden Steinschaber diente, und schließlich zwei Steinhämmer, mächtige runde Steine, an die mit Lederschnüren je zwei hölzerne Stiele festgebunden sind. Zu bemerken ist noch, daß man aus der kleinen Form der Hände und Füße und dem allgemeinen Körperbau auf das Geschlecht der Mumie schloß, es wird jedoch von einigen wenigen Sachverständigen die Annahme, daß die Mumie die eines Mädchens oder einer Frau ist, in Frage gezogen.

Arthur G. Abrecht

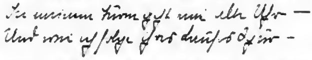


Verkupferte Mumie einer Indianerin im Naturhistorischen Museum in New York

Handschriften=Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Johanna aus Nürnberg. Sie haben Sinn und Freude am Besonderen und Aparten (siehe g, h, S, p), legen überhaupt Wert auf Eleganz, gewisse Aeußerlichkeiten, Schick und so weiter. Ihr Auftreten ist dementsprechend gewandt und sicher (feste, gewandte Schrift). Sie bestreben sich, in allem korrekt zu sein, den guten Ton zu beobachten, und sind im Anschluß etwas wählerisch (wagrechter, kurzer Endstrich). Sie sind wahr und zuverlässig in Ihren Aussagen und haben überhaupt den Mut, zu Ihrer Ueber-



zeugung zu stehen (gleiche Höhe der Buchstaben im Innern eines Wortes, offene a und so weiter). Eigentlich wären Sie impulsiv und fliegen gern mit Ihren Gedanken der Gegenwart voraus (i-Punkt im Wort „eine" auf dem zweiten e statt auf dem i) — aber Sie möchten vorsichtig sein und sich nicht ohne weiteres in Sachen einlassen, von denen Sie nicht genau berechnen konnen, wie sie ausgehen werden (Adresse, Anrede und so weiter stark nach links gerückt, Gedankenstrich als Abschluß der Linie, wo noch freier Raum bliebe). Sie haben einen klaren Kopf und gute Intelligenz (leserliche, feste und gut schattierte Schrift).

E. J., Kunstglaser in Bl. Sie sind ein reeller, wahrer und zuverlässiger Mann. Langsam und gründlich in der Arbeit und im Denken. Geistige Gewandtheit fehlt zwar, nicht aber Klarheit des Verstandes und Bestimmtheit des Wollens. Sie versprechen nicht leicht etwas, wenn Sie nicht annehmen können, daß Sie es auch zu halten und durchzuführen imstande sind; denn auf halbem Wege stehen zu bleiben, ist so wenig Ihre Art, wie sich kopflos in eine Sache einzulassen, von der man nicht voraussagen kann, wie sie ausgehen wird. Ueber Ihre Gefühle viel Worte zu machen, lieben Sie nicht, aber wo ein Freund Ihrer Hilfe bedarf, helfen Sie ihm in selbstverständlichster Weise, und wen Sie in Ihr Herz geschlossen, den lassen Sie nicht leicht fallen. — Große Weichheit, Biegsamkeit und Anpassungsfähigkeit besitzen Sie nicht, überhaupt liegt eine gewisse Schwere und Schwerfälligkeit in Ihrem Wesen.



Die ganze italienische Königsfamilie im Sattel

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Im Zauberwald

Nach dem Gemälde von Hans Pleß-Scharlach (Stuttgart)

Einer Mutter Sohn

Roman

von

Clara Viebig

(Fortsetzung)

Drittes Buch

XII

Die Uhren im Haus gingen schreckhaft laut. Man hörte sie durch die Stille der Nacht wie mahnende Stimmen — o, wie rasend schnell jagte die Zeit hin! Eben war es noch Abend gewesen — eben Mitternacht — und nun schlug die Pendüle auf dem Kaminsims schon ein kurzes, helles, hartes Eins!

Mit einem Zusammenschaudern hob die einsame Frau die Hände an die Schläfen und preßte sie fest dagegen. Ach, wie es da drinnen hämmerte und wie sich Gedanken — quälende Gedanken — jagten, rasend schnell und rastlos wie das Ticken der Uhren!

Alle schliefen sie im Haus. Der Diener, die Mädchen; oben auch ihr Mann — längst — nur sie, sie allein hatte noch keinen Schlaf gefunden.

Und draußen schlief auch alles. Die Kiefern standen ums Haus, regungslos, und hoben ihre dunkle Silhouette, steif wie aus Pappe geschnitten, scharf ab vom silbrigen Nachthimmel. Kein Ruf, kein Fußtritt, kein Räderrollen, kein Singen, kein Lachen; nicht einmal ein Hundegekläff stieg auf aus der schlafenden Grunewaldkolonie. Nur wie ein leises Seufzen ging's um die weiße Villa mit dem roten Dach und den grünen Läden.

Die Mutter, die auf ihren Sohn wartete, horchte auf: war da jemand?! Nein, es war das Nachtlüftchen, das dort die Aeste der alten verknorrten Kiefer zu bewegen versuchte!

Käte Schlieben stand jetzt am Fenster — vorhin hatte sie es ungeduldig aufgerissen — und beugte sich hinaus. So weit ihr Auge reichte, war niemand zu sehen — gar niemand —, er kam noch immer nicht!

Zwei schlug die Uhr. Mit einem fast verzweifelten Blick sah sich die Frau nach dem Kamin um: o, diese quälende, diese unerträgliche Uhr! Es konnte nicht sein, sie mußte falsch gehen, es konnte nicht sein, daß es schon so spät war!

Käte hatte schon manchen Abend aufgesessen und auf Wolfgang gewartet, aber so lange wie heute war er noch nie ausgeblieben. Paul hatte nichts dagegen, wenn er seine eignen Wege ging. ‚Liebes Kind,‘ hatte er zu seiner Frau gesagt, ‚das kannst du nicht ändern. Lege dich hin und schlafe, das ist viel vernünftiger. Der Junge hat ja den Schlüssel, der wird schon wohlbehalten ins Haus kommen. Einen jungen Menschen in diesem Alter kannst du nicht mehr gängeln. Laß ihn — du verleidest ihm ja sonst unser Haus — laß ihn ruhig gehen!‘

Was Paul sich dachte! Freilich, er hatte ganz recht, gängeln durfte sie ihn nicht mehr, das konnte sie ja auch gar nicht mehr — hatte sie nie gekonnt — aber wie konnte sie sich ruhig ins Bett legen?! Schlafen würde sie ja doch nicht — wo blieb er?! —

Käte war grau geworden. In den drei Jahren, die verstrichen waren seit des Sohnes Einsegnung, hatte sie sich äußerlich sehr verändert. Während Wolfgang in die Höhe wuchs, stark, und sich breitete wie ein junger Baum, hatte ihre Gestalt sich geneigt wie eine Blume, die regenbeschwert ist oder welken will. Ihre feinen Züge waren dieselben geblieben, aber die Haut, die so lange eine fast mädchenhaft zarte Glätte bewahrt hatte, war schlaffer geworden; ihre Augen sahen aus, als hätten sie viel geweint. Die Bekannten fanden Frau Schlieben recht gealtert.

Wenn sich Käte jetzt in dem Spiegel sah, hatte sie nicht mehr das freudige Erröten über die eigne wohlkonservierte Erscheinung; sie sah sich nicht gern mehr an. Es hatte ihr irgend etwas innerlich und äußerlich einen Ruck gegeben; was das gewesen war, ahnte niemand, Schlieben freilich wußte es, aber er sprach mit seiner Frau nicht darüber. Warum sie von neuem aufregen, alte Wunden wieder aufrühren?!

Er hütete sich, noch einmal wieder auf jenen Konfirmationstag zurückzukommen. Es war auch bequemer so. Den Jungen hatte er sich damals noch einmal ordentlich gelangt, ihm in strengen Worten sein undankbares Verhalten klar gemacht und ein rücksichtsvolleres und besonders gegen die Mutter liebevolleres Benehmen von ihm verlangt. Und der junge Mensch, den sein Betragen wohl längst reuen mochte, hatte dagestanden wie ein armer Sünder, nichts hatte er gesagt, den gesenkten Blick nicht gehoben. Und als der Vater

ihn zuletzt zur Mutter geführt hatte, hatte er sich führen lassen und sich von der Mutter, die ihn mit beiden Armen umschlang, umschlingen lassen. Sie hatte über ihm geweint und ihn dann geküßt.

Und dann war nie, nie mehr weiter darüber geredet worden. —

Das weiße Haus mit seinem heiteren Grün und Rot, an dem und in dem immer wieder neue Verschönerungen und Verbesserungen vorgenommen wurden, fiel allen, die vorübergingen, als besonders anheimelnd auf. Die Sonntagsausflügler blieben am schmiedeeisernen Gitter stehen und bewunderten die Blumenfülle, im Sommer die hängenden Geranien der Balkons und die Pracht der edeln Rosenstöcke, im Winter die Azaleen und Kamelien hinterm dicken Glas des Wintergartens und die farbigen Primelreihen zwischen den Doppelfenstern und die frühen Hyazinthen und Tulpen. Die Dame in dem weichen Tuchkleid mit dem welligen grauen Scheitel und dem sanften Gesicht, auf dem es wie ein leicht-wehmütiges Lächeln lag, paßte gut zu dem Haus und zu den Blumen und zu dem ganzen Frieden. ‚Entzückend,‘ sagten die Leute.

Wenn Wolfgang früher als Junge so etwas gehört hatte, hatte er den Bewunderern eine Fratze geschnitten: was gingen die Haus und Garten an, da war doch nichts dran zu bewundern?! Nun schmeichelte es ihm, wenn sie stehen blieben, wenn sie's gar beneidenswert fanden. O ja, es war ja recht nett hier! Er fühlte sich.

Schlieben und Käte hatten nie einen besonderen Wert auf das Geld gelegt, sie hatten ja immer genug gehabt, das gute Auskommen war ihnen einfach selbstverständlich; sie ahnten es gar nicht, daß der Sohn Wert auf den Reichtum legte. Wenn Wolfgang jetzt daran dachte, daß er einst in knabenhaftem Ungestüm das alles nicht geachtet hatte, fortgelaufen war in die Irre, ohne Geld und ohne Brot, mußte er lächeln: wie kindisch! Und wenn er bedachte, daß er einmal, als er doch schon älter war und überlegen konnte, in gleichem Ungestüm nach etwas verlangt hatte, das doch gleichbedeutend war mit Aufgabe all dessen, was sein Leben so gestaltete, daß er sich jeden Wunsch befriedigen konnte, schüttelte er den Kopf: zu einfältig!

Es gab ihm eine gewisse Genugtuung, sich mit andern zu vergleichen. Kesselborn schwitzte noch in Prima, der sollte durchaus studieren — Theologie — womöglich wegen seines Adels Hofprediger werden — auch ein Los! — Und Lehmann mußte seinem Vater bei der Spedition helfen und trotz des Einjährigen, mit dem er abgegangen war, Möbelwagen karren! Und Kullrich — ach, Kullrich erst, der hatte ja die Schwindsucht! Wie seine Mutter, sagten sie. Trauriges Erbe das!

Ein halb geringschätziges, halb mitleidiges Lächeln zog Wolfgangs Mundwinkel herab, wenn er der Schulkameraden gedachte. Hieß das leben?! Ach, und leben, leben war so wunderschön!

Wolfgang hatte das Bewußtsein seiner Kraft; er konnte Bäume entwurzeln, Mauern, die sich ihm entgegenstellten, umpusten, als seien es Kartenblätter.

Es war nicht länger mehr mit ihm auf der Schule gegangen, seine Glieder und seine Neigungen hatten durchaus nicht mehr in die Schulbank hineingepaßt. Er bekam ja auch schon einen Schnurrbart. Wie ein schwarzer Schatten war der schon lange auf der Oberlippe zu ahnen gewesen, nun war er da, unleugbar da. Und so ein fertiger Mensch konnte doch nicht mehr in Sekunda sitzen! Wozu auch, er sollte ja kein Gelehrter werden?! Mit der Reife für Prima war Wolfgang abgegangen.

Der Vater hatte die Absicht, ihn gleich nach Absolvierung der Schule ins Ausland zu schicken, noch für ein Jahr aufgegeben; erst wollte er ihn doch noch etwas unter Augen behalten. Nicht, daß Schlieben ihn etwa so ängstlich zu hüten bestrebt war wie Käte, aber der alte Sanitätsrat, der gute Freund, auf den er so viel gab, hatte ihn in einer vertraulichen Stunde, in der sie ganz allein, von niemand gehört, beim Glase Wein saßen, gemahnt: „Hören Sie, Schlieben, nehmen Sie den Jungen doch lieber in acht! Ich würde ihn noch nicht so weit weggeben — er ist so jung. Und er ist ein Unband und — wissen Sie, bei dem, was er als Kind durchgemacht hat — hm, man kann doch nicht sagen, ob das Herz so mit standhält!“

„Warum nicht?“ hatte Schlieben betroffen gefragt. „Sie halten ihn also für krank?“ Und war rot und blaß geworden.

„Nein, durchaus nicht!“ Der Arzt ward ordentlich ärgerlich: gleich diese Uebertreibung! „Wer sagt denn was von ‚krank‘?! Aber drauf losgehen darf der Bursche noch nicht so. Na, und Jugend hat doch keine Tugend! Das wissen wir doch auch von unsrer Jugend her!“

Und beide Männer hatten sich zugenickt, waren heiter geworden und hatten gelacht.

Wolfgang bekam ein Reitpferd, ritt erst in der Bahn und dann täglich seine paar Stunden draußen. Der Vater hielt darauf, daß er nicht zu viel im Kontor saß: was ihm zum kaufmännischen Beruf not tat, würde er schon lernen, rechnen konnte er ja!

Die beiden Sozii, alte Junggesellen, waren entzückt von dem frischen Jungen, der mit der Reitgerte ins Bureau kam und auf dem Kontorbock saß, als säße er auf einem Gaul.

Schlieben hörte keine Klagen über den Sohn; das ganze Personal — Leute, die ihre zehn, zwanzig Jahre in der Firma waren, alle gut eingeölte, tadellos funktionierende Maschinen — schnurrte um

den jungen Menschen herum: das war doch der künftige Chef, der einmal ihr Alter in der Hand hatte! Es ging alles glatt.

Beide Eheleute bekamen Komplimente über den Sohn zu hören: ein famoser Mensch! Welche Frische! „Er soll ja erst werden," sagte Schlieben dann wohl, aber man merkte ihm doch eine gewisse innere Befriedigung an. Er hatte nicht diese peinliche Seelenunruhe wie seine Frau. Käte zog nur die Augenbrauen ein wenig höher und lächelte ein leicht zustimmendes, etwas wehmütiges Lächeln.

Sie konnte sich nicht mehr über den großen Menschen freuen, wie sie sich einst über das kleine Jungchen auf ihrem Schoß gefreut hatte. Ihr war, als sei ihr überhaupt die Fähigkeit zur Freude abhanden gekommen, langsam zwar, ganz allmählich, aber doch stetig, bis der letzte Rest dieser Fähigkeit auf einmal ausgerissen worden war, mit der Wurzel, an einem Tag, in einer Stunde, in jenem unglückseligen Augenblick — ‚ich will gehen, ich will an meine Mutter denken — wo ist die?!' — seitdem! Sie wünschte ihm noch alles Beste auf Erden, aber sie war gleichgültiger geworden, müde. Er hatte sie zu schwer aufs Herz getreten, schwerer, wie einst seine kleinen urkräftigen Füße ihren Schoß gestampft hatten. —

Mit einem tiefen Seufzer lehnte sich die einsam Wartende weiter zum Fenster hinaus. War das nicht unerhört, unverzeihlich von ihm, so spät nach Hause zu kommen?! Wußte er denn nicht, daß sie auf ihn wartete?!

In der Anwandlung eines Zornes, der ihr sonst selten kam, ballte sich ihre Hand, die sich aufs Fenstersims stützte, zur Faust. Sie war eine Närrin, auf ihn zu warten! War er nicht alt genug — achtzehn Jahre —, brauchte er noch erwartet zu werden wie ein Knabe, der zum erstenmal allein von einer Kindergesellschaft heimkommt?! Er hatte sich mit andern jungen Leuten in Berlin verabredet — weiß Gott, in welchem Nachtcafé sie jetzt herumbummelten —, drüben der Bankierssohn war auch dabei, ein echter junger Lebemann, viel älter als Wolfgang, gar kein Umgang für ihn! Aber sie ritten zusammen. Ach, wenn er doch endlich käme!

Sie stieß mit dem Fuß auf. Ihr heißer Atem stieg wie ein Rauch in die kalte klare Frühlingsnacht, sie fröstelte vor Ueberwachtheit und Unbehagen. Und Stunden fielen ihr ein, alle Stunden, die sie schon um ihn verwacht hatte, und eine große Bitterkeit quoll in ihr auf. Selbst ihre Zunge kostete Bitternis — das war Galle. Nein, sie fühlte jetzt nicht mehr die Liebe früherer Jahre! Damals, ja damals war, selbst wenn sie um ihn litt, noch Wonne dabei gewesen; jetzt fühlte sie nur dumpfen Groll. Warum hatte er sich in ihr Leben gedrängt — o, wie war das früher so glatt, so sorgenlos, so — ja, so viel glücklicher gewesen —?! Wie hatte er sie zerbrochen — würde sie sich je wieder aufrichten können?!

Nein! Ein hartes kurzes Nein. Und dann dachte sie an ihren Mann. Auch den hatte er ihr geraubt! Waren sie zwei nicht früher eins gewesen, ganz eins? Nun hatte sich dieser dritte dazwischen gedrängt — sie immer weiter und weiter voneinander geschoben — hier ging sie, da er!

Ein jäher Schmerz stieg in der Grübelnden auf, ein erbarmungsvolles Mitleid mit sich selber trieb ihr die Tränen in die Augen; heiß tropften sie nieder auf die Hände, die sich auf dem kalten Steinsims ballten. Wenn der, wenn der doch nie in ihr Leben —

Da schreckte sie ein Griff, der ihre Schulter faßte. Blitzschnell wendete sie sich: „Bist du endlich da?!"

„Ich bin's," sagte Schlieben. Er war aufgewacht und hatte sie nicht neben sich atmen hören und sich dann geärgert: wahrhaftig, da saß sie wohl wieder noch unten und wartete auf den Jungen. Solch ein Unverstand! Und als er noch ein Weilchen gelegen und auf sie gewartet und sich geärgert hatte, warf er notdürftige Kleidung über, schlüpfte in die Morgenschuhe und tappte durchs nächtliche Haus. Ihn fröstelte und er war schlechter Laune. Nicht genug, daß man aus dem besten Schlaf gestört war und daß sie morgen Migräne haben würde, nein, was noch schlimmer war, Wolfgang mußte es ja geradezu unleidlich finden, so beobachtet zu werden!

Es war natürlich, daß er mit ihr schalt. „Was ist denn Schlimmes dabei, wenn er einmal ein bißchen länger ausbleibt? Ich bitte dich, Käte! Das ist ja lächerlich von dir! Ein bißchen bummeln —" er zuckte die Achseln —, „das hab' ich auch als junger Mensch getan, und meine Mutter war, Gott sei's gedankt, verständig genug, sich nicht drum zu kümmern. Komm, Käte, komm jetzt zu Bett!"

Sie wich zurück. „Ja — du!" sagte sie langsam, und er wußte nicht, wie sie's meinte. Sie drehte ihm den Rücken und lehnte sich wieder zum Fenster heraus.

Er stand noch einige wenige Augenblicke und wartete, aber als sie nicht mitkam, sich nicht einmal umwandte nach ihm, schüttelte er den Kopf: man mußte sie lassen, sie wurde eben geradezu wunderlich!

Schlaftrunken stieg er wieder allein die Treppe hinauf, er taumelte fast vor Müdigkeit und die Glieder waren ihm schwer, aber trotzdem war sein Denken klarer, unerbittlicher als am Tage, an dem so vieles rund herum ablenkt und zerstreut. Eine Sehnsucht stieg in ihm auf nach einer Frau, die seine alten Tage in sanftem Geleise, ruhig und freundlich führen würde, deren Lächeln

nicht nur Schein war wie das auf Käthes Gesicht. Eine Frau, die mit dem Herzen lächelte, ach, solch eine war seine Käte nicht!

Mit einem Seufzen der Enttäuschung legte sich Schlieben wieder nieder und zog frierend die Decke hoch hinauf. Aber es dauerte lange, bis er einschlafen konnte — wenn der Junge doch nur endlich käme! Heute dauerte es wirklich etwas lange! Solche Bummelei ging denn doch zu weit! —

Der Morgen graute, als eine Droschke langsam die Straße herunter zockelte. Vor der weißen Villa hielten sie an und zwei Herren halfen einem dritten heraus. Die beiden, die den dritten unter den Armen gefaßt hielten, lachten, und der Kutscher auf dem Bock, der interessiert heruntergucke, lachte auch verschmitzt: „Soll ick helfen, meine Herren? Na, jeht's?!"

Sie lehnten ihn gegen das Gitter, das den Vorgarten verschloß, tippten auf die Klingel, sprangen dann eilig wieder in den Wagen und schlugen den Schlag zu: „Los, Kutscher, zurück!"

Die Klingel hatte nur einen leisen vibrierenden Ton von sich gegeben — wie einen bangen Hauch —, Käte hatte ihn gehört, obgleich sie im Sessel eingeschlafen war; nicht fest, es war mehr ein hindämmerndes Versinken gewesen. Nun sprang sie erschrocken auf, es gellte ihr in den Ohren. Rasch ans Fenster! Draußen am Gitter lehnte jemand. Wolfgang —?! Ja, ja, er war's, aber warum schloß er denn nicht auf, kam nicht herein?!

Was war ihm denn passiert?! Es war ihr auf einmal, als müßte sie Hilfe rufen: Friedrich! Paul! Paul! Nach den Mädchen klingeln. Es war ihm etwas geschehen, es mußte ihm etwas geschehen sein — warum kam er denn nicht herein?!

Er lehnte da so schwer gegen das Gitter. Ganz seltsam! Der Kopf hing ihm auf die Brust, der Hut saß ihm im Nacken. War er krank?

Oder hatten ihn Strolche angefallen?! Die abenteuerlichsten Ideen schossen ihr durch den Kopf. War er verletzt? Herrgott, was war ihm denn widerfahren?!

Befürchtungen, über die sie sonst gelächelt haben würde, kamen ihr jetzt zu dieser Stunde, in der es nicht Nacht mehr war, und doch auch noch nicht Tag. Ihre Füße waren kalt und steif, wie erfroren, kaum kam sie zur Haustür; den Schlüssel konnte sie erst nicht finden, und als ihre zitternden Hände ihn ins Schloß stießen, brachten sie ihn nicht herum. Sie war so ungeschickt in in ihrer Hast, so sinnlos in ihrer Angst: etwas Furchtbares mußte geschehen sein, ein Unglück! Sie fühlte das.

Endlich, endlich! Der Schlüssel ließ sich endlich drehen. Und nun stürzte sie durch den Vorgarten ans Gittertürchen; eine eisige Morgenluft schlug ihr entgegen wie Winterhauch. Sie drückte das Gitter auf: „Wolfgang!"

Er gab keine Antwort. Sein Gesicht konnte sie nicht recht sehen; er stand unbeweglich.

Sie faßte seine Hand: „Um Gotteswillen, was ist dir denn?"

Er rührte sich nicht.

„Wolfgang! Wolfgang!" Sie rüttelte ihn in höchster Angst; da fiel er so schwer gegen sie, daß er sie beinahe umgestoßen hätte und stammelte, lallte wie ein Blöder, dessen schwerer Zunge man etwas eingelernt: „Par—don!"

Sie mußte ihn führen. Sein Atem, ganz voll von Alkoholdunst, wehte sie an. Ein ungeheurer Ekel, schrecklicher noch als die Angst vorher, packte sie. Das war das Furchtbare, das sie erwartet hatte — nein, das war noch furchtbarer, unerträglicher! Er war ja betrunken, betrunken! So mußte ‚betrunken' sein!

In ihre Nähe war noch nie ein Betrunkener gekommen; nun hatte sie einen dicht bei sich. Ein Entsetzen schüttelte sie, daß ihr die Zähne aufeinander schlugen. O pfui, pfui, wie ekelhaft, wie gemein! Wie niedrig erschien er ihr, und sie selber wie miterniedrigt. Das war ihr Wolfgang nicht mehr, ihr Kind, das sie an Sohnes Statt angenommen hatte! Dies hier war ein ganz gewöhnlicher, ein ganz gemeiner Mensch von der Straße, mit dem sie nichts, aber auch gar nichts mehr zu schaffen hatte!

Hastig wollte sie ihn von sich schieben, ins Haus eilen, die Tür hinter sich verschließen — mochte er sehen, was er machte! — aber er hielt sie fest. Seinen Arm hatte er schwer um ihren Nacken gelegt, er drückte sie fast nieder; so zwang er sie, ihn zu führen.

Und widerwillig, mit innerem verzweifelten Aufbäumen und doch bezwungen, führte sie ihn. Sie konnte ihn doch nicht aufgeben, dem Gespött der Dienstboten preisgeben, dem Gelächter der Straße! Wenn ihn jemand so sähe?! Wie lange noch und die ersten Menschen kamen vorüber, die Milchjungen, die Bäckermädchen und Straßenarbeiter und die frühen Karlsbadtrinker. Um Gottes willen, wenn jemand eine Ahnung davon bekäme, wie tief gesunken er war!

„Stütze dich, stütze dich fest," sagte sie mit zitternder Stimme. „Nimm dich zusammen — so!" Sie brach fast unter ihm zusammen, aber sie erhielt ihn auf den Füßen. Er war so betrunken, er wußte nicht, was er tat, er wollte sich durchaus vor der Schwelle niederlegen, platt auf die Steinstufen. Aber sie riß ihn auf.

„Du mußt — du mußt," sagte sie. Und er folgte ihr wie ein Kind. ‚Wie ein Hund', dachte sie.

Nun hatte sie ihn in der Vorhalle, die Haustür war wieder verschlossen, aber nun kam die Angst vor der Dienerschaft. Noch war die nicht

auf, aber nicht lange mehr und Friedrich tappte auf Lederpantoffeln von der Gärtnerwohnung herüber, und die Mädchen kamen aus ihren Mansarden herunter, das Fegen und Aufräumen fing an, das Oeffnen der Fenster, das Hochziehen der Jalousien, daß Helle — grausame Helle — in jeden Winkel drang. Es mußte ihr gelingen, ihn die Treppe herauf zu bekommen, in sein Zimmer, ohne daß jemand etwas ahnte, ohne daß sie einen Menschen zu Hilfe rief!

Einen Augenblick hatte sie an ihren Mann gedacht —, nein, auch den nicht, kein Mensch durfte ihn so sehen! Mit einer Kraft, die sie sich selber nie zugetraut hätte, half sie ihm hinauf; sie lud ihn sich förmlich auf. Und sie flehte ihn an dabei, immer flüsternd, aber mit hartnäckiger Eindringlichkeit: „Leise, leise!" Sie mußte ihm schmeicheln, sonst ging er nicht voran: „Leise, Wölfchen! Geh, geh, Wölfchen — so ist's schön, Wölfchen!"

Es war eine Höllenqual. Er stolperte und polterte; bei jedem Anstoßen seines Fußes an die Treppenstufen, bei jedem Knarren des Geländers unter seiner dagegensinkenden Hilflosigkeit, fuhr sie zusammen und ein banger Schreck lähmte sie fast. Wenn jemand das hörte, wenn jemand das hörte! Aber weiter, voran!

„Leise, Wölfchen, ganz leise!" Es klang wie eine Bitte und war doch ein Befehl. Wie er sie vordem bezwungen hatte mit seinem schweren Arm, so zwang sie ihn jetzt mit ihrem Willen.

Alle im Hause mußten taub sein, daß sie diesen Lärm nicht hörten! Der Frau klang jeder Tritt wie ein Donnergepolter, das sich im weiten Raum mit Rollen fortsetzte und bis in den fernsten Winkel hallte. Paul mußte auch taub sein! Sie kamen an seiner Tür vorüber. Gerade am Schlafzimmer der Eltern blieb der Trunkene stehen, er wollte nicht weiter — da hinein — nicht einen Schritt mehr weiter! Sie mußte ihn locken, wie sie einst das Kindchen gelockt hatte, das süße Kindchen mit den blanken Beerenaugen, das vom Stühlchen aus noch weiter bis zum nächsten Halt laufen sollte. „Komm, Wölfchen, komm!" Und sie brachte ihn glücklich vorüber.

Nun hatte sie ihn in seinem Zimmer. „Gott sei Dank, Gott sei Dank," stammelte sie, als sie ihn auf dem Bett hatte. Sie war so blaß wie er, dessen blödes Gesicht immer fahler und fahler wurde im sich hellenden Morgengrau. Hier — hier — ach, das war derselbe Raum, in dem sie einst vor vielen Jahren — unendlich lange her war's! — um des Kindes teures, geliebtes Leben mit Angst und Zittern gerungen hatte, vor der Allmacht Gottes gekrochen war wie ein Wurm: ‚nur leben, Gott, laß ihn nur leben!' Ach, wäre er damals nur lieber gestorben!

Wie ein Pfeil, aus allzu straffem Bogen geschnellt, blitzschnell dahinschwirrt, durchschwirrte das ihren Sinn. Der Gedanke war ihr schrecklich — sie verzieh ihn sich nicht —, aber sie konnte sich seiner nicht erwehren. Mit bebenden Knien stand sie, entsetzt ob der eignen Herzlosigkeit, und dachte doch: wäre er damals lieber gestorben, besser wär's gewesen! Hier, hier, das war dasselbe Zimmer, in dem sie dem Heranwachsenden die Einsegnungskleider anprobiert hatte! Und nun zog sie hier dem Erwachsenen die Kleider aus; zerrte ihm den Smoking ab, die eleganten Beinkleider, so gut es eben ging bei seiner nun völligen Bewußtlosigkeit, und schnürte ihm die Lackschuhe auf.

Wo war er gewesen?! Ein Geruch von Zigaretten und Parfüm und Weinneigendunst strömte von ihm aus; es benahm ihr fast den Atem. Da hing derselbe Spiegel noch, in dem sie einst neben ihrem hellen, weichen Frauengesicht das bräunliche Knabengesicht gesehen hatte, frisch und rundwangig, ein wenig derb, ein wenig trotzig, aber doch so hübsch in seiner Kernigkeit, so lieb in seiner Unschuld. Und jetzt —?! Ihr Blick streifte das fahle Gesicht, aus dessen offenem Mund der dunstige Atem mit Schnarchen und Röcheln ging, und sah dann im Spiegel ihr eignes verängstetes, übermachtes Antlitz, in dem alle Weichheit sich verschärft hatte zu harten vergrämten Linien. Ein Schauer durchrieselte sie; mit ihrer kalten Hand strich sie sich die grauen verwirrten Strähnen aus der Stirn, ihre Augen zwinkerten, als wollten sie weinen, aber sie zwang die Tränen nieder: nun durfte sie nicht mehr weinen, die Zeit war vorbei!

Sie stand noch eine Weile mitten im Zimmer; regungslos mit angehaltenem Atem, die überangestrengten Arme schlaff herunterhängen lassend, dann schlich sie auf den Zehen zur Tür. Er schlief ganz fest. Von außen verschloß sie die Tür und steckte den Schlüssel in ihre Tasche — niemand durfte hinein.

Sollte sie sich nun noch zu Bette legen? Schlafen konnte sie ja doch nicht — o Gott, die innere Unrast war so groß! — aber sie mußte sich niederlegen, ja, sie mußte das, was sollten sonst die Mädchen denken?! Und Paul?! Mußte dann aufstehen wie alle Tage, sich waschen, ankleiden, am Frühstückstisch sitzen, essen, sprechen, lächeln wie alle Tage, als sei nichts, gar nichts geschehen. Und doch war ihr so viel geschehen!

Sie fühlte eine trostlose Vereinsamung, als sie neben ihrem Mann im Bette lag. Da war ja niemand, dem sie klagen konnte. Hatte Paul sie schon früher nicht verstanden, jetzt würde er sie erst recht nicht verstehen, er war ja so ganz anders geworden mit der Zeit; Männer denken überhaupt anders. Und war er nicht jetzt blind vernarrt in den Jungen? Merkwürdig, früher, als sie den Knaben so liebte, war's immer zu viel gewesen — wie oft hatte er ihr deswegen Vorwürfe gemacht — und jetzt, jetzt — nein, sie verstanden sich eben nicht mehr!

Als Käte die ersten Geräusche im Hause hörte, wäre sie gerne aufgestanden, aber sie zwang sich noch, liegen zu bleiben: es würde den Leuten auffallen, sie so früh zu sehen! Aber eine furchtbare Angst quälte sie: wenn der Mensch — jener — dort drüben in seinem Rausch nun aufwachte, Lärm schlug, an die verschlossene Tür polterte?! Was sollte sie dann sagen, um ihn zu entschuldigen, was machen?! Fiebernd vor Unruhe lag sie im Bett.

„Der Junge ist wohl schrecklich spät nach Hause gekommen," fragte Paul beim Frühstück, „vielmehr früh? Was?"

„O nein! Gleich nachdem du heraufgegangen warst, kam er!"

„So? Ich habe aber noch eine ganze Weile wach gelegen!"

„Wir — er hat mir noch eine Weile was erzählt," brachte sie stockend heraus.

„Verrückt," sagte er und schüttelte den Kopf.

O, es war doch schwer zu lügen! In welche Lage brachte Wolfgang sie!

Als Schlieben zur Stadt gefahren war, die Köchin unten im Souterrain wirtschaftete und Friedrich im Garten arbeitete, belauerte Käte das Hausmädchen: wie lange brauchte das denn heute im Schlafzimmer? Scharf sagte sie:

„Sie müssen rascher hier oben aufräumen, Sie sind ja über die Maßen langsam!"

Ganz verwundert über den ungewohnten Ton, sah die Dienerin die Herrin an und sagte nachher unten zur Köchin: „Hu, ist die heut schlechter Laune, hat die mich gehetzt!"

Käte hatte dabei gestanden, bis das Schlafzimmer fertig war, sie hatte das Mädchen förmlich gejagt. Nun war sie endlich allein, ganz allein mit ihm hier oben, nun konnte sie sehen, was mit ihm war.

Würde er noch betrunken sein?! Als sie vor seiner Tür stand, hielt sie den Atem an; das Ohr geneigt, lauschte sie. Drinnen war nichts zu hören, nicht einmal ein Atemzug. Wie ein Dieb, sich scheu umblickend, schloß sie auf und schlich hinein, hinter sich wieder zuschließend. Vorsichtig, leise trat sie auf das Bett zu; doch so hastig fuhr sie zurück, daß der hochlehnige Stuhl, an den sie stieß, mit Gepolter umstürzte. Was war das — da — was?!

Ein ekler Dunst, der die geschlossene Stube erfüllte, reizte sie zur Uebelkeit; zum Fenster taumelnd, riß sie es auf, stieß den Laden zurück — da sah sie. Und er lag wie ein Tier. Er, der sorgsam Gewöhnte, er, der als Kind seine kleinen Hände ausgestreckt hatte, klebte nur ein Krümchen dran: ‚Sauber putzen!' und geweint hatte dabei! Jetzt lag er da, als merke er nichts, als ginge ihn das um ihn her gar nichts an, als ruhe er in lauter Reinheit, und hielt die Augen, deren kohlschwarze Wimpern wie Schatten auf die bleiche Wange fielen, sanft geschlossen und schlief den Schlaf bleischwerer Müdigkeit.

Sie wußte nicht, was sie tat. Sie hob die Hand, um ihn ins Gesicht zu schlagen, ihm ein Wort zuzurufen, ein heftiges Wort des Ekels und Abscheus; sie fühlte, wie ihr der Speichel im Munde zusammenlief, wie es sie drängte, auszuspeien — das war zu schrecklich, zu schmutzig, zu entsetzlich!

Durchs offene Fenster drang ein Strom von Licht herein, von Licht und Sonne; eine Amsel sang, voll und rein. Da war Sonne, da war Schönheit, aber hier, hier —?! Wimmernd hätte sie ihr Antlitz verhüllen mögen, davonlaufen und sich verbergen. Aber wer sollte dann hier tun, was zu tun nötig war, wer Ordnung schaffen und Reinheit?! Der umgestürzte Stuhl, die hastig abgezogene Kleidung, der widrige Dunst — ach! — all das mahnte nur zu deutlich an eine wüste Nacht. Das durfte nicht so bleiben, und wenn sie ihn auch nicht mehr liebte — nein, nein, keine Stimme in ihrem Herzen sprach von Liebe mehr! — der Stolz gebot ihr, sich nicht vor Dienstboten zu demütigen. Beiseite schaffen, niemand etwas davon merken lassen, rasch, rasch!

Die Zähne zusammenbeißend, den Ekel zurückdrängend, der ihr immer wieder und wieder würgend aufstieg, fing Käte an zu waschen, zu reiben, zu putzen, holte sich immer wieder Wasser, den Krug voll, den Eimer voll. Heimlich mußte sie es tun, auf Zehen über den Gang schleichen — o weh, wie das plätscherte, mit welchem Geräusch das Wasser aus dem aufgedrehten Hahn in den untergehaltenen Eimer schoß! — daß nur niemand, niemand etwas merkte. Sie hatte ein Scheuertuch gefunden, und was sie in ihrem Leben noch nie getan hatte, nun tat sie's; sie lag wie eine Magd auf den Knien und wischte den Boden ab und rutschte vor dem Bett herum, bis unters Bett, und reckte die Arme lang und streckte und dehnte sich, um nur ja jeden Winkel zu erreichen. Nichts durfte vergessen werden, alles mußte überschwemmt werden mit frischem, reinem, erlösendem Wasser. Es kam ihr alles im Raum beschmutzt vor, wie beleidigt und erniedrigt, die Dielen, die Möbel, die Wände; am liebsten hätte sie auch die Tapeten abgewaschen, wie sie's mit dem Boden getan, oder sie ganz heruntergerissen, diese schönen, tieffarbenen Tapeten. So hatte sie noch nie in ihrem Leben gearbeitet, der Schweiß der Anstrengung und der Angst klebte ihr das elegante Morgenkleid mit dem Seideneinsatz und den Spitzen an den Körper. An den Knien zeigte der Rock dunkle Flecke vom Rutschen im Naß, der Saum der Schleppe war tief ins Wasser getunkt; unordentlich hingen ihr die Haare, sie hatten sich gelöst und zausten um das erhitzte Gesicht. Kein Mensch hätte so Frau Schlieben erkannt.

Gott sei Dank, endlich rein! Mit einem

Seufzer der Erleichterung sah Käte sich um. Eine andre Luft herrschte nun im Zimmer; der frische Wind, der hereinwehte, hatte alles geklärt. Nur er selber paßte noch nicht in die Reinheit, seine Stirn war voll klebrigen Schweißes, seine Wangen erdfahl, seine Lippen geschwollen, geborsten, sein Haar borstig, sich sträubend in Büscheln. Da wusch sie auch ihn, kühlte seine Stirn und trocknete sie, rieb seine Wangen mit Seife und Schwamm, holte Bürste und Kamm, kämmte und glättete sein Haupt, lief hurtig hinüber in ihr Zimmer, brachte das Toilettenwasser von ihrem Tisch und ließ es über ihn hinsprühen. Nun noch die Decke frisch bezogen! Mehr konnte sie nicht tun, es ward ihr zu schwer, ihn zu heben. Denn er erwachte nicht. Wie ein gefällter Baum — tot, starr, unbeweglich — lag er da und merkte nichts von den zitternden Händen, die über ihn hinhuschten, zupften und glätteten, bald hier, bald da.

Wie lange sie um ihn geschafft hatte, wußte sie nicht; ein Klopfen an der Tür brachte sie in die Zeit zurück.

„Wer ist da?"

„Ich, Friedrich!"

„Was wollen Sie?"

„Gnädige Frau, der Herr läßt bitten zu Tisch!"

„Zu Tisch — der Herr —?!" Sie faßte sich an den Kopf: war's möglich, Paul schon zurück — Mittagszeit? Das konnte nicht sein! „Wieviel Uhr?" schrie sie schrill. Selbst nach der Uhr zu sehen, die da auf dem Nachttisch lag, fiel ihr nicht ein; sie hätte es ja auch nicht gekonnt, die kostbare goldene Uhr, das Geschenk der Konfirmation, stand still, nicht aufgezogen zur Zeit.

„Gnädige Frau, es ist halb drei," sagte Friedrich draußen. Und dann wagte es der langjährige Diener respektvoll zu fragen: „Ist der junge Herr nicht wohl? Kann ich vielleicht was helfen, gnädige Frau?"

Einen Augenblick zauderte sie: sollte sie Friedrich einweihen? Es wäre dann leichter für sie! Aber die Scham schrie aus ihr: „Es ist nichts zu helfen, gehen Sie nur! Der junge Herr hat Migräne, er wird noch eine Stunde liegen bleiben. Ich komme gleich!"

Und sie stürzte hinüber in ihr Zimmer — das Kleid zu wechseln war keine Zeit mehr — aber wenigstens das heruntergefallene Haar mußte sie sich aufstecken, den Scheitel glattstreichen und ein Häubchen darauf stülpen mit zartem Band.

„Noch in Morgentoilette?" fragte verwundert Schlieben, als sie ins Eßzimmer trat. Etwas von Vorwurf war auch dabei, er mochte es nicht leiden, wenn man nicht korrekt zum Mittagstisch kam.

„Du kamst heute ausnahmsweise früh," entschuldigte sie sich. Sie wagte nicht, frei aufzusehen, unendlich gedemütigt; essen konnte sie auch nicht, eine unleidliche Erinnerung verekelte ihr jeden Schluck, jeden Bissen.

„Wo ist denn Wolfgang?"

Da war die Frage, auf die sie eigentlich hätte vorbereitet sein müssen und die sie dennoch traf, gänzlich vernichtend. Sie hatte keine Abwehr. Was sollte sie antworten?! Sollte sie sagen: er ist krank?! Dann ging der Vater hinauf und sah nach ihm. Sollte sie sagen: er ist betrunken und schläft?! O Gott, nein, es war nicht zu verheimlichen! Sie wurde blaß und rot, ihre Lippen zuckten und sagten nichts.

„Aha!" Schlieben lachte plötzlich auf — ein wenig gutmütig, ein wenig spöttisch — und dann streckte er ihr die Hand über den Tisch hin und sah sie ruhig an: „Du mußt dich nicht so aufregen, Käte, wenn der Junge mal einen kleinen Kater hat. So was kommt vor, das macht jede Mutter durch!"

„Aber nicht so schrecklich — nicht so schrecklich!" Sie schrie laut heraus, von Schmerz und Zorn überwältigt. Und dann packte sie die Hand ihres Mannes und klemmte sie zwischen ihre beiden feuchtkalten Hände und raunte ihm zu, halb erstickt: „Er war betrunken — ganz betrunken — sinnlos betrunken!"

„So —?!" Er runzelte die Stirn, aber das Lächeln erstarb nicht ganz auf seinen Lippen. „Nun, ich werde mal mit dem Jungen, wenn er ausgeschlafen hat, ein Wörtchen reden. Sinnlos betrunken, sagst du?"

Sie nickte.

„Es wird wohl nicht ganz so schlimm gewesen sein! Aber betrunken — übrigens total betrunken, das darf nicht vorkommen — nein! Angeheitert, du lieber Gott" — er zuckte die Achseln, und wie eine sonnige Erinnerung glitt's über sein Gesicht — „angeheitert, wer wäre jung gewesen und nicht einmal angeheitert?! Ah, ich erinnere mich noch ganz deutlich an meinen ersten Schwips, der Kater nachher war fürchterlich, aber der Schwips selber war schön, wunderbar schön! Ich möchte ihn nicht missen!"

„Du — du bist auch einmal angetrunken gewesen?!" Sie sah ihn starr an mit weiten Augen.

„Angetrunken — das nennt man doch nicht gleich angetrunken! ‚Angeheitert'," verbesserte er. „Du mußt nicht so übertreiben, Käte!" Und dann aß er weiter, als wäre nichts geschehen, als hätte ihm diese Unterhaltung gar nicht den Appetit rauben können.

Sie fieberte: wann würde Wolfgang erwachen, und was würde dann sein?!

Gegen Abend hörte sie oben seinen Tritt, hörte sein Fenster schließen und wieder öffnen und ein leises Pfeifen wie Vogelgezwitscher. Paul ging, seine Zigarre rauchend, im Garten auf und ab. Sie saß zum erstenmal in diesem Frühjahr auf der Veranda und sah zu ihrem Mann hinunter in den Garten. Es war lind und warm.

Jetzt fühlte sie, daß Wolfgang nahte; sie wollte den Kopf nicht wenden, so schämte sie sich, aber sie wendete ihn doch. Da stand er in der Tür, die vom Eßzimmer hinaus in die Veranda führte, hinter ihm war das Dämmerlicht des Parterreraumes, vor ihm die flutende Helle der Abendsonne. Er blinzelte und kniff die Augen zusammen, rot war sein Gesicht bestrahlt — oder schämte er sich so? Was würde er nun sagen, wie beginnen?! Ihr Herz klopfte; sie hätte kein Wort sprechen können, ihre Kehle war wie zugeschnürt.

„'n Abend," sagte er laut und vergnügt. Und dann räusperte er sich, wie eine leichte Verlegenheit herunterschluckend, und sagte leise, der Mutter einen Schritt nähertretend: „Pardon, Mama, ich hatte keine Ahnung, wie spät es war — ich war todmüde!"

Sie sagte noch immer nichts. Er wußte nicht, wie er mit ihr daran war. Sie war so still, das beirrte ihn ein wenig.

„Ich bin gestern abend nämlich sehr spät nach Hause gekommen!"

„So — bist du?" Sie wendete den Kopf von ihm weg und sah wieder angelegentlich hinaus in den Garten, wo Paul jetzt gerade mit Friedrich sprach und mit dem Finger zu einem schon blühenden Zierkirschbaum hinaufwies.

„Ich glaube wenigstens," sagte er etwas unsicher. Was sollte er sagen, war sie böse?! In der Tat, er mußte wohl sehr spät nach Hause gekommen sein, um wieviel Uhr, konnte er sich nicht erinnern; er konnte sich überhaupt an nichts klar erinnern, es war ihm alles etwas dunkel. Er hatte auch einen bösen Traum gehabt, sich scheußlich gefühlt, aber jetzt war ihm wohl, so wohl! Nun, wenn sie was gegen ihn hatte, konnte er ihr auch nicht helfen!

Die Lippen wieder zu einem leisen Pfeifen wie Vogelzwitschern spitzend, wollte er, die Hände in den Taschen seiner gutsitzenden modischen Hose, von der Veranda herab in den Garten schreiten, als sie ihn zurückrief.

„Du wünschest, Mama?"

„Du warst betrunken," sagte sie leise und heftig.

„Ich —?! O!" Eine plötzliche Verlegenheit überkam ihn: war er wirklich betrunken gewesen? Er hatte keine Ahnung. Aber freilich, es konnte am Ende sein, er hatte ja auch keine Ahnung, wie er nach Hause gekommen war.

„Du hast wohl wieder aufgesessen und auf mich gewartet?!" Mißtrauisch sah er sie von der Seite an; seine breite Stirn zog sich über der Nasenwurzel in eine so tiefe Falte, daß die dunkeln Brauen ganz zusammenstießen. „Du mußt nicht immer auf mich warten," sagte er mit heimlicher Ungeduld, aber äußerlich im Ton der Besorgnis. „Das nimmt mir ja jede Lust, etwas mitzumachen, wenn ich denke, du opferst deine Nachtruhe. Bitte, Mama, tu das nicht mehr!"

„Ich werde es nicht mehr tun," sagte sie und sah in ihren Schoß. Sie hätte ihn nicht ansehen können, so verachtete sie ihn. Wie hatte er dagestanden, so breit und groß und dreist und ganz vergnügt ,'n Abend' gesagt! Tat so, als ob er von nichts wüßte, nicht, daß er vor ein paar Stunden noch hatte kriechen wollen auf allen vieren, sich strecken auf der Schwelle, als wäre da sein Bett oder er ein Hund! War so unbefangen, als hätte er nicht heute mittag noch da oben in seinem Zimmer gelegen, so — so — schmutzig! Als wenn sie ihn nicht gesehen hätte in seiner tiefsten Erniedrigung! Nie, nie mehr würde sie ihn küssen können, ihn streicheln, die Arme um seinen Hals legen, wie sie's dem Knaben so gern getan hatte — er war ihr auf einmal ein ganz fremder Mensch geworden, völlig fremd!

Sie sagte kein Wort mehr, machte ihm keinen Vorwurf. Teilnahmlos hörte sie, was jetzt ihr Mann unten im Garten zu ihm sprach.

So milde, wie Schlieben diesen Mittag seiner Frau gegenüber in Beurteilung der Sache gewesen war, jetzt, dem Sohne gegenüber, war er es denn doch nicht. Ernsthaft sagte er: „Ich höre, du bist angetrunken nach Hause gekommen — was soll das heißen?! Schämst du dich nicht?"

„Wer hat das gesagt?"

„Das ist ja ganz gleichgültig, ich weiß es und das genügt!"

„Sie natürlich," sagte der Sohn bitter. „Mama übertreibt gleich alles so. Betrunken bin ich sicher nicht gewesen, nur ein bißchen im Schwum —, das waren wir alle — Gott, Papa, man kann sich doch nicht ausschließen! Was soll man denn auch sonst machen an so 'nem langen Abend?! Aber schlimm war's jedenfalls nicht. Ich bin ja jetzt so frisch!" Und er packte den Zierkirschbaum, unter dem sie gerade standen, mit beiden Händen, als wolle er ihn ausreißen, und ein ganzer Schauer von weißen Blüten ging nieder über ihn und den Weg.

„Laß meinen Baum nur stehen," sagte der Vater lächelnd.

Käte sah's: Paul konnte lachen, also so ernst war ihm die Sache doch nicht?! Aber sie erregte sich nicht mehr, wie sie sich wohl früher hierüber erregt haben würde, es war ihr, als sei alles in ihr kalt und tot. Sie hörte die beiden sprechen wie aus weiter, weiter Ferne, ganz schwach nur war der Stimmen Klang, und doch sprachen sie beide laut und auch lebhaft.

Die Unterhaltung war nicht ganz freundschaftlich; wenn Schlieben dem Jungen auch nicht ernstlich zürnte, so hielt er es doch für Pflicht, ihm Vorhaltungen zu machen. Er schloß: „Ekelhaft, solche Saufereien!" Im stillen dachte er freilich: ,so schlimm, wie Käte es macht, kann es



Ungewohnte Arbeit. Nach dem Gemälde von Robert Ernesti (Berlin)

unmöglich gewesen sein, man müßte doch sonst dem Jungen was anmerken!' Seine bräunliche Wange war glatt und fest, so blank, so frisch gewaschen, seine nicht großen, aber durch ihre dunkle Tiefe auffallenden Augen hatten heute sogar einen besonderen Glanz. Schlieben legte dem Sohne die Hand auf die Schulter:

„Also, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, nie mehr so etwas, Wolfgang!"

Sorglos zuckte dieser die Achseln:

„Ich weiß wirklich nicht Papa, was ich verbrochen habe — es ist mir alles etwas schleierhaft. Aber es soll nicht mehr vorkommen, gewiß nicht!"

Und sie schüttelten sich die Hände.

Nun rührte sich doch etwas in Käte; sie hätte aufspringen mögen, schreien: ‚Glaub ihm nicht, Paul, glaub ihm nicht! Er wird sich doch wieder betrinken, ich traue ihm nicht, ich kann ihm ja nicht trauen. Hättest du ihn gesehen, wie ich ihn gesehen habe — o, er war ja so gemein!' Und wie eine Vision tauchte plötzlich eine Bauernschenke vor ihr auf, eine Schenke, die sie nie gesehen hatte — rohe Kerle saßen um den Holztisch, die Ellbogen aufgestemmt, pafften stinkenden Tabak von sich, tranken wüst, grölten wüst — — saßen da nicht sein Vater, sein Großvater auch darunter, alle die, von denen er abstammte?! Eine furchtbare Angst fiel über sie her: das konnte ja nie, nie gut enden!

„Du bist so bleich, Käte," sagte Schlieben beim Abendbrot. „Du hast zu lange stillgesessen; es ist doch noch zu kalt draußen!"

„Ist dir nicht wohl, Mama?" fragte Wolfgang höflich besorgt.

Käte antwortete dem Sohn nicht, sie sah nur zu ihrem Manne hin und schüttelte verneinend, abwehrend den Kopf: „Mir ist ganz wohl!"

Da gaben sie sich zufrieden.

Wolfgang aß mit gutem Appetit, mit besonders großem sogar; er war völlig ausgehungert. Es gab auch lauter gute Sachen, die er gern aß: warmes Hühnerfrikassee mit Kalbsmilch, Klößchen und Krebsschwänzen, und dann noch feinen Aufschnitt, Butter und Käse und junge Radieschen.

„Junge, trinke nicht so viel," sagte Schlieben, als Wolfgang schon wieder nach der Weinflasche griff.

„Ich habe Durst," sagte der mit einem gewissen Trotz, schenkte sein Glas aufs neue voll bis an den Rand und goß es hinunter auf einen Zug.

„Das kommt vom Schwärmen!" Der Vater hob leicht drohend den Finger, lächelte aber dabei.

‚Vom Saufen kommt's,' dachte Käte, und der Ekel schüttelte sie wieder; sie hatte sonst, selbst in Gedanken, nie einen solchen Ausdruck gebraucht, nun dünkte ihr keiner stark, schroff, verächtlich genug.

Es kam keine gemütliche Unterhaltung zustande, trotzdem das Zimmer so wohnlich war, der Tisch so reich besetzt, Blumen auf dem weißen Tisch dufteten, zierlich eingesteckt in eine kristallene Schale, und über dem allen mildes, gedämpftes Licht unter einem grünseidenen Schirm flutete. Käte war so einsilbig, daß Paul bald nach der Zeitung griff, der Sohn bald verstohlen durch die Nase gähnte und endlich aufstand: das war denn doch zu gräßlich öde, hierzusitzen! Ob er noch einmal nach Berlin hineinfuhr oder zu Bette ging?! Er wußte selbst nicht recht, was tun.

„Du gehst jetzt zu Bett?!" Es sollte wie eine Frage klingen, aber Käte hörte selber, daß es nicht wie eine Frage klang.

„Natürlich geht er jetzt zu Bett," sagte der Vater, einen Augenblick den Kopf hinter seiner Zeitung hervorhebend. „Er ist müde. Gute Nacht, mein Sohn!"

„Ich bin nicht müde!" Wolfgang wurde rot und heiß: was fiel denen denn ein, ihm einreden zu wollen, er sei müde?! Er war doch kein Kind mehr, das man zu Bette schickt! Besonders der Mutter Ton reizte ihn — ‚du gehst jetzt zu Bett —,' das war ja ein Befehl!

In seinen dunkeln Augen wurde der Glanz zum Flackern; ein Zug von Trotz und Widersetzlichkeit machte sein Gesicht nicht angenehm. Man hätte wohl ahnen können, wie es in ihm aufbrauste, aber der Vater sagte: „Gute Nacht" und hielt ihm, mit seiner Zeitung vorm Gesicht, ohne ihn anzusehen, die Hand hin.

Die Mutter sagte auch: „Gute Nacht!"

Und der Sohn ergriff eine Hand nach der andern — auf der Mutter Hand drückte er den gewohnten Kuß — und sagte: „Gute Nacht."

XIII

Schlieben saß in seinem Privatkontor in dem roten Lederlehnstuhl, den er sich zur Bequemlichkeit hatte hier hereinstellen lassen, lehnte sich aber nicht an, sondern saß ungemütlich gerade aufgerichtet und sah aus wie einer, der eine unliebsame Entdeckung gemacht hat. Wie konnte das zugehen, daß der Junge Schulden gemacht hatte?! Bei so reichlichem Taschengeld?! Und dann, daß er nicht das Herz hatte, zu kommen und zu sprechen: ‚Du, Vater, ich habe zu viel ausgegeben, hilf mir heraus —', das war einfach unfaßlich! War er denn ein so strenger Vater, daß der Sohn sich vor ihm fürchten mußte? Trieb die Furcht die Liebe aus?! Er ging sein eignes Verhalten durch; er konnte sich wirklich nicht den Vorwurf machen, zu streng gewesen zu sein. Wenn er auch nicht alle Zeit so nachgiebig gewesen war — zu nachgiebig wie Käte —, so hatte doch auch er dem Jungen immer und immer zu zeigen geglaubt, daß er ihn lieb hatte. Und hatte er denn nicht auch, gerade in letzter Zeit, geglaubt, der Junge hätte ihn auch lieb? Lieber als früher?! Wolfgang war eben zu Verstand gekommen, hatte ein-

gesehen, wie gut man's mit ihm meinte, daß er seiner Eltern lieber Sohn war, ihre wachsende Freude, ihre Hoffnung, ja, nun, da man alt ward, die ganze Zukunft! Wie kam's, daß er trotzdem lieber zu andern ging, zu Leuten, die ihn gar nichts angingen, und sich von denen borgte, anstatt den Vater zu bitten?!

Mit Betrübnis nahm Schlieben einen Brief von seinem Schreibtisch, las ihn, den er doch schon drei-, viermal gelesen hatte, noch einmal durch und legte ihn dann mit einer ärgerlichen Gebärde wieder zurück. Da schrieb ihm Braumüller, der kürzlich aus der Firma ausgetreten war und sich zur Erholung und zum Vergnügen in Monte Carlo befand, der Junge hätte ihn schon wieder mal angepumpt. Nicht, daß er's ihm nicht gerne geben würde, es käme ihm ja gar nicht darauf an, aber er hielte es doch für seine Pflicht — u. s. w. u. s. w.

‚Es kann nicht anders sein, lieber Schlieben, der Junge lumpt. Es ist mir höchst fatal, ihn zu verpetzen, aber ich kann doch nicht länger warten, denn so gut wie er zu mir kommt, geht er auch zu andern. Und es wäre doch höchst peinlich, wenn der Sohn der Firma, zu der ich mich in alter Anhänglichkeit immer noch rechne, etwa gar in der Leute Mäuler käme. Nimm's nicht übel, alter Freund! Was der Junge mir schuldet, schenke ich ihm; ich mag ihn gern und bin auch mal jung gewesen. Im übrigen bin ich ganz froh, daß ich kein Kind habe, es ist doch ein verdammt schweres Stück, eins zu erziehen. Leb wohl, grüße Deine Frau vielmals, es ist herrlich hier — —'

Mit gerunzelter Stirn starrte Schlieben über das Papier hinweg; dieser Brief, der so gut gemeint, so herzlich geschrieben war, tat ihm weh. Daß Wolfgang so wenig Vertrauen zu ihm hatte! War er nicht offen?! Schlieben erinnerte sich genau, daß Wolfgang als Kind immer wahr gewesen war, gerade heraus bis zur verletzenden Offenheit — ungezogen war er gewesen, aber nicht verlogen —, sollte er sich jetzt so geändert haben? Wie kam das, und woher?!

Der Vater beschloß, nichts von dem Brief zu erwähnen, wohl aber Wolfgang scheinbar gelegentlich — sobald als möglich — zu fragen, wie er denn eigentlich mit seinen Finanzen stünde? Da würde er ja hören!

Es drängte ihn förmlich zu dieser Frage, und doch brachte er sie nicht über die Lippen, als bald darauf Wolfgang ins Privatkontor kam, ohne vorher anzuklopfen, wie sie's doch alle taten, mit der ganzen unbekümmerten Sicherheit des Sohnes. Er setzte sich rittlings auf das Schreibpult des Vaters, ganz achtlos, daß sein helles Beinkleid mit dem Tintenfaß in unliebsame Berührung kam. Draußen war helle Luft und höchste sommerliche Sonne; er brachte eine ganze Menge davon mit herein in den dunkel gehaltenen, kühlen und abgeschlossenen Raum.

„Aerger gehabt, Papa?!" Was der alte Herr wohl wieder für Grillen hatte? O, sicher nichts von Belang! Wie konnte man jetzt überhaupt Aerger haben in dieser köstlichen wohligen Sommerszeit?!

Wolfgang liebte die Sonne; wie er sie als Kind angestaunt hatte in ihrem kleinen Abbild der runden gelben Sonnenblume seines Gärtchens, so freute er sich noch heute an ihr. Perlte der Schweiß in Tropfen auf seiner braunen Haut, dann schob er wohl den weißen Panamahut ein wenig aus der Stirn zurück, aber nie ging sein Atem freier, leichter, unbeklemmter.

„Es war herrlich, Papa," sagte er, und seine Augen leuchteten. „Erst geschwommen — was sagst du dazu, dreimal hintereinander die ganze Breite des Sees, ohne Pause hin und her, und wieder hin und her und wieder hin und her!"

„Viel zu anstrengend, ganz unvernünftig!" Schlieben sagte es nicht ohne Besorgnis: Hoffmann war eigentlich gar nicht sehr dafür, daß der Junge schwamm.

„Unvernünftig, anstrengend? Haha!" Wolfgang amüsierte sich darüber. „Das ist mir doch 'ne Kleinigkeit! Weißt du, eigentlich habe ich meinen Beruf verfehlt; du hättest mich nicht ins Kontor stecken sollen. Schwimmer, Reiter hätte ich werden sollen oder — na, so 'n Cowboy im wilden West!"

Er hatte es scherzend gesagt, ohne jede Absichtlichkeit, aber es wollte den Mann bedünken, der ihn mit plötzlich mißtrauisch gewordenen Augen ansah, als berge sich hinter dem Scherz ein Ernst, eine Anklage. Was wollte er denn, wollte er wie ein zügelloser Knabe ins Leben hineingaloppieren?!

„Nun, deine sportlichen Fähigkeiten werden dir ja schon zustatten kommen, wenn du deine Militärzeit abmachst," sagte er kühl. „Vorderhand ist das wichtiger, was du hier zu tun hast. Hast du den Lieferungsvertrag für Meisenberg Söhne entworfen? Zeig mal her!"

„Sofort!"

Wolfgang verschwand; aber es dauerte eine ganze Weile, bis er wiederkam. Hatte er am Ende gar jetzt erst rasch die ihm als dringend überwiesene und sorgfältig auszuführende Arbeit erledigt?! Die Tinte war noch ganz frisch, die Schrift, wenn auch leserlich, so doch sehr flüchtig keine Kaufmannsschrift! Schlieben runzelte die Stirn, er war heute merkwürdig gereizt. Zu andrer Zeit hätte ihm die Geschwindigkeit, mit der der Junge die verabsäumte Arbeit nachgeholt hatte, gewissermaßen imponiert; aber heute ärgerte ihn die Flüchtigkeit der Schrift, die Tintenspritzer am Rand, die ganze Nachlässigkeit, die ihm gleichbedeutend schien mit Interesselosigkeit.

„So, hm —“ er prüfte noch einmal kritisch —, „wann hast du denn das gemacht?“

„Als du mir's auftrugst!“ Wolfgang sagte das so leichthin, daß man unmöglich daran zweifeln konnte.

Schlieben schämte sich ordentlich: wie doch so ein Körnchen Mißtrauen gleich aufgeht — ein rechtes Unkraut! Aber das mit dem Geld, das blieb doch nun einmal bestehen, darin war der Junge doch nicht offen und ehrlich gewesen! Es war dem Vater, als könne er dem Sohne von jetzt ab nicht mehr ganz trauen. —

Es war kaum Mittag, als Wolfgang schon wieder das Kontor verließ. Er hatte sich mit ein paar Bekannten verabredet, im Kaiserkeller unweit der Linden — ob er nun da frühstückte oder da, frühstücken mußte er doch! Nur ein belegtes Brötchen, wie der Vater sich eins mitnahm, konnte ihm nach Schwimmen und Reiten nicht genügen.

Am Nachmittag zeigte er sich dann wieder eine Stunde im Bureau, aber schon im Tennisanzug, in den weißen Schuhen, den Schläger in der Hand. —

Als Wolfgang heute den Sportplatz des Westens verließ, erhitzt und rot — sie hatten lange und hartnäckig gespielt —, um herüber nach Bahnhof ‚Zoologischer Garten‘ zu gehen, stand er noch einen Augenblick unterm Eingang still. Es zog ihn gar nicht nach Hause. Sollte er noch einmal hinein in die Stadt fahren? Eigentlich lockte es ihn jetzt nicht in die Straßen, die die treibende Menge mit noch größerer Stickigkeit erfüllte. Draußen war's besser, da strich über die Villen, freilich erst am späten Abend, wenigstens ein Hauch von Freiheit; aber er mußte dann mit den Eltern zusammensitzen — na, wenn der Vater heute abend wieder so schlechter Laune war wie heute morgen im Kontor, dann war's zu gezwungen! Dann war es doch besser, sich in Berlin irgendeine Gesellschaft zu suchen. Wenn nur der Tennisanzug nicht wäre! Der hinderte. Unschlüssig stand er noch, da sah er im Gewühl der Menge, die jetzt nach Geschäftsschluß und Feierabend wie ein langer eilender Wurm sich durch den Bahnhofseingang, dann die Treppen hinanschlängelte und sich rechts und links spaltete, unter einem in die Stirn gerückten weißen Matrosenhütchen mit blauem Samtband ein blondes Haar aufleuchten, das ihm bekannt vorkam. Es war schönes, helles, seidiges Haar, glatt und glänzend; in einen mächtigen Knoten, anscheinend lässig, aber doch mit vieler Sorgfalt gedreht. Und nun erkannte er unterm Strohhütchen die blauen Augen und das kecke Näschen: Frida Lämke! Ah, wie lange hatte er die nicht gesehen! Hundert Versäumnisse fielen ihm ein: Wie wenig mehr hatte er sich um die guten Leute gekümmert! Das war recht schlecht! Und auf einmal war ihm, als hätte er sie immer, alle die Zeit her vermißt. Mit einem Satz, wie ein ungestümer Junge, nicht achtend, daß er hier auf ein Kleid trat und da einen in die Seite rempelte, war er neben ihr.

„Frida!“ Sie fuhr ein wenig zusammen: wer redete sie denn da so dreist an?!

„Tag, Frida, wie geht's dir?!“

Sie erkannte ihn erst nicht, aber dann errötete sie und spitzte den Mund — was war der Wolfgang für ein Herr geworden! — und antwortete ein bißchen schnippisch, ein bißchen geziert: „Jut! Es geht Ihnen ja auch jut,“ und lachte und warf den blonden Kopf in den Nacken.

Er wollte nichts davon hören, daß sie ‚Sie‘ zu ihm sagte. „Unsinn, Frida, was fällt dir ein!?“ Und war so herzlich und ganz wieder der Wolfgang von früher, daß sie sich rasch in ihn hineinfand. Sie ließ ihre Ziererei ganz fahren. Als wäre nicht fast ein Jahr vergangen, seit sie zuletzt miteinander gesprochen hatten, so gingen sie vertraulich nebeneinander her.

‚Mal ein junges Liebespärchen,‘ dachte manch einer, der sie streifte, als sie an den Büschen des Tiergartens entlang schlenderten. Sie hatte ihren Zug fahren lassen — er hatte ja so wie so keine Eile nach Hause —, und nun gingen sie immer tiefer hinein in das grüne, schon nächtliche Dunkel, in dem selbst sein heller Tennisanzug und ihre weiße Bluse unkenntlich verschwammen. Die Nachtigallen waren längst verstummt, es sangen keine Vögel mehr, man hörte ab und zu nur ein leises Mädchenauflachen wie ein Girren und gedämpftes Flüstern von Pärchen, die man nicht sah. Auf den Bänken, die im Dunkel standen, raunte es, raschelten Sommerkleider, leuchteten wie Glühwürmchen brennende Zigarren auf; alle Sitze, auf die man zutappte, waren besetzt! Es war unendlich schwül im Park.

Wolfgang und Frida sprachen von Frau Lämke. „Die ist immer krank, hat schon so viel gedoktert,“ sagte das Mädchen, und dabei bebte eine aufrichtige Betrübnis in ihrem Ton. Das ging Wolfgang durch und durch. — —

Als Frida heute abend ganz außergewöhnlich spät heimkehrte — das Haus war längst geschlossen, Frau Lämke hatte sich schon geängstigt und wußte nicht, wie sie die Bratkartoffeln warm halten sollte —, fiel sie der Mutter um den Hals. „Mutter, Mutterken, zanke nich!“ Und dann sprudelte sie heraus, daß sie dem Wolfgang begegnet wäre: „Wolfgang Schlieben, du weißt doch! Der war so nett — nee, Mutter, du kannst dir jar nich denken, wie nett der war! Nich 'n bißchen stolz! Und er fragte jleich nach dir, und als ich ihm sagte, du hättest's mit'n Magen und mit'n Nerven, da tat ihm das so leid. Und er sagte: ‚Mutter muß mal raus in die schöne Sommerszeit‘, und jab mir den Schein, hier, siehst de, 'nen blauen Schein — ich wollt'

ihn durchaus nich nehmen, was soll'n denn wohl die Leute von denken?! — aber er ging so mit Jewalt, er hatt'n mir in die Hand gestopft, ich hätte schreien können, so hat er mir die Finger auseinander jebogen. Bist de böse, Mutter, daß ich ihn jenommen habe? Ich wollte nich, ich wollte wahrhaftig nich! Aber er sagte: ‚Man hat doch nur eine Mutter!‘ Und: ‚Sei doch vernünftig, Frida!‘" Frida weinte fast vor dankbarer Rührung.

Frau Lämke nahm's ruhiger: „Nu wer ich vielleicht nach Eberswalde fahren zu meinen Bruder oder an'n Ende zu meine Schwester ins Riesenjebirge! Un ich jebe für'n paar Wochen die Reinemachstellen uf, det wird mir riesig jut tun. Der jute Junge! Das 's scheen von ihn, daß er an seine alte Freundin denkt — na, er kann's ja auch, was sind fufzig Mark für so eenen?!" — —

Wolfgang war, als er Frida bis an ihre Haustür gebracht hatte, langsam weitergeschlendert, den Tennisschläger unterm Arm, die Hände in den Taschen der weiten Hosen. Ueber ihm spannte sich ein reichgestirnter Nachthimmel, unendlich freundlich blinkten goldene Augen zu ihm nieder; alles Räderrollen war verstummt, keine Spaziergänger in großen Trupps wirbelten mehr den Staub der Straße auf. Was die hin und wieder rollenden Sprengwagen des Tages nicht vermocht hatten, das hatte jetzt der Tau der Nacht getan. Der lose Sand war gelöscht; eine kühlende Frische stieg vom Boden auf, Bäume und Büsche dufteten nach Grün. Von Gartenbeeten, im Dunkel versunken, stiegen Blumengerüche auf. Wolfgang atmete mit Wohlgefühl, leise pfiff er; eine friedvolle Freudigkeit war in ihm — nun war es doch gut, daß er sich nicht mehr in Berlin umhertrieb! Es war so nett gewesen mit Frida, wie gut hatte er sich mit ihr unterhalten — und dann — es machte ihm wirklich ein riesiges Vergnügen, Mutter Lämke ein wenig unter die Arme greifen zu können!

So recht im Innersten vergnügt kam er zu Hause an.

„Die Herrschaften haben längst abgegessen," erlaubte sich Friedrich mit einem gewissen Vorwurf zu bemerken — der junge Herr war denn doch gar zu unpünktlich!

„Na, wenn schon," sagte Wolfgang. „Sagen Sie der Köchin, sie soll mir noch rasch was machen, ein Kotelett oder Beefsteak, oder was gab's denn sonst heute abend? Ich habe 'nen Mordshunger!"

Friedrich sah ihn ganz verdutzt an: jetzt noch, um halb elf noch? Das war doch Herrn Schlieben oder der gnädigen Frau noch nie eingefallen, so etwas zu verlangen — warmes Abendbrot noch, um halb elf Uhr?! Er stand zögernd.

„Na, wird's bald," sagte der junge Herr über die Schulter weg und ging ins Eßzimmer hinein.

Da saßen die Eltern — beide lasen — noch am Tisch. Aber der Tisch war leer. Wie, schon abgedeckt?!

„Guten Abend," sagte der Sohn, „schon fertig?!" Aus seinem Ton klang laut die Verwunderung.

„Na, da bist du ja!" Der Vater nickte ihm zu, aber sah dabei nicht auf, er schien von seiner Lektüre ganz in Anspruch genommen. Und die Mutter sprach: „Setzt du dich noch ein wenig zu uns?"

Den jungen Menschen fröstelte auf einmal. Draußen war's wohlig warm gewesen, hier innen kühl.

Und dann war's eine Weile ganz still, bis Friedrich mit einem Tablett hereinkam, auf dem, nebst dem Gedeck, nur ein wenig kaltes Fleisch, Brot, Butter und Käse zu sehen waren. Es fiel Wolfgang auf, wie laut Friedrich klapperte; für gewöhnlich servierte das Hausmädchen. „Wo ist denn Marie?"

„Zu Bett!" sagte die Mutter kurz.

„Schon?" Wolfgang wunderte sich im stillen darüber. Horch, da schlug eben drüben die Pendüle in Mutters Zimmer — elf?! Wirklich schon elf Uhr?! Da konnten sie aber machen, daß man was zu essen kriegte, der Magen schrumpfte einem ja ordentlich zusammen vor Hunger! Er sah unverwandt nach der Tür, durch die Friedrich wieder verschwunden war: gab's nun bald was?!

So wartete er. „Iß doch!" Die Mutter rückte ihm das Schüsselchen mit kaltem Fleisch näher.

„Warum ißt du denn nicht?" fragte der Vater plötzlich.

„O, ich warte lieber noch auf das andre!"

„Es gibt nichts andres mehr," sagte die Mutter, und ihr Gesicht, das unendlich abgespannt aussah, wie das von jemand, der lange und vergeblich gewartet hat, rötete sich schwach.

„Nichts andres — nichts mehr — wieso denn?!" Der Sohn sah außerordentlich enttäuscht drein, sah von der Mutter auf den Tisch, aufs Büfett und dann wie suchend im Zimmer umher.

„Habt ihr denn nichts andres gegessen?!"

„Ja, wir haben andres gegessen — aber wenn du nicht kommst!" Der Vater runzelte die Stirn, und nun sah er zum erstenmal heute abend den Sohn voll an und maß ihn mit einem ernsthaften Blicke. „Du kannst doch unmöglich verlangen, wenn du so unpünktlich nach Hause kommst, noch warmes Abendbrot zu finden?"

„Aber ihr — ihr braucht ja doch deswegen nicht" — der junge Mensch verschluckte den Rest. Es wäre ihm ja viel lieber, die Eltern säßen nicht da und warteten auf ihn, die Dienstboten würden schon ihre Schuldigkeit tun!

„Meinst du vielleicht, die Dienstboten brauchen

keine Nachtruhe?" sagte der Vater merkwürdig scharf. „Die Mädchen, die den ganzen Tag in der Küche gesteckt haben, wollen abends auch Schluß machen. Darum mußt du schon etwas früher kommen, wenn du mit uns essen willst. Im übrigen wird es einem jungen Menschen wohl nichts schaden, wenn er abends mal mit einem Butterbrot vorlieb nimmt. Ueberdies du, der du" — er hatte eigentlich sagen wollen: ‚Du, der du so gut zum Mittag issest' —, aber nun reizte ihn die Miene des jungen Menschen, in der so viel maßloses Staunen lag, und er schrie laut, ganz gegen seine Gewohnheit, heftiger, als er's je im Sinn gehabt hatte: „Du — bist du etwa berechtigt, solche Ansprüche zu machen? Wie kommst du dazu, gerade du?!" Eine Bewegung Kätes, ein Rauschen ihres Kleides erinnerten ihn an ihre Gegenwart, und er fuhr gemäßigter fort, aber mit einem gewissen ärgerlichen Hohn: „Leistest du etwa so viel? Zwei Stunden vormittags im Kontor — knapp —, nachmittags eine Stunde, ja, das ist eine erstaunliche, eine kolossale Tätigkeit, die große Ansprüche an deine Kräfte macht! Eine ganz besondere Verpflegung erheischt, in der Tat! Nun, was denn, was?!"

Wolfgang hatte etwas dazwischen werfen wollen, aber der Vater ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Setze erst eine bescheidenere Miene auf, und dann rede! Junge, ich sage dir, wenn du Braumüller noch einmal um Geld angehst!"

Da, da war es heraus! All das diplomatische Fragen und Aushorchenwollen war im Aerger vergessen. Schlieben fühlte sich förmlich erleichtert, nun er sagen konnte: „Das ist ja eine ganz unerhörte Sache! Es ist eine Schmach für dich und — für mich!" Die erregte Stimme war leiser geworden, bei den letzten Worten erstickte sie in einem Seufzer. Der Mann stützte den Arm auf den Tisch und den Kopf in die Hand; man sah es ihm an, wie nah es ihm ging.

Käte saß stumm und blaß. Ihre Augen öffneten sich schreckhaft weit — also das, das hatte er getan, sich Geld geborgt?! Auch das?! Nicht allein, daß er sich betrank, sinnlos betrank — auch das, auch das?! Es konnte ja gar nicht sein — nein! Flehend suchte ihr Blick Wolfgangs Gesicht: er mußte ja verneinen!

„Aber, Papa," sagte Wolfgang und versuchte zu lächeln, „ich weiß wirklich nicht, wie du mir vorkommst! Ich habe deinen Sozius — der mir's übrigens mal selber angeboten hat, der mir überhaupt sehr entgegengekommen ist — um 'ne kleine Gefälligkeit gebeten. Ich wollte es ihm gerade wieder schicken —", er lugte von der Seite den Vater an: wieviel wußte der? — „morgen schon schicke ich es ihm!"

„So, morgen?!" Es lag Mißtrauen in Schliebens Ton, aber doch eine gewisse Beruhigung, er wollte doch so gern das Beste von seinem Jungen annehmen. „Was hast du noch für Schulden?" fragte er. Und dann kam plötzlich die Furcht über ihn, daß dieser junge Mensch da ihn hinterginge, und in der Angst vor einer Riesenverantwortlichkeit, die er sich aufgebürdet hatte, sagte er härter, als es eigentlich seine Absicht war, viel härter, als es sich mit seinem Herzen vertrug: „Ich würde dich züchtigen wie einen nichtsnutzigen Buben, wenn ich's erführe! Meine Hand von dir abziehen — sieh, wie du fertig wirst! Pfui, Schulden, ein Schuldenmacher!"

Käte sah immerfort ihren Mann an; so hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie wollte rufen, ihn unterbrechen: ‚Du bist so streng, viel zu streng, du schneidest ihm ja jedes Geständnis ab!' Aber sie brachte nichts heraus. Sie verstummte unter der Last der Befürchtungen, die über sie her stürzten. Voll verzehrender Unruhe hingen ihre Blicke an dem jungen Gesicht, das bleich geworden war.

Wolfgangs Lippen zuckten, es arbeitete in ihm. Er hatte sprechen wollen, schon angesetzt dazu, es eingestehen wollen, daß er mehr verbraucht, als er gehabt hatte. Wäre der Vater nur nicht immer so riesig korrekt! Liebe Zeit, es ist eben nicht zu vermeiden, daß man die Hände voll Geld aus den Taschen zieht, wenn man's dazu hat! Dem, dem sagte er zu ungern davon! Die beiden hier waren ja im Grunde gute Leute, aber, aber — sie hatten eben gar keine Ahnung! Gute Leute? Nein, das waren sie denn doch nicht!

Nun kam die Empörung. Wie konnte der da sich's einfallen lassen, ihn so anzufahren, gleich abzukanzeln in solchem Tone? Wie einen Verbrecher! Und die da, was starrte sie ihn denn so an mit Blicken, in denen er etwas wie Verachtung zu lesen glaubte, wie entsetzte Abwehr! Nun, so wollte er sie denn noch mehr entsetzen, ihnen ins Gesicht schleudern: ‚Natürlich hab' ich Schulden, was ist denn dabei?!' Aber mitten in der Hitze kam ihm die kühle Berechnung. Wie hatte der da gesagt? — ‚Ich würde die Hand von dir abziehen' —?!

Wolfgang bekam auf einmal einen großen Schrecken: den hier brauchte er doch, den hier konnte er doch nicht entbehren! Und so raffte er sich denn auf in schnellem Umschwung — nur nichts eingestehen, nur sich nicht verraten! — und sagte, vom trotzigen Aufbrausen hinübergleitend zur glatten Kühle: „Ich weiß wirklich nicht, warum du dich so aufregst, Papa! Ich habe ja gar keine!"

„Wirklich keine?" Ernst fragend sah ihn der Vater an, aber aus dem Ernst leuchtete schon die frohe Hoffnung.

Und als der Sohn erwiderte: „Nein!" da streckte er ihm die Hand über den Tisch hin: „Das freut mich!"

Sie waren diesen Abend sehr nett gegen ihn. Wolfgang empfand es mit Genugtuung: nun ja, sie hatten ihm doch was abzubitten! Er ließ sich verwöhnen.

Der Vater war froh, förmlich erleichtert, daß nicht noch Andres, Schlimmeres zu Tage gekommen war, und die Mutter hatte, zum erstenmal seit langen Wochen, die Empfindung, als könne sie den jungen Menschen da doch wieder lieb haben. Ihre Stimme hatte, wenn sie zum Sohne sprach, wieder etwas von dem alten Klang. Und sie sprach viel zu ihm, es war ihr ein Bedürfnis. In all den Wochen hatte sie nicht so viel mit ihm gesprochen wie heute; ihr war, als wäre ein Quell in ihr zugemauert gewesen und als müsse sich der jetzt ergießen. Er hatte keine Schulden gemacht! Gott sei Dank, er war doch nicht ganz so schlimm! Jetzt tat es ihr leid, daß sie, verdrossen über sein spätes Nachhausekommen — Umhertreiben hatte sie's bei sich genannt —, die Dienstmädchen zu Bett geschickt und kein ordentliches Abendbrot mehr für ihn hatte. Hätte sie sich nicht vor ihrem Mann gescheut, so wäre sie hinab in die Küche gegangen, hätte selber versucht, ihm noch etwas Besseres herzurichten.

„Bist du auch satt geworden?" fragte sie ihn leise.

„Na, es geht!" Er fühlte sein Uebergewicht.

Schlieben ließ heute seine Zeitung Zeitung sein. Auf das höfliche ‚Willst du nicht lesen?' des Sohnes schüttelte er abwehrend den Kopf: „Nein, ich habe schon den ganzen Abend gelesen!" Auch er fühlte das Bedürfnis, ja die lebhafte Verpflichtung, sich heute freundschaftlich mit dem Sohne zu unterhalten, wenn er auch fand, daß Käte wieder entschieden des Guten zuviel tat. So um den Jungen herum brauchte sie denn doch nicht zu sein, unrecht getan hatte der ja doch, die Sache mit Braumüller war nicht zu vergessen, offen hätte er kommen müssen — aber freilich, freilich, es war im Grunde nur eine Dummheit, eine Sache, wie sie unter hundert neunzigmal vorkommen mochte!

Schlieben beschloß, vom nächsten Ersten ab das Monatsgeld des Sohnes um hundert Mark zu erhöhen. Dann war das doch gewiß reichlich bemessen, und ein Nichtauskommen und Verheimlichen war dann ein für allemal ausgeschlossen!

Es war schon weit nach Mitternacht, als Eltern und Sohn sich endlich trennten. Mit einem lange nicht mehr gekannten Wohlgefühl streckte sich Käte in ihrem Bett: heute würde sie bald einschlafen, heute würde sie nicht mehr so lange liegen müssen und auf den Schlaf harren, heute war sie so befriedigt, so beruhigt, so still in sich: es war ja alles nun auf besserem Wege, es würde am Ende doch noch alles gut werden! Und leise flüsterte sie zu ihrem Mann hinüber: „Du, Paul!" Er hörte sie nicht, er war schon im Einschlafen. Da raunte sie eindringlicher: „Du, Paul!" Und als er sich regte, sagte sie weich: „Paul, bist du mir böse?!"

„Böse? Aber warum denn?!"

„Ach, ich meinte nur!" Sie mochte es nicht erklären, es tat ja wohl auch nicht not, hatte sie doch das Gefühl, als müsse auch er's empfinden, daß nun auch zwischen ihnen beiden alles wieder besser, schöner, inniger und einiger sich gestalten würde. Wenn sie sich mit ihm — mit dem Sohne — besser fanden, dann fanden auch sie beide sich wieder!

Eine heiße Sehnsucht nach den Tagen der Liebe überkam die alternde Frau. Sie schämte sich vor sich selber, aber sie konnte es nicht lassen, sie langte nach dem Nebenbett: „Gib mir deine Hand, Paul!"

Und als sie im Dunkeln tastete und suchte, begegnete sie seiner auch suchenden Hand. Ihre Hände legten sich ineinander.

„Gute Nacht, lieber Mann!"

„Gute Nacht, liebe Frau!"

So schliefen sie ein. — — —

Wolfgang stand am Fenster seiner Stube, sah hinaus ins Dunkel, das alle Sterne verhüllte, und hörte das Brausen eines fernen Windes. War die Nacht so beklommen, oder war es nur ihm so unerträglich schwül? Ein Gewitter schien aufzuziehen. Oder war es nur eine innere Unruhe, die ihn so belästigte? Was war es denn, das ihn quälte?!

Er glaubte sich kaum je in einer unangenehmeren Stimmung befunden zu haben. Er ärgerte sich über den Vater, ärgerte sich über die Mutter. Wenn sie nicht wären, wie sie eben waren, wenn nicht alles so wäre, wie es eben war, dann hätte er nicht zu lügen brauchen, nicht zu heucheln! Er ärgerte sich über sich selber. Ach, dann wäre ihm wohl leichter, viel freier! Im Unwillen zog er die Stirn zusammen; eine jähe Sehnsucht nach etwas, das er nicht zu benennen wußte, machte ihn erbeben. Was wollte er denn, nach was verlangte er denn? Ja, wenn er das selber wüßte! Er seufzte laut auf und streckte die Arme mit den kräftigen Fäusten hinaus in die Nacht. So eng, so eng! Wenn er doch noch der Junge wäre, der hier einmal aus dem Fenster, ja, aus diesem Fenster war's — er beugte sich hinaus und maß die Höhe —, herausgeklettert war, fortgerannt war, heidi, ohne Fragen wohin, immer zugerannt war, einfach ins Blaue, ins Weite hinein. Das war prachtvoll gewesen, ein seliges Laufen!

Und immer weiter beugte er sich hinaus, der Nachtwind raunte, das war wie eine lockende Melodie. Er zitterte vor Begier. Er konnte sich nicht losreißen, er mußte am Fenster stehen bleiben und lauschen. Das säuselte in der Nacht, das rauschte in den Bäumen, das schwoll und schwoll,

wuchs und wuchs. Das Säuseln wurde zum Sausen.

Er vergaß, daß hier eine Stube war und hier ein Haus und hier Eltern, die gern schlafen wollten, er stieß einen Ton aus, einen lauten Ruf, halb war der wie ein Juchschrei: da draußen war's gut, ha!

Sturm. Der plötzlich aufschnaubende Gewitterwind pustete ihm ins Haar und sträubte ihm das um die Schläfen. Ha, wie köstlich das kühlte! Es war drinnen nicht auszuhalten, da war eine Dumpfheit, eine Enge; ihm wurde so ängstlich bang. Wie sein Herz hämmerte! Und die Unlust war groß: wie war das heute abend wieder fatal gewesen! Da sagte der Vater, er hätte es ihm eingestehen müssen — natürlich, richtiger wäre es gewesen —, aber wenn der jetzt schon, nachdem die Sache eigentlich erledigt war, so drohte, was hätte er dann erst vorher gesagt?! Nicht zum Aushalten war's, dies ewige Gegängeltwerden! War man etwa noch ein Kind? War man ein erwachsener Mensch, oder war man's etwa nicht? War man der Sohn aus reichem Hause oder war man's etwa nicht? Nein, nicht, man war's eben nicht!

Fern im Dunkeln grollte der Donner. Es zuckte plötzlich ein blendender Strahl — er war's eben nicht, nicht der Sohn, nicht der Sohn hier vom Hause! Sonst wäre alles anders! Wie, wußte er nicht — aber anders, o, ganz anders!

Lange hatte Wolfgang nicht nachgedacht — die Tage waren so reich an Zerstreuung —, aber heute, in dieser dunkeln, gewitterigen Nacht, in der er doch nicht schlafen konnte, mußte er denken. Was er immer von sich geschoben hatte, weil's ihm nicht angenehm war, was er ganz vergessen zu haben glaubte, vielleicht, weil er's gern vergessen wollte, das mußte er jetzt bedenken. Das, was so lange zurückgedrängt gewesen war, das brach jetzt durch, mit Macht sogar, wie der Sturmwind, der plötzlich daherfuhr und die Wipfel der Kiefern beugte, daß sie niederduckten vor Angst. In das Brausen des Sturmes hinein hätte Wolfgang seine Stimme ertönen lassen mögen, viel lauter als der.

Er war wütend, ganz unvernünftig wütend, ganz ohne Ueberlegung wütend. Hei, wie das blitzte, krachte, grollte, brauste und schnob! Das war ein Kampf — aber wie schön! Er hob sich auf den Zehen und gab die hämmernde Brust dem starken Wehen preis. Gleiche Lust hatte er kaum je empfunden wie jetzt bei diesen Windstößen, die seine Brust wie mit Faustſtößen trafen. Er warf sich ihnen entgegen, er fing sie förmlich auf mit seiner breiten Brust.

Und doch war bei der Lust eine Qual. Gegenüber diesem großen Gewitter, das ihm wie ein Ereignis wurde, dünkte ihn alles andre erbärmlich klein, und er selber klein mit. Da stand er nun, in Rock und Beinkleidern, die Hände in den Hosentaschen, klimperte mit dem losen Gelde, ärgerte sich darüber, daß er sich hatte abkanzeln lassen, und hatte doch nicht den Mut, alles von sich zu werfen, ganz zu tun, wie ihm beliebte.

Mit glühenden Augen folgte der junge Mensch dem gelben und blauen Zucken der Blitze, die den dunkeln Wetterhimmel spalteten in schneidendem Zickzack und die Welt übergossen mit blendendem Zauberlicht. Wer doch hinfahren könnte, wie dort der Blitz! Der fuhr aus den Wolken hinab zur Erde, riß ihr den Schoß auf und wühlte sich da hinein! Das junge Blut, dem die ungenützte Kraft in den Fäusten zuckte, die Kraft, die von keiner Arbeit verbraucht ward, ächzte laut auf. Wolfgang verwünschte auf einmal sein Leben. Ach, ganz wo anders müßte er sein, ganz wo anders! Und wenn er's da auch nicht so bequem hätte, nur fort von hier, fort! Es langweilte ihn hier ja unsäglich. Es ekelte ihn an. Er atmete tief auf. Ach, hätte man doch eine Arbeit, die man gerne tat! Die einen so müde machte, daß man keinen andern Wunsch mehr kannte, als essen und dann schlafen – dann wäre man glücklich! Lieber Taglöhner als so einer, der auf dem Kontorstuhl hockt, Zahlen sieht, immer lauter Zahlen, und Konten und Hauptbücher und Kassabücher — nur nicht Kaufmann sein, nein, das war doch noch das Allergräßlichste!

Wolfgang hatte bis dahin noch nicht mit Bewußtsein empfunden, daß er nicht zum Kaufmann taugte, jetzt wußte er's klar. Nein, er mochte das nicht, er konnte das nicht! Jeder muß doch das werden, wozu er geboren ist!

Morgen schon wollte Wolfgang es sagen — nein, er machte nicht mehr mit, er tat's nicht länger! Frei wollte er sein! Er bog sich wieder weit zum Fenster hinaus und schnaubte mit geblähten Nüstern wie ein verdurstender Hirsch gierig lechzend den feuchten Wohlgeruch auf, der der getränkten Erde entstieg. Nach Donner und Blitz war der Regen gekommen und tränkte den verlangenden Boden und drang in ihn ein, ihm alle Poren mit Fruchtbarkeit füllend. Es rauschte und rauschte ohne Unterlaß, ging nieder in Strömen, als nähme des Flutens kein Ende.

In Wolfgangs Seele löste sich etwas; sie wurde weich.

„Mutter," flüsterte er verträumt und streckte die heißen Hände aus, daß der kühle Regen sie badete. Streckte auch den Kopf ganz weit zum Fenster hinaus, hob das Gesicht mit den geschlossenen Augen aufwärts, daß fallende Tropfen die brennenden Lider kühlten und die durstigen Lippen, weit geöffnet, die Tränen des Himmels einsogen wie köstlichen Wein.

— — — — — — — — — — — — — — —



Rosengirlanden

Nach dem Gemälde von Henry Ryland (London)

Aber am Morgen, als der Sand des Grunewalds all den Regen in sich geschluckt hatte und vom befreienden Gewitter der Nacht nichts übrig geblieben war als ein etwas frischeres Grün des Rasens, ein stärkeres Duften der Kiefern, viel abgeschlagene Eicheln und Kastanien am Promenadenweg, dachte Wolfgang doch wieder anders. Der Tag war schön, und er konnte schwimmen, reiten, ein bißchen ins Kontor gehen — nur ein bißchen —, essen, trinken, Tennis spielen, sich zum Abend irgendwohin verabreden — es gab ja so viele Orte, an denen man sich amüsieren konnte —, warum sollte er sich und am Ende dem Vater den schönen Tag verderben?! Er schob alle Gedanken als lästig weit von sich. Aber in seiner Seele war doch eine Unruhe. Er suchte sich zu betäuben. —

Am Abend dieses Tages schlief Käte nicht so rasch und sanft ein wie am gestrigen Abend. Wenn sie sich's auch geschworen hatte, nicht mehr aufzusitzen und auf ihn zu warten, schlafen konnte sie nicht, wenn sie ihn nicht zu Hause wußte. Wie damals hörte sie die Uhren gehen, schreckhaft laut; durch die Stille des Hauses drang jedes noch so leise Geräusch verstärkt an ihr lauschendes Ohr. Sie würde ihn hören, sie mußte ihn ja hören, sowie er nur den Schlüssel unten in die Haustür steckte!

Aber sie hörte nichts, solange sie auch wach lag und horchte. Die Stunden schlichen, der Tag graute, durch einen Spalt der geschlossenen Läden hindurch stahl sich ein daumbreiter falber Schein; sie sah ihn an der Wand, ihrem Bette gegenüber. Der Schein wurde tiefer nach und nach, bestimmter in der Farbe, bekam ein warm leuchtendes sonniges Rotgold. Es kündete kein Haushahn mit triumphierendem Schrei den neuen Tag, still lag das Haus, stumm der Garten, aber jener Schein dort, der verriet den Morgen. — —

Sie mußte doch geschlafen haben, ohne daß sie es wußte — war schon der Morgen da?! Nun war sie auch sicher, daß er längst zu Hause war, sie hatte sein Kommen eben überhört! Dieser Gedanke beruhigte sie. Aber sie zog sich doch eilig an, flüchtiger als sonst, und sie konnte es doch nicht lassen, ehe sie zum Frühstück hinunterging, an seiner Tür stillzustehen und zu lauschen. Er war noch nicht auf — natürlich noch nicht, er war ja so spät nach Hause gekommen — noch schlief er! So konnte sie einmal heimlich nach ihm sehen. Sie trat ein, aber er schlief nicht.

Mit ganz wirren Augen blickte die Frau übers Bett — da stand's, aufgeschlagen, einladend weiß und behaglich, aber er lag nicht darin. Das Bett war gar nicht berührt! Leer das Zimmer!

Da erstarrte ihr das Herz in eisigem Schreck: sie hatte doch nicht geschlafen, sie hatte sein Kommen doch nicht überhört! Dazumal war er gekommen — betrunken freilich, aber er war doch noch nach Hause gekommen —, dieses Mal nicht mehr!

(Schluß folgt)



Tiroler Madeln

Bleistiftstudie von Theodor Kleehaas

Maria Magdalena

Von

Ed. Heyck

(Hierzu zwölf Abbildungen)

Eines der menschlichen Kapitel, für die sich die bildende Kunst lange Zeiten hindurch am meisten interessiert hat. Allerdings hat sie das Thema fast immer nur zum bloßen Vorwande ihrer Darstellungen genommen, sich dasselbe sehr selten zum Problem gesetzt. Dies hat dagegen die Dichtung getan durch Hebbels berühmtes bürgerliches Trauerspiel und sonst in unzähligen Fällen, wenn auch nicht immer direkt an den Namen der biblischen Sünderin erinnert wurde. Nun erscheint zwar die Beschäftigung mit Problemen eher eine Sache der Dichtung als der Malerei. Aber dafür ist gerade der bildenden Kunst die Macht gegeben, dem Betrachter auf die unmittelbarste Art, ohne daß die Gedanken zureden oder hineinreden, eindrucksvolle Empfindungen zu wecken, die ebensogut ethischer als allein ästhetischer Art sein können.



Signorelli Maria Magdalena

Die Legende der Maria von Magdala geht zurück auf eine Episode des Neuen Testaments, des naivst geschriebenen der Bücher, zu dem doch alle Umwege weiterdringenden Denkens am letzten Ende immer nur wieder zurückleiten: mit einem bewundernden und tief ergriffenen Erkennen, daß aller orientalischen Grübelei und hellenischen Philosophie — also großer, zu Ende gedachter Kulturen — letzter Weisheitsschluß keinen klareren und reduzierteren Ausdruck finden konnte als in dieses für die Mühseligen und Geängsteten und geistig Armen geschriebenen Buches scheinbarer Primitivität, in seiner aus dem Höchsten und Tiefsten, dem ewig Göttlichen, gewonnenen und abgeleiteten Beruhigung und Erhebung. — Nicht so sehr überzeugend als scheinbar sorglos edel und milde, an das Gefühl, nicht an die Gedanken sich wendend, stellt sich die Behandlung des Magdalenenproblems in der kurzen Fassung der Bibel uns dar. Deshalb vermochte sie auch die nachlebende Kirche, die sich zur Verwalterin der Jesuslehre, dieser Botschaft der höchsten Weisheit, der Güte, machte, noch nicht zu befriedigen. Sie wurde vielmehr, wie alle Ethik der neutestamentlichen Heilsoffenbarung, aufs neue vor die Vernunft gezogen, unter die Messer genommen und auf die Läuterungsfeuer gesetzt. Ihr einfacher Inhalt wurde von Jahrhunderten fortbildender Dogmatik, Mystik, Legende, Tendenz und Rabulistik überwuchert und schließlich durch alle Schattierungen des allzu Menschlichen hindurch entweder zu neuen Versöhnungen, die nur nie so groß in reiner Güte wie die des Heilands sind, oder auch nur zu neuen Offenbarungen der Sinnenschwäche gegen die Versuchungen hinausgeführt.

Jesus weilt in der Stadt Nain in Galiläa, unweit Nazareth, und folgt der Aufforderung eines Pharisäers, bei ihm einzukehren und zu essen. Während sie zu Tische sitzen, kommt ein Weib aus der Stadt in das Haus, die war eine Sünderin. Sie bringt ein Gefäß mit Salben mit, wirft sich hinter Jesus nieder, küßt seine Füße, netzt sie mit ihren Tränen, trocknet sie mit ihren Haaren und salbt sie mit ihren Salben. Der Pharisäer macht seinen Gast aufmerksam, was sie für eine sei. Was Jesus ihm antwortet, sind für uns fremd gewordene Natürlichkeiten eines anders gearteten Volkes in fernabliegender Zeit und sind die des Rabbi, der die von ihm Gewonnenen zählt und ihre Hingabe mißt: Du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen, nicht Oel für mein Haupt, mich nicht geküßt, diese dagegen hat meine Füße geküßt, meine Füße gesalbet und sie mit ihren Haaren getrocknet. Aber was er ihr sagt, das ist Eigenstes von dem, was in seiner Lehre ewig ist: Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden. Wir wissen nichts von ihr, außer dem, was sie tut und was er ihr



Maria Magdalena
von Donatello

sagt. Wir erkennen das eine Wichtige, aber oft Uebersehene, daß Jesus die Sündigkeit, die er aus dem Munde des Wirtes von ihr vernimmt, nicht als die einer niedrig gewerblichen Person auffaßt. Sonst könnte er nicht sagen: ihr werden viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, das ist der, der sich nicht hinzugeben vermag. Sie ist ein Weib der Stadt und im übeln Gerede der Gemeinde, sie hat das Gesetz gebrochen. Aber in der verachteten Schuldträgerin ist ein Etwas noch nicht verloren, das sich wie eine Ahnung von Naturrecht gegen die Satzung wehrt, ein Wissen, warum sie's getan und warum es so gekommen, ein Bewußtsein oder dunkles Gefühl, daß es keine Schuld der Untreue gäbe, wenn Ehe immer Liebe und gleiche Redlichkeit wäre, ein gequältes Flüchten zu dem Manne, dessen Worte gegen Pharisäer und Buchstabengerechte durch das Land fliegen, dem milden Vergeber, der anders sieht und spricht als die scharfen Gesetzgerechten. So macht sie sich auf, wo sie ihn findet, setzt ihre Habe an eine köstliche Salbe, dringt achtlos in das fremde Haus. Die Tränen, die das arme schuldige Weib in ihrem bangen, hoffenden Suchen überwältigen, strömen über seine Füße, und sie findet von ihm, was niemand ihrem Elend und ihrem Wissen, daß sie so verworfen nicht sei, hat geben wollen: der eine, der edelste, gönnt ihr ein Wort von Getröstetsein in Frieden und in Vergebung.

Wir erinnern uns — und von je hat der Magdalenengedanke diese unwillkürliche Kombination vorgenommen — an jene andre Ehebrecherin, die man vor Christus führt. Auch hier umgeht sein Wort das ethisch-soziale Problem, das in jeder Verfehlung, die zur Zeiterscheinung wird, verborgen liegt, berührt die Fehlerquelle und die der Menschheit immer noch allzu schwer gebliebene Lösung nicht, will keineswegs abmarkten von ihrer schweren Sünde. Aber anstatt des Winks zur Steinigung erfolgt jenes Wort, wovor die Solidarität der Lüge sich gesichert wähnt, die wohlbedacht aus ihrem Selbstversteck eifert: Wer unter euch ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein auf sie! Und die Arme der von diesem geheimnisvoll wissenden, alle Herkömmlichkeit verneinenden Propheten jäh Betroffenen sind wie gelähmt, die zeternden Weibermäuler erleben einen Moment des erschrockenen Verstummens. In einem blitzhaften Erkennen schleichen sie davon: daß auch die ertappte weibliche Schuldige es ist, die der Welt Sünde trägt, der Mitwelt, die auf der Einen öffentlich gewordene Schande die eignen Verborgenheiten wirft und gleichwie im Lösungsgefühl einer Schutzhandlung, eines Darbringungsopfers, das man absticht, das Frevelgeschrei erhebt.

Das sind die biblischen Einzelmomente, an welche die Magdalenengestaltung weiter anknüpft. Bilder und Symptome aus der Zeit, da Herodes dem Tanz der Salome zuschaute, da in der weltbeherrschenden Roma die Messalinen zu regieren sich anschickten und alle Ueberlebtheit, Ueberreizung und Lüge von Orient und Okzident in eine ungeheure Dekadenz zusammenzufließen begann. Eine neue Weltperiode bricht an, getragen von jungen oder durch Zumischung erneuerten Völkern, das Mittelalter mit dem köstlichen Erbe der Christenlehre, des geistig-seelischen Schlußergebnisses alles, was zum Guten und Reinen und Positiven gerungen hat zwischen den Problemen, Enttäuschungen und Erfahrungen der ausmündenden alten Welt. Nur daß die mittelalterliche Christenlehre nicht von der reineren Sittenlage ausgehen kann, wie sie in seinen Wäldern und einfachen Lebensverhältnissen das von den Römern beneidete



Lorenzo di Credi Maria Magdalena

unschuldursprüngliche Germanentum darbietet. Die Schlacken der antiken Kultur, antiken Nervensubtilisierung und Komplikation des Lebens müssen von der christlichen Reformethik auch mit in das Mittelalter hinübergenommen werden. Man hat schon zu vieles gewußt und ist von zu vielem irritiert worden, um sich davon ganz wieder befreien zu können. Vor allem bleibt dieser erneuerte Weltzustand belastet mit der von der alten Hyperkultur herangezüchteten Reizbarkeit und einseitigen Wachheit der Sinne. Und durch die Mittel, womit die neue Moral der Kirche sie bekämpfen will, Kasteiung, Eremitenwesen, Geißelung, vigilierende Zensur, Unterweisung gegen die Sünde, gelangt sie zu allem andern eher als zu gesunder, helläugiger Unschuldigkeit. Diese Methode bringt nur erst recht eine erregliche Ueberhitzung hervor, die offen oder in allerlei Masken zutage tritt, wovon uns ja die Kulturgeschichte des Mittelalters, von Heiligen, Priestern, Mönchen, Nonnen und frommen Laien, ganze Bände erzählt.

Das ist das christliche Milieu, worin sich die Gedanken eigentümlich angezogen um die an sich so flüchtig vorüberhuschende Figur der neutestamentlichen Sünderin drehen und von ihr nicht loskommen. Die Legende setzt ein, schon in den Frühzeiten der Kirche, schwillt an in Ausmalung und in Hereinziehung andrer Gestalten. Die ungenannte Sünderin der Fußsalbung wird zunächst mit einem Personennamen der heiligen Geschichte bedacht. Man identifiziert sie mit der Mirjam oder Maria aus Magdala, aus jenem galiläischen Orte, der heute Medschel ausgesprochen wird und unweit des Sees Genezareth liegt. Jener Maria, aus der (Lukas 8, Vers 2) Jesus sieben Teufel ausgetrieben hat und die sich, wie noch andre galiläische Frauen, dem weiteren Gefolge anschließt, das mit dem Heiland zieht; derselben Maria Magdalena, die am zweiten Tage nach der Kreuzigung (Lukas 24, Vers 10, und Evangelium Johannis 20, Vers 1) zum Grabe kommt, um dort die Auferstehung zu erfahren. Ferner ist mit dieser Maria aus Magdala auch Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, identifiziert worden, obwohl diese doch in nächster Nähe von Jerusalem, zu Bethanien, wohnte und Judäerin war. Diese frühe Dreisetzung, um derentwillen die Hinzufügung des Verses Evangelium Johannis 11, 2 vorgenommen wurde und die dem ursprünglichen Sinne des Neuen Testamentes recht unschön widerspricht, hat bis ins sechzehnte Jahrhundert dogmatische Gültigkeit gehabt und ist erst damals, auch von katholischen Kritikern, wieder angefochten worden. Und schließlich floß mit diesen dreien: der Maria aus Magdala, der namenlosen Sünderin von Nain und der bethanischen Schwester der Martha, in der Leichtherzigkeit der wuchernden Legendenphantasie noch eine vierte Gestalt zusammen, die gleichfalls den sehr verbreiteten alten hebräischen Namen der Mirjam-Maria trug: Sie hat nämlich die Züge herleihen müssen, um von der Buße der Magdalena nach der Begegnung mit Christus zu erzählen. Denn entsprechend der Richtung, die das sich ausbildende Dogma nach der Seite der Werkheiligkeit nimmt, tritt für die Erlösungsidee der Legende nun die Buße durch Selbstabtötung und Weltflucht in den Vordergrund, in striktem Gegensatz zu Jesu selber, der das sündige Weib mit dem Bescheide entläßt: „Dein Glaube hat dir geholfen," der starke Seelenvorgang, der sie zu ihm geführt.

Diese vierte Gestalt ist die wesentlich jüngere Maria von Aegypten, die typische Sünderin des großen Verkehrsortes Alexandrien, dessen entsetzliche Sittenlosigkeit in den alten Jahrhunderten bekannt ist und dessen damalige Bedeutung als orientalisch-internationaler Massenmarkt niedrigster Preisgabe sich seitdem an Kairo und Port Said verteilt hat. Durch die Einbeziehung dieser neuen Maria wird also die Sachlage innerhalb der Sünde ganz verschoben, das psychologische Moment herausgenommen, das bei der Sünderin von Nain sowohl in ihrem bangen Zufluchtnehmen zu Jesu wie in dessen Hindeutung auf die Ursache ihrer Verfehlung zutage tritt, und dafür die brutale Verdorbenheit und Käuflichkeit in den Vordergrund gerückt. Die Legende der Maria Aegyptiaca erzählt, daß sie mit zwölf Jahren nach Alexandrien gebracht wurde, dort siebenundzwanzig Jahre in der besagten Weise lebte, dann nach dem einfacheren Provinzort Jerusalem ging. Hier wurde sie von einer unsichtbaren Gewalt verhindert, sich am Festtage der Kreuzerhöhung zwischen die Besucher des Tempels zu drängen, worauf sie sich vor das Bild der heiligen Jungfrau warf und von ihr die Weisung empfing, zur Buße in die Einsamkeit zu gehen. Sie ging in die Randgebiete der Wüste ihrer ägyptischen Heimat und lebte hier in schärfster Askese. Gleich den echten Anachoreten litt sie, nachdem ihr die Kleider zerschlissen und abgefallen waren, nackt die Sonnenglut des Tages und die Kälte der Nacht und schlief auf dem scharfen Kalkgestein. Die verzärtelte, gepflegte Alexandrinerin von einst ward braunschwarz wie eine Aethiopierin, nur die langen Haare, die ihr in der Wüste noch mächtig weiterwuchsen, umhingen die halbwilde Darberin und Büßerin und hüllten sie ein. So brachte sie siebzehn Jahre hin, ernährte sich im ganzen von zwei Broten und den spärlichen Kräutern des Felsbodens; von da ab kamen dann Engel zu ihr und brachten ihr Nahrung, noch dreißig Jahre lang, bis sie als Sechsundachtzigjährige starb und ihr Heiligenruhm den jener schattenhaften Frauen der heiligen Geschichte noch überflügelte, die ihr persönlicher Verkehr mit Jesus und ihr Anschluß an seine Wanderungen früh unter die größten Heiligen der Kirche hatte erheben müssen.

Man erkennt schon, wie sehr gerade diese Legende der Maria Aegyptiaca, worin die ganze zerdrückte Sinnlichkeit des Anachoretentums und der Erzählungen davon lebendig ist, auf die Darstellungen der mit ihr vermengten Maria Magdalena in den bildenden Künsten Einfluß erlangt hat. Die Kunst mit ihren massenhaften Verkörperungen der Büßerin — oder auch Nichtbüßerin — in der Einsamkeit ist es, die am wirksamsten jener plumperen Auffassung zur Seite getreten ist, welche über der Alexandrinerin die weit eher des Gedenkens würdige Gestalt aus dem Evangelium vergessen und verursacht hat, daß sich uns bei dem Namen Magdalena unwillkürlich aus so und so vielen Bildern die Einzelgestalt der Anachoretin vor die der weinenden Galiläerin drängt.



Moretto da Brescia — Christus im Hause des Pharisäers

Allerdings fehlt auch die Darstellung der letzteren in der Kunstgeschichte nicht. Sie, die am Ostermorgen zum Grabe kam, mit Petrus und mit Maria Jakobi und Johannes, wozu sich dann unwillkürlich in der apokryphen Tradition die Mutter Jesu gesellte, erscheint auf den vielen Gemälden, welche die „drei Marien" am Grabe zeigen. Von da aus ist sie dann auch in die Grablegungen übergegangen und ebenso in die Kreuzigungen. Nach der formelhaften Typisierung, die zur leichten Verständlichkeit für die einfachen Laienandächtigen bei allen Gemälden aus der heiligen Geschichte beobachtet wurde, wird sie durchweg dadurch kenntlich gemacht, daß sie knieend den Stamm des Kreuzes umfaßt. Indessen tritt sie in diesen Kompositionen, zu denen sich noch die Beweinung des Leichnams gesellt, vor den Hauptpersonen, Christus und dessen Mutter, naturgemäß zurück. Seltener ist diese galiläische Maria Magdalena als Einzelgestalt gemalt worden, obwohl auch dazu durch Magdalenenkapellen und -altäre der Anlaß geboten wurde. Doch finden sich unter diesen Einzelbildern der älteren, neutestamentlichen Heiligen einige, die von hohem künstlerischen und ästhetischen Reiz sind. Von ihnen erwähnt sei eine Magdalena des so viel Köstliches enthaltenden ehemaligen Privatmuseums Poldi-Pezzoli in Mailand, die ihre Herkunft von Luca Signorelli (1441—1523) oder doch aus seiner nächsten Nähe erweist. Noch fällt in ihrer Handhaltung die etwas preziöse Zierlichkeit auf, die Anforderung einer modischen Gewöhnung, die im Quattrocento zu Ende geht und auch aus spätmittelalterlichen Miniaturen bekannt ist; nebenbei gesagt, eine konventionelle Gebärde, deren letzte Ursache die absolut engen spätgotischen Aermel waren, die dem Muskelspiel den leichteren Wohllaut versagten und solche erzwungene, eckige Zierlichkeit veranlaßten, ähnlich wie heute die hohen Hemdkragen den Halsbewegungen der Männer die Anmut nehmen und ihnen nur eine verschrobene Würde lassen. Aber nach dem sicheren Gewandarrangement dieses Magdalenenbildes erkennen wir schon die Ueberlegenheit, womit Signorelli als einer der frühesten Meister, die sich dem vielseitigen Studium des Nackten widmeten, das Körperliche beherrscht. Das Salbgefäß ist das von selbst gegebene Attribut dieser Heiligen, durch das sie in der Regel auch bei den Beweinungen und Grablegungen des Leichnams Christi kenntlich gemacht wird. Perugino (1446—1524), der Lehrer Raffaels, hat die stille, sinnende Anmut jenes lieblichen Frauenwesens, das so gut wie ausschließlich das Modell für seine zahlreichen Madonnen und Heiligengestalten, selbst junge männliche, hergeliehen hat, auch für eine Maria Magdalena (in der Galerie Borghese zu Rom) verwendet, als die sie zwar diesmal nicht durch das Salbengefäß, sondern durch die Schrift auf dem Bruststreif kenntlich gemacht ist. Und in derselben Galerie befindet sich ein Magdalenenbild Andrea del Sartos (1487—1531), des schönheitvollen Florentiners, der von den Errungenschaften der größten Vorgänger in ein neuartiges Vorwiegen der malerischen Behandlung und der modellierenden Beleuchtung hinüberleitet.



Tizian — Die büßende Magdalena

Mehrfach ist dann die ursprüngliche Magdalena auch gemalt worden in jener Szene, die der Ausgangspunkt der gesamten sich um sie verdichtenden Legende geworden ist, in der Fußwaschung im Hause des Pharisäers. Besonders dem Venezianer Paolo Veronese in der Mitte des Cinquecento haben diese Gastmähler, den bürgerlich-kleintäglichen Vorgang bei dem gastlichen Pharisäer ganz verwischend, Gelegenheit gegeben, inmitten glänzender, kühn erträumter Architekturen den räumigen Prunk, die Gewänder, die Schwelgerei und den Personenluxus des überreichen Venedig zu entfalten. Wir

geben anstatt dieser vielbekannten Bilder ein einfacheres des etwas älteren **Moretto von Brescia** (1490—1555) wieder, das sich in einer venezianischen Kirche befindet. Die Person der Magdalena verschwindet hier nicht so, Christus selber und sein Wirt sind anstatt von gehäuften Gästen nur von den aufwartenden Personen umgeben, unter denen der venezianisch beliebte Zwerg nicht fehlt, und die ganze Erzählung hält sich mit guter Charakteristik innerhalb des von Lukas berichteten Vorganges. Szenerie und Gewänder natürlich sind darum doch die des oberitalienischen Cinquecento, und nur in dem traditionellen Kleide Christi sowie bei dem Pharisäer durch den Turban, ohne den man sich seit den Kreuzzügen die nichtchristlichen Bewohner Palästinas nicht vorstellen konnte, sind Anpassungen vorgenommen worden.

Einzelheiten wie dieser Turban zeigen uns, daß man durchaus bestrebt war, den Personen der heiligen Geschichte das „richtige" Kostüm zu geben. Wenn man im übrigen innerhalb der eignen Zeitmoden stecken blieb, so beruhte das darauf, daß man noch keine Kulturgeschichte und Kostümgeschichte trieb. Es geschah in Mangel andern Wissens und naiv. Also aus ganz andern Ursachen gegen heute, wenn absichtliche moderne Künstler das Neue Testament in unsre Handwerker- und Arbeiterwelt versetzen. Sie erreichen denn auch nur das genaue Gegenteil des Gewollten, keinen anheimelnden, sondern einen befremdenden Eindruck, weil bei uns auch der kleine Mann und das Schulkind wissen, daß man zu Christi Zeit keine Westen und Halstücher trug. Wer künstlerisch die unmittelbare fromme Empfindung treffen will, darf sie nicht erst recht vergewaltigen. Und für sie hat sich nun einmal, aus der Kunst der Renaissance seit Raffael und der Jahrhunderte danach, die Vorstellung eines typischen biblischen Kostüms gebildet, das zwar keiner gelehrten Kritik standhält, aber mit der frommen Phantasie heute durch gewordene neuere Tradition unlöslich verbunden ist.

Für den Menschen des sechzehnten Jahrhunderts war das noch anders. Ihn störte nichts, ihm fiel keine Künstlichkeit und Absicht peinlich auf, wenn er die Gestalten des Neuen Testamentes in den Kleidungen, Moden und Beschäftigungen seiner eignen Zeit sah, er wußte nicht anders und dachte sie sich so. So werden Bilder möglich wie das des **Lucas von Leiden** (1494—1533) im Museum zu Brüssel, das uns den Verkehr der Magdalena mit ihren Liebhabern zeigt, unter Zutat zeitüblicher Ergötzlichkeiten, wie der bestellten Musik des herumziehenden Trommlers und Pfeifers. Die variierten Einzelszenen dieses weltvergnügten Treibens bedürfen keiner Erläuterung. Aber sie wirken wohltuend und bürgerlich beruhigend, wenn man an die kundigeren Schilderungen des Lasters in so vielen mittelalterlichen Sittenermahnungen und Bußpredigten denkt. Und der gutherzige germanische Humor des holländischen Meisters kommt namentlich im rechten Vordergrunde des Bildes zur Geltung, wo sich die Dame des fiestaseligen Kriegsmannes in mutwilliger Laune dessen Eisenhut aufgesetzt hat.

Nun aber betreten wir ein ganz andres Gebiet, das der Schilderungen der mit der Frau von Magdala oder Nain vermengten ägyptischen Büßerin. Sie beginnen mit kunstgeschichtlicher Einzelbedeutung im Quattrocento, um dann erst eigentlich nach der Renaissance, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, zu einer schier unübersehbaren Fülle anzuschwellen.

Die Malerei um 1400 befand sich in einer Situation, die sich einigermaßen ähnlich neuerdings, im neunzehnten Jahrhundert, wiederholt hat. Die Kunst hatte die Enge der kirchlich-mittelalterlichen Tendenzen und Anschauungen schon zu sprengen begonnen und sich inniger als früher mit einer ge-



Andrea del Sarto Maria Magdalena

weckten Zeitbildung verschmelzen können. Es wurde überaus viel gemalt, gab Aufträge in Fülle. Darstellungen, die früher den Miniaturen der Handschriften vorbehalten gewesen, eroberten sich als Fresken die Wände der Kirchen, Kapellen, Friedhofsbauten und erweiterten den Stoffkreis der Tafelmalerei. In Format, Komposition und Schilderungslust drang eine freudige Kunstübung zu ungeahnter Kulturbedeutung für das allgemeine und öffentliche Leben vor. Aber eben hierdurch mußte sie zum Bewußtsein gelangen, daß die oberflächliche und konventionelle Lebenswirklichkeit, aus der man bisher die Menschen der Altarbilder und Miniaturen gezeichnet hatte, nicht mehr für die neuen Aufgaben ausreiche. Bei aller Charakteristik und namentlich auch Ausdruckspoesie, welche die Malerschulen des vierzehnten Jahrhunderts, die Künstler von Siena

und andre, ihren Figuren gegeben hatten, blieben diese Gestalten peinlich unstudiert, kinderhafte Formungen eines vagen Gedächtnisses, ohne nachdringende Beobachtung von Bau und Haltung, oftmals weichliche Gebilde, als ob sie gar kein Knochengerüst besäßen und wie genähte Puppen zusammengedrückt und ausgeleert werden könnten. So mußte, als Konsequenz davon, daß man begonnen hatte, den Menschen um seiner selbst willen darzustellen, aus der künstlerischen Gewissenserkenntnis dessen, was fehlte, ein heftiges Begehren nach Studium, nach Naturwahrheit sich freie Bahn schaffen. Und indem dies geschah, trat nun, wie bei allen Revolutionen und Reaktionen innerhalb der Kulturentwicklung, ein sich nicht genug tuendes Verfolgen der neuen Ziele ein, eine Uebersteigerung des konsequent Gewollten bis in den Radikalismus. So haben wir das heiße Naturbestreben, die geradezu unbarmherzige Realistik zu verstehen, in der dieses beginnende fünfzehnte Jahrhundert sich bei der Schilderung des Menschen gefällt, des Körperlichen sowohl wie des Bildnismäßigen, in der Malerei seit Masaccio und Masolino, und nun bald ganz ähnlich auch in der Plastik. Man eifert und schwelgt in Anatomie und Studium. Die Begriffe schön und häßlich sind abgetan, oder vielmehr, je charakteristischer und aufschlußreicher ein Modell für die Erscheinungen des Natürlichen sich darbietet, desto anziehender, desto „schöner" wird es von dem Künstler empfunden.

Da nun aber nicht mit einem Schlage auch geändert werden konnte, daß die Pflege der Kunst im großen und ganzen noch immer als ein Zubehör des religiösen Lebens betrachtet wurde, so mußte man aus der heiligen Geschichte die Stoffe abzuleiten suchen, welche die Gelegenheit zu solchen Studien des Körperlich-Realistischen und Charakteristischen boten. Und da konnte kein Thema so geeignet sein wie das der Magdalena in der Wüste. Auch das der Eva, der gesunden, blühenden Mutter des Menschengeschlechtes, konnte diesen begeisterten Anatomen bei weitem nicht Gleiches bieten, wie das der abgemagerten und angealterten Büßerin. Diesen Künstlern lag nichts daran, ein schönes oder gar irgendein sinnlich wirkendes Weib zu bilden. Sie interessiert lediglich das Erscheinungsresultat der Kasteiung, und so leitet in eigenartigem Widerspiel der Ernst der Kunst die Figur der nackten Magdalena in eine reine büßende Sachlichkeit zurück, wie sie das Drum und Dran der Legende so unabgelenkt kaum aufrechterhalten hatte. Mit einer fast schreckhaften Stärke solchen Tuns hat der große Donatello (1386 bis 1466) seine Magdalena im Baptisterium, der Taufkapelle des Doms zu Florenz, modelliert und dann die Mildtätigkeit ihres langen Haares um sie geknotet und gehüllt. Bis zu Verrocchio (1435 bis 1488), an dessen bemalte Tonstatuette im Berliner Museum erinnert sei, haben sich ihm andre in dieser Auffassung angeschlossen, und noch Lorenzo di Credi (1459–1537), um ein verwandtes Beispiel aus der Malerei zu geben, hält in seinem Berliner Bilde, in der von Wüstenhitze braungebrannten Magdalena mit den abgehärmten Zügen um den Mund, dieselbe strengere und sachlichere Wiedergabe der Büßerin fest. Indessen doch schon beträchtlich mäßigend, mit Vermeidung des hexenhaft Gespenstischen jener fürchterlich entschlossenen Donatello-Figur. Auch seine Magdalena ist ernst und nicht jung, aber schon will man nach der Seite des wohltuend Aesthetischen hinüber versöhnen, auch durch Einzelheiten, wie die Hände und das gepflegte schwere weiche Haar. Wir stehen eben schon in einer Zeit mit Lorenzo, wo der Naturalismus seine Schuldigkeit getan hat, wo seine entschlossene Herbheit nicht mehr befriedigt und reizt. Wo man genug von ihm gelernt zu haben glaubt, um ohne Schaden zu minder starren Kunstprinzipien zurückzukehren, um die Wahrheit, also das Schöne, wieder auf Gebieten aufzusuchen, von denen ein instinktives menschliches Gefühl allzeit nur durch die pädagogische Strenge von Theorien, in Verbindung mit dem reinigen Schuldbewußtsein verflachter und verlogener Schönmalerei, vorübergehend wie zur Buße und Gesundung hinweggelenkt werden kann.



Bernh. Strigel Maria Magdalena und Johannes der Täufer

Dementsprechend tritt das Magdalenenmotiv zur Zeit der hohen Renaissance, der Lionardo, Michelangelo,



Lucas von Leiden — Das Weltleben der Magdalena

Raffael überhaupt wieder zurück. Die künstlerischen Freuden, die sich an ihm erfüllten, interessieren nicht mehr so. Wo man aber das weiblich Nackte zu schildern wünschte — was übrigens für die frei und fein gebildete Florentiner, Mailänder und verwandte Hochrenaissance immer nur eine nachgeordnete Aufgabe der Kunst blieb, soweit nicht ein Michelangelo in ihm die höchsten Mittel zum Ausdruck der Idee fand —, da war man nun endlich darüber hinaus, biblische Vorwände suchen zu müssen, seit man mit Signorelli und Botticelli dem heidnisch-antiken Gedankeninhalt und der Idylle den endgültigen Sieg ihrer Selbstberechtigung in der zeitgenössischen Kunst errungen hatte.

Anders Venedig. Hier war man mehr kaufmännisch als humanistisch, und wenn man nicht fromm war, so blieb doch die Schulunterweisung in biblischer und Heiligengeschichte die hauptsächliche literarische Bildungsgrundlage. Dasselbe galt von einem großen Teil der auswärtigen Gönner, die sich an den venezianischen Gemälden erfreuten und sie gut bezahlten. Hier kam Maria Magdalena wieder zu Ehren, allerdings nun nicht mehr ihre Buße, sondern ihre Hüllenlosigkeit. Oder vielmehr das halbverhüllende Spiel mit ihren Haaren, wie denn ja überhaupt durch die Koketterie des Andeutens und Wiederentziehens, des Verheißens und Innehaltens Lockungen hervorgebracht werden, welche die klare Nacktheit nicht haben kann, weil sie entweder absolut peinlich, also unästhetisch, oder wiederum nur ästhetisch, auf sofort eintretende künstlerische Empfindungen wohltuend wirkt. Hier zu Venedig ist der Absichtsgedanke der neueren Magdalenendarstellungen geboren worden, und als die Stammmütter ihrer langen Reihe können die Magdalenen des vollendeten Schilderers veräußerlichter weiblicher Schönheit, Tizians, angesehen werden: in der Ueppigkeit ihrer von keiner Entbehrung wissenden Form, dem echten Renaissancereiz ihrer vollkräftigen Hände, der Hinzutat ihres bezaubernd gemalten blondwelligen Haares zu tizianisch warmleuchtender Haut. Aus Tizians Werkstätte ist diese Auffassung der Magdalena in verschiedenen Variationen hervorgegangen, auch in der einer bloß gelockerten Kleidung, womit die Legende also noch weiter verlassen wird zugunsten einer wirkungsvollen Annäherung an die Täglichkeit. Eng an Tizians bekannteste Magdalena, die im Florentiner Pittipalast, schließen sich zahlreiche andre Darstellungen in den höfischen Galerien an. Darunter ein Berliner Bild, das wohl mit Unrecht unter dem Namen des Spaniers Mateo Cerezo (1635—1675) geht, viel eher italienische Marktware aus der Zeit des Eklektizismus ist. In ihm ist verstanden, durch loses Ineinanderlegen der Hände unter der Brust dem zurückgeschobenen weichen Oberarm und den haarumflossenen Reizen der übrigen Anordnung eine schwellende Hervorhebung zu geben, die ein Zeitgenosse des Tizian doch noch abgelehnt haben würde.



Guercino Die büßende Magdalena

Als häufiges Attribut dieser neuen Magdalenen begegnet nun ein Totenkopf, der dann gewöhnlich die Salbenbüchse entbehrlich macht. Er ist nicht eigentlich, wie man meinen könnte, als ein Memento mori gedacht, ein unheimliches Spielzeug der von der Vergänglichkeit der Weltlust durchdrungenen Büßerin, sondern hängt wieder ganz anders mit einer apokryphen Tradition zusammen. Wir fanden Magdalena als die Frau, die auf vielen alten — oder auch, wie bei Eduard von Gebhardt, archaisierenden — Darstellungen der Kreuzigung den Stamm des Kreuzes umklammert. Nun gehört zu dem dichten Geflecht der nachtestamentlichen Traditionen auch die, daß das Kreuz Christi über Adams Grabe gestanden habe, weshalb man in dem großen Legendenmuseum, der Grabeskirche zu Jerusalem, ein Stockwerk unter der Kreuzerhöhungskapelle eine Adamskapelle zeigt. Auf dieses Adamsgrab bezieht sich der bei Kruzifixen und Gemälden so viel unter dem Kreuze Christi angebrachte Totenkopf;



Correggio Die büßende Magdalena

neben ihn warf sich also Magdalena, und so wurde er auch wie zu einem Zubehör von ihr.

Ein andres Attribut der Heiligen werden die gemalten Tränen, mit denen sie vom sechzehnten Jahrhundert ab erscheint. Zuerst noch vereinzelt und diskret, dann häufiger und zumeist mit einer so theatralischen Sentimentalität, daß einigermaßen ehrlich fühlende Menschen sich nicht entschließen können, diese Bilder anzusehen. Das Widerwärtigste an gefallsüchtiger Larmoyanz, über alle Leistungen der Guido-Reni- und Carlo-Dolci-Schule noch hinaus, hat der Franzose Greuze (1725—1805) gemalt. Dieser an sich bedeutende und oft uneingeschränkt liebliche Künstler, der aber mit seinen augenverdreherischen Backfischen, welche die „Unschuld" und andre Schoßkindtugenden einer tiefverlogenen Zeit versinnbildlichen sollen, uns gar zu sehr daran erinnert, daß man an das letzte Ende der gesellschaftlichen Heuchelei gelangt war, so daß nur noch die Guillotine übrig blieb, oder anderseits die rücksichtslose Rückkehr zur Natürlichkeit, die Rousseau gepredigt hatte und die nun die Marat, Robespierre, J. L. David auf einem neuen Theaterwege, dem des Neuspartanertums, aus dem dann das „Empire" hervorging, versuchten.

Aber auch von tränenlosen Magdalenen sind unendliche Serien nach Tizian und bis ins achtzehnte Jahrhundert gemalt worden. Ernsthafter, ohne gesuchte Zuckerschönheit, noch von Tintoretto (1519—1594); mit Anmut, doch so, daß diese sich mit einer wirklichen frommen Auffassung verbindet, von den Spaniern Ribera und Murillo, während unterdessen die Carracci, Guercino, Domenichino und so weiter nebst ihren Schulen einen lediglich banalen weiblichen Reiz variieren, der auch der alleinige Grund ist, warum die Maler dieser Art auf die störenden Tränen verzichten. Die Maria Magdalena des Guercino (1591—1666) könnte sogar fast von einem jener modernen Süßmaler sein, deren Gemälde als solche gar nichts bedeuten, überhaupt für das Publikum kaum sichtbar werden, vielmehr direkt auf den Photographen spekulieren, der sie vervielfältigt und ein Riesengeschäft macht, indem er zum Kunstgenuß von Sekundanern und Ladenmädchen mit ihnen die Schaufenster der kleinen Buch- und Papierhandlungen tapeziert. Aus diesem Genre der Magdalenendarstellungen ragt die des Pietro Rotari, die sich zu Dresden befindet, aus dem achtzehnten Jahrhundert, immerhin noch durch künstlerische Qualitäten hervor. Eines der trivialsten, daher lange Zeit am heißesten vom Publikum geliebt, ist das weichlich-glatt gemalte Bild zu Dresden, das man kein Bedenken trug um zwei Jahrhunderte zurückzudatieren auf den zur Zeit der sächsischen Auguste berühmtesten Maler von allen, der Lionardo und Raffael weit überstrahlte, den allerdings ganz singulären Correggio. Die Uffizien zu Florenz enthalten eine Wiederholung dieser hingestreckt lesenden, sogenannten Correggioschen Magdalena, die

man dort, ebenfalls ganz unmöglich, auf Cristofano Allori zurückführt.

So trägt jedes Zeitalter in das Thema der büßenden Magdalena seine eigne Art hinein. Die bürgerliche Solidität eines ehrbaren und gedeihlichen Städtetums, aus welcher der Altniederländer Rogier van der Weyden (1400—1464) für einen kostbaren Kleiderstoff und ein zierlich ausgemaltes Gebetbuch seiner Magdalena sorgt, oder ähnlich der deutsche Oberschwabe, der Memminger Bernhard Strigel (zur Zeit Kaiser Maximilians I.) seine Heilige, die er wirkungsvoll dem andern Wüstenmanne, Johannes dem Täufer, gegenüberstellt, in Samt und Pelzbesatz hüllt, ist so gut ein Zeitspiegel, wie die sinnenfällige Koketterie der Magdalenen aus den Jahrhunderten des höfischen Absolutismus. Oder auch wie das moderne Experiment, das der Franzose unsrer Gegenwart macht: dem Thema dadurch einen neuen pikanten Reiz abzugewinnen, daß er in dem Magdalenengesicht das kecknäsige Dirnentum vermengt mit dem Augenaufschlag der landläufigen Frömmigkeit und um das Ganze einen gewaltsamen Heiligenschein zirkelt. Sogar die Gesellschaft im Hause des Pharisäers fand auf einem französischen Bilde eine seltsame Auferstehung im modernen Gesellschaftsgewande. Im Frack und raschelnder Seidenschleppe drängten sich die Hoffärtigen um den Herrn, und Magdalena zu seinen Füßen hatte in all ihrer tiefsten Zerknirschung die Vorschriften der letzten Mode nicht übersehen. Daß bei solchen Bildern bei aller verführerischen Technik von echter Kunst keine Rede mehr sein kann, daß die Absicht des Malers wie der Eindruck auf das Publikum, als Ursache und Wirkung, rein sensationell sind, liegt auf der Hand. Heute sehen wir die Figur der Magdalena nur selten auf modernen Bildern; eine andre Gestalt der biblischen Geschichte, die ebenfalls von der Legende vielfach ausgeschmückt und verwandelt worden ist, hat ihren Platz eingenommen: Salome. In Literatur und Kunst hat man die seltsam-erotischen Reize der schönen Herodias-Tochter in letzter Zeit so vielfach verherrlicht, daß man sich vor die Frage stellen muß, ob hier tatsächlich eine Art von Entwicklung vorliegt, ob man jetzt dazu neigt, das Weibproblem von einem andern Standpunkt aus zu betrachten und die Gestalt der Salome nur das Symbol für eine tatsächlich vorhandene Zeitstimmung ist, oder aber, ob wir nur mit einer vorübergehenden Modeströmung zu rechnen haben, die nur darauf zurückzuführen, daß ein begabter Künstler das Motiv aufgegriffen hat und die andern sich beeilen, es nach Kräften zu variieren. Die Figur der Magdalena ist dadurch jedenfalls völlig in den Hintergrund gedrängt, und daß im allgemeinen heute das Magdalenenthema seine breite Beliebtheit in der bildenden Kunst erschöpft hat, können wir getrost als ein erfreuliches Symptom bezeichnen. Denn gerade es hat allzu lange dazu dienen müssen, den Künstler nicht zum Gebenden und Erziehenden in Aesthetik und Kulturgeschmack, sondern zum bezahlten Lohndiener einer heuchlerischen Lüsternheit, vom hochgeborenen Bildersammler bis zum gefühlvollen Spießbürger, zu machen.



Rogier van der Weyden — Maria Magdalena



Leon Perrault — Sankt Magdalena

Ein Larvenzustand bei einem Säugetier

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Wenn mich jemand fragte, was ich für die seltsamste Sache im ganzen großen Bereich der Tierwelt hielte, so hätte ich nur eine Antwort, die im Augenblick vielleicht enttäuschte. Diese seltsamste Tatsache ist für mich nach wie vor eine der allerbekanntesten, die jeder Schulknabe schon weiß: die Umwandlung der Raupe in den Schmetterling. Da sitzt eine alte dicke Ligusterraupe vor mir auf ihrem grünen Zweig. Sie ist ein Muster von sinnreicher Anpassung. Alles an ihr steht im besten Einklang, sie hat ihren trefflichen Apparat zum Fressen und Verdauen, sie klettert auf ihrem Ast, sie atmet, sie sieht. Wer ihr eine Weile zuschaut, der würde so nie auf den Gedanken kommen, daß sie kein fertiges Wesen sei. Und doch kommt der Tag, da verpuppt sie sich, nachdem sie so lange bloß als Raupe gewachsen ist. Und erst aus der Puppe steigt das fertige Insekt, der Schmetterling, der erst den Rang des Ganzen in der Insektenreihe bestimmt. Die ganze Raupe war nur eine „Larve". Sie war kein zarter Keim im Schoße eines Eies, sie stand schon offen im äußerlichen Daseinskampfe. Aber sie war auch kein „junger Schmetterling". Sie war so und so lange ein Geschöpf ganz für sich, eingeschoben in den Werdegang dieses Schmetterlings als besondere Station, aber diesem Schmetterling auf dieser Station so grundunähnlich, daß noch einmal fast alles an ihr wieder heruntergearbeitet werden mußte, als provisorisches Rüstzeug wieder fort mußte, damit der Schmetterling wirklich werden konnte. Unsre tollste Phantasie verlangt, daß aus der Mücke ein Elefant werde. Mir ist immer, als habe es die Natur mit der Raupe etwa so gemacht: einen Elefanten zuerst werden lassen, damit eine Mücke daraus entstehe.

Was dem Seltsamen aber erst seinen eigentlichen Umfang gibt, ist, daß diese Larvenbildung nicht auf Raupe und Schmetterling beschränkt ist. Als eine allgemeine Erscheinung geht sie durch ungeheure Gebiete der Tierwelt. Die Raupe verkörpert die seltsame Sache nur als das nächste Exempel. In der Verwicklung gibt es eine Fülle noch viel packenderer Beispiele. Es gibt Käfer, bei denen aus der fertigen Larve eine ganz anders aussehende zweite Larve entsteht; diese zweite verpuppt sich, und aus der Puppe erwächst wieder eine Larve, die sich verpuppt, und erst diese zweite Puppe gibt endlich den himmelweit von all diesen Larven und Puppen verschiedenen Käfer. Die Larven der Libellen und Eintagsfliegen leben im Wasser und atmen mit Kiemen, während das fertige Wesen ausschließlich für die freie Luft gebaut ist. Die Larven gewisser seesternartiger Tiere, der lieblichen Haarsterne, haften wie eine Pflanze am Boden, während das endgültige Geschöpf sich wie eine fortkriechende Blume vom Larvenstengel löst. So löst sich ähnlich die Qualle von einer Larve, die einem festsitzenden Polypen gleicht, aber hier teilen sich die Geschwister gar erst oberhalb der Larve: aus einem einzigen Ei wächst ein einzelner Polyp, von dem aber löst sich als gemeinsame Larve ein ganzer Haufen fertiger Quallen ab, wie wenn aus einer einzigen Schmetterlingspuppe ein Dutzend Schmetterlinge ausfliegen sollten. Erscheint uns der Schmetterling wenigstens stets höher, feiner, vollkommener gebaut als seine Larve, die Raupe, so zeigt sich in einer ganzen Masse von Fällen umgekehrt die Larve in höherem Besitz als das endgültige Tier: die Auster, die ein Typus des schwerfälligen Haftens an der Scholle ist, schwimmt als Larve lustig umher; die Larve der Ascidie, eines wurmähnlichen Wesens, trägt das Merkmal eines viel höheren Typus im Leibe: die Anlage der Wirbelsäule des Wirbeltiers. Fast möchte man sagen, hier lägen die Dinge umgekehrt und der Greis leiste sich hier noch einmal den Mummenschanz eines Larvenstadiums. Dem stände ja hier allerdings entgegen, daß nur diese Altersstufe die Art fortpflanzt, sie könnte also doch wohl nicht die wahre Larve sein. Aber auch das stimmt nicht überall. Es gibt eine zweite Larvenform auffälligster Art in unsrer heimischen Tierwelt, die auch jeder Schuljunge kennt: die Kaulquappen unsrer Teiche, aus denen die fertigen Molche, Frösche und Kröten werden. Die Kaulquappe hat noch Kiemen wie ein Fisch, sie trägt auch, wenn ein schwanzloser Frosch aus ihr werden soll, einen gewaltigen Ruderschwanz, sie ist in jedem Betracht eine echte Larve. Die Regel ist denn auch hier, daß nicht diese Larve, sondern nur das fertige, bloß mit Lungen atmende Tier wieder Eier legt. Aber wenn man solche Larven unsrer Teichmolche hindert, an das Land zu gehen, so pflanzt sich unter Umständen eben einfach auch die Larve selber fort, und bei dem wunderbaren Molche Axolotl des Sees von Mexiko ist das sogar völlig zur Regel geworden.

Molch und Frosch gehören bereits dem höchsten Tierstamme an, sie sind Wirbeltiere. Das Larvenbilden geht also mit bis in dieses oberste Stockwerk der Tierentwicklung. Lange hat man aber geglaubt, von allen Wirbeltieren sei dieses Amphibienvolk doch das einzige, das sich diesen sonderbaren „Luxus" noch erlaubt. Alles wird ja da oben hinauf straffer, geht mit immer geringeren Seitensprüngen und Arabesken auf das Ziel. Freilich wäre seltsam gewesen, wenn die unterste Wirbeltiergruppe, die Fische, die doch noch ein ganzes Stück unter den Amphibien steht, kein Exempel mehr liefern sollte. Zuerst wurde denn auch von unseren Neunaugen, äußerst niedrig entwickelten Fischen, entdeckt, daß die längst für sich bekannten blinden und wurmähnlichen sogenannten Querder ihre regelrechten Larven bildeten, aus denen erst im vierten Jahre das richtige Neunauge wird. Dann klärte sich die lange, vollkommen mysteriöse Jugendgeschichte unsers Aals, also eines Fisches der obersten Gruppe, ganz unverhofft auch dadurch auf, daß man in gewissen glashellen Fischen in ziemlicher Meerestiefe, die man früher als Leptocephaliden auch besonders beschrieben hatte (sie sehen allem eher ähnlich als Aalen) seine Larven erkannte. Umgekehrt erschien es dagegen als felsenfester Lehrsatz, daß oberhalb der Amphibien ein echtes Larvenstadium nicht mehr existiere. Reptil und Vogel mochten im Ei so seltsame Urstadien durchlaufen wie sie wollten: wenn sie die Eischale verließen, traten sie alsbald als „Junges" ohne besondere Larvenorgane auf. Vollends bei dem Säugetier schien die Sache schlechterdings selbstverständlich.

Es ist nun eine Errungenschaft neuerer, verschärfter Untersuchung, daß wenigstens bei einem bestimmten sehr niedrigen Typus des Säugetiers doch auch noch ein Zustand auftritt, der durchaus als ein Larvenstadium bezeichnet werden muß. Es handelt sich bei dieser äußerst überraschenden Entdeckung um das sogenannte Beuteltier, einen Säugertypus, dessen jetzt durch unsre Tiergärten allbekannter Vertreter das Känguruh ist.

Die Beuteltiere haben ihren Namen nach einer eigentümlichen beutel- oder taschenartigen Hautfalte, die bei den Weibchen der meisten Arten entwickelt ist und dazu benutzt wird, die Jungen wie in einem warmen Nest noch eine Weile herumzutragen. Der Vergleich mit dem Nest des Vogels ist in der Tat ein sehr passender. Der Beutel tritt zuerst auf in der Gruppe der allerniedrigsten Säugetiere überhaupt, bei den Schnabeltieren. Das Landschnabeltier legt noch genau wie jeder Vogel Eier, und wie das Vogelei im Nest, so liegt auch das Ei des Schnabeltiers zunächst noch im Beutel, bis das Junge auskriecht. Bei dem Beuteltier hat das Eierlegen zwar aufgehört, aber das warme Nestchen steht gleichwohl für die Jungen noch bereit. Eine ursprüngliche Eigenschaft aller Säugetiere tritt uns ganz offenbar in diesem merkwürdigen Beutel entgegen, denn noch bis zu den höchsten Säugergruppen herauf finden sich Reste seines Schließmuskels erhalten, ja noch bei Halbaffen (dem Plumplori) tauchen Spuren von Hautfalten in seiner Gegend des Leibes auf. Die Beuteltiere mögen ihn so allgemein sich erhalten haben, weil sie überhaupt der Jugend des Säugerstammes noch nahe zu stehen scheinen. Ihr Volk blühte schon in der Zeit der Ichthyosaurier, und zwar damals auch bei uns in Europa. Bereits in der frühesten Tertiärzeit, in der sogenannten Eozänzeit, war es bis nach Australien gelangt, wie wir jetzt aus einem ganz neuerdings gefundenen versteinerten Rest von der Insel Tasmanien (Wynardia) wissen. Dort haben diese altmodischen Gesellen dann noch ein dauerndes Asyl gefunden, während sie (bis auf zwei Gruppen in Amerika) sonst überall ausgestorben sind. Auch in Australien ist aber ihre Gigantenzeit längst um: Verwandte des kleinen kurzbeinigen Wombat, den man in jedem größeren zoologischen Garten sieht, stapften einst in der Größe von Nashörnern und Eisbären um die Binnenseen des australischen Innern. Der arme Reisende Leichhardt, der spurlos im Herzen des kleinen Kontinents verschollen ist, zog noch aus im Glauben, er werde diese Riesenbeutler, die „Mammute" Australiens, lebend finden, da ihm ihre Knochen noch so frisch erschienen; aber wie die wirklichen Mammute hatten sie längst das Zeitliche gesegnet.

Im Beutel solcher „Beuteltiere" spielt sich nun das ab, was ich oben als Larvenzustand eines Säugetieres bezeichnet habe. Von so manchem jungen Säuger ist im Volke allgemein bekannt, wie hilflos er das Licht der Welt erblickt. Das kleine Beuteljunge aber ist nicht bloß hilflos in diesem Sinne. Es ist ein ganz besonderes Wesen. Halb ist es überhaupt noch Embryo, wie ein Vögelchen, dessen Nest die Katze verheert hat und das vorzeitig aus dem Ei gefallen ist. Seine Hinterbeine sind noch kleine, flossenhafte Stummel. Seine Sinnesorgane sind nicht bloß noch äußerlich verschlossen, sie sind noch gar nicht fertig ausgebildet, zum Beispiel ist die Schnecke im Ohr noch gar nicht spiralig aufgewunden. Die Nieren verharren noch auf einer Urstufe unterhalb der echten Nierenbildung der höheren Wirbeltiere. Die Ausführgänge des Leibes entsprechen noch denen des Schnabeltiers. Gleichzeitig aber ist in einer Reihe andrer Dinge dieses gleiche Beuteljunge schon ein ganz besonderes Geschöpf mit speziellen Anpassungen bloß an diese seine Beutelexistenz, genau wie die Kaulquappe oder Raupe ihre Anpassungen für ihr Larvenleben hat. Kaum ist das winzige Geschöpfchen, gekrümmt noch wie ein Embryo, im Beutel, so wird es dort gegen die Milchzitze der Mutter mit seinem offenen Munde gedrückt. Man denkt, es sei wenigstens so weit, daß es einfach saugen könne. Aber alsbald wächst ihm die Mundspalte selber rechts und links von der Zitze fest zu, so daß die Zitze in einer Röhre sitzt. Indem die Zitzenspitze aufschwillt, entsteht ein regelrechter innerer Saugpfropfen, der vorläufig gar nicht mehr durch die enge Röhre zurück kann: das Kind hat sozusagen den Propfen der Milchflasche so weit geschluckt, daß es ihn nicht wieder zurückbringt. Selbst saugen kann es bei dieser Sachlage natürlich gar nicht, es ist aber auch nicht nötig. Der Milchapparat hat einen eignen Muskel, den die Mutter bewegen kann und der die Milch in den Schlund spritzt. Bei dieser Sache bleibt aber unbegreiflich, wie das Junge nicht ersticken soll. Es atmet ausschließlich durch die Nase, denn der Mund ist ja luftdicht

gesperrt. Damit aber auch so die Milch nicht auch in die Luftröhre laufe, ragt der Kehlkopf in besonderer Weise bis in die Nase hinauf, während jederseits die Spritzmilch an ihm vorbei in die Speiseröhre rinnt. Gleichzeitig ist die Lunge durch besondere, bloß der Larve zukommende Vorrichtungen noch eigens auf dieses Kunststück, mit einem dauernden Propfen im Munde nicht zu ersticken, eingerichtet. Während die Hinterbeine in dieser Zeit noch, wie gesagt, formlose Embryostummel sind, haben aber die Vorderbeine oder Arme der Larve sich schon groß ausgebildet und haben starke Krallen entwickelt, mit denen das im Munde unlösbar angeschlossene Kleine sich auch bereits fest in das Haarkleid der Alten einklammern kann.

Dieses Wesen ist kein Embryo mehr und es ist auch noch kein echtes junges Känguruh: es ist eine echte und rechte Larve, eine Beutellarve. Der Ausdruck ist denn auch von namhaften Forschern bereits ohne Scheu gewählt worden. Nachdem wir uns an das Säugetier gewöhnen mußten, das Eier legt (Schnabeltier), stehen wir nunmehr vor dem Säugetier, das eine besondere Beutelkaulquappe produziert. Wir brauchen nicht zu erfinden, sondern nur ernst zu forschen: es ist gesorgt, daß die Welt immer reicher wird.

Drei Gedichte

Von

Hanns von Gumppenberg

Gesellschaft

Rück her, es soll uns nicht reuen!
Ein jeder treibt ja im Wind —
Wir wollen uns heute freuen,
Daß wir beisammen sind!

Und gibt es kein Verstehen,
Wir tuen, als gäb' es eins —
Ein Licht, im Traume gesehen,
Ist immer noch besser als keins!

Und eine Wahrheit verbindet
Uns beide jedenfalls:
Daß jeder sucht und nicht findet
Im armen Reichtum des Alls.

Den Feinden

Wie sollt' ich euch zürnen
Geheim oder laut?
Meine Haut ist hürnen
Wie Siegfrieds Haut.

Hab' Feiung gefunden
Am ernstesten Tag —
Könnt nirgends mich wunden
Mit Stich oder Schlag!

Ja, besser geborgen
Bin ich als er:
Denn mir macht Sorgen
Kein Fleckchen mehr.

Im Drachenblute
Wusch ganz ich mich hart:
Nun ist nur das Gute
Mir Gegenwart!

Leben

Ist bezwungen denn der Tod
Durch des Sommers Machtgebot?
Ist ihr Bild so ganz versunken,
Die den Becher leer getrunken:
Aller, die sich wesenlos
Bargen in der Erde Schoß?
Hier in Duft und Sonnenschein
Fühl' ich wieder dich allein,
Dich, die nie ein Weh erfuhr,
Einzig Dauernde, Natur!
Um den vollen Rosenstrauch
Lebenglühend weht dein Hauch,
Hell wie immer durch den Wald
Deine Tausendstimme schallt —
Deiner Stärke Ueberschwall
Wirfst du in des Stromes Fall:
Und aus brausend wilder Lust
An gebäumter Felsenbrust
Schwingst du dich zur Sehnsuchtsschau
In der Lüfte reinstes Blau!
Ja, du lebst... aus dir, aus dir
Trink' auch ich ein Leben mir!



Guter Rat

Nach dem Gemälde von Paul Meyer-Mainz



Samtkassette, die unter den Bourbonen als Urne gedient hat

Das Lottospiel in Neapel

Von

Ludwig Surbirus

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die geistvolle italienische Schriftstellerin Matilde Serao hat in ihrem bedeutenden, groß angelegten Roman „Il paese di Cuccagna"*) mit überzeugender Wirklichkeitstreue ein Bild des neapolitanischen Volkslebens entworfen und dabei die geradezu verheerenden Wirkungen geschildert, die unter einem der gesegnetsten Himmelsstriche der Erde das verderbliche Lottospiel anrichtet. Wer glaubt, die geniale Schriftstellerin habe dabei in ihrem Hange, uns das Elend und die Not der unteren neapolitanischen Volksschichten in möglichst schwarzen Farben darzustellen, übertrieben, der irrt sich. Wenn Matilde Serao das Lottospiel in Neapel geradezu für eine Volksseuche erklärt, die fort und fort Tausende und Abertausende dem Wahnsinn und dem Tod überliefert, so hat sie sich dabei nur an das gehalten, was sich jedem in überzeugender Weise aufdrängt, der sich die Mühe gibt, die Verhältnisse, wie sie sind, etwas näher zu betrachten.

Schon die Statistik liefert mehr als bedenkliche Taten. Nach einem der offiziellen Berichte, wie sie in den letzten Jahren dem italienischen Finanzministerium von der Verwaltung des Spiels erstattet worden sind, haben die verschiedenen italienischen Lottobanken zusammen eine jährliche Durchschnittseinnahme von 70 Millionen Lire gehabt; von dieser Summe gingen 40 Millionen für Spesen und Gewinne ab, so daß dem Staat eine jährliche Reineinnahme von 30 Millionen verblieb. An der runden Summe von 70 Millionen Lire, die das italienische Volk alljährlich für das Lottospiel verausgabt, ist die Bevölkerung Neapels allein mit 10 bis 12 Millionen beteiligt, während auf die andern größeren Provinzialstädte des Königreichs, wie Mailand, Turin, Palermo oder Venedig, höchstens Summen von 2 bis 3 Millionen entfallen. Man hat sich bisher vergebens bemüht, das Uebel auszurotten, und es sind sogar alle Versuche gescheitert, die darauf ausgingen, es einzuschränken. Zumal in Neapel scheint es sich um einen Giftstoff



Ein „Assistito", der die Glücksnummern voraussehen kann, genannt „Cagli-Cagli"

*) Unter dem Titel „Schlaraffenland" in deutscher Uebersetzung von K. Manfred erschienen (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt).

zu handeln, der derart in den Volkskörper eingedrungen ist, daß seine Beseitigung, wenn überhaupt, sich nur dadurch bewirken läßt, daß man diesen Organismus durch ein Heilverfahren, das allerdings noch zu finden wäre, unter ganz andre Lebensverhältnisse versetzt, als sie ihm einstweilen beschieden sind. Wären heutzutage in Neapel wie in ganz Süditalien Erwerbsverhältnisse möglich, wie der Norden des Landes sie mit seinem hochentwickelten Verkehr und seiner nicht minder entwickelten Gewerbetätigkeit darbietet, dann würde daselbst vielleicht der Hang des Volkes zu leichtem, mühelosem Gewinn und sein Vertrauen auf ein zu seinen Gunsten sich entscheidendes blindes Ungefähr einzudämmen sein. Vieles hat auch die Mißwirtschaft früherer Regierungen verschuldet. So mußte zur Bourbonenzeit das moralisch nicht zu rechtfertigende Geldgeschäft, das der Staat mit dem Lottospiel betrieb, sich in das Mäntelchen der christlichen Mildtätigkeit hüllen, denn die Gewinner der fünf Nummern, die damals alle vierzehn Tage aus den neunzig in dem gläsernen Glücksrade befindlichen gezogen wurden, waren verpflichtet, einen bestimmten Prozentsatz ihres Gewinnes zugunsten von fünf armen Mädchen, Pfleglingen des Sankt Annunziatenhospizes, abzugeben, und es wurden jedesmal die Namen dieser armen „donzelle“ zugleich mit den Nummern, die man besetzt hatte, auf dem „stampato“, das heißt der Bescheinigung über die Besetzung der Nummern und die dafür geleistete Zahlung, bekanntgemacht.

Was das Uebel in Neapel besonders verderblich macht, ist der Umstand, daß neben dem öffentlichen, vom Staate offiziell betriebenen Spielgeschäft noch ein privates, geheimes einhergeht, das „kleine Spiel“, 'O juoco piccolo, wie es in der Landesmundart genannt wird. Wie bekannt, hat der Staat, zu dem das „moderne“ Italien sich konsolidiert hat, durch das Dekret vom 27. September 1863 für sein ganzes Gebiet das Lottospiel als Monopol für sich in Anspruch genommen. Trotzdem gibt es viele Spiellustige, die sich diesem staatlichen Zwange nicht fügen wollen und hohe Geld- und selbst Gefängnisstrafen riskieren, um ein Lotto für sich zu organisieren. Die Art, auf die das geschieht, ist allerdings nur in Neapel, auf dem gewachsenen Boden für geheime Gesellschaften, möglich. An die Spitze des Unternehmens stellt sich eine Persönlichkeit, 'o signor, „der Herr“, genannt, die zunächst das dazu erforderliche Geld hergibt. Sie tritt aber niemals hervor und bleibt namentlich den Spielern unbekannt. Der Verkehr mit den letzteren, das Ausschreiben der Lottozettel, ihre Verabfolgung an die Spieler, das Einkassieren des Einsatzes und das Uebermitteln der Gewinnste, das alles wird von Agenten besorgt, Leuten aus der untersten Volksschicht, die in der Regel die Schule des Lebens schon gründlich durchgemacht haben und meist auch schon mit der Justiz in Konflikt geraten sind. Unterstützung erhalten sie nicht selten durch gewisse „Damen“, die sich in ihrem Quartier ihres resoluten Wesens wegen eines besonderen Ansehens erfreuen oder ihrerseits den Schutz irgendeines „Kamorristen“ genießen und eine besondere Geschicklichkeit namentlich darin entfalten, bei Annäherung einer Gefahr die verbotenen Lotto-



Lottobank in einem Arbeiterviertel von Neapel am Samstag vormittag



Geschäftsverkehr in einer neapolitanischen Lottobank

zettel geschickt in einem der intimen Teile ihrer Toilette verschwinden zu lassen. Eigne Ziehungen werden bei dem kleinen Spiele nicht veranstaltet. Als gezogen gelten die Nummern, die bei dem Staatslotto als Treffer herauskommen. Die Beteiligung an dem „kleinen Spiel“ ist immerhin aber, ganz abgesehen von der Gefahr, dafür von der Staatsbehörde verantwortlich gemacht zu werden, ein mißliches Ding. Handelt es sich nur um kleine Gewinnanteile, so geht die Sache leidlich gut, das heißt die Spieler können sich darauf verlassen, ihr Geld richtig ausgezahlt zu erhalten. Sieht jedoch 'o signor sich der Notwendigkeit gegenüber, mit größeren Summen herauszurücken, so wird er manchmal noch „unsichtbarer“, als er bisher schon gewesen, und der enttäuschte Spieler muß sich dann wohl oder übel von dem Agenten, an den er sich vertrauensvoll gewandt, mit der Antwort abspeisen lassen, es tue ihm leid, aber es sei etwas Schlimmes passiert, die „questura“ habe von der Sache Wind bekommen und das Verzeichnis der Lose mit Beschlag belegt, weshalb 'o signor, um nicht auf die Galeere wandern zu müssen, einen Ausflug nach Amerika unternommen habe. Fragt man sich aber, warum trotz derartiger, gar nicht selten vorkommender Manöver das „kleine Spiel“ nach wie vor gedeiht und blüht, so kann die Antwort nur lauten, daß das lediglich deshalb geschieht, weil es dem Landeseingeborenen gegen den Strich geht, im Falle eines Gewinnes statt 5 Lire nur 4 Lire und 25 Centesimi ausgezahlt zu erhalten. Der Staat behält nämlich 75 Centesimi, das heißt 15 Prozent als Steuer für sich zurück, während bei dem „kleinen Spiel“ die Gewinne tax- und gebührenfrei verabfolgt werden.



Wahl der Nummer mit Hilfe des „Panariello“

Daß bei dem „kleinen" wie bei dem „großen" Lotto der Aberglaube, zumal der unteren Volksklassen, eine große Rolle spielt, läßt sich denken. Er zeitigt sogar seine ganz besonderen, vom Standpunkt der Volkspsychologie nicht uninteressanten Erscheinungen. So strömen Scharen von Betern abends nach gewissen Kirchen wie San Pantaleone, in der ganz sicheren Erwartung, beim Nachhausegehen am Himmel in Flammenschrift die glückbringende Nummer erscheinen zu sehen, oder man wallfahrtet nach den Katakomben der Fontanelle, um dort von einem der aus der Gruft heraufbeschworenen abgeschiedenen Geister sich die aller Not und allem Elend ein Ende machende Terne oder Quaterne zuraunen zu lassen. Noch zuverlässigere Hilfe ist von dem „Kabalista" oder dem „Assistito" zu gewärtigen. Ersterer, meist schon betagten Alters, ist eine Art Monomane, der sich mit den Jahren immer fester in die Wahnvorstellung eingelebt hat, daß er auf Grund „unfehlbarer" Berechnungen die Glücksnummern und deren Konstellationen bestimmen könne. Ein weit gewitzigteres Menschenkind ist der in der Regel auch in jüngeren Jahren stehende „Assistito", wenngleich auch er als eine Art Geistesgestörter, als ein Hysteriker, Epileptiker oder an Zwangsvorstellungen Leidender auftritt. Diese Rolle ist indes nur eine äußerliche, künstlich angenommene, denn dem „Assistito" kommt es darauf an, den Glauben zu erwecken, als habe er sich, wie das ja auch sein Name besagt, des Beistandes eines Wesens höherer Art zu erfreuen. Durch dieses Wesen erhält er natürlich auch Kenntnis von den jeweiligen Glücksnummern, doch hütet er sich wohlweislich, von diesen direkt etwas kundzugeben. Seine Aeußerungen sind stets, mag er sie mündlich oder schriftlich von sich geben, wie alle richtigen Orakelsprüche unbestimmt, dunkel und zweideutig. Sein Ansehen erhöht sich nicht unwesentlich dadurch, daß er niemals Forderungen stellt, und doch treibt er ein Gewerbe, das seinen Mann reichlich nährt. Im bürgerlichen Leben irgendeiner Hantierung nachgehend, etwa, wie es häufig vorkommt, der des Bäckers oder Schankwirts, sieht er sich regelmäßig von Kundschaft überlaufen. Dabei sucht jedermann, der an dem Glücksspiel beteiligt ist, ihn durch Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten zu verpflichten. Geldgeschenke nimmt er nicht, er läßt sich nur die „baren Auslagen", die er hat, für Werke der Wohltätigkeit, Kerzenopfer in den Kirchen u. dgl. „ersetzen". In den untersten Volksschichten steht der Glaube an die unfehlbare Sehergabe des Assistito so unerschütterlich fest, daß vor kurzem erst einer der bekanntesten Wundermänner dieser Art von einer Bande von Strolchen auf das entsetzlichste mißhandelt wurde, weil er sich weigerte, die Glücksnummern zu verraten. Die Unmenschen hatten ihr Opfer nach einem entlegenen Hause gelockt und waren nach Quälereien der mannigfachsten Art gerade dabei, ihm glühendes Fett auf den entblößten Rücken zu träufeln, als ihrem Treiben von der inzwischen herbeigeeilten Polizei ein Ende gemacht wurde.

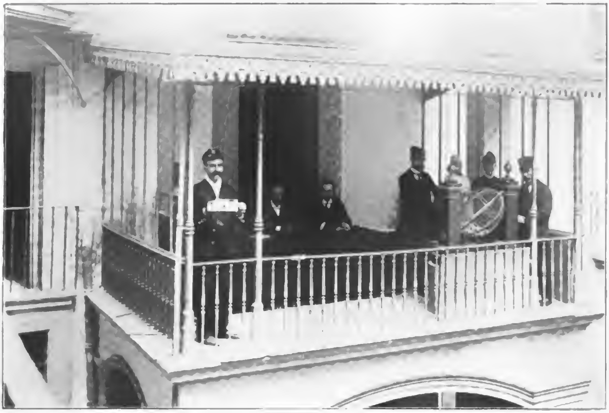


Ein altes Glücksrad

Der Unglückliche, dem dieses begegnete, erfreut sich unter den „Assistiti" des heutigen Tages allerdings des meisten Rufs. Es ist ein kleiner Schenkwirt, der unter dem Spitznamen „Cagli-Cagli" bekannt ist und das erwähnte unliebsame Abenteuer als etwas hinnimmt, das mit dem Mestiere



Der Wagen des Albergo dei poveri und die Waisenknaben



Die Ziehung

verbunden ist. Auf den ersten Anblick macht er in der Tat den Eindruck eines mit einem schweren Nervenleiden behafteten oder eines geistig nicht ganz normalen Mannes. Er mag etwa vierzig Jahre alt sein und ist von mittlerem Wuchse mit einem abgezehrten und hageren Gesichte; die Augenhöhlen liegen ihm tief und düster im Kopfe, und in ihnen bewegen sich wie bei einem Fieberkranken zwei unheimlich leuchtende Augen unruhig hin und her. Das Volk ist so fest davon überzeugt, daß dieser Mann die Glücksnummern kennt, daß es sich keine Mühe verdrießen läßt, sie ihm zu entlocken. Seine auf der Via Pontecorvo gelegene kleine Schenke erfreut sich daher stets eines sehr lebhaften Zuspruchs. Es ist allerdings die sonderbarste Gesellschaft, die sich hier zusammenfindet, zumal an dem der Ziehung vorausgehenden Freitage, Leute aus der Hefe des Volkes und solche, die bessere Tage gesehen haben, alle aber gleichmäßig bemüht, sich die Gunst des berühmten Assistito zu erringen. „Cagli-Cagli" spielt dabei seine Rolle mit dem Geschick eines vollendeten Schauspielers; er ist ganz der geistesabwesende, sich in einer höheren Sphäre bewegende Prophet, dessen Aussprüche natürlich in das tiefste, undurchdringlichste Dunkel gehüllt sind. Mit freundlichem Lächeln bewegt sich durch die bunt zusammengesetzte Menge die vielgeliebte Gattin des Assistito, eine Dame von stattlicher Körperfülle und üppigem rötlichen Blondhaar; sie hat für jeden ein freundliches Wort, bleibt aber als Neapolitanerin des unverfälschtesten Schlages, wenn es sein muß, auch das nicht mißzuverstehende Wort schuldig.

Die Ziehung der Nummern findet jetzt wöchentlich einmal, und zwar Samstags, in dem Verwaltungsgebäude des Lottos statt, während es früher, wie schon gesagt, und noch zu Beginn der bourbonischen Herrschaft nur zwei Ziehungstage im Monat gegeben hatte. Damals waren auch die Aeußerlichkeiten des Spiels vielfach andre. So



Divisione delle giornate stabilite per l' Estrazioni del Real Lotto di Napoli a causa della ventecinquesima de' 31. Decembre di quest' anno 1808., e della ventecinquesima de' 30. Settembre 1809. da servire di regola, per la stampa, per li bolli, e per la rimessa delle Liste delle Donzelle a' postieri, ed Amministratori del Regno.

1808.	1808.
3. Decembre	17. Decembre
31. Decembre	
1809.	**1809.**
28. Gennaro	14. Gennaro
25. Febbraro	11. Febbraro
25. Marzo	11. Marzo
29. Aprile	15. Aprile
27. Maggio	13. Maggio
24. Giugno	10. Giugno
22. Luglio	8. Luglio
19. Agosto	5. Agosto
16. Settembre	2. Settembre
14. Ottobre	30. Settembre
11. Novembre	28. Ottobre
9. Decembre	25. Novembre
	23. Decembre

Offizielles Verzeichnis der Ziehungstage in den Jahren 1808 und 1809

erhielten die Spieler zunächst nur eine Bescheinigung über die besetzten Nummern und den eingezahlten Betrag, die erst am Morgen des Ziehungstages gegen die eigentlichen Lottolose eingetauscht wurde. Die Gewinnstnummern wurden anfangs aus einem gläsernen Glücksrade gezogen, an dessen Stelle später die „Schatulle“ trat, ein mit rotem Samt bezogener goldbordierter, mit silberner Schloßklappe versehener Kasten, in dessen Deckel sich eine Oeffnung zum Herauslangen der in Buchsbaumkapseln eingeschlossenen Nummern befand. Neben der Nummer war in der Kapsel ein Zettel mit dem Namen der donzella, die an dem Gewinn beteiligt sein sollte, eingeschlossen.

Heutzutage erhält man sein Lottolos in einer der vielen Lottobanken, die über die ganze Stadt verteilt sind, sobald man seine Nummern besetzt und seine Einzahlung geleistet hat. Des größten Zuspruchs unter diesen Banken erfreut sich die dem Direktionsgebäude gerade gegenüber gelegene, die allen Lottospielern wohlbekannte „Nummer fünfundfünfzig“, weil man bei ihr am längsten, das heißt bis zum Nachmittage des Ziehungstages, Nummern besetzen und Einzahlungen leisten kann. In ihr, wie übrigens in jeder andern, befindet sich auf einer Ecke des Zahltisches der berühmte panariello, ein Korb aus Weidengeflecht, den jeder, der über den Volksaberglauben erhaben ist und darum seine Zuflucht natürlich nicht zum „Kabalista“ und „Assistito“ nimmt, als Orakel befragen kann. Er enthält nämlich Zettel mit den Zahlen 1 bis 90 und gestattet somit zur privaten Vorprobe auf die eigentliche Ziehung ein vorläufiges Befragen des Schicksals. Die Ziehung findet jeden Samstag nachmittags punkt 4½ Uhr statt. Sie ist öffentlich und hat zum Schauplatz eine mit einem Eisengeländer und einem Zinkdache versehene, auf den Innenhof des Direktionsgebäudes hinausgehende Veranda. Von dem Gedränge, das um die betreffende Zeit auf diesem Hofe herrscht, kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Schon kurz nach 2 Uhr, sobald der Zugang freisteht, beginnt die Ansammlung der auf das bunteste zusammengesetzten Volksmenge. Punkt 3 Uhr steigt ein Direktionsbeamter auf die Straße herab und fordert unter dem Rufe: „Cinquanta cinque!“ die berühmte Nr. 55 zur Ablieferung ihrer Register und Nummerneintragungen auf. Kurz nach 4 Uhr langt der Wagen des Reale Albergo dei poveri mit einem Anstaltsbeamten und zwei Waisenknaben an, die beide nicht über sieben Jahre alt sein dürfen. Nun vermehrt sich das Gedränge und das Gewoge auf dem Hofe, soweit das überhaupt noch möglich ist, denn jeder will die Kinder sehen, weil es als eine gute Vorbedeutung gilt, einen Blick aus einem freundlichen Kindergesicht zu erhaschen. Es kommen aber zwei Waisenknaben, weil einer von ihnen zur Instruktion mitgenommen wird, damit er zusieht, wie er es am nächsten Samstag, wenn die Reihe an ihn kommt, zu machen hat. Ein Klingelzeichen, und die Kommission, bestehend aus dem Vertreter des Präfekten, dem der Munizipalität und dem Direktor, erscheint. Nun beginnt das Geschäft: die Nummern, Pergamentblätter mit großen, deutlichen schwarzen Zahlzeichen, werden zu zehn und zehn vorgezeigt, und wenn sie durch die Hände der Kommission gegangen sind, in Blechkapseln gesteckt, in einem kleinen Drahtkörbchen gesammelt, ordentlich durcheinander gerüttelt und in die Urne, einen ovalen Korb aus weißem Drahtgeflecht, entleert. Sind sie alle in dem Drahtkorb vereinigt, der mit schräger Achsenstellung zwischen zwei Holzpfeilern drehbar ist, so wird er auf ein zweites Klingelzeichen hin durch eine Kurbel bald vorwärts, bald rückwärts in Bewegung gesetzt, und es beginnt der Waisenknabe, der mit verbundenen Augen und in ein langes weißes Hemd gehüllt, auf einem Stuhl steht, seines Amtes zu walten. Die gezogene Nummer wird jedesmal dem Vertreter des Präfekten überreicht, der sie vorzeigt und dann einem Beamten übergibt, damit dieser sie laut vorlese. Die gezogene Nummer kommt darauf in einen länglichen Holzrahmen, der einen Glasverschluß und fünf untereinander angeordnete Abteilungen hat, und bleibt in ihm acht Tage lang, das heißt bis zur nächsten Ziehung, öffentlich ausgestellt.

Der Wind

Von

Richard Schaukal

Manchmal wirft sich der Wind
Wild an die Fensterscheiben:
Er ist zottig-schwarz und blind.
Dann wieder treiben
Fern-fernste Wolken am Himmel hin drachengeschwind:
Nirgends kann er bleiben.

Er donnert heulend ums Haus,
Springt tief ins Wasser und wirbelt zu Tal.
Dann dehnt er sich aus
Und rast, ein flammendes Fanal,
Hoch über alle Wälder in die Nacht hinaus.

Und manchmal schauernd im Baum
Hoch am Mittag läßt er die Blätter schwirren
Leise zärtlich: man hört es kaum.
Es ist wie das Heimatirren
Von einem längst geträumten Traum.



Das Lottospiel in Neapel: Vor dem Verwaltungsgebäude an einem Ziehungstag



Potts und ihre Hühner

Eine komische Geschichte

von

Gustav Falke

„Wir werden Hühner halten," sagte Frau Pott allen, die es hören wollten oder mußten, als Potts den Entschluß faßten, aufs Land zu ziehen.

„Wollen Sie auch Schweine fett machen?"

„Nein, Schweine wollen wir nicht fett machen, wenigstens vorläufig nicht. Aber Gänse vielleicht."

Frau Pott sagte das herausfordernd, als wartete sie auf ein warnendes Wort dagegen, um es mit aller Wärme, deren ihr für die Landwirtschaft jung erglühtes Herz fähig war, zu widerlegen. Aber die Nachbarin schwieg.

Seitdem Pott sich entschlossen hatte — August Wilhelm Pott aus der Winterburgerstraße —, aufs Land zu ziehen, träumte Frau Adele nur noch von Hühnern. Kein Frühstücksei wurde verzehrt, ohne daß sie ihrem Eheherrn ihre Zukunftspläne weitläufig entwickelte. Pott war ein guter Ehemann, und seine Frau erkannte das an; nicht mit vielen Worten und ausdrücklichen Danksagungen; es lag in dem Ton, wie sie manchmal „Pott" sagte. So ein zärtliches, hingebendes „Pott". Gutmütig war er gleich auf ihre „Hühneridee", wie er es nannte, eingegangen. Er hatte ihr aus eignem Antrieb ein Buch über Geflügelzucht geschenkt. „Kurzgefaßte Anleitung zur praktischen Hühnerzucht im Groß- und Kleinbetrieb für Anfänger." Was sie andern nicht in vollem Umfang eingestanden hätten, verhehlten sie sich doch gegenseitig nicht, nämlich daß ihr ganzes Wissen auf diesem Gebiet sich darauf beschränkte, daß die Hühner Eier legen und daß die Eier in der teuern Zeit bis auf zwölf Pfennig das Stück im Preise steigen konnten. Das war ein geringes Wissen, und sie trachteten es zu vervollkommnen.

Der wirtschaftlichen Bedeutung der Hühnerzucht wurden sie aus der Vorrede zur „Kurzgefaßten Anleitung" mit Staunen inne, aber auch mit Stolz. Sie sahen sich schon in einem nationalökonomisch so wichtigen Betriebe mit Erfolg tätig. War es die Hühnerzucht, so waren auch die Hühnerzüchter von wirtschaftlicher Bedeutung. August Wilhelm Pott und Adele Pott von wirtschaftlicher Bedeutung!

Aber der Gute hat viel zu leiden auf dieser Welt, der Tätige trifft auf Hindernisse, und der Begeisterte gerät öfter als ihm lieb ist unter eine kühlende Traufe.

„Sie wollen Hühner halten?" fragte die Frau des Zollkontrolleurs mit einem unangenehmen Lächeln. „Na, viel Glück! Weiter sag' ich nichts."

„Glauben Sie man nicht, Frau Pott, daß das man so ist," sagte der Krämer. „Man so einfach die Eier aus dem Nest holen. Haben wir alles durchgemacht. So billig, wie Sie die Eier bei mir kaufen, kann kein Huhn legen."

„Aber alle Leute haben doch Hühner," entgegnete Frau Pott etwas verschüchtert. „Die kleinen Leute, wie machen denn die es?"

Der Krämer zuckte die Achseln wie über etwas, das seine Fähigkeiten nicht ausreichten zu begreifen.

„Wissen Sie, so kleine Leute, das ist ja ganz was andres. Die rechnen auch nicht. Wenn die man rechnen täten!"

Frau Pott war in solchen Stunden ganz geknickt. Langsam richtete sie sich erst wieder an der „Kurzgefaßten Anleitung" auf.

„Hier steht es, Pott! Was weiß der Krämer davon. Alle kleinen Leute haben Hühner. Wie sollten die es wohl machen? Bei rationeller Zucht kommt das Ei höchstens auf fünf Pfennig. Und dann das Fleisch! Das hat man doch auch noch!"

„Was die Leute sagen, ist ja ganz gleichgültig," entschied Pott. „Du fragst viel zu viel."

„Ja, man ist auch eigentlich zu dumm. Die Leute sind immer so klug," stimmte Frau Adele bei.

„Man muß natürlich was hineinstecken," sagte Pott mit der Wichtigkeit des künftigen Grundbesitzers. „Wo man nichts hineinsteckt, kann man auch nichts 'rausholen."

Frau Pott war auch der Meinung, wenn auch etwas zurückhaltend. Es verursachte ihr doch einen Druck aufs Herz, daß Pott vom Hineinstecken sprach. Freilich, man mußte was hineinstecken, aber wieviel?

Pott ließ ihre sorgenden und rechnenden Gedanken nicht ausreifen. „Rasse muß es sein, nur Rasse! Das ist die Hauptsache!" eiferte er. „Reine, echte Rasse! Dann erzielt man Resultate!"

Und dann sprachen sie von Rassen wie gewiegte Züchter, wenngleich sie Faverolles, Dorkings und

Langshans nur aus den Abbildungen der „Kurzgefaßten" kannten. Und welches Vergnügen lag schon in dem Aussprechen dieser fremden Namen. „Faverolles!" „Dorkings!" Pott führte mit Vorliebe die Dorkings im Munde und kaute dabei jede Silbe wie ein alter englischer Matrose seinen Tabak. Frau Pott sprach gern von „Faverolles" und „Crève-coeurs". Sie hatte als junges Mädchen einem französischen Leseklub angehört und hielt ihre Aussprache noch immer für eine sehr glückliche.

So edle Rassen hatten nun nicht nur ihre schönen Namen, sondern auch ihren schönen Preis. „Die Rentabilität der Hühnerzucht" war ein sehr wichtiges Kapitel in der „praktischen Anleitung". Und da kamen denn doch beide — zur Rettung ihrer nationalökonomischen Reputation sei es gesagt — zur Einsicht, daß es weniger auf schöne Namen als auf viele Eier ankäme.

„Landhuhn, August, ganz gewöhnliches Landhuhn! Sollst mal sehen, die legen am besten."

„Landhuhn ist keine Rasse, Dele."

„Doch, Landhuhn ist auch 'ne Rasse."

„Minorca, Dele, Minorca sind feine Hühner. Zweihundert Eier im Jahr."

„Aber brüten schlecht."

„Laß sie! Wenn sie man legen!"

Und dann nahmen sie wieder die „Kurzgefaßte" her, und an den schönen bunten Bildern erstarkte Frau Pott wieder zur Bekennerin der reinen Rasse. Und zuletzt träumten beide von einem stattlichen Hühnerhof mit Pfauen und Putern und Perlhühnern. Und Pott, der sich manchmal so wegträumen konnte, sah sich schon auf seinem Hühnerhof, einen Kreis von Freunden um sich. Sie alle bewunderten den Pfau, der mit gelassener Majestät ein stolzes Rad schlug. Und ein befriedigtes, geschmeicheltes Schmunzeln lag auf Potts Angesicht, der mitten im Zimmer stand und mit verklärten Blicken wie in eine weite, schöne Ferne sah.

•

Es war eine kleine freundliche Villa mit genügendem Gartenland, die Pott in dem ländlichen Vorort als Eigentum erworben hatte. Die etwas entlegene, erst neu entstehende Straße zog sich an Wiesenmoor und Wasser hin. Sie hatte den poetischen Namen „Lammwiese". Es mochten hier früher die Lämmer des Dorfes geweidet haben, und der Name war eine schöne Gerechtigkeit gegen die verdrängten Urbesitzer dieser Weidegründe.

Es war im November, als Potts hinauszogen; erst November, wie Frau Pott bedauernd sagte. Vor Februar legte entschieden kein normales Huhn. Früher Hühner anzuschaffen, wäre nur ein unnützes Füttern gewesen. Nur ganz liebenswürdige Tiere, einschmeichlerische Naturen, legten wohl schon im Januar dann und wann ein Ei. Aber Liebenswürdigkeit ist eine Tugend, die unter den Hühnern noch seltener ist als unter Menschen. Also war es ratsam, mit dem Ankauf bis Februar zu warten. Es gab ja auch noch genug andres zu tun. Im Garten waren noch Wege und Beete anzulegen. Obstbäume konnten gerade noch gepflanzt werden, und die wichtige Frage, wo denn nun der Hühnerstall stehen sollte, erheischte Antwort. Und etwas einleben mußte man sich doch auch, bevor man an eine Tätigkeit von so großer wirtschaftlicher Bedeutung, wie es die Hühnerzucht ist, seine besten Kräfte setzte.

Nun mag man an dem Ausdruck „Hühnerzucht" als einem gar zu gewagten Euphemismus Anstoß nehmen. Aber wenn es auch wahr bleibt, daß es sich für Potts in erster Linie um frische und billige Eier zum Frühstück handelte, so gingen doch in guten Stunden, wie wir gesehen haben, ihre Wünsche und Träume weit darüber hinaus, bewegten sich wohl gar auf phantastischen Bahnen, und es ist Tatsache, daß sogar einmal durch Potts träumerische Seele das bunte Spiel glitzernder Kolibris schwirrte. Eine Verirrung der Phantasie, ganz gewiß. Aber es zeigt doch, daß Potts entwicklungsfähig waren, Naturen, in denen ungeahnte Möglichkeiten schlummerten.

Aber das Schicksal führt den Menschen oft seltsam. Es ist jedem das Maß seiner Freuden und Leiden vorherbestimmt. Er weint keine Träne mehr, als wie ihm vorbehalten, und trinkt keinen Becher der Lust über sein Deputat. Und denkt er im Februar Hühner zu kaufen, so fährt im November ein Kerl mit Gänsen vor seine Tür, und eh' er sich's versieht, hat er etliche von diesen Tieren im Stall. So ging es Potts.

„Billig, Madam'; schöne Gänse. Ich liefere für das ganze Dorf," pries der Händler seine schnatternde Ware an.

„August, was meinst du?" fragte Frau Pott. Und in Augusts Seele erwachte dasselbe Gefühl, das sich Frau Adelens bemächtigt hatte. Es war der erste Vogel, der ihnen zum Kauf angeboten wurde. Eine Gans, kein Huhn. Aber es hätte ein Strauß, ein Pinguin sein können, Potts wären diesen Seelenkämpfen erlegen.

So kamen Potts zu Gänsen, kleinen ruppigen Pommern; drei etwas „verhuddelte" weiße und eine schon von Natur etwas schwärzliche, die aber ein „Ganter" war, wie sich nachher herausstellte.

Im Keller war schnell ein Stall hergerichtet, und der Brotmann, der gerade die Semmeln zum zweiten Frühstück brachte, wurde genötigt, diese erste Erwerbung zu begutachten.

„Ja, dat sünd Pommern," sagte er. „De sünd ümmer so lütt. Söß, söben Pund; grötter ward de nich."

„Sechs Pfund, August," sagte Frau Adele vorwurfsvoll zu Pott, der doch an dieser Tatsache ganz unschuldig war. Aber Pott war Optimist. „Mach sie man erst fett," meinte er. „Schmecken werden sie schon."

•

Wer nun Frau Pott für eine Frau hielte, die der neuen Situation nicht gewachsen wäre, würde in der Folge gründlich beschämt. Alle mütterlichen Instinkte — Potts Ehe war kinderlos — konzentrierten sich auf diese vier hilflosen Lebewesen, diese armen, halb verhungerten Pommern. Und hier tritt nun noch ein andres Wesen in den Rahmen dieser Geschichte, das nicht mit ein paar Worten zu umgehen ist, sondern seinen Platz in diesen Begebenheiten behauptet: Minna, die Magd.

Wenn je die Vorsehung zwei Wesen zusammengeführt hat, die ganz füreinander paßten, so waren es Herr und Frau Pott. Aber wenn je der Vorsehung ein großer Wurf zweimal gelungen ist, so war es bei Frau Pott und Minna. Zwei gleich hühnerfreundliche Herzen haben wohl nie in ge-

trennten Busen geschlagen. Und Minnas selbstlose Regungen galten den Hühnern der Herrschaft.

In jedes Weibes Busen schläft eine Fülle der Liebe, bereit, sich hier in einem brausenden Strom der Leidenschaft auf einmal zu ergießen oder dort in hundert kleinen Bächen Segen nach verschiedenen Richtungen hin zu verbreiten. Glückliche Gänse, denen zwiefache Fülle der Liebe zuteil wurde! Aber fett wurden sie nicht dabei, wenigstens nur langsam und mit einem Rechnungsabschluß am Ende ihrer irdischen Laufbahn mit nur sieben Pfund als Meistgewicht. Und das war der Ganter.

Der Bericht über diese vier Pommern, die Pflege, die ihnen zuteil wurde, die Hoffnungen, die sie erweckten, und ihr plötzliches Ende könnten sich zu einem großen und inhaltreichen Kapitel auswachsen. Aber es wäre unkünstlerisch, in einer Hühnergeschichte so viel von Gänsen zu sprechen; sie dürfen nur Episode bleiben. Nur eins muß noch erwähnt werden, denn hier knüpft eigentlich schon die Tragik an, die sich nachher wie ein roter Faden durch die Geschichte der Potts zieht, bis es dem Eingreifen einer höheren Macht gefiel, das Dunkel zu zerreißen und wieder freundliche Sterne aufsteigen zu lassen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich die Atmosphäre einer so intensiven Kellerzucht, wie Frau Adele und Minna sie betrieben, von Zeit zu Zeit etwas aufdringlich durch die Pottsche Villa verbreitete. Potts Nase aber, die schon etliche Wochen in den Vorfreuden auf einen köstlichen Bratenduft geschwelgt hatte, empfand das als störenden Eingriff in ihr ideales Gemütsleben. Potts Nase rebellierte; sie wollte sich das nicht gefallen lassen. Und was Potts Nase nicht wollte, das wollte Pott auch nicht. Dazu verband sie schon zu lange ein inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit.

„Dele!“ sagte Pott, „deine Gänse! Na! Minna muß den Stall wohl mal reinmachen.“

„Hat Minna gestern erst getan.“

„Dann muß sie es heute noch mal tun.“

„Minna hat was andres zu tun, als immer den Stall reinzumachen. Ich rieche überhaupt gar nichts!“

„Du riechst nichts? Das ganze Haus riecht nach Gänsen!“

„Du übertreibst immer.“

„Ich übertreibe?“

„Na, Pott, das weißt du doch selbst!“

Man sieht an dieser kleinen Probe eines ehelichen Zwiegesprächs, daß es Zeit wurde, daß die Pommern Abschied nahmen von einer Erde, auf die sie nur gekommen zu sein schienen, um den Frieden der besten Ehe langsam zu untergraben. Und jetzt wächst sich diese anscheinend so harmlose Geschichte immer mehr zu einer psychologischen Studie, zu einem interessanten Seelengemälde aus.

Wir sprachen oben von der Fülle der Liebe, die in jedes Weibes Busen schläft. Aber welche Abgründe birgt auch ein solcher Busen! Neben der Fülle der Liebe schlummert die entsetzliche Möglichkeit kaltblütigen Mordes. Nicht in jedem Busen. Frau Potts Busen war frei von diesem Zwiespalt. Aber Minnas Busen war es nicht. War es Anlage? Erziehung? Wer will das entscheiden. Genug, Minna konnte, was Frau Pott nicht konnte, wovor selbst Pott zurückschauderte — den vierfachen Mord auf ihr Gewissen nehmen.

So Greuelvolles war geschehen. Doch die alles verwischende Zeit löschte dieses blutige Ereignis bald aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen, und als Potts Nase endlich ihr Recht bekam und der erste Gänsebraten auf dem Tisch stand, beglückwünschten sich Potts zu den Resultaten einer so liebevoll betriebenen Mast, denn die kleine Pommeranerin hatte wirklich recht nett Fett angesetzt und war wider Erwarten zart und schmackhaft.

*

Einen wie großen Raum auch die Pommern im Leben der Pottschen Eheleute eingenommen, so hatten sie doch die Hühner nicht daraus verdrängen können. Im Gegenteil, an den Gänsen erstarkten die Absichten auf rassereine Eierleger bis zur Ungeduld. Ja, man kann sagen, es war ein fieberhafter Zustand im Hause Pott. Etwas Ungesundes. Eine elektrische Spannung, die ihre Lösung finden mußte und die sich dann und wann in kleinen Schlägen entlud.

Die Gänse lebten damals noch, und Potts Nase war noch unversöhnt.

Und nun tritt wieder ein Wesen in den Rahmen dieser Geschichte, das wie Minna nicht mit ein paar Worten zu umgehen ist, sondern seinen Platz in diesen Begebenheiten gleichfalls energisch behauptet: Schönmaus.

Wer war Schönmaus? Jeder im Ort wußte, wer Schönmaus war. Sie kannten ihn alle, groß und klein. Und wenn man fragte, hieß es mit einem verständnisvollen Lächeln: „Ach, Schönmaus!“ „Ja, Schönmaus!“ Aber man brauchte nicht zu fragen. Man entging Schönmaus nicht. Haben Sie schon einen Gärtner? Haben Sie schon einen Mann, der Ihnen Wasser pumpt? Haben Sie schon rigolt? Schönmaus macht alles!

Einen so talentvollen Mann mit offenen Armen zu empfangen, lag ganz in der Natur Potts. Und Schönmaus schien in der Tat die Persönlichkeit zu sein, die dem Hause Pott vielfach Segen bringen konnte.

Der kleine lebhafte, „zappelnde“ Mann mit dem bartlosen, runzeligen Kindergesicht, mit den großen Händen und dem auf dem linken Fuß leicht lahmenden Gang war von Haus aus Gärtner. Er war nicht ohne Geschick in seinem Fach. Das Unglück war nur, daß er viele Nebenfächer hatte und sich mit Vorliebe in denen betätigte, wo er doch eigentlich nur Dilettant war. Nach seiner Meinung aber war er Meister auf allen Gebieten, konnte alles und wußte alles. Sein drittes Wort war: „Hew ick ok all dacht.“

„Schönmaus, was meinen Sie, hier wollen wir 'n Spargelbeet anlegen.“

„Hew ick ok all dacht.“

„Aber ist das nicht eigentlich 'n bißchen zu naß hier?“

„Hew ick ok all dacht, Herr.“

Es gab nichts, was Schönmaus nicht auch schon gedacht hatte. Und darum eben war so gut mit ihm auszukommen; er war immer ein Herz und eine Seele mit einem.

Ob er damit besondere Zwecke verfolgte? Der menschlichen Natur ist alles zuzutrauen. Aber Potts kannten die menschliche Natur zu wenig, um nicht von Schönmaus entzückt zu sein. Schönmaus hatte so was Hilfsbereites, Entgegenkommendes.

„Er will natürlich verdienen,“ sagte Pott in

lichten Momenten. „Er ist im Grunde ein schlauer Egoist." Aber Pott hatte auch Momente, wo er sich sagte, das und das und das könntest du eigentlich selbst machen. Aber Schönmaus, der arme Kerl, ist ja aufs Verdienen angewiesen. Und so drehte sich aus Potts Bequemlichkeit und Schönmaus' Bedürftigkeit der Strick, der beide immer fester verband.

Schönmaus ging auf Frau Potts „Hühnerideen" mit einem Eifer ein, daß es unbegreiflich war, daß Pott nicht einen seiner lichten Momente hatte. Selbst als Schönmaus sich erbot, auch den Hühnerstall zu bauen, war es sowohl für August Wilhelm als für Frau Adele nur ein Grund mehr, sich zu einem so tüchtigen Mitarbeiter zu beglückwünschen. Frau Pott ging selbst mit Schönmaus zu einem Abbruchsgeschäft und kaufte die nötigen Bretter und Türen und Fenster für alt, fand noch ein paar Fenster, die sich noch gut als Mistbeetfenster verwenden ließen, ein paar Latten und Stangen, von denen sie zwar nicht gleich wußte, wozu sie sie brauchen könne, und hätte beinahe eine alte Wetterfahne eingehandelt, die ihr ein recht hübscher Dachschmuck für den Hühnerstall zu sein schien.

„Was meinen Sie, Schönmaus? Wäre das nicht ganz hübsch?"

Aber diesmal sagte Schönmaus nicht: „Hew ick ok all dacht," sondern zog nur die linke Schulter in die Höhe und sah das alte rostige Eisen mit einem komischen Ausdruck der Verachtung an. Da ward Frau Pott irre an ihrem Geschmack und ließ das Ding da. Triumphierend kam sie heim.

„Rate mal, Pott, was ich ausgegeben habe! Zwölf Mark! Alles gutes Holz. Fast geschenkt!" Billige Einkäufe konnten Frau Pott für Tage glücklich machen und ihr eine stille Heiterkeit des Gemüts verleihen.

Und jetzt begann ein Hämmern und Hobeln, begann eine wunderliche Zeit. Potts bauten! Zwar nur einen Hühnerstall. Aber auf ihren Gesichtern lag der Abglanz eines höheren Lebens.

Die ganze Entstehungsgeschichte dieses merkwürdigen und sehenswerten Gebäudes für Mit- und Nachwelt hier festzuhalten, reizt wohl, aber ein Erzähler muß sich mit Rücksicht auf die künstlerische Abrundung seines rhetorischen Gebäudes manches versagen. Allzu viel Erker und Türmchen stören die Uebersichtlichkeit des architektonischen Grundrisses.

Schönmaus war als Architekt ein Anhänger der einfachen, strengen Formensprache, ein Künstler von puritanischer Schlichtheit. Er wirkte nur durch die Gliederung der Masse, und man kann nicht sagen, daß seine Phantasie auch in ihren kühnsten Aufschwüngen jemals den Zweck des Gebäudes aus den Augen verloren hätte. Jedes Brett in dem Bau sagte laut und deutlich: Dies ist ein Hühnerstall.

Und Schönmaus sagte sogar: „Dat is 'n scheunen Stall, 'n warmen Stall is dat."

„Ja, aber ist hier nicht noch eine Spalte?" fragte Frau Pott. „Wenn die Hühner sich da man nicht erkälten."

„Hew ick ok all dacht," sagte Schönmaus. „Da mütt woll noch 'n Brett vör."

„Ja, und wie kommen die Hühner dann 'raus?" fragte Frau Pott weiter. „Die Tür kann doch nicht immer offen stehen. Da muß doch noch ein kleines Auslaufloch sein."

„Dat hew ick ok all dacht," sagte der unerschütterliche Baumeister. „'n kleinen Auslauf muß da woll noch sein."

„Sonst scheint ja alles in Ordnung," meinte Frau Pott, ihre Inspektion beschließend.

„Is 't auch, ist allens in beste Ordnung," versicherte Schönmaus. „Das is 'n scheunen Stall. Das is das."

Frau Pott aber ging gedankenschwer ins Haus.

„Pott, wenn der Stall man was ist," sagte sie.

Pott bewährte sich in bedeutenden Momenten immer als Philosoph. Wollte man seine Weltanschauung kennzeichnen, so möchte man am liebsten von einem „resignierten Optimismus" sprechen, eine durch viele Enttäuschungen gezügelte, sinnig gewordene Hoffnungsfröhlichkeit und Vertrauensseligkeit. So wollte er mit dem entscheidenden Urteil über den Stall so lange zurückhalten, bis auch die Hühner gesprochen hätten. Die sollten denn doch schließlich den Palast bewohnen.

•

Und jetzt wird es nicht nur der Autor sein, der findet, daß es hohe Zeit ist, daß diese Hühner nun endlich auch ihrerseits in den Rahmen dieser Geschichte treten und ihren Platz in diesen Begebenheiten einnehmen. Die Leser werden es auch finden, Potts finden es, Minna findet es, und sollte Schönmaus es nicht auch finden? Er, dessen Motto lautete: „Hew ick ok all dacht"?

Ja, Schönmaus fand es auch. Schon beim ersten Brett, das er zum Stall aufrichtete, gedachte er der Hühner, die einst dieses Haus bevölkern sollten. Und als Frau Pott eines Tages etwas zaghaft fragte: „Ja, Herr Schönmaus, wie wird es nun mit den Hühnern? Das wird ja auch wohl Zeit?" Da konnte Schönmaus mit gutem Gewissen sagen: „Hew ick ok all dacht." Ja, er sagte es rasch, feurig, wie ein Jüngling voll kühner Entschlüsse und weitreichender Pläne. Er erschreckte Frau Pott durch seine unerwartete, überschäumende Beredsamkeit.

„Hew ick ok all dacht, Frau Pott. Hew ick ok all dacht! Dacht hew ick dat ok all!"

Frau Pott sah ihn mit einem gespannten, fast ängstlichen Ausdruck an. Und Schönmaus fuhr fort, alles zu erzählen, woran er beim Bau des Stalles gedacht hatte.

„Klugen Sinnes, redlichen Gemütes."

Hühner konnte er kriegen, so billig und so schön wie Frau Pott sie selbst nirgendwo auftreiben könnte. Und einige davon legten schon, und die andern würden diesem lobenswerten Beipiel bald folgen.

Und Pott trat hinzu und sah in dem Augenblick beinahe seiner Frau ähnlich: derselbe gespannte, fragende, fast ängstliche Ausdruck, der sich aber bei ihm plötzlich in ein Lächeln heiterer Befriedigung auflöste, als Schönmaus versprach, am Sonntag die Hühner zu bringen.

Frau Pott aber sagte noch immer mit dem alten Ausdruck eines besorgten, nervösen Gemütes: „Was sind es denn für Hühner?"

„Gute Hühner. Scheune Sorten. Allens scheune Sorten," versicherte Schönmaus.

„Echte Rassen?"

„Rassen? Ja, Rassen sind das," sagte Schönmaus etwas verlegen, als wüßte er nicht recht, was Rassen wären, und wiederholte dann bedeutend: „Scheune Hühner, Frau Pott. Wirklich gute Sorten!"

Wenn man sich die Frage vorlegt, ob zwischen „scheunen Sorten" und „Rassehühnern" ein Unterschied ist, so wird man diese Frage je nach Anlage des Gemütes milde verneinen oder heftig bejahen. Potts waren zur Milde geneigt. Frau Pott, weil sie Sorten und Rassen unbedenklich für synonyme Begriffe hielt; Pott, weil es ganz in seiner Natur lag, das Bequemste für das Beste zu halten. Und was war bequemer für ihn, als daß Schönmaus ihm die Mühen des Einkaufs abnahm.

„Rassen! Rassen!" philosophierte Pott bei sich, „die Hauptsache sind die Eier." Er wäre ja der großen Aufgabe, die das Schicksal erst ihm vorbehalten zu haben schien, nicht feige aus dem Wege gegangen. Er hätte Minorcas, Wyandotts, Faverolles und Dorkings gekauft, hätte keine Mühe gescheut, die gewünschte Rasse aufzutreiben, und wenn die letzte Dorkinghenne gerade im Begriff gewesen wäre, dem Teufel ein Ei zu legen, Pott hätte das Ei abgewartet und dem Gottseibeiuns beides entrissen, Henne und Ei. O, wer einen Einblick hätte in die Träume seiner stillen Stunden, den phantastischen Aufschwüngen seiner Seele ein achtsamer Beobachter sein könnte, er würde staunen, wozu Pott fähig war. Er hätte Amerika entdeckt, wenn er vor diese Aufgabe gestellt worden wäre, hätte den Siebenjährigen Krieg gewonnen, längst den Tuberkelbazillus ausgerottet und niemals Port Arthur übergeben. Aber es lag auch ganz in seiner Natur, alles das andern zu überlassen, bescheiden zurückzutreten, sich zu begnügen mit dem Bewußtsein, Gutes und Großes gewollt zu haben. Mochten andre vor der Welt sich die Kränze des Ruhmes holen, er begnügte sich mit den erträumten. Und so überließ er denn auch Schönmaus willig die Sorge für die „Rassen".

Bei Frau Adele waren es andre Beweggründe, die sie alles so vertrauensvoll in Schönmaus' Hände legen ließ. Eigentlich kann man von Beweggründen kaum sprechen. Frau Pott befand sich mehr in einem somnambulen Zustande; sie war hypnotisiert von dem Gedanken, daß nun endlich, endlich der große Augenblick gekommen war, endlich die Verwirklichung ihrer monatelangen Träume und Wünsche Gestalt gewinnen sollte. Die Hühner kommen! Einige legen schon! Die Hühner! Die Hühner!

Und nun denke man sich auf eine solche auf einen Punkt konzentrierte, gleichsam zu einem einzigen Gefühlsinhalt verdichtete Psyche die Wirkung des folgenden:

Schönmaus wurde wortbrüchig! Dieses Scheusal, dieser tiefgesunkene Mensch! Er hatte die Hühner am Sonntag bringen wollen und brachte sie nicht! Frau Pott hatte eine qualvolle, schlaflose Nacht. Warum brachte Schönmaus die Hühner nicht? Immer und immer wieder stellte sie diese große Frage an das Schicksal.

Und Pott hatte auch eine qualvolle, schlaflose Nacht. Denn wenn das ewig stumme, rätselvolle Schicksal auf Frau Potts Frage keine Antwort hatte, wandte sie sich an Pott:

„Warum Schönmaus wohl die Hühner nicht gebracht hat?"

„Hew ick ok all dacht," sagte Pott in dieser schwersten Nacht seines Lebens, die Geistesgegenwart des echten Philosophen nicht verlierend. Und es gelang ihm, ein schwaches Lächeln in die ermatteten Züge seiner leidenden Lebensgefährtin zu zaubern. Aber Ruhe kam nicht über sie. Unruhige Träume quälten sie, und einmal sagte sie aus dem Schlaf heraus laut und scheltend: „Pott, wo hast du nun wieder das Ei hingelegt?"

Aber Pott konnte es nicht sagen, denn er schnarchte, schnarchte endlich; kurze, energische Stöße, wie sie einer Seele wohl anstehen, die sich vom Schicksal nicht unterkriegen lassen will.

Schönmaus hatte die Hühner gebracht, einen Tag später. Er wäre am Sonntag „nicht auf dem Damm" gewesen. „Das kommt vor," sagte Pott, und Schönmaus sah ihn an, als wollte er sagen: Wie meinst du das?

Die Hühner waren also da. Zwölf Hühner und ein Hahn, eng in einen kleinen Korb zusammengepfercht, hatte Schönmaus auf der Schiebkarre gebracht. Schweigend, in tiefer Bewegung umstanden Potts den Korb. Auch Schönmaus sagte kein Wort. Selbst die Hühner verhielten sich schweigend. Es war ein feierlicher Moment, dessen Bedeutung alle Beteiligten zu empfinden schienen. Eng aneinander und aufeinander gerückt hockten die Hühner. Der Hahn, ein kleiner, magerer Herr mit kurzen Schwanzfedern, streckte den Hals lang aus seinem etwas schmutzigen Federkragen heraus.

Plötzlich unterbrach Frau Pott die Stille:

„Warum kneift die gelbe Henne immer die Augen so zu? Die ist doch nicht krank?"

„Allens gesunde Hühner," sagte Schönmaus. „Das tut sie doch woll man so."

„Das tun sie oft," sagte Minna. „Das tun die Hühner immer."

Schönmaus brachte jetzt Bewegung unter die Tiere, indem er sie ein bei ein aus dem Korb holte und in den Stall setzte.

„Welche legen nun schon?" fragte Frau Pott.

„Das kann ich nun grad' nich sagen," antwortete Schönmaus. „Aberst vier legen all, und die andern fungen auch woll bald an."

„Ich glaub', die legt schon," rief Frau Pott zuversichtlich und zeigte auf ein dickes weißes Huhn.

„Welche?" fragte Pott.

„Die weiße!"

„Die da oben?"

„Ach, nein! Die da, die dicke mit den Beinen."

„Beine haben sie alle."

„Ich mein', mit den Federn um die Füße."

„Ach die!"

Pott betrachtete liebevoll das dicke Huhn.

„Als ob es Hosen anhätt'," sagte er.

Minna lachte laut auf.

„Das ist 'ne besondere Rasse," sagte Pott. „Herr Schönmaus, was ist das doch für'n Huhn?"

„Das da?" fragte Schönmaus unsicher. „Das weiß ich auch nich. Ich kenn' ihr auch nich so genau. Die hat man viel, solche Hühner."

„Cochinchina," sagte Pott zaghaft, fast schamhaft.

„Ist woll auch," meinte Schönmaus. „Köchinschina. Gute Sorten sind das all."



Immer fleißig

Nach dem Gemälde von Otto Piltz (München)

Damit packte er seinen leeren Korb wieder auf die Karre und schob ab.

Wenn ein Mann wie Schönmaus sagt, „ist woll auch“, so hat das in den Augen von Leuten wie Potts die Beweiskraft einer wissenschaftlichen Wahrheit. Die Rasse des einen Huhnes war festgestellt, unbestreitbar. Aber die andern Hühner, die kleinen schwarzen? Potts zogen die „Kurzgefaßte“ zu Rate und entschieden sich für Minorcas. Bei den „melierten“ schwankten sie zwischen „rebhuhnfarbigen Italienern“ und ganz gewöhnlichem „Landhuhn“, neigten aber mehr zu Italienern. Und der Hahn — ja, gewisse Probleme lassen sich überhaupt nicht lösen. Potts Hahn war entschieden problematischer Natur, und Pott sprach das auch aus.

„Was ist das?“ fragte Frau Pott. „Problematische Natur?“ Und Minna sah ihren Herrn wissensdurstig von der Seite an. Ihre Eltern hatten auch Hühner gehalten, sie war unter Hühnern groß geworden, aber von „problematisch“ hatte auch sie nie etwas gehört. ‚Was es doch all für Krankheiten gibt,‘ dachte sie.

Pott war kein Lehrtalent. Er geriet immer in Verlegenheit, wenn er etwas erklären sollte. Er holte dann gewöhnlich weit aus und liebte es, entlegene Vergleiche heranzuziehen.

„Problematisch ist,“ begann er nach kurzem Räuspern, „wenn man — zum Beispiel — wie soll ich sagen — na ja — du weißt ja doch — das liest man doch fast täglich in den Zeitungen.“

„Du tüterst schon wieder, Pott,“ sagte seine Frau.

„Tütern? Tütern? Bitte sehr, liebes Kind. Problematisch ist etwas, woraus man nicht recht klug werden kann.“

„Dann bist du auch problematisch,“ sagte Frau Pott spitz.

Pott stutzte, und Minna wurde rot. Sie wußte nicht recht, war dies ein ehelicher Zwist, oder war es eine gelehrte Unterhaltung, zu hoch für ihren einfachen Kopf. Sie fühlte sich überflüssig, gedemütigt in ihrer Unwissenheit und schwenkte ab und ging in ihre Küche.

Potts aber standen und sahen stumm auf die Hühner. Er mit den Händen in den Hosentaschen und mit einem mokanten Lächeln, das so viel sagte als: „Nette Gesellschaft, diese Eierleger!“ Sie mit einem großen, alles einheimsenden, berechnenden Blick: „Alles meine Hühner.“ Auf jedem Tier blieb ihr Blick wie zählend haften, längere Zeit, als zählte sie gleich die Eier mit, die das Huhn vermutlich legen würde. Und auf einmal rief sie aufgeregt: „Guck mal! guck mal!“

Zwei Hühner, ein kleines, gedrungenes, schwarzes mit einem kleinen krausen Poll und ein großes, schlankes, graues hatten sich veruneinigt und sprangen mit Schnabelhieben gegeneinander. Das kleine schwarze behielt die Oberhand und jagte das große mit gesträubtem Gefieder um den Hof.

„Kisch, kisch, kisch,“ machte Frau Pott und wehte mit der Schürze.

Die beiden Hühner ließen voneinander ab, und als ob dieses böse Beispiel von Unverträglichkeit einen beschämenden Eindruck auf sie gemacht hätte, gingen Potts zärtlich umschlungen ins Haus.

*

Potts Hühner erwiesen sich als Landhühner, als ganz gewöhnliche Landhühner. Nun heißt es in der „Kurzgefaßten Anleitung“ vom Landhuhn: „Ein einheitliches deutsches Landhuhn hat wohl nie bestanden, denn schon die Autoren des achtzehnten Jahrhunderts berichten von mannigfach verschiedenen Formen.“

Wenn das schon die Autoren des achtzehnten Jahrhunderts berichteten, wie konnten Potts, die doch im Anfang des zwanzigsten lebten, sich über die mannigfach verschiedenen Formen ihrer Hühner wundern. Die Zeit macht eben etwas aus, und zwei Jahrhunderte gehen an keinem Huhn spurlos vorüber. Und weiter sagt die „Kurzgefaßte“:

„Als Produkt der umgebenden Verhältnisse war das Landhuhn an das deutsche Klima gewöhnt und leistete Anerkennenswertes im Legen.“

Hierauf bauten Potts ihre Hoffnungen, ja der folgende Satz gab dazu sogar eine rechnerische Unterlage:

„Lenz berichtet von seinen Landhühnern, daß sie im Durchschnitt hundertundfünfzig Eier pro Kopf und Jahr legten.“

Wer ist Lenz? Was Lenzens Hühner können, werden Potts Hühner auch können. Zwölf mal hundertundfünfzig Eier, das gab im Jahr achtzehnhundert Eier. O, wie sehnten Potts das erste Ei herbei; die andern würden schon folgen.

Und endlich sagte die „Kurzgefaßte“ noch:

„Durch die zuteil gewordene Vernachlässigung ist es in vielen Gegenden gänzlich verschwunden, beziehungsweise in dem importierten Geflügel aufgegangen. Indes hat sich immer noch unter verständnisvoller Pflege eine Reihe konstanter Schläge erhalten, die man als deutsche Hühnerrassen bezeichnet, obgleich einzelne von ihnen unleugbar durch Zuführung fremden Blutes entstanden sind.“

Das galt nun unleugbar auch von Potts Hühnern. Sie spotteten aller Bemühung, sie in bestimmte Schläge einzuteilen. Nur die Praktiker aus der Nachbarschaft, wie der Milchmann und der Brotmann, behaupteten mit wissenschaftlicher Bestimmtheit: „Dat sünd ganz gewöhnliche Höhner.“

Potts ertrugen diesen Schlag mit Seelengröße. Heimlich sprachen sie freilich noch von Wyandotts, Minorcas und Dorkings, wie man in Dämmerstunden von einer toten Liebe spricht, öffentlich aber bekehrten sie sich zum Landhuhn. Ja, selbst die einzige Henne, die einige verkümmerte Rassenmerkmale aufwies, wurde nicht mehr als „Cochinchina“ bezeichnet, sondern hieß einfach das „Büchsenhuhn“. Pott hatte ihm diesen Namen gegeben von wegen der komischen Federbeinkleider. Wenn er so vor dem Drahtgitter des Hühnerhofes stand, die Hände in den Hosentaschen, ahnte er nicht, welche Aehnlichkeit er selbst von hinten mit dem Büchsenhuhn hatte.

Pott begnügte sich mit diesem Teil der Hühnerzucht, mit den stillen Beobachtungen am Gitter. Er hatte seinen Spaß an der Gefräßigkeit der Tiere und an dem ewigen Kratzen und Scharren und Picken. Er studierte die verschiedenen Temperamente und Charaktere. Die alte Dame, der er den unschönen Namen gegeben hatte, war das Phlegma selber, wenn man ihrem Alter auch schon eine gewisse Ruhe und Würde zugute halten mußte. Wenn

Potts sie im Anfang für jung gehalten hatten, so war es nicht ihre Schuld; sie hatte nie Allüren der Jugend zur Schau getragen, aus ihrem Alter kein Hehl gemacht. Ganz anders war Johanna, die schwarze, gedrungene mit dem Poll. Sie war flink und etwas frech, betrug sich wie ein vorlauter Backfisch. Aber man konnte ihr nicht böse sein, es stand ihr gut. Vor allem war sie tapfer und hielt die große graue noch immer in Furcht und Gehorsam. So betrug sich jedes Huhn anders und gab Pott Stoff zu allerlei psychologischen Betrachtungen. Ueber den Hahn ärgerte er sich. Er war ihm schon nicht mehr problematisch. Er hatte ihn durchschaut. Er war nichts weiter als eine plebejische Natur ohne jede Ritterlichkeit, eine häßliche Seele in einem häßlichen Körper. Er war gefräßig und mißgünstig und sorgte zuerst für sich. Ein ordentlicher Hahn aber ist der Versorger der Seinen. Vor allem ist er ein Gentleman.

„Du, Dele, der Hahn ist ein ganz gemeiner Kerl," sagte Pott entrüstet. „Mit dem sind wir angeführt."

„Ich fürchte, wir sind überhaupt angeführt," sagte Frau Pott. „Nun haben wir die Hühner schon vierzehn Tage und immer noch kein Ei."

„Wird schon kommen," sagte Pott. „Sie müssen sich erst akklimatisieren."

*

Eines Morgens kam Minna aufgeregt aus dem Hühnerstall.

„Ich weiß nicht, Frau Pott, die gelbe, die kommt mich so komisch vor. Die kneist die Augen immer so."

Frau Pott stürzte in den Stall.

„Die ist krank, Minna! Die ist entschieden krank! Wenn das man nicht ansteckend ist."

Minna mußte jedes Huhn greifen, und jedes wurde einer eingehenden Besichtigung unterworfen.

„Wenn sie man nicht alle krank sind, Minna."

„Nein, Frau Pott. Die andern sind gesund," sagte Minna. „Allens noch rote Kämme. Rote Kämme ist 'n Zeichen von Gesundheit."

Frau Pott warf einen prüfenden Blick auf das kranke Huhn. Ja, dessen Kamm war wirklich etwas blasser. Minna fand es zwar nicht, aber Frau Potts Auge war da schärfer.

„Pott," sagte sie klagend zu ihrem Mann, „die Hühner sind krank."

Pott war ganz Mitgefühl.

Er holte selbst die „Kurzgefaßte" herbei. Da waren nicht weniger als zweiundzwanzig Hühnerkrankheiten beschrieben. Und gar tröstlich begann das Kapitel: „Auch bei der Hühnerzucht lassen sich Krankheiten leichter verhüten als heilen. Man trenne die kränkelnden Tiere sofort von den gesunden. Handelt es sich nicht um besonders wertvolle Rassetiere, so töte man sie lieber, um noch das Fleisch zu retten."

Einen Augenblick schwankte Frau Pott und war für die Rettung des Fleisches, aber dann sagte sie bestimmt: „Erst will ich mal sehen, ob ich sie nicht durchkriege."

Pott konnte sich so schnell keine Meinung bilden. Teils weil der Fall wirklich sehr schwierig, teils weil er den Hühnern gegenüber schon etwas apathisch geworden war. Ihm fehlte die große, energische Seele seiner Frau, die nicht losließ, was sie einmal umklammert hatte, die lieber neben der Leiche des letzten Huhnes verblutete, als ruhmlos das Feld räumte. Freilich darf man, um Pott Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht vergessen, daß er durch harte Prüfungen gegangen war, bevor seine sittliche Kraft in diesem Punkte erlahmte. Wir wollen keinen Stein auf ihn werfen. Wenn er des Morgens erwachte, galt Frau Adelens erstes Wort den Hühnern. Früher hatte es Pott gegolten. Setzte sich Pott an den Frühstückstisch, klagte Frau Adele, daß ihr Frühstücksei noch immer von fremden Hühnern gelegt werden müßte. Die mittägliche Würze der Unterhaltung waren die Hühner. Und so ging es durch den Tag. Und rang sich nach dem Gutenachtkuß noch ein letztes Wort dumpf und klagend aus Frau Adelens Kissen, es galt den Hühnern. Und war Pott entschlummert, öffneten sich seltsame, niegesehene Hühnerställe und ließen ihre Bewohner durch seine Träume gackeln. Also werfen wir keinen Stein auf Pott.

In Frau Adele aber lernen wir jetzt immer mehr eine wahrhaft heldische Seele verehren. Nachdem sie sich noch einmal gründlich in das Kapitel über die Krankheiten der Hühner im allgemeinen und ihrer Augenkrankheiten im besonderen vertieft hatte, schien es ihr nicht unmöglich, daß ihre Pfleglinge alle Krankheiten auf einmal hatten. Nach diesem Resultat ihrer Studien nahm sie energisch das kränkste Huhn auf den Arm, hieß Minna ein gleiches mit einem andern tun und ging von Haus zu Haus zu allen Nachbarn, die Hühner hielten. „Entschuldigen Sie, mein Name ist Frau Pott. Können Sie mir vielleicht sagen, ob dieses Huhn die Cholera hat?"

Auf diese Weise stellte Frau Pott fest, daß ihre Hühner keine Cholera hätten, sondern einen Schnupfen, der durchaus nicht gefährlich, aber ein untrügliches Zeichen von beginnender Diphtheritis wäre. Die Polizei würde wohl ihren Stall schließen lassen, der Ansteckung wegen. Sollte es aber nur Bronchialkatarrh sein, so hülfe Inhalieren von Terpentindämpfen ganz vorzüglich. Bei Verdauungsstörungen gäbe man gern Rizinusöl, und Kalkbeine wären leicht zu heilen.

Als Frau Pott mit Minna wieder nach Hause kam, entschied sie sich kurz entschlossen für Bronchialkatarrh. Die Hühner sollten inhalieren.

*

Wenn bei Epidemien die einfachsten sanitären Schutzmaßregeln verabsäumt werden, können ganze Ortschaften aussterben, ja ein ganzes Volk in seiner wirtschaftlichen Entwicklung gehemmt werden. Absonderung der Kranken ist die erste Pflicht. Da hat sich das Barackensystem ausgezeichnet bewährt. Aber bei Potts fehlte es hierzu an Platz. Wohin da mit den Kranken? In den Keller! Potts hatten Zentralheizung. Der Keller war warm, ein nahezu ideales Krankenhaus. Dahinein wurden die Kranken gesetzt; es waren mittlerweile fünf geworden, die mit tränenden oder ganz geschlossenen Augen und mit aufgeplustertem Gefieder still auf einem Platz hockten.

Minna mußte den Stall mit Kalkmilch desinfizieren, und die gesunden Hühner wurden so lange in einen gewissen Raum gesperrt, der sonst in einem Hühnerleben keine Rolle zu spielen pflegt.

Pott machte eine mißliebige Bemerkung, aber Frau Pott beschämte ihn. „Opfer müssen wir alle bringen," sagte sie. „Uebrigens ist es nur auf höchstens zwei Stunden."

‚In zwei Stunden kann sich manches ereignen,' dachte Pott. Aber er schwieg.

•

Von zwölf Hühnern waren drei tot und fünf krank. De mortuis nil nisi bene. War auch das eine der verstorbenen gefräßig und feige gewesen, so wußte man doch nicht, ob nicht erbliche Belastung an dieser unerfreulichen Trübung seines Charakters schuld trug. Richten wir nicht! Alle drei wurden, sowie sie gestorben waren, sofort beerdigt. Keines nahm den Umweg durch Frau Potts Suppentopf. Im Leben Märtyrer, im Tode Auserwählte, schliefen sie den Schlaf des gerechten Huhnes im Schatten der Pottschen Gartenplanke.

Um die Kranken war Frau Pott mit rührender Sorge bemüht. Eines bekam Rizinus, einem andern wurden die Augen täglich mit Kamillen gewaschen, ein drittes wurde mit Höllenstein gebeizt und zwei inhalierten; eng aneinander geschmiegt saßen sie unter Frau Potts altem Umschlagetuch und atmeten geduldig die aufsteigenden Terpentindämpfe.

Daß unter so ausgedehnter klinischer Tätigkeit die hausfraulichen Obliegenheiten nicht mehr litten, als es der Fall war, nimmt einen weniger an Betriebsamkeit gewöhnten Menschen wunder. Denn was sagte es viel, wenn Pott einmal eine halbe Stunde auf den Kaffee warten mußte, die Kartoffeln mal ohne Salz auf den Tisch kamen oder ein abgerissener Knopf nicht gleich in der ersten Woche wieder befestigt wurde. Das Heil, das den Hühnern widerfuhr, warf einen flüchtigen Schatten auf Potts Lebensweg, das soll nicht geleugnet werden, und wer jahrelang im Alleinbesitz einer Liebe war, fühlt es gewiß, wenn er sie spät noch mit andern teilen soll. Aber den Ausschlag gibt doch, wer sind diese andern? Sind sie es wert, daß wir ihnen Opfer bringen, daß wir ihretwegen leiden? Und da hätte Pott erkennen sollen, daß es mit der Anschaffung einer „Kurzgefaßten Anleitung", mit platonischer Rasseschwärmerei und psychologischen Studien allein nicht getan ist, sondern daß ein Betrieb von so eminent wirtschaftlicher Bedeutung wie die Hühnerzucht noch ein mehreres erfordert. Und hier ließ es Pott an der nötigen Einsicht fehlen. Von diesem Vorwurf können wir ihn nicht freisprechen. Pott wurde mißvergnügt. Sein reiner Blick für die Dinge und Personen dieser Welt trübte sich, er wurde kleinlich und ungerecht. Er warf Frau Pott vor, daß die Kartoffeln nicht gesalzen seien, schalt mit Minna, wenn seine Stiefeln nicht geputzt waren, und glaubte ein Recht zum Unwillen zu haben, wenn die Lampe ungefüllt auf seinem Schreibtisch stand.

„Wie schön ist doch ein helles Licht.
Die Lampe brennt mal wieder nicht"

reimte er dann so aus dem Stegreif mit anzüglicher Betonung.

„Kartoffeln ißt man ohne Salz,
Beim Ei bekommt man's allenfalls."

„Gar herrlich ist die Hühnerzucht,
Wenn man sie erst mal recht versucht."

„O, welche Lust, ein Huhn zu sein,
Selbst Rizinus bekommt man ein."

Solche Anzüglichkeiten überhörte Frau Pott entweder, oder sie war groß genug, darüber zu lachen. Als aber Pott sich so weit vergaß, ihr in Prosa Vorwürfe zu machen, er fühle sich zurückgesetzt, der ganze Hausstand ginge noch über die verdammten Hühner zum — „Deubel", da schrie die gekränkte Gattin und Hausfrau in ihr auf.

„Pott!" rief sie.

„Pott ist leicht gesagt," höhnte er, „aber deswegen bleibt's doch wahr!"

„Pott, du versündigst dich," sagte Frau Adele kalt und ging in die Klinik.

Das war an einem Sonntagmorgen. Als Potts mittags vor ihrem Braten saßen und sich vor diesem, wie gewöhnlich, die Spannung der Woche in eine weichere, feiertägliche Stimmung löste, wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und Minna stürzte in höchster Aufregung ins Zimmer.

„Ein Ei! Ein Ei!" rief sie.

„Ein Ei?"

Frau Pott wurde blaß vor Erregung. Sie erhob sich, schwankte auf Minna zu mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde, als wolle sie das Ei sofort verschlingen.

„Ein Ei? Wo? Wo ist es?"

Ihre Augen irrten in fiebernder Hast an Minna hinab und hinauf. Aber Minna hatte das Ei nicht bei sich.

„Ich hab' es noch liegen gelassen. Sie sollten es sich selbst holen," sagte die gute, treue Seele.

„Was macht mich das für'n Spaß," setzte sie glücklich hinzu. „Ich glaub', die alte weiße ist es gewesen."

„Die alte?" fragte Frau Pott.

„Das Büchsenhuhn?" jubelte Pott, der die ganze Größe der Situation sofort erfaßt hatte.

•

Wenn man im hohen Alter noch ein Ei legt, darf man schon etwas lauter gackeln. Die alte Henne tat es nicht. Sie dachte wahrscheinlich: ‚Wozu noch? War das nötig? Du bist alt. Das hätte dir erspart bleiben sollen.'

Ach, sie konnte nicht ahnen, was für ein Ei sie gelegt hatte, konnte nicht ahnen, daß sie, das Büchsenhuhn, die Mutter des jungen Friedens war, der, ihrem Ei entschlüpfend, dem schwergeprüften Pottschen Ehepaar seinen erquicklichen Segen brachte.

Aneinander geschmiegt, Minna als dritte im Bunde, standen Potts im Hühnerstall und sahen gerührt auf das Ei.

„Ein Ei, Pott!" sagte Frau Adele weich.

„Und was für'n großes!" rief Minna.

Pott sagte nichts. Er war zu bewegt. Er empfand instinktiv, daß dieses Ei einen Wendepunkt in ihrem Dasein bedeutete, eine Epoche in der Hühnerzucht, deren wirtschaftliche Bedeutung wieder in ihrer ganzen Größe vor ihm aufstieg. Und als Frau Pott nun gar mit einem zärtlichen Blick auf das Ei sagte: „Das sollst du heut abend haben, Pott," da drückte er sie wortlos an sich und küßte sie.



Auf freier Höhe

Nach dem Gemälde von Raimund Germela (Wien)



Gebäude des XX. Century Club in London

Der moderne Frauenklub

Von

Eliza Ichenhaeuser

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Das Klubwesen, das sich erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu einer stehenden Institution für geistige und politische Interessen entwickelte, nachdem es ursprünglich nur gesellige Vereinigungen umfaßte, hat sich nirgends so eingebürgert wie in den Ländern englischer Zunge. Während der französischen Revolution spielten zwar auch in Frankreich verschiedene Klubs eine politische Rolle. Das war aber nur während der Hochflut politischen Lebens. Gegenwärtig stehen in Frankreich wie in den meisten andern europäischen Ländern die geselligen Klubs wieder im Vordergrund. Nur auf anglo-amerikanischem Boden schlug der Klubgedanke tiefere Wurzel, entwickelte er sich zu einem Lebensbaume, der wirkliche Früchte trug. Dort wurden die Klubs zu Trägern geistigen, sozialen und politischen Lebens, zu einem Bande zwischen Fachgenossen, geistigen Arbeitern und Parteifreunden, auch zu Mittelpunkten philanthropischer Bestrebungen. Und mehr noch als bei den Männern bei den Frauen. Obwohl die letzteren sich erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Klubs zu organisieren begannen — denn die ersten Versuche in den dreißiger und vierziger Jahren in England und Amerika waren rein tastender Art und ihr rasches Eingehen bewies, daß ihre Zeit noch nicht gekommen war —, hat das Frauenklubwesen sich, besonders in der Neuen Welt, fabelhaft schnell entwickelt. Es ist ganz erstaunlich, welch vielseitige Bestrebungen die amerikanischen Frauenklubs umfassen. Die einen befassen sich mit der Ausbildung ihrer Mitglieder, andre mit praktischer Tätigkeit auf verschiedenen sozialen Gebieten, dritte haben aus den dem leiblichen und geistigen Wohle des Kindes geltenden Interessen ein besonderes Studium gemacht. Eine Kategorie von Klubs bereitet außerdem die Frauen für ihre bürgerlichen Pflichten vor, und zwar so, daß sie gleichzeitig für das städtische Gemeinwohl arbeiten, wiederum andre Vereinigungen haben sich zum Ziel gesetzt, die Lage der Arbeiterinnen durch Beispiel und Unterstützung zu heben und sie zur Selbsthilfe zu erziehen. Daß es daneben auch Frauenklubs gibt, die ausschließlich Fachinteressen oder rein politische Gesichtspunkte vertreten, und schließlich auch solche, die alle diese Bestrebungen zu vereinigen suchen, ist erklärlich.

Derjenige Frauenklub, der das moderne Frauenklubwesen begründete — er trat 1868 in New York ins Leben —, führt den Namen „Sorosis“ und ist ein wahrer Musterklub durch seine Vielseitigkeit sowohl als auch durch die Vortrefflichkeit seiner Organisation. Er begründete Abteilungen für das Studium der Literatur, der Geschichte und der Kunst, der alten und neuen Sprachen, der Naturwissenschaft, Philosophie, Erziehungslehre, Haushaltungslehre und so weiter. Er stellte die ersten Untersuchungen über Findlinge und Findelhäuser an und veröffentlichte darüber so ausführliche Berichte, daß die Folge davon die Errichtung zweier Findelhäuser in New York war; er veranstaltete die erste Enquete über die Lage der Ladenmädchen in New York und publizierte Berichte, in denen diejenigen Ladenbesitzer, die human waren, namhaft gemacht wurden; von ihm

rührt auch der erste zusammenfassende Bericht über die Zulassung von Frauen an englischen und andern Universitäten, der im Jahre 1876 nebst einer Petition um Zulassung der Frauen zum Studium an der Universität von New York und dem Columbia-College überreicht wurde. Kurzum, er vertrat überall die Interessen der Frauen und versuchte überall helfend einzugreifen, und wie gut ihm das gelang, beweist nicht allein sein eignes Aufblühen, sondern die außerordentlich zahlreiche Nachahmung, die er fand. Es folgten, erst in den kultivierten Staaten des Ostens, dann allgemach in der ganzen Union Klubgründungen literarischer, soziologischer, pädagogischer, politischer und andrer Art, und diese Klubs haben Schulen und Waisenhäuser gegründet, Spielplätze angelegt, Kindergärten und Ferienschulen errichtet. Sie suchen den Lehren der Hygiene in Haus und Schule und im städtischen Gemeinwesen Zugang zu verschaffen; die Reinhaltung der Straßen, Bepflanzung der Schulhöfe, Anlage öffentlicher Gärten ist vielfach das Werk der Klubs. Sie reichen den Frauen der unteren Stände die helfende Hand, suchen die Bedürfnisse durch persönlichen Umgang kennen zu lernen und in der Form freier Selbsthilfe entgegenzukommen. Kurzum, das Klubwesen hat sich in der Neuen Welt nach der besten Seite entwickelt; es hat der Frau zu einer tüchtigen Ausbildung verholfen, es hat ihr die Augen für die sozialen Schäden der Zeit geöffnet, es hat ihr gezeigt, in wie nutzbringender Weise für die Allgemeinheit sie ihre Kräfte verwerten kann, und es hat den Korpsgeist unter den Frauen geweckt.

Entsprechend den Erfolgen hat sich die Zahl der amerikanischen Frauenklubs denn auch so riesig gehoben, daß sich im Jahre 1900 2110 Frauenklubs mit einer Mitgliedschaft von annähernd einer Million zu einem Bunde (General Federation of Women's Clubs) vereinigen konnte.

Vielleicht die interessanteste und gemeinnützigste Kategorie von Klubs ist die der Arbeiterinnenklubs. Der Zweck dieser Klubs ist, durch Zusammenarbeit Mittel zur Selbsthebung, Gelegenheit zu geselligem Verkehr und die Entwicklung zu edleren, höheren Zielen zu erreichen. Diese Definition ist von der Liga der Arbeiterinnenklubs angenommen worden. Wie die andern Klubs, besitzen auch sie komfortable Lokalitäten, in denen Koch-, Näh-, Schneider-, Handarbeits-, Literatur-, Sprach-, Stenographie-, Schreibmaschinen-, Sing-, Tanz- und andre Kurse abgehalten werden. Desgleichen verfügen auch sie über gut ausgestattete Bibliothekräume, Frühstücks- und Speisezimmer, in denen für billiges Geld nahrhafte Kost geboten wird. Ebenso werden ihnen auch gesellige Abende mit Vorträgen, musikalischen Genüssen, Tanz und so weiter geboten. Und beteiligen sich an der Organisation auch vielfach Frauen andrer Stände, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Arbeiterinnen selbst selten die Zeit hierfür haben, so sitzen doch meist wenigstens einige von ihnen immer im Vorstand. Der Vorstand darf überhaupt nur von ihnen gewählt werden und nichts ohne ihre Zustimmung geschehen. Wie alle andern Frauenklubs, bilden auch die Arbeiterinnenklubs kleine Republiken mit Verwaltungsbehörden, die den Willen der Majorität zum Ausdruck bringen, und werden auf diese Weise parlamentarisch geschult.



Eingangshalle im XX. Century Club

Auch in England gibt es eine ganze Reihe von Arbeiterinnenklubs. Auf Anregung des Women's Industrial Council hat sich die Clubs Industrial Association gebildet, die 31 Arbeiterinnenklubs umfaßt, die London Club Union zählt 35 Klubs, andre gliedern sich religiösen und andern Vereinigungen und Parochien an. Auch sie verfolgen wie die amerikanischen den Zweck, alleinstehenden Arbeiterinnen Zusammenschluß, einen behaglichen Aufenthalt, die Möglichkeit einer besseren Ausbildung, die Pflege edler Geselligkeit und — last not least — die Kenntnis der Fabrik- und Werkstättengesetze zu vermitteln.

Erst nach dem ersten Arbeiterinnenklub erblickte der erste bürgerliche „gemischte", also Männern und Frauen zugängliche Klub „The Albemarle Club" im Jahr 1874 das Licht der Welt. Ihm folgte als erster ausschließlicher Frauenklub der „Somerville", dann der „Women's University Club", der „Pioneer", der „Grosvenor Crescent", der „Empreß", ferner der „County", „Alexandra", „Green Tack Club", „New Victorian", „Trained



Drawing-room im Londoner XX. Century Club

Nurses", „Twentieth Century Club" und eine ganze Reihe andrer nicht allein in London, sondern auch in Bath, Exeter, Liverpool, Manchester, Newcastle on Tyne, Worcester u. a. m. und als letzter der bedeutenderen der „Lyceum Club", der eine ganz neue Klubidee verwirklicht, die des Internationalismus im Klubwesen.

Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, Gastfreundschaft in den Londoner Klubs zu genießen, und wenn meine Zeit und sonstigen Beziehungen mir auch nicht gestattet haben, zu länger denn kurzen Nachmittagsbesuchen von ihr Gebrauch zu machen, so habe ich doch den Aufenthalt in den behaglichen Räumen, den Zusammenschluß mit geistig verwandten Frauen, ihre Unterstützungen mit Auskünften und Material über Fragen, die ich an Ort und Stelle studieren wollte, dankbar empfunden und kann ich mir lebhaft vorstellen, daß für alleinstehende Frauen und Mädchen dieser Vorzug noch größer sein muß. In Ansehung dieses nicht zu unterschätzenden Umstandes muß man die Idee des Lyceum-Klubs, durch eine internationale Vereinigung den geistig und künstlerisch schaffenden Frauen Beistand und Unterstützung zu gewähren, mit Sympathie begrüßen. Ob er freilich die Absichten seiner Begründerin, der jungen englischen Schriftstellerin Miß Smedley, verwirklichen wird, durch fachmännisch geleitete Bureaus Schriftstellerinnen durch literarische Angebote des In- und Auslandes, durch Verlagskontrakte, Uebersetzungen und so weiter zu fördern; den Künstlerinnen bei Ausstellungsangelegenheiten mit Rat und Tat zur Seite stehen, selbst Ausstellungen der Mitglieder veranlassen, wissenschaftlich arbeitenden Frauen auf ihrem Gebiete Aufträge überweisen wird können, das läßt sich natürlich gegenwärtig noch nicht bestimmen. Der Londoner Lyceum-Klub ist erst anderthalb Jahre alt, der Berliner ist erst im Anfang November vorigen Jahres eröffnet worden und der Pariser ist gar erst in der Entstehung begriffen. Immerhin haben beide bereits existierende Lyceum-Klubs ein sehr würdiges Entree gemacht, ja vielleicht sogar ein allzu würdiges, denn die Unternehmungen sind auf einen riesig eleganten Fuß gestellt worden, und um von diesem Piedestal nicht herabsteigen zu müssen, wird man, fürchte ich, von der ursprünglichen Absicht eines Fachklubs für Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen immer mehr abgehen und ihn immer mehr zu dem ausgestalten müssen, was schon der Eröffnungstag des Berliner beispielsweise anzudeuten schien, zu einem Gesellschaftsklub par excellence.

Aber selbst wenn der Lyceum-Klub sich nur zu einer gesellschaftlichen Institution entwickelte, wäre er auch willkommen zu heißen, da es für Frauen, die auf sich selbst angewiesen sind, immer noch nicht genügend angenehme Aufenthaltsorte gibt, nur wird dann in der Reichshauptstadt für einen Fachklub noch Raum bleiben. Vielleicht entwickelt sich übrigens nach all den guten Beispielen Englands und Amerikas, wo neben den Frauenklubs auch die für Männer und Frauen bestimmten Klubs in höchster Blüte stehen, auch ein „gemischter" Klub für männliche und weibliche Schriftsteller, Künstler

und Wissenschaftler. Bekanntlich haben die Versuche, die von männlicher Seite hierzu gemacht wurden, immer wieder Fiasko gemacht, vielleicht weil der Boden hierfür noch nicht genügend vorbereitet war. Ging doch auch der erste deutsche Frauenklub, der vor elf Jahren durch den Letteverein im Viktoriahaus eröffnet worden ist, nach zwei Jahren wieder ein, während der nur ein Jahr später begründete Amerikanische Frauenklub sich bis heute gehalten hat und in seinen zwar bescheidenen, aber gemütlichen Räumen in der Kleiststraße 11 vielen studierenden jungen Amerikanerinnen eine rechte Zufluchtsstätte bot.

Der erste Deutsche Frauenklub, der sich als lebensfähig erwiesen hat, ist 1898 begründet worden mit dem ausgesprochenen Zweck, einen Vereinigungspunkt für die Frauen der Reichshauptstadt zu schaffen, an dem sie Anregung und Erholung finden können. Den gesellschaftlichen Talenten seiner Vorsitzenden, Frau von Leyden, ist es gelungen, ihn zu einem Mittelpunkt der eleganten Frauenwelt zu gestalten, die, besonders an den Mittwochabenden, an denen abwechselnd musikalische und literarische Vorträge dargeboten werden, die hübschen Klubräume in der Kurfürstenstraße bis auf den letzten Platz füllt.

Nach diesem ersten Erfolg lag der Gedanke natürlich nahe, auch der weniger bemittelten und vor allen Dingen der alleinstehenden, erwerbenden Frau einen ähnlichen Mittelpunkt zu verschaffen. 1900 wurde dieser Gedanke durch den Berliner Frauenklub verwirklicht. Während der Beitrittsbeitrag im Deutschen Frauenklub jährlich 20 Mark betrug — gegenwärtig sogar 25 Mark —, wurde er im Berliner Frauenklub auf nur 6 Mark festgesetzt. Welch ein Bedürfnis er war, beweist der Umstand, daß er es binnen wenigen Jahren auf 1200 Mitglieder brachte und daß er, abgesehen von der weitaus zahlreicheren Mitgliederzahl, auch relativ der weitaus am stärksten frequentierte Klub ist. Seine Mitglieder sind hauptsächlich erwerbende Frauen, Malerinnen, Schriftstellerinnen, Musikerinnen, Schauspielerinnen, Aerztinnen, Zahnärztinnen, Handlungsgehilfinnen, Bureauvorsteherinnen, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen und so weiter. An seiner Spitze steht die erste deutsche Aerztin, Dr. Franziska Tiburtius, die gleichzeitig in sympathischster und vornehmster Weise die moderne Berufsfrau verkörpert.



Reading-room im Londoner County Club

Welch lebhafte Teilnahme an allen Fragen der Gegenwart diese Frauen nehmen, hatte ich erst vor kurzem Gelegenheit zu beobachten, als ich dort einen Vortrag hielt; sämtliche drei Zimmer, die diesem Zwecke dienten, waren vollständig gefüllt und die Mitglieder beteiligten sich an der Diskussion aufs lebhafteste.

Dieser Klubtypus ist es denn auch, der die meiste Nachahmung fand und nach dessen Beispiel Frauenklubs in Hannover, Wiesbaden, Halle, Stettin und an andern Orten entstanden. Jedenfalls scheint Deutschland nächst Amerika und England noch den besten Boden für das Frauenklubwesen zu bieten, denn die andern Länder besitzen gar keine oder nur ganz vereinzelte Klubs wie Paris, St. Petersburg, Wien und so weiter. Hier will eben der Lyceum-Klub abhelfen, indem er in allen Großstädten Schwesterklubs errichten will, deren Mitglieder



Im Lesezimmer des Berliner Frauenklubs

sämtlichen Klubs als Mitglieder angehören sollen, die sie auf ihren Reisen als Standquartier, Anregungsquelle und so weiter benutzen können. Jedenfalls zeigen all diese Wünsche und Pläne, daß der Klubgedanke auch in Europa Wurzel gefaßt hat und noch recht entwicklungsfähig ist, nicht zum mindestens auch in bezug auf die Arbeiterinnenklubs, die in Arbeiterinnenheimen ihre Vorläufer haben.



Teestunde im Deutschen Frauenklub in Berlin



Gebäude der Kolonialschule in Witzenhausen

Die deutsche Kolonialschule in Witzenhausen

Von

L. Schulze-Brück

(Hierzu eine Abbildung nach einer photographischen Aufnahme)

Ohne viel Geräusch wurde im Mai 1899 die Kolonialschule in Witzenhausen eingeweiht, und in den sechs Jahren ihres Bestehens hat sie unablässig gearbeitet, um ihrem Ziel nahe zu kommen. Sechs Jahre sind eine sehr kurze Zeit für eine Anstalt, die für die Kolonien unsers Deutschen Reiches heute schon eine gewisse Bedeutung erlangt hat und eine weit größere erlangen wird, wenn erst die von ihr ausgebildeten und ausgehenden Schüler in allen unsern Kolonien zerstreut die Kolonisationsbestrebungen des Deutschen Reiches unterstützen werden. Denn nichts Geringeres will die deutsche Kolonialschule, als junge Männer unsrer besten Kreise heranbilden zu Kolonisten, kurz zu Pionieren der Kultur für unsre Kolonien. Damit ist der Kolonialschule ein hohes Ziel gesteckt. Die praktische Kulturarbeit in unsern Kolonien, und zwar die Kulturarbeit nach jeder Richtung, soll nicht mehr vornehmlich in den Händen solcher Elemente liegen, die im alten Vaterlande in irgendeiner Weise Schiffbruch erlitten haben und nun in neuen Verhältnissen sehr oft erst neue und bessere Menschen werden müßten, wenn sie etwas leisten wollten. Daß solchen Elementen neben der ganz besonderen Allgemeinbildung, die ihnen notwendig wäre, vor allem auch jede technische und fachliche Bildung fehlt, ist fast ebenso beklagenswert wie der Umstand, daß durch das Leben der meisten von ihnen bereits ein schwerer Riß geht, der nun da drüben erst wieder verkleistert werden soll.

Es ist ja auch eine Tatsache, der sich der objektive Beurteiler nicht verschließen kann, daß auch unsre Kolonialbeamtenschaft, die amtlichen Vertreter des Deutschen Reiches in den Kolonien, nicht mit jenen vielseitigen Eigenschaften über See gehen, die so unbedingt für ihre schwierige Stellung erforderlich sind. Man kann ein ganz ausgezeichneter deutscher Beamter sein, der im Vaterlande in jeder Beziehung den weitgehendsten Anforderungen genügt, ohne doch gerade die allgemeine theoretische Bildung wie das praktische wirtschaftliche Verständnis und die Charaktereigenschaften zu besitzen, die für einen solchen Posten so dringend erforderlich sind. Es würde zu weit führen, hier auf die Ursachen dieser Erscheinung einzugehen. Was der Kolonialrat an Ausbildung für die Kolonialbeamten verlangt, ist leider vorwiegend auf die theoretische Seite gerichtet und läßt die praktische mehr als gebührlich aus dem Auge. Die Gefahr der bureaukratischen Vorbildung ist ohnehin für uns Deutsche immer eine größere als für jedes andre Volk. Die Erfahrungen, die wir in unsern Kolonien gesammelt haben, sind noch zu neu, als daß sie immer das Richtige treffen könnten. Jedenfalls ist aber das Experimentieren nach dieser Richtung hin stets eine Gefahr für die Kolonien ebenso wie die Ueberflutung mit zweifelhaften Kulturpionieren.

Dieser Gefahr zu steuern, wurde die deutsche Kolonialschule in Witzenhausen gegründet. Sie soll einerseits und vor allem an die Stelle der jetzt durch einen Zufall, oft genug durch traurige Umstände nach unsern Kolonien geschleuderten Elemente tüchtige, geschulte junge Leute setzen, die durch eine gründliche fachmännische und wissenschaftliche Bildung sich für ihre Arbeit in den Kolonien vorbereitet haben. Ja, es soll auf der

Kolonialschule geradezu eine Auslese stattfinden, so daß nur die wahrhaft Tüchtigen und Befähigten überhaupt den ganzen Bildungsgang der Schule durchmachen und durchmachen können und dürfen. Und anderseits soll die Schule die Ergänzung werden für die von den Behörden geforderte Ausbildung der Kolonialbeamten, soll ihr theoretisches Wissen ergänzen, die Lücken der einseitigen Ausbildung ausfüllen, sie praktisch schulen nach allen Richtungen hin, die für den künftigen Kolonialbeamten maßgebend sind. Also statt der gescheiterten Existenzen, die in harter Arbeit unter hundert Enttäuschungen, Entbehrungen, unter dem schweren Druck ihres Nichtwissens, Nichtkönnens da drüben experimentieren, zielbewußte, kraftvolle, geistig und körperlich gesunde junge Menschen in der möglichst weitgehendsten Vorbildung für ihr schweres, aber schönes Ziel. Und statt der theoretisch-bureaukratisch ausgebildeten Beamtenschaft eine möglichst praktisch geschulte, die mit klarem Blick und richtigem Verständnis zu überschauen vermag, was not tut.

Von welch weittragender Bedeutung die Errichtung einer solchen Anstalt war, ist ohne weiteres klar. In Frankreich, England und Holland verfolgte man die Errichtung und das Wachstum der Schule mit starkem Interesse. In Frankreich wurde bereits nach dem Vorbilde der deutschen Kolonialschule eine „Ecole pratique d'Enseignement colonial“ gegründet, welche die „Ecole coloniale“ zu Paris, das Seitenstück unsers orientalischen Seminars, ebenfalls zu ergänzen berufen ist, gewiß der beste Beweis dafür, wie sehr die Kolonialschule einem praktischen und idealen Bedürfnis entspricht.

Mehrere hundert Schüler haben die Anstalt seit ihrer Begründung besucht. Eine Reihe von ihnen ist gleich in der ersten Zeit ausgeschieden, weil es sich herausstellte, daß sie sich in irgendeiner Weise für die Laufbahn nicht eigneten. Ein Teil leistet noch eine einjährige Dienstzeit ab, viele aber sind schon in den Kolonien tätig, teilweise in den ersten Anfängen begriffen, in mutigem Ringen mit den neuen Verhältnissen, teilweise befinden sie sich schon in befriedigender Stellung oder arbeiten auf ihrer eignen Farm.

Die Anfänge der Schule waren bescheiden. Das uralte, halbzerfallene Kloster St. Wilhelmi in dem idyllischen Städtchen Witzenhausen, das so reizend im schönen Werratal liegt, wurde von den Stiftern der Schule zunächst pachtweise mit der Domäne Witzenhausen im Juli des Jahres 1898 übernommen, und als es sich herausstellte, daß der Besitz für die Zwecke der Schule nach jeder Richtung hin geeignet war, wurde zunächst der ganze Gebäudekomplex, das alte Kloster mit seinem Drum und Dran käuflich erworben und später die ganze Domäne. Die Kolonialschule erhielt den Namen „Wilhelmshof“. Zunächst waren umfangreiche Bauten nötig, um den völlig verwahrlosten Besitz wenigstens einigermaßen seinen Zwecken dienstbar zu machen. Und im Mai 1899 konnte dann die Schule eröffnet werden und stellt sich jetzt nach umfangreichem Erweiterungsbau und einer Umgestaltung ihres Lehrganges stattlich und wohlgefügt dar. Der Lehrplan ist ein dreijähriger für Schüler, die ohne praktische Vorbildung eintreten, ein zweijähriger für bereits Vorgebildete. Das rein praktische erste Lehrjahr hat den Zweck, den Schülern eine tüchtige Grundlage zu schaffen für die weitere Ausbildung, wohl auch den, sie körperlich zu stählen für die Anstrengungen der folgenden zwei Jahre, die freilich nicht geringer sind, aber für den schweren, verantwortungsreichen Beruf des Kolonisten die einzige richtige Einführung bilden. Welcher Art und welchen Umfangs diese Ausbildung ist, mag aus den knappen Umrissen des Lehrplans hervorgehen. Da finden sich unter der Rubrik „Kulturwissenschaften“ Vorlesungen über Kolonialpolitik, deutsche Kolonien, Kolonialrecht, bei Naturwissenschaften Mineralogie und Geologie, Experimentalchemie, Pflanzenphysiologie und Morphologie, chemische Technologie, Physik und nicht zuletzt praktische Uebungen im Laboratorium. Ferner Tropengesundheitslehre: von Sprachen Französisch, Englisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch und Suaheli. Bei den wirtschaftlichen Lehrfächern Klima- und Bodenlehre, Tierzuchtlehre, Tierheilkunde, bei Gärtnerei und Forstwirtschaft Forstwirtschaftslehre und praktischer Obst- und Gemüsebau. Es folgen Buchführung und Handelslehre und die technischen Lehrfächer Wege- und Wasserbau, Feldmeßkunde, Be- und Entwässerung, Baukonstruktion und Planzeichnen. Und da der Kolonist in sehr vielen Fällen auch sein eigner Handwerksmeister sein muß, wird er unterrichtet im Schmieden und Zimmern, im Sattlern und Tischlern, im Stellmachen und Schustern und in der Maurerei. Für körperliche Ausbildung und Gewandtheit sorgen dann Leibesübungen, Turnen, Fechten, Reiten. Ein Samariterkursus und Unterricht über bürgerliche Rechtskunde vervollständigen die Ausbildung des Kolonisten, die sicherlich eine universelle genannt werden darf. Den wissenschaftlichen Fächern gehört naturgemäß mehr das Winterhalbjahr. Im Sommerhalbjahr nimmt die Beschäftigung in Feld und Wald, im Garten und den verschiedenen Pflanzungen einen großen Raum ein. Ein Tag in der Woche ist ganz den rein praktischen Unterweisungen gewidmet.

Daß ein solcher Lehrplan an die körperliche und geistige Aufnahmefähigkeit der Schüler die höchsten Anforderungen stellt, ist begreiflich. Nur körperlich gesunde und geistig rege junge Menschen vermögen diesen Anforderungen zu genügen, und auch dann nur, wenn sie sich ganz der Arbeit widmen. Darum ist auch die Anstalt als Internat geschaffen, die jungen Leute wohnen in der Anstalt selber, und wenn ihnen auch die Freiheit gelassen ist, wie sie der heranwachsende Mensch und ganz besonders der zukünftig Kulturpionier braucht, so ist anderseits doch wieder eine straffe Leitung des ganzen Betriebes notwendig.

Nach ernster Arbeit im Hörsaal, im Laboratorium, in Feld und Garten, in Weinberg und Tabakspflanzungen wie in den verschiedenen Werkstätten, nach des Tages Last und Hitze im wahrsten Sinne des Wortes, winkt den Schülern übrigens jede Art von Erholung, die gesunden, lebensfrohen jungen Leuten angemessen ist. Fröhliche Bootsfahrten auf der Werra mit einer eignen kleinen Bootsflottille, die übrigens zum Teil selbst gebaut ist, Tennis und Fußball, und während des Winters musikalische Aufführungen und sogar ein Tänzchen

in Ehren sorgen dafür, daß frohe Lebenslust nicht zu kurz kommt.

Wie sehr die früheren Schüler und jetzigen Kulturpioniere an der Anstalt hängen, beweist das für „Kameraden, Freunde und Gönner" herausgegebene Organ „Der deutsche Kulturpionier", Nachrichten aus der deutschen Kolonialschule, das in jeder seiner Nummern Briefe ehemaliger Schüler an Direktor, Lehrer und Kameraden enthält, die schon durch ihre Datierung aus Amerika, aus Australien, aus Südwest- und Ostafrika, aus unsern Kolonien Kamerun und Togo, aus Brasilien, der Kapkolonie, kurz aus aller Herren Ländern, interessant sind und durch ihre spontanen Mitteilungen über Kolonialverhältnisse noch interessanter werden. Da schreibt einer von einer Kaffeeplantage in Mexiko, ein andrer von den Ufern des Tanganjika, ein Vierteldutzend berichten von dem Aufenthalt bei einem früheren Lehrer der Anstalt auf Palmenhof in Brasilien. Einer ist amerikanischer Zollbeamter auf den Philippinen, ein andrer Pflanzer auf einer Kokospflanzung in Kleme (Togo). Dieser macht sich eben in Steinburg im Kaplande selbständig, einer ist Wirtschaftsinspektor in Lindi, jener hat mit seinem Chef zusammen in Herbertshöhe ein Rencontre mit empörten Eingeborenen gehabt. Von den Kanarischen Inseln kommen Grüße, aus Französisch-Dahome und von Assuncion.

Im deutschen Mutterlande ist es die allgemeine Klage, daß unsre jungen Männer bei der Ueberfüllung aller Berufe viel zu lange in unselbständigem Warten, in aufregendem Jagen nach fester Anstellung in einem Berufe, nach Erfolg und lohnender Beschäftigung ihre besten Jahre hinbringen, ohne sich doch einen Platz an der Sonne erkämpfen zu können. Für mutige, kräftige, an Geist und Körper gesunde junge Menschen ist hier noch ein weites Feld, das der ackernden Hände harrt. Und dem richtig vorgebildeten Kulturpionier winkt als Preis für freilich schwere und harte, aber stählende und befreiende Arbeit eine frühe Selbständigkeit neben so manchen andern Vorteilen und Annehmlichkeiten dieser Laufbahn. Unserm Vaterlande aber wäre es von ungeheuerm Nutzen, wenn die Söhne seiner besten Klassen als Kulturpioniere deutschen Fleiß und deutsche Art in die Kolonien verpflanzten. Dazu beizutragen ist die Kolonialschule in erster Reihe berufen.



Dilettantenquartett

Nach einer Zeichnung von Aug. Mandlick (Wien)



Ueber Telepathie

Von

Dr. J. Nistellgo

Es liegt heute ein Gefühl in der Luft, daß wir am Vorabend großer wissenschaftlicher Entdeckungen stehen. In den letzten Jahrzehnten hat die Naturwissenschaft so erstaunliche Tatsachen der Wirklichkeit abgerungen, daß der Schluß auf noch weit Erstaunlicheres und Ueberraschenderes gewiß nicht unberechtigt ist. Ich erinnere nur an die von Hertz experimentell festgestellten Zusammenhänge zwischen Licht und Elektrizität, deren technische Ausbeutung wir in der drahtlosen Telegraphie haben, an die Röntgenstrahlen, an das Radium. Abgesehen von den technischen Folgen liegt das Umwälzende dieser Entdeckungen nach der naturphilosophischen Seite. Unsre Begriffe von der Materie, als dem Träger der sichtbaren Naturerscheinungen, haben eine durchgreifende Wandlung gegen früher erfahren. Immer mehr scheinen die treibenden Kräfte aus der greif- und sichtbaren Welt in die Wunderwelt des Unsichtbaren zu rücken.

Etwas Aehnliches geschieht in der Seelenforschung. Auch hier sind seltene und seltsame Tatsachen erstanden oder besser wieder erstanden, die ihr Recht und ihre Anerkennung fordern. Wir befinden uns erst am Anfang der Untersuchungen über den Hypnotismus. Und nun taucht schon eine neue Tatsache auf, die auch in Deutschland nicht lange mehr auf ihr wissenschaftliches Bürgerrecht wird warten brauchen: die Telepathie.

Die außerdeutsche Gelehrtenwelt beschäftigt sich schon des längeren mit diesem merkwürdigen Phänomen. Vor allem ist es die englische Gesellschaft für psychische Forschung, die diesen und ähnlichen Phänomenen ihre Aufmerksamkeit zugewendet hat. Diese Gesellschaft, die im Jahre 1882 gegründet wurde, hat heute außer einer Zweigabteilung in Amerika ca. 1000 Mitglieder. Zu ihnen gehören Männer von europäischem Rufe. Die wissenschaftliche Qualifikation der Gesellschaft wird schon durch die Namen ihrer Präsidenten gekennzeichnet. Ich nenne einige derselben: der bedeutende Chemiker Sir William Crookes, der 1898 zu gleicher Zeit Präsident der British Association war, der berühmte mathematische Physiker Sir Oliver Lodge, der letzte Premierminister von England, J. A. Balfour, der hervorragende amerikanische Psychologe Professor William James, der französische Physiologe Professor Richet, der zugleich Membre de l'Institut ist. Zweck dieser Gesellschaft für psychische Forschung ist die wissenschaftliche Prüfung und Untersuchung derjenigen psychischen Phänomene, die man gewöhnlich als „okkult", das heißt dunkel, noch nicht aufgehellt, bezeichnet und die von der herrschenden Wissenschaft bisher entweder gar keine oder nicht genügende Berücksichtigung gefunden haben. Zu den okkulten Phänomenen gehört nun auch unter anderm die Telepathie. Da diese am leichtesten einer experimentellen Untersuchung zugänglich und das hierher gehörige Tatsachenmaterial in reicher Fülle vorhanden ist, so warf sich die Gesellschaft zuerst auf die Erforschung der Telepathie. Ihre weitreichenden Ergebnisse hat sie niedergelegt in ihren fortlaufend erscheinenden Publikationen, den Proceedings. Auf diese, als eine wissenschaftlich zuverlässige Quelle, stütze ich mich, wenn ich im folgenden über die Telepathie einiges berichte.

Um das Eigentümliche der Telepathie oder der direkten Gedankenübertragung scharf herauszustellen, gebe ich eine kurze Schilderung der gewöhnlichen, durch die Sinne vermittelten Gedankenübertragung.

Ein Gedanke steigt in mir auf; ich will ihn meinem Freunde mitteilen. Zu diesem Zwecke spreche ich den Gedanken aus, das heißt, ich setze durch eine Reihe zusammenhängender artikulierter Laute die Luft in schwingende Bewegung. Die so erschütterte Luft ruft einen hier nicht näher zu beschreibenden Erregungsprozeß im Ohre meines Freundes hervor. Dieser Erregungsprozeß pflanzt

sich nach dem Zentralnervensystem fort. Das Endresultat besteht schließlich darin, daß mein Freund im Besitze desjenigen Gedankens ist, den ich aus meinem Bewußtsein durch das gesprochene Wort hinausgelassen habe.

Durch das Alltägliche dieses Vorganges ist man abgestumpft gegen das Wunderbare und Unerklärliche der Tatsache, daß etwas Ausgedehntes und Materielles, die Luft, einen Gedanken, der etwas Unausgedehntes, Immaterielles ist, von einem Geist zum andern vermitteln kann. Hier sollte das Staunen, das nach Plato der Anfang der Philosophie ist, schon einsetzen. Aber die Abstumpfung durch das Alltägliche frißt sich so tief in unsre Seele hinein, daß die meisten Menschen das Staunen überhaupt verlernt haben.

Ist es nun aber auch möglich, einen Gedanken einem andern Geist zu übermitteln — unmittelbar, direkt, unter Ausschaltung der sinnlichen Vermittlung, in diesem Falle also der Sprache? Der eine Geist würde dann unmittelbar auf den andern wirken, er würde auf diesen eine direkte Fernwirkung — Telepathie — ausüben.

Diese Art telepathischer Gedankenübertragung unterscheidet sich also von der nichttelepathischen nur dadurch, daß der Umweg über die Sinne fehlt. Gäbe es so etwas wie Telepathie, so wäre jedenfalls unsre Kenntnis von dem Vermögen der menschlichen Seele um ein Bedeutendes erweitert. Es handelt sich in erster Linie hier um eine Frage der Tatsächlichkeit. Von vornherein die Möglichkeit der Telepathie zu leugnen, weil sie uns unbegreiflich ist, wäre durchaus unwissenschaftlich; zumal man vergißt, daß uns die durch die Sinne vermittelte Gedankenübertragung nur dadurch scheinbar begreiflich vorkommt, weil sie alltäglich ist.

Das Beweismaterial für die Tatsächlichkeit der Telepathie läßt sich nun auf zwei Wegen erbringen. Einmal kann man direkte Experimente darüber anstellen, ob es möglich ist, einen Gedanken unmittelbar auf einen andern zu übertragen; und dann kann man als Beweis für die Telepathie jene merkwürdigen Vorfälle ansehen, die durch keine andre Hypothese verständlich sind. Auf diese Vorfälle komme ich später. Zuerst wende ich mich dem Experiment zu.

Es soll also gezeigt werden, daß sich ein Gedanke direkt von einem Geist auf den andern übertragen läßt. Daher kommt es vor allem darauf an, die Wirksamkeit der fünf Sinne auszuschalten. Mit dem Gesicht, Gehör, Geschmack und Geruch läßt sich das leicht bewerkstelligen. Mit dem Gefühl ist das schon schwieriger. Wenn die beiden Personen, von denen die eine den Gedanken unmittelbar auf die andre übertragen soll, sich berühren, so kann das Resultat leicht durch sogenannte „unbewußte Muskeltätigkeit“ hervorgerufen sein. Man denke zum Beispiel, welche Rolle diese unbewußte Muskeltätigkeit bei den Experimenten mit dem klugen Hans gespielt hat. Um daher alle Möglichkeit einer sinnlichen Vermittlung auszuschließen, ließ die Gesellschaft für psychische Forschung nur solche Experimente gelten, in denen keinerlei Berührung zwischen dem Uebermittler A und dem Empfänger B stattfindet.

Einige Arten der angestellten Experimente will ich jetzt ganz kurz schildern. Ein Name wurde von dem Leiter der Sitzung niedergeschrieben und dem Uebermittler A gezeigt. A dachte intensiv an den Namen und B mußte den Namen dann angeben. — Ein andres Experiment war folgendes: Eine bestimmte Stelle am Arme von A wurde schmerzhaft gemacht, und B mußte versuchen, diese schmerzhafte Stelle zu lokalisieren. Dabei wurden natürlich alle gewöhnlichen Erkenntnismittel sorgfältig ausgeschlossen. Unter diesen Umständen waren zum Beispiel bei einer Reihe von dreiundzwanzig Experimenten über die Hälfte der Antworten absolut korrekt, mehrere andre waren es beinahe, und keine waren ganz weit ab vom Ziel. Angesichts der vielen Hunderte, ja Tausende ähnlicher Experimente, die ein analoges Resultat ergaben, ist die Hypothese des Zufalls einfach ausgeschlossen.

Eine andre Art von Experimenten sollte die Möglichkeit der direkten Gedankenübertragung von Zeichnungen dartun. Folgendermaßen wurden diese Experimente angestellt: der Leiter der Sitzung macht eine grobe Skizze einer einfachen geometrischen Figur. A sieht die Skizze, prägt sie sich ein und stellt sich hinter B. Letzterer sitzt mit einem Bleistift und Papier vor sich und zeichnet den Eindruck, den er von A empfängt. Die strengsten Vorsichtsmaßregeln waren dabei getroffen. Zu bemerken ist noch, daß zu den Experimenten stets wieder neue Personen genommen wurden.

Ich komme jetzt zu der zweiten Kategorie von Beweisen für die Telepathie, zu jenen merkwürdigen Vorfällen, wo eine spontane Beeinflussung eines Menschen durch einen andern über viele Meilen Raum hinweg stattfindet. Diese Vorfälle klingen beinahe wie Wundergeschichten, und doch gibt es in der Wirklichkeit eine ungeheure, sich fortwährend steigernde Menge solcher Fälle. In jeder Familie beinahe lassen sich spontane Fälle von Telepathie feststellen. In der Form von Ahnungen, Gehörs- oder Gesichtshalluzinationen kündigt sich uns häufig ein schwerer Unglücksfall oder der Tod irgendeines uns Nahestehenden an, bevor wir direkt davon benachrichtigt werden. Man nimmt das meistens ohne weiteres Nachdenken so hin oder schreibt es dem Zufall zu oder den aufgeregten Nerven, als ob damit die Tatsache aus der Welt geschafft wäre. Die Gesellschaft für psychische Forschung hat nun nach sorgfältigster kritischer Prüfung solche Fälle zu Tausenden gesammelt, um sie als Beweismaterial für die Tatsächlichkeit der Telepathie zu verwenden. Drei dieser Fälle gebe ich hier in freier deutscher Uebersetzung wieder.

Am 9. September 1848 wurde bei der Belagerung von Mooltan (Indien) der Generalmajor R., damals Regimentsadjutant, sehr schwer und gefährlich verwundet. Da er glaubte, er müsse sterben, bat er einen seiner Offiziere, ihm den Ring vom Finger zu nehmen und diesen seiner Frau zu senden, die zu dieser Zeit in Ferozepore, volle 150 Meilen entfernt, war. — „Als ich,“ so erzählt die Frau des Generals R., „in der Nacht zum 9. September 1848 auf meinem Bett in leichtem Halbschlummer lag, sah ich ganz deutlich, wie mein Gatte schwer verwundet vom Schlachtfeld getragen wurde, und hörte, wie er ganz deutlich die Worte sprach: ‚Nehmen Sie diesen Ring von meinem Finger

und senden Sie ihn meiner Gattin.' Den ganzen nächsten Tag konnte ich den Anblick und die Stimme nicht loswerden. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß General R. in dem Sturm auf Mooltan schwer verwundet worden sei. Er überstand aber seine Verletzungen und lebt heute noch. Einige Zeit nach der Belagerung hörte ich vom Oberst L., dem Offizier, der meinen Gatten vom Schlachtfeld tragen half, daß die Bitte hinsichtlich des Ringes tatsächlich ausgesprochen wurde, und zwar gerade zu der Zeit, als ich sie in Ferozepore damals hörte."

Ein andrer Fall wird von einem Arzte Dr. C. Ede mitgeteilt, dem der Vorfall von den beiden beteiligten Damen berichtet wurde.

Lady G. und ihre Schwester hatten den Abend mit ihrer Mutter verbracht, die sich in normaler Stimmung und Gesundheit befand, als die Töchter sie verließen. Mitten in der Nacht erwachte die eine Schwester in einem plötzlichen Schreckensanfall und sagte zu ihrem Gatten: „Ich muß sofort zu meiner Mutter fahren; bitte, bestelle den Wagen. Ich habe das sichere Bewußtsein, daß sie krank geworden ist." Nachdem der Gatte vergebens seine Frau zu überzeugen versucht, daß ihre Angst nur eine Traumphantasie sei, bestellte er den Wagen. Als die Dame sich dem Hause ihrer Mutter näherte, wo zwei Wege sich treffen, bemerkte sie auch den Wagen ihrer Schwester, der Lady G., herankommen; nun befragten sich die Damen gegenseitig, weshalb sie hierher gekommen wären. Beide gaben dieselbe Antwort: „Ich konnte nicht schlafen, weil ich das bestimmte Gefühl hatte, daß die Mutter krank wäre, und deshalb wollte ich sie aufsuchen." Als sie das Haus der Mutter erblickten, sahen sie die Kammerzofe ihrer Mutter an der Tür stehen. Kaum waren sie ausgestiegen, so wurde ihnen von der Zofe mitgeteilt, daß ihre Mutter plötzlich erkrankt sei und im Sterben liege und den dringenden Wunsch geäußert habe, ihre Töchter zu sehen.

Folgendes berichtet ein Herr R. Foyer aus Bath: „Ein seltsamer Vorfall ereignete sich im Herbst des Jahres 1879. Mein Bruder war für drei oder vier Tage von Hause fort, als ich zu meinem Erstaunen eines Nachmittags um 5½ Uhr meinen Namen sehr deutlich rufen hörte. Ich erkannte so klar die Stimme meines Bruders, daß ich das ganze Haus nach ihm absuchte; aber da ich ihn nicht fand und ja auch wußte, daß er einige vierzig Meilen entfernt von mir war, so schrieb ich den Vorfall schließlich einer Phantasietäuschung zu und dachte nicht mehr über die Sache nach. Am sechsten Tage darauf, als mein Bruder wieder nach Hause gekommen war, teilte er mir unter andern Dingen mit, daß er mit knapper Not einem schweren Unglücksfall entgangen sei. Als er nämlich aus dem Coupé stieg, verlor er den Halt und stürzte der Länge nach auf den Perron; nur dadurch, daß er schnell die Hände vorstreckte, milderte er die Wucht des Falles und kam mit einer schweren Erschütterung davon. ‚Merkwürdig genug,' sagte er, ‚als ich mich fallen fühlte, rief ich deinen Namen aus.' Im ersten Augenblick fand ich darin nichts Auffallendes, aber als ich ihn fragte, zu welcher Tageszeit sich das ereignete, gab er mir die Zeit an, die genau mit dem Augenblick zusammenfiel, wo ich meinen Namen mit seiner Stimme rufen hörte."

So sehr nun diese charakteristischen Fälle von Telepathie sich von dem einfachen Schema der obenangegebenen direkten Gedankenübertragung unterscheiden, so sind sie doch nicht qualitativ von der letzteren verschieden. In drei Punkten freilich unterscheiden sie sich von der experimentell erforschbaren Gedankenübertragung: 1. Sie sind nicht willkürlich, sondern entstehen spontan unter Umständen, deren Bedeutung für das Zustandekommen der telepathischen Einwirkung wir noch nicht kennen. 2. Die Größe der Entfernung zwischen dem Uebermittler und dem Empfänger scheint keine Rolle zu spielen bei diesen spontanen Fällen. 3. Die Formen und Mittel, mit denen hier ein Geist den andern beeinflußt, sind viel mannigfaltiger als bei der einfachen Gedankenübertragung.

Wir sind durch die Telepathie vor ganz neue Aufgaben und Fragen gestellt. Ist die telepathische Gedankenübertragung im leichten Grade wenigstens eine Fähigkeit, die alle besitzen, oder ist diese Fähigkeit nur auf wenige Menschen beschränkt? Durch welchen Prozeß kann ein Geist den andern aus der Ferne beeinflussen? Bei Annahme der Telepathie würden sich sehr weittragende Konsequenzen ergeben nach verschiedenen Richtungen. Die Telepathie würde beweisen, daß wir Menschen in Zusammenhängen untereinander stehen, von denen unser waches Tagesbewußtsein nichts weiß. Wir hätten in der Telepathie vor allem auch die Wirksamkeit seelischer Kräfte, die nicht an den Körper gebunden sind. Damit wäre das Hauptargument der Leugner einer Weiterexistenz der menschlichen Seele nach dem körperlichen Tode entkräftet, sofern dies Hauptargument lautet, daß seelisches Leben stets an materielle Prozesse gebunden ist. Gerade angesichts der umwälzenden Folgen, welche die Telepathie mit sich führt, dringt auch die „Gesellschaft für psychische Forschung" darauf, daß immer noch mehr Untersuchungen und zweckentsprechende Experimente angestellt werden, daß auch fernerhin Beweise auf Beweise für die Tatsächlichkeit der Telepathie in kritischer Sorgfalt gesammelt werden. Und da die Männer der Gesellschaft für psychische Forschung mit jenem Ernst arbeiten, „den keine Mühe bleichet," so werden wir auf den Tag nicht mehr allzulange zu warten haben, in dem die Tatsächlichkeit der Telepathie über jeden Zweifel erhaben dastehen wird. Die Ausdeutung dieser Tatsache freilich, das Wie ihres Zustandekommens, die Folgerungen, zu denen sie uns hinsichtlich des Wesens unsers seelischen Lebens treibt — das sind Fragen, die auf einem andern Blatte stehen, einem Blatte, auf dem vielleicht erst das nächste Jahrhundert seltsam bedeutungsvolle Antworten schreiben wird. Zusammenfassend läßt sich jedenfalls schon heute sagen: Was die Lippe des Sehers und des Mystikers einst ahnungsvoll gestammelt hat von den über der Sinnenwelt hinausliegenden verborgenen Zusammenhängen der Menschenseelen untereinander, das beginnt sich heute in dem Studium der telepathischen Phänomene der wissenschaftlichen Forschung zu erschließen.

Hat Deutschland oder Frankreich das bessere Feldgeschütz?

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

In Frankreich glaubt man, daß das französische Feldgeschütz dem deutschen überlegen sei — wenigstens wird das in einer ganzen Reihe französischer Zeitungsartikel ausgesprochen.

Wäre diese Behauptung wahr, so müßte die deutsche Politik sich bemühen, Frankreich gegenüber recht leise und vorsichtig aufzutreten, damit der französischen Artillerie nicht Gelegenheit gegeben werde, ihr Uebergewicht in die Wagschale der Entscheidung zu werfen, was bei der wachsenden Bedeutung der Artillerie zu unerwünschten Ergebnissen für uns führen könnte.

Es ist also für den Fachmann nicht allein, sondern für jeden Deutschen eine Frage von hoher Bedeutung, ob die französischen Zeitungen recht haben oder ob wir auf unsre Artillerie mit dem bisherigen Vertrauen blicken und ob wir deshalb hoffen dürfen, in ihren Feuerlinien das starke Knochengerüst des riesenhaften Athleten zu sehen, der sich „deutsches Heer" nennt. — Untersuchen wir daher die französischen Behauptungen näher auf ihre Richtigkeit.

Einen Vorsprung haben die Franzosen allerdings vor uns voraus: sie haben sich der Zeit nach an die Spitze gesetzt, denn die französische Artillerie war die erste der Welt, die mit dem Rohrrücklaufgeschütz bewaffnet wurde. Der Grundgedanke dieses Geschütztyps ist jedoch nicht in Frankreich entstanden, da u. a. bereits ein Jahrzehnt früher der italienische General Biancardi das Problem des Rohrrücklaufgeschützes entwickelt hatte.

In so glücklicher Weise nun auch die Franzosen dieses Problem in die Wirklichkeit übergeführt haben, so ist damit noch längst nicht gesagt, daß sich die Konstruktion des französischen Geschützes nicht mehr übertreffen lasse. Man darf im Gegenteil erwarten, daß auch diese Geschützkonstruktion im Laufe der Zeit verbessert worden ist und weiter verbessert werden wird. Man darf sogar sagen, daß das eine Notwendigkeit der Entwicklung ist, die auf dem Gebiete der Technik so tausendfach ihren Ausdruck findet und die im besonderen in der Waffentechnik so klar nachweisbar ist. So besaß die französische Armee bereits früher gezogene Geschütze als die deutsche, aber die später entstandenen deutschen Geschütze waren den französischen wesentlich überlegen, wie sich das so deutlich in unserm letzten Krieg gegen Frankreich zeigte. Ferner sind die in diesem Kriege zum erstenmal verwendeten französischen Mitrailleusen, die mehr Lärm als Schaden machten, durch die modernen Maschinengewehre weit überflügelt worden. Und weit läßt auch die heutige Infanteriebewaffnung die der Franzosen wie der Deutschen im genannten Krieg zurück. Es ist also durchaus nicht einzusehen, warum nicht bei der unbegrenzten Entwicklungsfähigkeit der Feuerwaffen unser später als das französische eingeführtes Rohrrücklaufgeschütz jenem überlegen sein sollte.

Das ist um so mehr zu erwarten, als das deutsche Geschütz nicht etwa eine Schöpfung dringender Not ist, sondern in langen und sorgfältigen Versuchen und unter Benutzung aller bekannt gewordenen Erfahrungen herangebildet worden ist. Das Verdienst, schon Ende der neunziger Jahre das erste versuchsfähige Rohrrücklaufgeschütz hergestellt zu haben, gebührt dem Geheimrat Ehrhardt. Der von ihm in Gemeinschaft mit den bekannten Werken in Düsseldorf und Eisenach entwickelte Geschütztyp ist es, der sich jetzt den größeren Teil der Welt erobert. Selbstverständlich variieren bei den einzelnen Artillerien je nach Anschauung und Neigung die Ausführungsformen dieses Typs.

Im Prinzip unterscheidet sich das in Deutschland entstandene Geschütz insofern nicht von dem französischen, als die Lafetten beider Geschütze beim Schuß ruhig stehen und nur das Rohr sich auf der Lafette rück- und vorwärts bewegt, als ferner beide Geschütze Schutzschilde und Sitze für zwei Kanoniere führen, auf denen diese während des Feuers verbleiben, und als beide Geschütze gleich schnell zu feuern vermögen.

Im einzelnen sind die französischen Geschütze von den deutschen der Hauptsache nach darin unterschieden, daß bei den ersteren die Vorbewegung des Rohres nach dem Schuß durch die Ausdehnung zusammengepreßter Luft und bei dem deutschen Geschütz durch die Ausdehnung zusammengepreßter Federn bewirkt wird. Die Franzosen behaupten nun, ihre Konstruktion sei die bessere, während man in Deutschland die hier entstandene Konstruktion für zweckmäßiger und dauerhafter hält.

Ferner besitzt das französische Geschütz in seiner „abattage" noch eine Vorkehrung, die das Seitwärtswandern der Lafette beim Schuß verhindern soll. Das deutsche Geschütz hat eine solche Vorkehrung nicht erforderlich gemacht. Das ist ein Moment, das bei der Gewichtsbemessung des Geschützes mit in die Wagschale fällt. Ein weiteres Moment nach dieser Richtung ist in der etwas geringeren Anfangsgeschwindigkeit des deutschen Geschützes zu suchen. Der in dieser Beziehung ballistisch größere Faktor des französischen Geschützes — dessen Wirkungswert überdies viel bestritten wird — darf durch das erheblich geringere Gewicht des deutschen Geschützes für mehr als kompensiert gelten. Denn das Gewicht spielt eine große Rolle im Felde, weit mehr noch als im Frieden, wo die Geschütze meist weniger belastet und die Pferde fast immer in besserer Kondition sind. So bleiben denn unter ungünstigen Wege- und Witterungsverhältnissen im Kriege oft

Geschütze stecken, die im Frieden noch mit Leichtigkeit bewegt worden sind. Wer also darauf rechnen will, rechtzeitig zur Stelle zu sein, muß der Beweglichkeit seines Artilleriematerials großen Wert beimessen. Was hierdurch erreicht werden kann, zeigt sich, wenn man dem Gegner in der Entwicklung und damit auch sonst im Gefechtsergebnis den Rang abläuft. Neben seinem größeren Gewicht haftet dem französischen Geschütz auch eine gewisse, öfters in den Manöverberichten erwähnte Schwerfälligkeit beim Einnehmen der Feuerstellung an, die bei der deutschen Konstruktion vermieden wird.

Die Leistungsfähigkeit der Geschütze wird ferner in hohem Maße durch ihre Munition und deren Verwertung bestimmt. Unsre Munition steht aber der französischen durchaus nicht nach, und was die Fähigkeit ihrer schießtechnischen Verwendung anlangt, so dürfen wir ohne Ueberhebung behaupten, daß wir hierin den Franzosen voraus sind. Das ist unsrer intensiveren Arbeit nach dieser Richtung hin zu danken. Kein Staat hat, wie das schon die Einrichtung und Ausdehnung unsrer Schießschulen beweist, so viel für die Schießausbildung getan wie das Deutsche Reich. Daß die Früchte dieser Arbeit nicht ausgeblieben sind, zeigt sich u. a. auch darin, daß fremde Artillerien, auch die französische, die Schießregeln der deutschen Artillerie nicht selten stark kopiert haben.

So ist denn in der Tat nicht einzusehen, warum die französische Feldartillerie der deutschen überlegen sein sollte. Technisch steht das deutsche Geschütz mit dem französischen mindestens auf gleicher Höhe, taktisch aber ist es ihm durch sein geringeres Gewicht überlegen, und die schießtechnische Ausbildung unsrer Artillerie darf es leichten Herzens auf einen Konkurrenzkampf, mit wem es auch sei, ankommen lassen.

Deutschland darf also beruhigt auf seine Artillerie blicken. In dem Grade ihrer Leistungsfähigkeit ist jedenfalls für niemand in der Welt eine Verlockung zu erblicken, mit Deutschland anzubinden.



Eingeschlafen

Nach einem Gemälde von Jules Cayron (Paris)



Die große dreischiffige Hohensaathener Schleuse

Der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin

Von

Regierungsbauführer **Bade**-Cöpenick*)

(Hierzu sieben Abbildungen, ein Uebersichtsplan und drei Skizzen)

Nach langen Verhandlungen ist die Kanalvorlage im preußischen Abgeordnetenhause angenommen worden, so daß dem systematischen Ausbau der preußischen Wasserstraßen nichts mehr im Wege steht. Für den Wasserverkehr der Reichshauptstadt kommt vor allem neben den Maßnahmen zur Verbesserung der Vorflut und der Schiffahrtsverhältnisse in der Havel und Spree der Bau des Großschiffahrtsweges Berlin-Stettin (Spandau-Hohensaathener Wasserstraße) in Betracht, für den eine Summe von 43500000 Mark veranschlagt ist.

Schon im Jahre 1603 wurde durch Kurfürst Joachim Friedrich der Vorschlag einer Verbindung der Havel und Oder gemacht, und bereits zwei Jahre später begann man mit dem Bau, der mit vielen Schwierigkeiten im Jahre 1620 beendet wurde. Aber im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges wurden verschiedene Schleusen zerstört, und die Anlage verfiel mehr und mehr, so daß gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts kaum noch eine Spur von der Schleusentreppe vorhanden war. Erst Friedrich der Große nahm den Plan wieder auf und förderte ihn derart, daß schon zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung mit der Wiederanlage begonnen werden konnte. Innerhalb weiterer zweier Jahre wurde dann der Kanal von Zerpenschleuse bis Eberswalde mit zehn Schleusen ausgebaut, so daß am 16. Juni 1746 das erste mit 100 Tonnen Salz beladene Schiff die Fahrt von der Havel bis zur Oder zurücklegen konnte. Im Laufe der Jahre wurden dann noch unterhalb Eberswalde zur Verbesserung des Fahrwassers drei Schleusen angelegt. Der immer stärker anwachsende Verkehr, der durch den Kanal nicht mehr bewältigt werden konnte, gab Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu mannigfachen Klagen Veranlassung, aber der ausbrechende Krieg ließ alle Projekte in den Hintergrund treten. Die weiteren Erörterungen wurden erst im Jahre 1843 wieder aufgenommen, und am 16. Juni 1846, also genau hundert Jahre nach der Eröffnung des Finowkanals durch Friedrich den Großen, ordnete Friedrich Wilhelm IV. durch Kabinettsorder den weiteren Ausbau der Wasserstraße an. Bald wurden die Erweiterungsbauten in Angriff genommen und zahlreiche Strecken begradigt und vertieft. Eine wesentliche Verbesserung des Schiffsverkehrs im Kanal wurde dann noch getroffen, als man gelegentlich der Eindeichung des Niederoderbruchs die Schleuse zu Hohensaathen anlegte und dadurch den Wasserstand des Kanals von dem sehr schwankenden der Oder unabhängig machte. Die jetzige Gestalt erhielt die Hohensaathen-Spandauer Wasserstraße Ende der siebziger Jahre, indem überall da, wo sie noch fehlten, zur Bewältigung des immer wachsenden Verkehrs die zweiten Schleusen angelegt wurden. Die jetzige Verbindung von Berlin geht einmal durch den

*) Zu dem vorliegenden Aufsatz wurde die amtliche Denkschrift über den Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin benutzt.



Schiffsverkehr auf der kanalisierten Havel in der Gegend von Oranienburg

Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal zum Tegeler See, sodann durch die Unterspree über Charlottenburg und Spandau die Havel aufwärts bis Oranienburg. Der zwischen Spandau-Oranienburg-Liebenwalde gelegene Abschnitt der Wasserstraße hat süd-nördliche Richtung, wogegen der Finowkanal mit den Oderberger Gewässern von seinem Beginn bei Liebenwalde bis zur Einmündung in die Oder in östlicher Richtung verläuft. Die Strecke zwischen Liebenwalde und der Zerpenschleuse ist die sogenannte Scheitelhaltung, das heißt die höchstgelegene Strecke der ganzen Wasserstraße. Von hier ab steigen die Schiffe in einer Reihe von Schleusen das Finowtal zur Oder herab.

Kurz vor der auf Zerpenschleuse folgenden Schleuse zu Ruhlsdorf nimmt der Finowkanal die Werbellingewässer auf, die aus dem 10 Kilometer langen Werbellinkanal mit den beiden Schleusen zu Rosenbeck und Eichhorst und dem Werbellinsee bestehen. Aus den ausgedehnten Forsten dieser Gegend findet eine ziemlich bedeutende Holzabfuhr auf dem Wasserwege statt; außerdem werden aus den Werbellingewässern noch größere Mengen von Steinen verfrachtet.

In rascher Folge passieren wir hinter Ruhlsdorf nun nach Eberswalde zu die Schleusen von Leesenbrück, Grafenbrück, Schöpfurth, Heegermühle, Wolfswinkel, Drahthammer und Kupferhammer. Gerade dieser Teil am Kanal gibt uns neben seiner landschaftlichen Schönheit so recht einen Begriff von dem Einfluß, den er auf die Anlage von industriellen Unternehmungen ausgeübt hat. Gleich nach Eröffnung des Kanals entstanden dank der Fürsorge Friedrichs des Großen eine stattliche Anzahl von Werken und Mühlen, die nun die Wasserkraft zu ihren Betrieben benutzten. Durch ein besonderes Reglement vom 22. Juni 1747, „wie es wegen des Wassers bei denen Königlichen Werken und Mühlen auf dem Finowkanal zu halten sey," setzte er genau fest, wie weit die einzelnen Werke das Wasser für ihren Betrieb ohne Schädigung des Schiffsverkehrs zu stauen hätten. Hinter der nahe an Eberswalde gelegenen Schleuse Kupferhammer überschreitet die Stettiner Eisenbahn auf einem hohen Viadukt den Kanal, und bald eröffnet sich zur Rechten ein malerischer Ausblick auf die Stadt Eberswalde und ihre reichen Waldungen. Herrliche Fernsichten gewähren die Berge, vor allem auf den Kanal, der sich wie ein Silberstreifen durch das freundliche Tal zum Oderbruche hinschlängelt. Auf die noch in der Stadt selbst gelegene Schleuse Eberswalde folgen dann die Schleuse Ragöse, von der ein Waldweg durch das Ragöser Fließ die Höhen hinauf in kurzer Zeit zu der inmitten ausgedehnter Waldungen liegenden Klosterruine Chorin führt, ferner die Stecherschleuse und Liepe. Hier mündet der Kanal, der eigentlich von Grafenbrück bis Liepe nur ein kanalisierter Flußlauf ist, nämlich die bei Grafenbrück mündende Alte Finow, in den Lieper See, den größten Stapelplatz Preußens für Hölzer aus Rußland, der Warthegegend und Schlesien und den ausgedehntesten Markt für Rund- und Kantholz. Bei der Weiterfahrt grüßt uns zur Linken von den Bergen herab das freundliche Städtchen Oderberg, an der Mündung der alten Oder in den Oderberger See gelegen. Nur noch wenige Kilometer, und wir sind am Ende der Spandau-Hohensaathener Wasserstraße



Die erste Kupferhammerschleuse bei Eberswalde



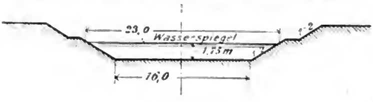
Blick auf den Werbellinsee



Landschaftsbild vom Finowkanal

angelangt. Die großen Schleusen von Hohensaathen bringen die Schiffe in die Oder, und von hier beginnt alsdann die Weiterfahrt die Oder abwärts nach Stettin oder aufwärts zur Warthegegend.

Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte auch auf dem Finowkanal eine bedeutende Steigerung des Schiffsverkehrs zur Folge. Nach der amtlichen „Denkschrift“ passierten im Jahre 1882 1002555 Tonnen die Schleuse von Eberswalde, während 1898 dort bereits 2213603 Tonnen durchfuhren, wonach sich der Verkehr seit dem zuerst genannten Jahre also mehr als verdoppelt hat. Schon jetzt



Querschnitt des Finowkanals

hat dieser zeitweilig einen solchen Umfang angenommen, daß die Schiffe an manchen Stellen, zum Beispiel an der Liebenwalder Schleuse, wo der Voßkanal von Zehdenick her einmündet, oft längere Zeit liegen bleiben müssen und der Verkehr dadurch dann erheblich gehemmt wird. Dazu kommt die Unzulänglichkeit der Wasserstraße in bezug auf die geringe Ladefähigkeit der Schiffe, die durch die Abmessungen des Kanals bedingt ist und die den Transport der Güter gegenüber demjenigen, wie er auf konkurrierenden Wasserstraßen, zum Beispiel der Elbe nach und von Hamburg und dem Elb-Travekanal nach und von Lübeck, möglich ist, in einer den Wettbewerb erschwerenden Weise verteuert. Für den Verkehr Stettins mit seinem Hinterlande hat dies bereits zu deutlich erkennbaren Nachteilen geführt.

Die Havel-Oder-Wasserstraße gestattet nur den sogenannten Finowkähnen den Durchgang, die 40,2 Meter lang und 4,6 Meter breit sind. Es ist dies das Spezialfahrzeug der märkischen und aller mit diesen in Verbindung stehenden Nebenwasserstraßen. Während der Finowkahn bei einer Tauchtiefe von 1,4 Metern nur eine Tragfähigkeit von 170 Tonnen hat, beträgt diese beim Oderschiff (55,0 Meter lang und 8,0 Meter breit) 400 Tonnen, und beim Elbschiff (65,0 Meter lang und 8,0 Meter breit) 480 Tonnen. Diese letztgenannte Schiffsabmessung ist nun auch für den neuen Großschiffahrtsweg zugrunde gelegt, so daß die Schiffe bei einem Tiefgang von 1,75 Metern dann eine Tragfähigkeit von 600 Tonnen haben werden. Die einfache Erweiterung des alten Kanals erwies sich als nicht zweckmäßig, es mußte vielmehr unter möglichster Benutzung der vorhandenen Anlagen zum Teil eine neue Linienführung gewählt werden.

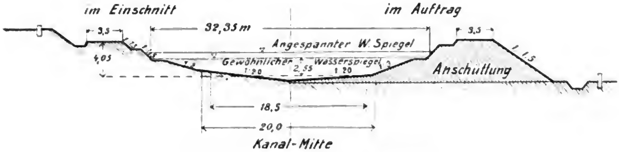
Der Schiffahrtskanal von Plötzensee bis zum Tegeler See wird entsprechend verbreitert und vertieft; auch die Schleusen in Plötzensee werden in größeren Abmessungen neu hergestellt. Im weiteren Verlauf fällt die neue Schiffahrtsstraße unter Benutzung der Havelseen und der dann weiter noch zu begradigenden Havel im wesentlichen mit der bestehenden Wasserstraße zusammen. Bei Pinnow wird unter Umgehung der alten, nicht mehr erweiterungsfähigen Schleusen von Pinnow, Oranienburg und Malz die alte Straße verlassen und bis oberhalb der Malzer Schleusen ein neuer Weg hergestellt, der zunächst bis in die Nähe von Lehnitz die Havel verfolgt, dann nach dem Lehnitzsee zuführt, diesen durchschneidet und von seinem Nordende aus bis zu seiner Vereinigung mit der alten Wasserstraße oberhalb der Malzer Schleusen als neuer Kanal ausgeführt wird. Zur Aufrechterhaltung des Verkehrs mit Oranienburg wird eine einschiffige Schleuse mit Maßen für Finowkähne bei Lehnitz errichtet. Auf 6 Kilometer Länge wird nun wieder der alte Kanal benutzt, dann wendet sich aber der neue Weg östlich am Chausseehaus Dusterlake vorbei nach Ruhlsdorf, wo er den Finowkanal bei der Einmündung der Werbellingewässer in gleicher Höhe kreuzt. Auf eine kurze Strecke geht der Großschiffahrtsweg dann durch den Werbellinkanal und schwenkt hierauf nach dem Pechteich zu in östlicher Richtung durch das höher gelegene Gelände ab. Um die zahlreichen Schleusen der Odertreppe zu umgehen, wird von hier aus bis Liepe ein neues Kanalbett hergestellt. Nach Kreuzung der Berlin-Stettiner Bahn auf einem hohen Brückenkanal geht die Linie weiter östlich auf dem Gelände der Eberswalder Stadtforste und der Choriner Forste nach Liepe, wo mittels geneigter Ebene und einer Schleusentreppe dann an einer Stelle das gesamte Gefälle der jetzigen zwölf Schleusen von Ruhlsdorf bis Liepe überwunden wird. Es besteht hier infolgedessen der ungewöhnliche Höhenunterschied von rund 36 Metern, der sich nur auf fünf hintereinander liegende Schleusen von je 7,2 Metern Gefälle verteilen soll. Gerade diese Anlage wird



Schematische Darstellung der Umwandlung des Kanalbettes durch den Dampferverkehr

neben dem Brückenkanal über die Stettiner Eisenbahn und den sonstigen Wege- und Eisenbahnbrückenbauten zu den imposantesten des ganzen Großschiffahrtsweges gehören. Von Liepe aus wird die größtenteils in der alten Oder liegende bestehende Wasserstraße benutzt, die nur an einzelnen Stellen zu vertiefen und zu begradigen ist. Bei Hohensaathen wird der Schiffsverkehr durch eine neu zu erbauende große Schleuse für 600-Tonnen-Schiffe in den Oderstrom geleitet. Hier erreicht der Großschiffahrtsweg sein Ende, da für die Strecke von Hohensaathen bis Stettin Aufwendungen im Schiffahrtsinteresse nicht notwendig sind.

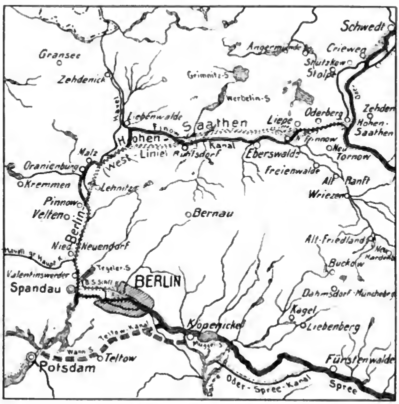
In erster Linie wird der neue Kanal der Stadt



Querschnitt des Großschiffahrtsweges

Stettin zugute kommen, da, wie oben gezeigt, sich die unabweisbare Notwendigkeit nach Herstellung einer besseren Verbindung mit dem ihm naturgemäß zugewiesenen Hinterlande herausgestellt hat. Stettin, Preußens größter Seehafen, ist nicht in dem Umfange an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunge, den Handel und Industrie in Deutschland in den letzten Jahren genommen haben, beteiligt gewesen, wie es seiner seitherigen Stellung entspricht. Die Ursachen sind besonders darin zu finden, daß der ohnehin schon übermächtigen Konkurrentin Hamburg ein großer Teil des Ostseehandels durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal zugeleitet worden ist und daß der Oder-Spree-Kanal dem bisher vorwiegend auf Stettin angewiesenen schlesischen Schiffahrtsverkehr den Zugang zur Elbe und damit nach Hamburg erleichtert hat. Eine weitere Gefahr ist Stettin durch den Elb-Trave-Kanal erwachsen, der die Handelsbeziehungen Sachsens und der angrenzenden österreichischen Gebiete mit der Ostsee zuungunsten Stettins beeinflußt.

Während der Finowkanal bei einer Sohlenbreite von 16 Metern nur eine Wassertiefe von 1,75 Metern besitzt, ist der Querschnitt des Großschiffahrtsweges so bemessen, daß Schiffe von 1,75 Metern Tiefgang und 65 Metern Länge bei einer Breite von 8 Metern verkehren können. Bei Niedrigwasser ist eine Wassertiefe von 2,30 Metern vorhanden; die Sohle, deren Breite 18,5 Meter beträgt, ist nicht wie bei andern Kanälen horizontal angelegt, sondern erhält Böschungen unter Wasser mit einer Neigung von 1:3. Abweichend von andern Strömen werden im Bereich der märkischen Wasserstraßen durch den Verkehr der Schraubendampfschiffe, die hier zum Schleppen fast ausschließlich verwendet werden, regelmäßige Versandungen der vielfach schmalen und nicht sehr tiefen Wasserstraße, namentlich in Kanälen, hervorgerufen. Da die Dampfer meistens in der Mitte fahren, vertiefen die durch die Schrauben hervorgerufenen Wirbel bei dem verhältnismäßig schmalen Fahrwasser dort die Sohle und werfen den leicht beweglichen Sand zur Seite, wodurch die nutzbare Fahrwasserbreite verringert wird. Die ursprüngliche Sohle a (siehe Skizze) bekommt die Form b, und die störenden Aufsandungen c müssen künstlich beseitigt werden, ebenso wie die Verflachungen, die häufig durch den Druck des seitlichen Geländes entstehen, da gerade in der Mark einzelne Strecken in moorigen und torfigen Untergrund eingeschnitten sind. Die Form, die sich nun so in den märkischen Wasserstraßen annähernd von selbst herausgebildet hat, ist dem neuen Kanalquerschnitt zugrunde gelegt, so daß die Wassertiefe in der Mitte 2,55 Meter und an den Seiten 2,05 Meter beträgt. Der Hauptunterschied aber besteht vor allem darin, daß die große Anzahl der jetzigen Staustufen des Finowkanals nun auf wenige Schleusen verteilt wird und dadurch neben der Verbilligung der Frachten noch die Möglichkeit der schnelleren Beförderung in Betracht kommt. Die erste Haltung reicht von Plötzensee beziehungsweise Spandau bis zur Lehnitzschleuse; sie ist 34 Kilometer beziehungsweise 28 Kilometer lang. Die Lehnitzschleuse vermittelt mit 3,55 bis 6,05 Metern Gefälle (je nach den Ständen des Unter- und Oberwassers) den Aufstieg zur Scheitelhaltung, die bei Liepe endigt und rund 50 Kilometer lang ist. Wir sehen hieraus, daß der im Interesse eines zweckmäßigen Schiffahrts-



Uebersichtsplan der neuen Wasserstraße

betriebes zu stellenden Forderung nach möglichst langen Haltungen unter Zusammenfassung der Gefälle an einzelnen Punkten vollauf entsprochen worden ist, wenn wir bedenken, daß beim Finowkanal Haltungen von oft nur zwei Kilometern Länge zwischen einzelnen Schleusen vorhanden sind.



Vor der Schleuse von Heegermühle

Die geschilderte Verbesserung der Verkehrsverhältnisse ist in zweiter Linie aber auch für Berlin und seine Vororte von erheblicher Bedeutung. Wenn Berlin auch nicht in dem Maße wie Stettin auf die neue Wasserstraße angewiesen ist, so ist es an ihr doch wegen des Einflusses auf die Höhe der Frachtkosten und die dadurch bedingte Preisbildung verschiedener bedeutender Artikel auf das erheblichste interessiert. Der Gesamtgüterverkehr Berlins zu Wasser kommt dem auf der Eisenbahn nahezu gleich; davon entfallen auf die Hohensaathener Wasserstraße etwa 35 Prozent. Die für die Verbilligung der Fracht in Betracht kommenden Massenartikel — nur solche sind, wenn man von Unterschieden reden will, ernstlich in Frage zu ziehen — sind besonders Holz, englische Steinkohlen, Roheisen, schwedische Granitsteine und Zement (von Stettin nach Berlin), Mauersteine aus den Gebieten des Oderbruchs, des Finowtals und der oberen Havel, Kalksteine von Rüdersdorf nach der unteren Oder und Warthe, Kies und Ton aus Hohensaathen und Niederfinow nach Berlin, während die Frachtermäßigung kaum einen nennenswerten Einfluß auf die Einfuhr von Getreide haben wird, das meistens nach andrer Richtung zur Verladung kommt.



Vor der Eberswalder Stadtschleuse

Die französische Presse

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die französische Presse unterscheidet sich in vielen Punkten von der deutschen: sie hat fast gar keine Depeschen und überhaupt keine Nachrichten, und infolgedessen bedarf sie keiner ausländischen Berichterstatter, dergestalt, daß selbst die größten französischen Blätter sich ausschließlich auf die Meldungen der Depeschenagenturen verlassen; sie hat im Vergleich zu der deutschen fast gar keine Annoncen, und aus diesem Grunde können sich die bedeutendsten Pariser Blätter mit vier oder höchstens sechs täglichen Seiten begnügen, wo eine deutsche Zeitung von der nämlichen politischen Bedeutung dreißig oder vierzig Seiten geben würde; alle Artikel, die politischen sowohl wie die feuilletonistischen, und selbst die Berichte der Reporter sind mit dem Namen oder dem Pseudonym des Verfassers versehen.

Dieser letzte große Unterschied interessiert uns an dieser Stelle am meisten, denn ihm verdanken wir es, daß wir überhaupt von Pariser Journalisten erzählen können. In Deutschland oder in England, wo alle oder fast alle Artikel anonym erscheinen, ginge das kaum, denn in Deutschland weiß ja kein Mensch, wer eigentlich die täglich beim Kaffeetrinken gelesenen Artikel schreibt. In Deutschland ist eine Zeitung ein anonymes Konsortium, in Frankreich aber handelt es sich um eine Persönlichkeit von Fleisch und Blut. Der französische Zeitungsleser hat nie die chinesische Mauer vor sich, von deren andrer Seite ein geheimnisvoller Unbekannter seine Orakelsprüche herüberruft, sondern er ist im persönlichen Gespräch mit einem möglichst liebenswürdigen und geistreichen Plauderer. Diese Eigenschaft des französischen Journalismus ist meines Erachtens ein großer Vorteil, wenn auch vielleicht nicht für den Zeitungsbesitzer, so doch für den Zeitungsschreiber. Wenn man mich zwingt, aus meiner Haut zu fahren und dafür die einer anonymen Körperschaft anzuziehen, so nimmt man mir damit meine Individualität, meine Persönlichkeit, und doch ist die Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder, das einzig Interessante in unserm Jammertal. Als anonymer Artikelschreiber muß ich doktrinär und feierlich auf dem hohen Roß sitzen und mit majestätischem „Wir" unfehlbare Lehren verkünden. Da kann ich weder liebenswürdig noch geistreich sein. Plaudere ich aber unter meinem Namen, so kann und darf, ja muß ich beides sein, und kein Mensch verlangt von mir, daß ich eine fremde Haut anlege. Ganz im Gegenteil ist erwünscht, daß ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, daß ich im eignen Gärtchen gewachsene Blumen bringe, daß ich frisch von der Leber weg plaudere, was mir durch Kopf und Herz geht. Und ich darf mir auch gestatten, einmal daneben zu hauen und mich zu irren. Irren ist menschlich, und wenn ich meine Artikel mit meinem Namen unterzeichne, redet nur ein Mensch zu meinen Lesern. Bleibe ich aber anonym, so rede ich nicht für meine Person, sondern für die ganze Zeitung, für die ganze Partei, die hinter ihr steht, und da ist ein Irrtum nicht erlaubt. Nun frage ich Sie aber: wie in aller Welt soll ich liebenswürdig, witzig, amüsant sein, wenn ich mich nicht irren darf, wenn meine Worte feierlich und unfehlbar klingen sollen, als ob sie der Heilige Vater selbst ausgesprochen hätte?

Eine Folge der Unterzeichnung aller Artikel ist, daß die französischen Blätter fast durch die Bank weit amüsanter und besser geschrieben sind als die deutschen. Selbst die kleinsten Lokalberichte sind sehr häufig wahre Kunstwerke. Der Pariser Reporter geht dabei allerdings auch sehr willkürlich an die Arbeit. Erstens erzählt er nur solche Dinge, denen er eine amüsante Seite abgewinnen kann, zweitens halte ich ihn sehr wohl für fähig, die Wahrheit zu korrigieren, wenn sie ihm nicht amüsant



Ein Camelot

genug scheint. Es kommt ihm gar nicht darauf an, immer strikte auf der schnurgeraden Chaussee der Wahrheit zu bleiben. Ganz im Gegenteil nimmt er jede Gelegenheit wahr, um die staubige Landstraße zu verlassen und irgendeinen Nebenpfad einzuschlagen, der sich zwischen blumigen Wiesen, durch lachende Auen, durch anmutige Wäldchen und Gärten hinzieht.

Ich weiß, daß vielen deutschen Lesern diese Art gar nicht gefällt. Sie lieben den gelehrten Kathederton des deutschen Leitartiklers mehr als die leichte Plauderei des Franzosen, und wenn sie nicht ein Stück Professor wittern, schütteln sie mißbilligend das weise Haupt über den Schalksnarren, der so überaus wichtige und ernste Dinge wie eine Landtagswahl oder eine Ministerrede mit leichtem Geplauder und lächelndem Scherze abtut. Ich kann das sehr gut verstehen, denn ich weiß, daß die Geschmäcker verschieden sind, aber jedenfalls habe ich an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß ich auf Reisen in Italien oder Spanien im Kaffeehause und im Hotel stets lieber nach einer Pariser als nach einer deutschen Zeitung greife. Dies gestehe ich reuevoll, aber bessern werde ich mich nicht. Ich weiß sehr wohl, daß ich aus einer deutschen Zeitung, und wäre es auch nur das in einem Städtchen von zehntausend Einwohnern erscheinende Kreisblatt, mehr von den Händeln der Welt erfahre als aus einer großen Pariser Zeitung, und ich weiß auch, daß ich mich in der Regel auf die Nachrichten in deutschen Blättern verlassen kann, während drei Vierteile der in französischen Blättern stehenden Dinge — mit Respekt zu vermelden — erstunken und erlogen sind, aber was kann mir das alles helfen! Der Mensch lebt nicht von Brot allein, und zwischen dem gelben Weizen stehen die blauen Kornblumen gar lieblich. Damit will ich sagen, daß ich, wenn ich zur Zeitung greife, dies nicht tue, um mich zu belehren, sondern um mich zu amüsieren. Werde ich gleichzeitig amüsiert und belehrt, so ist das Ideal einer Zeitung für mich erreicht. Habe ich aber die Wahl: entweder Belehrung und Langeweile, oder rein Amüsement und sonst nichts, so werde ich, da mich Mutter Natur nun einmal so geschaffen hat, sicher stets zu dem Amüsement greifen und auf die Belehrung verzichten.

Die Unterzeichnung der Artikel ist auch die Ursache, daß im allgemeinen das literarische Niveau der französischen Zeitung höher ist als das der deutschen. In Frankreich hält sich kein Mensch für zu gut, um Artikel für die Tagespresse zu schreiben. Die angesehensten Professoren, gewesene und zukünftige Minister, Generale und Admirale, die höchsten Beamten des Staates, die tüchtigsten Fachmänner auf allen Gebieten schreiben für die täglichen Zeitungen und vergeben dadurch ihrer Würde nichts. Denken Sie sich einmal, wenn Sie das können, Bismarck hätte nach seinem Rücktritt mit seinem Namen unterschriebene Zeitungsartikel geschrieben! Ein Bismarck des modernen Frankreich, wenn es da einen Bismarck geben könnte, würde das ohne weiteres tun. Gabriel Hanotaux, der sechs Jahre lang Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, die viele Male Minister gewesenen Herren Lanessan, Pelletan, Lockroy, Baudin und wie sie alle heißen, könnte man fast professionelle Journalisten nennen. Und den Größen der Politik geht es nicht anders als den Größen der Literatur. In Deutschland gibt es „Schriftsteller“ und „Journalisten“. Zwar ist beides sehr oft vereinigt, aber daß das doch zwei verschiedene Dinge sind, kann man daraus ermessen, daß der Journalist sich zwar sehr gerne Schriftsteller titulieren läßt, daß aber der Schriftsteller es nicht gern hört, wenn man ihn Journalist nennt. In Frankreich sind alle Schriftsteller zugleich Journalisten. Es gibt keinen Schriftsteller in der französischen Akademie oder in dem nach den Brüdern Goncourt genannten Konkurrenzunternehmen, der nicht mehr oder weniger regelmäßig für die Tagespresse schriebe. Zola, Mirbeau, Anatole France, Coppée e tutti quanti sind oder waren regelmäßige Mitarbeiter der täglichen Zeitungen, und zwar liefern sie nicht nur Romane und Novellen, sondern auch Plaudereien über aktuelle Ereignisse und sogar über politische Begebenheiten.



Victor Henri Graf von Rochefort („Intransigeant“)

Die Persönlichkeit des französischen Journalismus hat ein Ding geschaffen, das man in Deutschland überhaupt nicht kennt. Oder doch, wenigstens gab es etwas Aehnliches, als der wackere Sigl im „Bayrischen Vaterland“ die schändlichen Preußen fraß. Ich meine das nur von einem einzigen Manne getragene Blatt, die Zeitung, die nur gekauft und gelesen wird um des von einem bestimmten Manne geschriebenen Artikels willen. Derartige Blätter gab es früher mehr als jetzt in

Paris, denn langsam, langsam schließt sich auch die französische Presse dem Laufe der Welt an und verwandelt sich ganz allmählich und gemächlich in das weniger persönliche Informationsblatt, wie es in Deutschland und England die Regel ist. Aber so langsam und allmählich geht das, daß die letzte französische Einmännerzeitung wohl erst im einundzwanzigsten Jahrhundert verschwinden wird. Mit dem Tode ihres Trägers verschwindet allerdings eine solche Zeitung, aber vorläufig fehlt es noch nicht an Nachfolgern.

So ist Paul de Cassagnac vor einem Jahre gestorben, und damit war es aus mit seiner Zeitung „Autorité“. Zwar hofften seine beiden Söhne, die beide kaum zwanzig Jahre alt sind, durch ihren Namen das Blatt halten zu können, und es erscheint auch wirklich noch bis auf den heutigen Tag, aber seine gänzliche Auflösung ist wohl nur noch eine Frage weniger Monate. Ebenso wird es dem „Intransigeant“ ergehen, wenn Rochefort einmal von der Bühne abgetreten ist, und ein gleiches Schicksal wird vermutlich Clémenceaus „Aurore“, Drumonts „Libre Parole“ und die „Humanité“ von Jaurès treffen. Aber wie Jaurès sich jetzt seine Zeitung geschaffen hat, so wird es auch in Zukunft nicht an starken Persönlichkeiten fehlen, die sich zum Träger einer Zeitung machen.



Harduin, der politische Plauderer des „Matin“

Damit habe ich schon die bedeutendsten Pariser Journalisten genannt. Was an ihnen besonders in Erstaunen setzt, ist ihr unermüdlicher Fleiß. Rochefort und Clémenceau schreiben jeden Tag einen Leitartikel, und das gleiche gilt von mehreren andern Leuten. Vermutlich gibt es auch in Deutschland Journalisten, die jeden Tag ihren Artikel liefern, aber die Anonymität verhindert uns, ihre



Der sozialistische Journalist und Parlamentarier Jean Jaurès („Humanité“)



Gérault-Richard, Herausgeber der „Petite République“



Edouard Drumont, Führer der französischen Antisemiten („Libre Parole")

Fruchtbarkeit zu erkennen und zu bewundern. In Paris gab und gibt es Journalisten, die nicht nur einen, sondern mehrere Artikel täglich schreiben. Die beiden verstorbenen Feuilletonisten Sarcey und Fouquier gehörten dazu. Bei so angestrengter und unausgesetzter Tätigkeit persönlich und original zu bleiben, dazu gehört freilich ein Talent, das man nicht auf der Heerstraße findet. Gewöhnlich sind die Vielschreiber unpersönlich und mehr oder weniger langweilig, und auch die starken Männer halten es nicht aus, ein Menschenalter lang täglich einen interessanten Artikel zu schreiben. Rochefort, der dies Geschäft mit geringen Unterbrechungen seit mehr als vierzig Jahren betreibt, ist der Aufgabe nicht mehr gewachsen. Sein Geist ist wohl frischer und reger geblieben als der der allermeisten, die das als Grenze des menschlichen Lebens gesetzte siebzigste Lebensjahr überschritten haben, aber müde und stumpf ist der nunmehr Dreiundsiebzigjährige doch schließlich geworden, und seine Artikel lesen sich wie ein schwacher und matter Abglanz der ehemaligen sprühenden und lodernden Raketen. Und so ist ihm sein Publikum allmählich untreu geworden, und der Alternde sieht den Augenblick herannahen, wo der „Intransigeant" nicht nur die früher üblichen Hunderttausende jährlich nicht mehr abwirft, sondern überhaupt nichts mehr einträgt. Bereits hat er das Erscheinen des Blattes ändern und aus dem Morgenblatte ein Abendblatt machen müssen, aber das wird ihm wenig helfen. Vierzig Jahre lang zu leuchten, zu funkeln und zu blitzen ist keinem Menschen gegeben, und Rocheforts Glanz ist matt und trüb geworden.

Clémenceau ist auch kein Jüngling mehr, aber er ist doch neun Jahre jünger als Rochefort, und dann hat er seine journalistische Kraft nicht so sehr verbraucht wie jener. Rochefort hat eigentlich nie etwas andres getan, als Zeitungsartikel geschrieben, Clémenceau aber war zuerst Arzt, dann in der Hauptsache Redner. Erst seit etwa zehn Jahren ist er hauptsächlich Journalist. Er ist also beinahe ein neuer Mann mit frischen Kräften, und in der Tat könnte kein Dreißiger die Feder kräftiger, energischer, glänzender führen wie der im fünfundsechzigsten Lebensjahre stehende Leiter der „Aurore".

Drumont, der Führer der französischen Antisemiten, ist ein Sechziger. Er schreibt lange nicht so knatternd und leuchtend wie Rochefort in seiner besten Zeit, lange nicht so sarkastisch und logisch wie Clémenceau, aber er gehört doch zu den französischen Feldherren der Feder. Mit mehr Weisheit als Rochefort hat er sein Talent nie mißbraucht, sondern hübsch hausgehalten. Während Rochefort jeden Tag seinen Artikel liefert, begnügt sich Drumont mit zwei, drei oder vier wöchentlich, und seine Arbeiten sind weit sorgfältiger durchgefeilt als die Rocheforts. Wie Rochefort ist auch Drumont ein paarmal Deputierter gewesen, aber weder der eine noch der andre besitzt die Gabe des Redners, und beide mußten erkennen, daß sie nicht

auf der Tribüne, sondern am Schreibtisch zu Hause sind.

Clémenceau dagegen ist ein ebenso glänzender Redner wie Journalist, und Jaurès ist weit bedeutender als Redner denn als Schriftsteller. Damit will ich nicht sagen, daß Jaurès nicht ein ausgezeichneter, einer der besten französischen Journalisten wäre, aber er ist der allerbeste Redner, ohne der beste Journalist zu sein. Seinen geschriebenen Sätzen merkt man oft die allzu geschulte Professorenbildung an, während bei dem Redner die wunderbare Stimme, die ganze Macht der Persönlichkeit die gesprochenen Worte glänzend unterstreichen. Neben Jaurès mag Gérault-Richard genannt werden, aber nur, weil er wie Jaurès Sozialist, Deputierter, Redner und Herausgeber einer Zeitung ist, worin er einen täglichen Leitartikel veröffentlicht. Gérault-Richard leitet die „Petite République", er ist weder als Redner noch als Journalist mit irgendeinem der bisher Genannten zu vergleichen, und obgleich er, wie gesagt, täglich leitartikelt, würde seine Zeitung doch ruhig weitergehen, auch wenn er von der Bühne verschwände.

Das nämliche läßt sich von zahlreichen andern Leuten sagen, die man mit ihren Blättern zu identifizieren pflegt. Auch ohne den täglichen Artikel Judets würde der „Eclair" bestehen, die „Patrie" könnte sich ohne Millevoye, der „Gaulois" ohne Arthur Meyer und ohne Desmoulins, das „Echo de Paris" ohne Lepelletier behelfen. Alle diese Blätter sind schon keine Einmännerzeitungen mehr, obgleich man einen und denselben Namen unter den täglichen Leitartikeln zu finden pflegt.

Es kommt eben ganz darauf an, ob eine Zeitung von einer Partei oder ob sie von einer Persönlichkeit getragen wird. Die Blätter Clémenceaus, Drumonts und Rocheforts stehen zwar im Dienste einer Partei, aber doch nur insofern, als der Chefredakteur zugleich Chef dieser Partei ist. Jaurès ist Sozialdemokrat, aber er ist der bedeutendste Führer des Sozialismus in Frankreich, und einen starken Flügel der französischen Sozialdemokratie kann man ebensogut Jaurèsisten wie Sozialisten nennen. In der von ihm geleiteten „Humanité" werden also nicht sowohl die Beschlüsse der Partei verkündet und verfochten, sondern die Meinungen des Individuums Jean Jaurès. Rochefort nennt sich auch Sozialist, außerdem ist er Nationalist, aber beides ist er nur bis zu einem gewissen Grade, und er gehorcht keineswegs den Beschlüssen einer festen Partei. Vielmehr kommt die Partei zu ihm und verhandelt mit ihm wie eine Macht mit der andern. Drumont gehört nicht der antisemitischen Partei an: er ist selbst die antisemitische Partei, er hat die ganze Bewegung geschaffen, und seine Leser sind weniger Anhänger des Antisemitismus als des Mannes Drumont, der ihnen ihre Gedanken vorkaut. Alle politischen Parteien haben



Der „Ministerstürzer" George Clémenceau, jetzt Mitglied des Senats („Aurore")

ihre Organe, die nicht einer Person, sondern der Partei gehorchen und gehören, aber gerade diese Blätter interessieren uns hier am wenigsten.

Uebrigens sind es nicht nur die politischen Journalisten, die sich einen großen persönlichen Ruf verschaffen und zur Hauptstütze eines Blattes werden können. Dereinst wurde die Samstagsausgabe des „Temps" regelmäßig in zehntausend Exemplaren mehr gedruckt, nur weil der Theaterbericht von Francisque Sarcey darin stand, und Jules Moineaux, der weiter nichts war als ein simpler Gerichtsreporter, wußte seine Berichte aus dem Justizpalast mit so viel Humor und Witz zu würzen, daß er bald zu den beliebtesten und gefeiertsten französischen Journalisten gehörte, dessen kurze Berichte mehr und eifriger gelesen wurden als die Romane und Feuilletons der berühmtesten Schriftsteller. Wenn eine Zeitung eine solche Perle besitzt, geizt sie natürlich nicht mit der Bezahlung und sucht das Juwel festzuhalten. Manche Blätter, die durchaus keine Einmännerzeitungen sind, verdanken so einen sehr großen Teil ihres Einflusses und ihrer Verbreitung einem einzelnen Journalisten, und Tausende von Lesern kaufen das betreffende Blatt nur um dieses einen willen.

Dies ist gegenwärtig der Fall mit dem „Matin", der mit dem Weggange seines täglichen Plauderers ohne jeden Zweifel ein paar tausend Leser einbüßen würde. Harduin ist eine ganz eigenartige Erscheinung, und ich habe mir seine Nennung bis zuletzt aufgespart, weil ich meine Plauderei mit dem Dessert beschließen möchte. Der „Matin" ist kein Einmännerblatt, er ist vielmehr schon ein wenig nach ausländischem Muster zugeschnitten und tut sich etwas zugute auf seine ausländischen Nachrichten, die er sich jeden Abend aus der Redaktion der Londoner „Times" telephonieren läßt. Harduin veröffentlicht in diesem Blatte jeden Tag eine kurze Plauderei, und das Eigentümliche dabei ist, daß seine Ansicht häufig der von dem „Matin" selbst verfolgten Politik schnurstracks zuwiderläuft. Während die Redaktion in die Alarmtrompete stößt, lacht Harduin über die Angstmeier, und während der Chefredakteur sehr oft eine nationalistische und imperialistische Spitze zeigt, beleuchtet Harduin in seinem danebenstehenden Artikel die andre Seite.

Diese kurzen Plaudereien Harduins sind das Witzigste, Klügste und Erfreulichste, was man gegenwärtig in der Pariser Presse findet. Es ist sehr leicht, jeden Tag einen politischen Artikel zu schreiben. Ungleich schwerer ist es, jeden Tag einen über den politischen Parteien stehenden weisen Gedanken auszusprechen, und zwar in amüsanter, leichter, humorvoller Form. Es gibt Leute, die sich einbilden,



Im Pariser Presseviertel am Tage einer wichtigen Verhandlung in der Kammer



Abgabe der Nummern eines Abendblattes an die Camelots

die Franzosen hätten keinen Humor. Ohne auf Rabelais zurückzugehen, könnte man diesen Leuten die Lektüre der täglichen Plaudereien Harduins empfehlen. Während alle die weiter oben Genannten in der Arena kämpfen und toben, sitzt Harduin auf hohem Zuschauersitze, wo er die Torheiten seiner Zeitgenossen halb belustigt, halb wehmütig belächelt. Rochefort, Clémenceau, Drumont sind oder waren glänzende Polemiker, und am größten sind sie im Angriff, Harduin ist der über den Kämpfenden stehende Philosoph, der alles belächelt und alles verzeiht, weil er alles versteht.

Abendrast

Von

Carl Busse

Ich denk's mir schön: nach voll erfülltem Leben
Die Stunde Rast im Abendrot,
Dankbaren Sinnes noch der Welt ergeben
Und doch schon Freund dem nahen Tod.

Es ist noch Zeit, zu schauen und zu lieben,
Doch keine Zeit zu neuen Zielen mehr.
Von Gipfelhöhn, die unerreicht geblieben,
Grüßt scheidend schon die Sonne her.

Man nickt ihr zu und blättert wohl verloren
In alten Briefen aus der Werdezeit,
Hascht hier ein Wort, das Glück und Lust geboren,
Und dort ein andres, schwer von Not und Leid.

Glück, Not und Leid, was ist davon geblieben?
Verstummt der Lärm, das wilde Hin und Her.
Brief sinkt auf Brief. Die Hände, die sie schrieben,
Sie schreiben längst schon keine Zeile mehr.

Man seufzt ... man sinnt ... In wohligem Ermatten
Sinkt für ein Stündlein Haupt und Hand,
Und in den Traum glänzt über Erdenschatten
Ganz deutlich schon ein schönes Heimwehland.

Soldaten

Skizzen aus Kriegs- und Garnisonsleben

von

Otto von Gottberg

I

Als der Leutnant, dreißig abgesessenen Reitern durchs Feuer vorangehend, die Wasserstelle genommen, fand er im Lager der eben geflohenen Wilden, was sie vom Führer der vermißten Offizierspatrouille übriggelassen. Kaum kannte er in dem nackten, verstümmelten Körper den Kameraden wieder. Schwacher Atem allein verriet noch Leben in der blutenden und blutigen Fleischmasse. Ohren, Nase und Zunge waren abgeschnitten. Den Rumpf hatten die Bestien noch grauenvoller verstümmelt und geschändet. Barmherzigkeit fast wäre es gewesen, wenn sie ihr Opfer auch geblendet und ihm die Möglichkeit genommen hätten, je sein eigen Bild wiederzusehen.

Mit dem niederknienden jungen Offizier beugte sich der Arzt über den Unglücklichen. Er wusch die Wunden, betupfte sie mit einer den Abfluß des Bluts hemmenden Flüssigkeit und spritzte ein schmerzenlinderndes Mittel unter die Haut. Während er Pflaster und Verbandzeug auspackte, öffnete der bislang Bewußtlose zögernd die Lider über schon glasigen Augen. Noch spiegelten sie das Grauen der letzten Stunden wieder, aber auch den mannhaft heldenmütigen Trotz, der den Gefolterten Höllenqualen mit fest zusammengepreßten, kaum zuckenden Lippen ertragen ließ, bis die darüber wutschnaubenden Unholde ihm die Zunge, die nicht klagen wollte, vom Gaumen rissen. —

Allmählich verloren die Pupillen an Starrheit, wurden schärfer, enger und schienen wieder zu sehen. Langsam glitt ihr Blick erst nach links zum Doktor und dann nach rechts zum Kameraden. Ein schwacher Strahl des Erkennens leuchtete in ihnen auf. Ja, fast einen Gruß boten sie endlich.

Absichtlich blieb der über den Verwundeten gebeugte Kamerad noch stumm. Nur im Blick und dem leichten Druck der die nackte Schulter umfassenden Hand versuchte er dem Gefühl brüderlicher Freundschaft und treuer Kameradschaft Ausdruck zu geben, die ihn mit dem andern seit jugendfrohen Knabenjahren verbunden. Der verstand und wollte anscheinend die geschwollenen wunden Lippen zu einem Dankeslächeln zwingen. Vieler Worte hatten die beiden niemals bedurft, um einander etwas zu sagen. Darum begriff der Kniende auch, schneller als ihm lieb, die Art der Bitte, die nun eindringlich, gebieterisch die Freundesaugen an ihn richteten. Kein Mann und Soldat konnte sie mißverstehen. Zudem begleitete sie eine Geste. Vom Ellbogen gestützt, hob sich matt die Hand des Verwundeten zur Brust, beschrieb eine Linie, die wohl der Knopfreihe gleichlaufen sollte, und eine andre sie im rechten Winkel schneidende. Das hieß: mache Schluß, treuer Freund, und das Kreuz über mich; gib mir den Gnadenschuß!

Gewaltsam hielt der Kniende zurück, was brennend sich in seine Augen drängte. Hart schluckte er das Weh herunter, das fühlbar an seiner Kehle würgte. Aber mit klarer Stimme, die nicht zitterte, sprach er ein männlich festes „Ja“ und zog den Revolver.

Da nickte der arme Verstümmelte — zufrieden mit dem Freund, versöhnt mit seinem Geschick, fast heiter. Aber nochmals versuchte er den Arm zu heben. Eine Mahnung war in seinen Augen zu lesen.

„Geduld, Freund,“ beruhigte der Kamerad, „ich spreche es für dich!“ Den sonnengebräunten blonden Kopf entblößend, ließ der Kniende die Arme sinken, legte leicht und lose die Hände zusammen und betete laut in schlichter, frommer Andacht das „Vater unser, der du bist im Himmel“.

Bis das Amen verklungen, schloß der Verwundete die Augen. „Und nun sage ich für dich,“ fuhr der andre fort, „deinen letzten Gruß den Lieben in der Heimat und dein letztes: Es lebe unser Herr und sein Heer! ... Leb wohl, mein guter Kamerad, leb wohl!“

Sacht legte der Sprechende beim Abschiedswort die Linke auf des nun in wunschlos heiterer Ruhe Lächelnden Scheitel. Sanft strich er ihm über das Haar und griff mit der Rechten zur Waffe und an den Hahn.

„Herr Leutnant!“ fiel ihm beschwörend der bestürzte Arzt in den Arm. Die Augen der beiden Freunde, die weit geöffnet, fest und gerade ineinander geruht, richteten sich auf den Doktor. Der las in des Todwunden Gesicht mit einem Vorwurf die rührende Bitte um den letzten Liebesdienst und in des andern starrer Miene die unbeugsame Entschlossenheit des Soldaten, der als Führer vorm Feinde die Nacken und Willen nicht beugende, sondern stählende Bürde der letzten Verantwortung trägt und sich Herr über Leben und Tod der Seinen weiß. — Der Arzt trat zurück. Kurz, hart und rauh hörte er den Revolver knallen. Als der Rauch sich verzog, sah er den Leutnant mit einem letzten liebevoll zärtlichen Druck seiner Hand auf des Toten Augen vom Boden aufstehen. Sein Gesicht zuckte und bebte in Schmerz und sein Auge war feucht, aber frei und leicht des Hochaufgerichteten Schritt, der, zu den Leuten gehend, mit der Stimme, hell und hart wie Trompetensignal, befahl: „An die Pferde!“

Das war, als ob aus dem blonden jungen Hünen der Kriegsgott selbst, grimm, eisern, unnahbar, stolz und hoch über Menschengebot wie Schicksal ragend, zum Racheritt rief.



Friedrich der Große im Park von Sanssouci
Nach dem Gemälde von Franz Skarbina (Berlin)

II

Mühsam und müde, hinkend und bei jedem schmerzenden Schritt den wunden rechten Fuß nachziehend, schleppte er sich durch die weite Winterwildnis und das große weiße Schweigen. — Gern weist die Natur ja auch sonst Menschengedanken den Pfad zum Ewigen und Letzten — mit Sturmeswut wie Sternenglanz und mit dem Donnern der Himmelsartillerie. Lähmender und erschütternder aber als vereinter Elemente Toben wirkt die lautlose, gähnende Leere dieses feierlichen weißen Schweigens der in Frost erstarrten und unter Schnee begrabenen Unendlichkeit. Im winzigen Pünktchen Mensch auf weiter, geisterbleicher Fläche regt, mit dem Staunen über eigne Kühnheit wechselnd, sich das Bewußtsein abgrundtiefer Ohnmacht. Seltsame Gedanken kommen, und das Geheimnis aller Dinge wird noch tiefer. Es klopft die Furcht vor Gott, vorm Tode und vorm All ans Herz.

Den Soldatentod hatte der Hinkende nicht gescheut. Lachend, ja jauchzend war er ihm auf fröhlicher Patrouillenpirsch nahe geritten, bis er das Weiß im Auge des Feindes gesehen und ihn die beiden Geschosse trafen, die er — nicht in der Tasche — mit sich schleppte. Die Last war schwer. Vornüber hing sein Oberkörper und tief herab sein Kopf. Am Pelzrock trug er Leutnantsachselstücke und im Gesicht den Ausdruck jener dumpfen gleichmütigen Geduld, die nach Qualen, Leiden und Entbehrungen dem Menschen das Ende leichter macht.

Aber noch trieb grausam ihn die Peitsche Hunger vorwärts. Der Säbel kam ihm zwischen die Füße. Er strauchelte, stöhnte in Schmerzen, schwankte wie trunken und griff, nach einem Halt suchend, mit der Hand ins Leere. Schwer und lang fiel er in den Schnee. So lag er, wie er gefallen war — für Minuten. Nur ruhen, vergessen, schlafen! Doch die Hungerpeitsche hielt ihn wach. Sie gönnte ihm keine Rast. Langsam, oft zurückfallend richtete er sich mit beiden Händen auf. Stehend versuchte er sich wieder zu orientieren. Dort, wo im Westen gelbrot und matt der Sonnenball durch formlose Nebelwolken glänzte, lag sein Ziel. Dort hinter den flachen Hügeln lagerten die eignen Truppen, und von ihnen führte durch Einöden, endlos wie diese, der Stahlpfad in die Welt vollbesetzter Tische, sauber gedeckt und geschmückt mit Blumen.

„Hahahaha, Blumen!" Schrill und schauerlich zerriß des beginnenden Hungerwahnsinns gellendes Lachen die Grabesruhe und Kirchhofsstille des weißen Schweigens. Schauerlicher noch kam heulend ein Echo der Wildnis zurück. Erschreckt sah der Verwundete sich um und drüben ein Rudel wolfsartiger Hunde, ein Dutzend jener wilden, gefräßigen Hunde, die nachts knurrend ums Lagerfeuer strichen und tags mit den Geiern gierig um die Leichen gefallener Kameraden kämpften, jener Hunde, die damals, als er den Stahlpfad entlang kam, so mager und nun so fett waren!! Weiter, weiter jagte ihn mit der Geißel Hunger das oft geschaute Gespenst entfleischter, bleicher Menschenknochen. — —

Die Dunkelheit warf ihren schwarzen Mantel auf die Wildnis. Des Verwundeten Schritte wurden kürzer und kürzer. Tiefer und tiefer sanken Kopf wie Schultern. Er stolperte wieder, fiel und schlief, ohne sich zu rühren, den oft durch Aufschrecken unterbrochenen Schlaf des Hungernden und Fiebernden. — —

Der Morgen, in den er auf dem Rücken liegend blickte, war grauer und wärmer. Erst blieb er regungslos. Langsam nur kam das Bewußtsein. Etwas wie ein Husten und ein Rascheln im Schnee hörte er. Ein warmer Hauch und dann eine feuchtwarme Berührung streifte sein Ohr. Den Kopf wendend sah er zwei Hundeaugen über schnuppernder Schnauze kalt, gemächlich, indolent die künftige Beute mustern. Sie schienen zu sprechen: bald bist du so weit!

Unendlich lange dauerte es, bis er mit Hilfe der Arme den Oberkörper aufgerichtet. Seine Glieder waren steif und geschwollen. Wie Feuer brannte es in ihnen. Aber wenigstens fraß der Hunger nicht mehr wühlend und nagend im Leibe. Gefühl und Empfinden schienen im Magen erstorben bis auf einen dumpfen, schwachen Schmerz. Der ließ sich ertragen.

Er wollte aufstehen. Unmöglich! Die schmerzenden Glieder versagten. Der Hund sah mit weit aus dem Maul hängender Zunge zu, wie er immer und immer wieder ächzend sich abmühte, auf die Füße zu kommen. Erschöpft sank er in den Schnee zurück. Es ging nicht. „Na also!" sagten die Hundeaugen, und befriedigt mit dem Schwanz wedelnd trabte die Bestie zurück zum Rudel. Da trieb ihn Verzweiflung zum Versuch, auf Händen und Füßen weiterzukriechen. — — — — — —

Er erwachte unter sauberer Wolldecke und konnte für einen kurzen Augenblick die schweren Lider öffnen. Von Bett zu Bett schritten kleine gelbe Männchen in sauberen weißen Jacken. Nur an seinem saßen, ihm gleich an Hautfarbe und schwarz gekleidet, ein Mann und eine Frau. Wie aus weiter Ferne und durch Wasserrauschen hörte der Fiebernde Worte in einer ihm verständlichen Sprache. Der Mann erzählte etwas, das er doch einmal geträumt, und nannte es das schauerlichste Vorkommnis eines schauerlichen Krieges — das Auffinden eines blutjungen verwundeten Offiziers, über dessen noch lebenswarmen Körper sich schon gefräßige Hunde machten. Und dann klagte die Frau über den Krieg überhaupt, den furchtbaren, den schändlichen, den scheußlichen Krieg, der nur Schrecken und Greuel, nur Leid, Sterben und Not bringe.

Ach, wenn doch erst diese Müdigkeit aus den Gliedern und dies Hämmern aus dem Kopf geschwunden wäre! Dann wollte er den beiden erzählen, wie schön, wie wunderschön doch jener Ritt über glitzernden Schnee an den Feind war — gerade wie er ihn erwünscht, ersehnt, erhofft als Knabe schon. Das war kein Traum wie jene Erlebnisse des jungen Offiziers. Der Ritt war prächtige, wahre Wirklichkeit! —

„Schwester, er bewegt sich," sagte der Missionar, und hastig beugten sich die beiden über den Sterbenden. — Tief, tief Atem holend wähnte der noch einmal die sonnige, goldklare Winterluft auf hellblinkendem Schnee- und Ehrenfeld zu trinken. Ein kurzer Krampf schüttelte den Leib. Die erkaltenden Lippen fanden das frohe Lächeln zwanzigjähriger Jugend wieder. — —

III

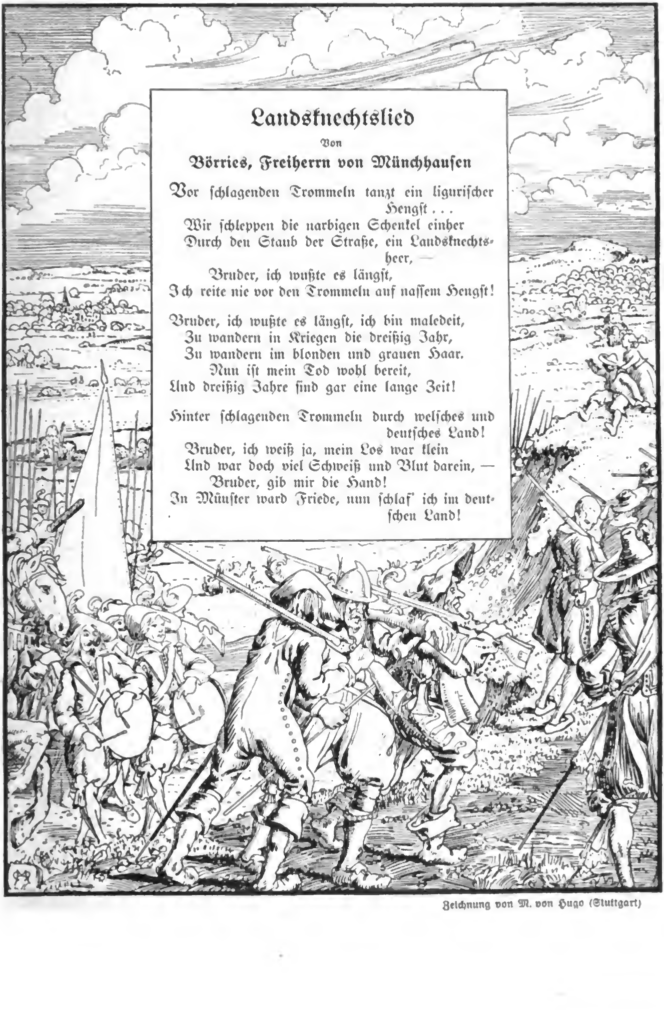
Das Pappelfeld hieß der Exerzierplatz der Garnison, nicht weil auf ihm, sondern weit jenseits der angrenzenden Heide zwei Pappeln standen. Immerhin hatte der Name seine Berechtigung. Die beiden Pappeln in der Ferne waren nämlich für die auf dem Pappelfeld Anfang wie Ende aller Dinge. Eben eingekleideten Rekruten wurden als Lohn für Fleiß und Eifer die Freuden eines ersten Spaziergangs unter dem Leutnant zu den Pappeln ausgemalt, bis ihre keimende Phantasie sich die kahlen Stämme als geheimnisvolle Ueberraschungen tragende Weihnachtsbäume dachte. An den Pappeln nahm der Oberst beim Regimentsexerzieren den letzten Parademarsch ab, ehe es ins Manöver ging und dann Reserve Ruhe hatte. An den Pappeln stand jeder Feind, und auf die Pappeln richtete sich jeder Angriff. War dessen letztes Hurra verklungen, so versammelte der Oberst die Offiziere bei den Pappeln. Lob wie Tadel lauschten ihre Aeste mit gleich beifälligem Rauschen spärlicher und silberweißer Blätter. Manch jungem Fähnrich ward bei den Pappeln der Anfang von Laufbahn und Soldatenleben mit der Erlaubnis zum Anlegen der Epauletten mitgeteilt, und manch bejahrter Offizier hatte im Rauschen der Pappelblätter das Ende vom Liede gehört, wenn umschweifig, schonungsvoll, aber doch verständlich der Vorgesetzte in Erfüllung nicht angenehmer Pflicht andeutete: Seine Majestät haben keine fernere Verwendung für Sie. —

Das sollte nun auch der Kommandeur des zweiten Bataillons hören. Der Kommandierende, der Divisionär, der Brigade- und der Regimentskommandeur hielten bei den Pappeln. Exzellenz hatte eben das berufliche Todesurteil über den Major verhängt. Sichtlich zu alt und augenscheinlich nicht mehr felddienstfähig scheine er. Die beiden andern Generale nickten zustimmend. Hatten doch sie selbst oft genug die Rüstigkeit des Stabsoffiziers mit schneeweißen Haaren bezweifelt.

Der Oberst, den gezogenen Degen im Salut haltend, zuckte einmal leicht mit der Waffe, neigte sich ein wenig im Sattel vor, hüstelte sogar leise und versuchte den Blick der Augen des Kommandierenden zu erhaschen. Wenn jener doch nur eine Frage an ihn gerichtet hätte! Er tat es nicht. Doch das würde kommen! Auch das Verabschieden ging ja nur auf dem Dienstwege vor sich. ‚Der führt über mich,‘ dachte der Oberst, ‚und‘ — den Kopf ein wenig höher reckend — ‚nie zu Schaden oder Nachteil derjenigen, die unter meinem Befehl den Ansprüchen des Allerhöchsten Diensts vollauf und pflichtgemäß genügen!‘ Der Oberst war Soldat, tüchtiger Soldat, von glänzender Zukunft, sagte man; und als Soldat schwieg er — einstweilen!

Aber der Teufel hat stets die Hand im Soldatenspiel. Bald zog der Oberst seine gegen die Pappeln vorgehenden Bataillone auseinander. Da schmiß der vorderste Zugführer der fünften Kompagnie das zweite Bataillon um. Zum Unglück hatte es auch noch eine Bodenerhebung zu überschreiten, hinter der für die nächsten Augenblicke der Richtungsflügel verschwand. Die Unordnung war da, und „das habe ich nicht anders erwartet,“ nickte der Kommandierende den beiden Generalen zu. Gleiches hatte sich der Brigadekommandeur gesagt, der die Uebung leitete. Im Wunsch, eine doch einmal an ihn herantretende peinliche Aufgabe baldmöglichst zu erledigen, ritt er zum zweiten Bataillon. Die Leute wurden nur noch verwirrter und die Lücken in der Kolonne größer, als seine tadelnden Worte fragten, ob sie gar nichts gelernt hätten und ob diese Wirtschaft im Bataillon üblich sei. Jede dieser Fragen traf den, an den sie eigentlich gerichtet wurden. Weit klarer über ihren Zweck als der Major war sich naturgemäß der hinter dem General reitende Oberst. Sein Gesicht rötete sich. Aber noch mahnte er „ruhig, ruhig“ den plötzlich zwischen den Sporen des erregten Reiters tänzelnden Braunen. Gewaltsam hielt er zurück, was sich ihm auf die Zunge drängte. Mehr und mehr stieg ihm das Blut zu Kopf. „Ruhig, ruhig, Brauner!“ Lauter und lauter schrie der General auf das Bataillon ein. Da mußte dem Oberst auch noch einfallen, daß der Major, sein tüchtigster Stabsoffizier, dessen unverwüstliche Frische er oft auf der Jagd bewundert, fünf Kinder, aber kaum Vermögen habe! Was das bedeutete, wußte niemand besser als der selbst nicht mit Glücksgütern gesegnete Regimentskommandeur. „Ruhig, ruhig, Brauner,“ knurrte er wieder grimmig. Aber da hob der General noch mehr als bisher die Stimme, und — mit hartem Schlage trafen diesmal die Sporen die Flanken des Braunen! Drei kurze Galoppsprünge trugen den Reiter zu dem erstaunt sich wendenden Vorgesetzten. Kirschrot leuchtete dem aus dem Rahmen der Schuppenketten des Obersten Gesicht entgegen. Die Augen drängte Erregung aus ihren Höhlen, während scharf und schneidend, aber doch im Bann von Selbstzucht und Subordination noch gedämpft, die bebenden Lippen sagten: „Herr General, ich verbitte mir gehorsamst das Hereinsprechen in meine Truppe, um so mehr, da ich die unbegründete Ursache dafür kenne!“ — —

Die Uebung dauerte nicht lange. Dem Major, der heute auf Generalsepauletten den ersten Silberstern trägt, sang das Rauschen der Pappeln kein Schwanenlied. Auch dem Obersten wurde nicht bedeutet, den Abschied zu nehmen. Als guter Soldat, der er immer gewesen, wußte er, daß er sich unter den Pappeln krank zu melden hatte. Seither hat er Uniform nur am Geburtstag seines Kriegsherrn getragen. Um im rüstigen Leibe auch die Seele frisch zu halten, führt er die Feder. Für wen er schreibt? Für „die Sache!“ Und wenn jemand einwendet, daß „die Sache“, der er so noch heute in selbstlos soldatischer Treue dient, ihm eine ritterliche Tat gar schlecht entgolten habe, dann kann der alte Oberst auch heute noch so erregt wie einst auf dem Pappelfeld werden und scharf und schneidend sagen: „Davon versteht ihr nichts; Irren ist menschlich, und deshalb werden Mißgriffe überall getan!“



Landsknechtslied

Von

Börries, Freiherrn von Münchhausen

Vor schlagenden Trommeln tanzt ein ligurischer Hengst . . .
Wir schleppen die narbigen Schenkel einher
Durch den Staub der Straße, ein Landsknechtsheer, —
Bruder, ich wußte es längst,
Ich reite nie vor den Trommeln auf nassem Hengst!

Bruder, ich wußte es längst, ich bin maledeit,
Zu wandern in Kriegen die dreißig Jahr,
Zu wandern im blonden und grauen Haar.
Nun ist mein Tod wohl bereit,
Und dreißig Jahre sind gar eine lange Zeit!

Hinter schlagenden Trommeln durch welsches und deutsches Land!
Bruder, ich weiß ja, mein Los war klein
Und war doch viel Schweiß und Blut darein, —
Bruder, gib mir die Hand!
In Münster ward Friede, nun schlaf' ich im deutschen Land!

Zeichnung von M. von Hugo (Stuttgart)

Milde und strenge Winter

Von

Professor Dr. Hermann J. Klein

Die bisherige Milde des Winters hat im Publikum vielfach zu Erörterungen über milde und strenge Winter und deren Ursache geführt. Es ist daher nicht unangebracht, hier einiges über diesen Gegenstand an der Hand der Erfahrung und Wissenschaft mitzuteilen.

Sehr milde und ungewöhnliche strenge Winter hat es in allen Jahrhunderten gegeben, ohne daß eine feste Regel für ihre Nacheinanderfolge zu erkennen wäre, doch scheint es, daß ungewöhnlich milde Winter seltener sind als sehr strenge. Vom Winter des Jahres 584 erzählt Gregor von Tours, er sei so milde gewesen, daß in Frankreich während des Januar die Rosen blühten. Der Winter von 1172 war im Sächsischen so warm, daß die Bäume sich belaubten und Ende Januar die Vögel nisteten. Es gab aber, wie der Chronist berichtet, in jenem Winter viele Stürme, Gewitter und Regen. Im Dezember 1301 gab es zahlreiche Stürme, denen große Wärme folgte, so daß im Januar die Bäume mit Blättern bedeckt waren, es fiel aber auch viel Regen, und Ueberschwemmungen richteten in Deutschland und Italien Verheerungen an. Der Winter von 1822 war in ganz Europa mild, ebenso in einem großen Teile Rußlands und selbst bis nach Sibirien hin, wo im Dezember statt Schnee vielerorts Regen fiel. Ueberhaupt war dieser Winter außerordentlich regnerisch und stürmisch. Das nämliche wird vom Winter 1823/24 berichtet.

Werfen wir einen Blick auf die strengen Winter, so könnte von diesen eine sehr lange Liste vorgeführt werden. Im Winter 763 bis 764 fror der Bosporus bei Konstantinopel zu, ebenso ein Teil des Schwarzen Meeres. In vielen Gegenden lag der Schnee 30 Fuß hoch. Im Winter 822 waren Rhein, Donau, Elbe und Seine gefroren und man fuhr mit Wagen darüber. Der Winter 859 bis 860 war so streng, daß die Samenkörner in der Erde und der Wein in den Gefäßen, in denen er aufbewahrt wurde, erfroren. Im Winter 1076 bis 1077 konnte man von Martini bis Ende März über das Eis den Rhein passieren, die Saat erfror im Boden und infolgedessen brach später eine Hungersnot aus. Im Winter 1133 herrschte in Italien solche Kälte, daß der Po von Cremona bis zum Adriatischen Meere zufror, die Eichen- und Nußbäume sich mit Krachen spalteten und die Oelbäume abstarben. Es trat im Sommer darauf ein so großer Mangel an Lebensmitteln ein, daß die Bewohner des Gebietes um Padua ihren Hunger mit Gras stillten. Der Winter des Jahres 1408 war überaus lang und streng, der Frost dauerte in Deutschland und Frankreich von Mitte November bis Ende Januar ununterbrochen. In den Parlamentsregistern von Paris wird berichtet, daß damals dem Gerichtsschreiber die Tinte einfror, trotzdem er eine Schaufel mit glühenden Kohlen neben sich gestellt hatte. Vom Winter 1468 bis 1469 erzählt Philipp von Comines, daß der Wein, den der Herzog von Burgund an seine Leute verteilen ließ, mit Aexten zerbrochen werden mußte, weil er in den Fässern gefroren war. Dasselbe wird aus dem Winter des Jahres 1544 berichtet. Noch schlimmer war die Kälte im Winter 1608. Das Brot, das man am 23. Januar dem König Heinrich IV. vorsetzte, war gefroren. In London war die Themse so fest zugefroren, daß man mit beladenen Wagen darüber fuhr und ein großer Teil des Viehes in England infolge der Kälte umkam. Während des Winters 1657 bis 1658 zog König Karl X. von Schweden mit seiner ganzen Armee über die gefrorene See von Fünen nach Seeland. Auch in Italien waren viele Flüsse fest zugefroren und konnten mit Wagen passiert werden. Im Januar 1684 war die Themse bei London gefroren und man veranstaltete auf dem Eise ein Fest, bei dem ein ganzer Ochse gebraten wurde. Das Meer zeigte meilenweit vom Ufer eine zusammenhängende Eismasse, so daß keine Schiffe aus den Häfen auslaufen konnten. In den Straßen Londons zündete man große Holzstöße an, damit die Vorübergehenden sich wärmen konnten. Noch im März waren in Holland und Belgien die Flüsse eingefroren. Der Winter 1788 bis 1789 zeigte sich im mittleren und südlichen Europa äußerst streng. Die Themse war zugefroren und es wurden Buden auf dem Flusse errichtet; die Newa war schon am 15. November bis auf den Grund gefroren, Rom wochenlang in Schnee gehüllt und Lissabon hatte 21 Tage lang strengen Frost. Diese kurze Aufzählung strenger Winter aus früheren Jahrhunderten mag genügen. Aber auch im neunzehnten Jahrhundert gab es eine Reihe harter Winter, von denen nur an diejenigen der Jahre 1814, 1830, 1838, 1875, 1880 erinnert sei.

Fragt man nun, wodurch die milden wie die strengen Winter verursacht sind, so muß zunächst die Meinung völlig zurückgewiesen werden, die Sonne sei durch größere oder geringere Wärmespendung daran schuld. Die Ursache ist vielmehr lediglich auf der Erde selbst zu suchen, und zwar ist es, wie man seit einigen Jahrzehnten weiß, die Verteilung des Luftdrucks und das davon abhängige Auftreten der Winde, wodurch milde oder strenge Winter entstehen. Südwestlich von Europa liegt auf dem Atlantischen Ozean stets ein sehr ausgedehntes Gebiet mit hohem Luftdruck, der sich ostwärts bis nach Spanien erstreckt; ein zweites großes Gebiet hohen Luftdrucks liegt über Sibirien und dehnt sich im Winter oft westwärts bis nach Polen hin aus; anderseits befindet sich nordwestlich von Europa auf dem Ozean zwischen Island und Skandinavien ein großes Gebiet mit niedrigem Luftdruck. Diese drei Luftdruckgebiete sind die Aktionszentren der Atmosphäre, die den Witterungscharakter Europas beherrschen und bestimmen.



Vor dem Streik

Nach dem Gemälde von Hans Larwin (Wien)

Würden sie in ihrer Lage und Einwirkung unveränderlich sein, so würden die jahreszeitlichen Schwankungen unsers Wetters Jahr für Jahr ebenfalls sich gleichmäßig abspielen, allein jene Aktionszentren verändern ihre Lage und Ausdehnung in verschiedenen Jahren sehr erheblich. Wenn der hohe Luftdruck von Sibirien zu uns vordringt und Mittel- und Nordosteuropa davon überdeckt wird, so treten hier östliche und nordöstliche Winde auf und bringen im Winter von Sibirien und Rußland her starke Kälte mit trockenem Wetter. Hierdurch wurde zum Beispiel der strenge Winter von 1838 verursacht. Auch das Vordringen des hohen Luftdrucks vom Atlantischen Ozean nach Mitteleuropa veranlaßt hier strenge Kälte, besonders nach voraufgegangenen Schneefällen. Solches ereignete sich zum Beispiel im Winter 1875 und 1880. Dehnt sich aber derselbe hohe Luftdruck nordwärts nach England hin aus, während niedriger Luftdruck über Mitteleuropa und Italien andauert, so wird der Winter kalt mit vielfachen Schneefällen. Die warmen Winter werden verursacht, wenn der niedrige Luftdruck über dem nordatlantischen Ozean sich weiter ausbreitet und über Nordeuropa und Rußland längere Zeit andauert. Alsdann wehen über dem mittleren und westlichen Europa anhaltend südwestliche Winde, die vom Ozean her Wärme und Feuchtigkeit mitbringen. Die warme Luft, die dann über Deutschland hinwegströmt, kommt zum großen Teil aus Westindien, und je rascher der Lufttransport ist, um so mehr Wärme wird uns zuteil. Daher sind warme Winter vorzugsweise auch stürmisch und gleichzeitig regnerisch. Der gegenwärtige Winter liefert hierzu einen deutlichen Beweis. Das Vordringen und Zurückweichen der erwähnten Gebiete hohen und tiefen Luftdrucks vollzieht sich aber nicht in bestimmten Perioden und nach erkennbaren Regeln, sondern ist in bezug auf Ausdehnung und Dauer sehr veränderlich. Wir kennen auch die Ursache dieser Bewegungen noch durchaus nicht, und deshalb ist es unmöglich, vorauszusagen, ob ein Winter streng oder mild sein wird. Alle Prophezeiungen dieser Art haben keine wissenschaftliche Unterlage und sind demnach durchaus unzuverlässig. Aus vieljährigen Beobachtungen hat man indessen einige Wahrscheinlichkeiten über den Verlauf besonders der milden Winter abgeleitet. So fand einer unsrer bedeutendsten Meteorologen aus der sorgfältigen Prüfung der Wetterbeobachtungen zu Berlin von 1719 bis 1899, daß in diesem langen Zeitraum durchschnittlich alle drei bis vier Jahre ein milder Winter eintrat. Doch zeigte sich auch, daß milde Winter fast nie vereinzelt sich einstellten, sondern meist gruppenweise zu zweien oder dreien nacheinander. Ferner sind diese milden Winter gewöhnlich von langer Dauer, so daß strenge Nachwinter (Februar und März) nach mildem Mittelwinter zu den Seltenheiten gehören. Die meisten milden Winter sind feucht und stürmisch, gewöhnlich aber wechseln längere feuchte mit kürzeren trockenen Perioden ab. Nach einem sehr milden Winter darf man mit größerer Wahrscheinlichkeit auf einen warmen Sommer rechnen als nach einem mäßig milden. Ob es dereinst gelingen wird, Genaues zu ermitteln über die Ursachen, welche die oben besprochenen Aktionszentren der Atmosphäre zu den geschilderten Veränderungen ihrer Ausdehnung und Lage veranlassen, muß dahingestellt bleiben. Gegenwärtig lassen sich in dieser Beziehung noch nicht einmal begründete Vermutungen aufstellen.

Aphorismen

Von

Paul Garin

Von den Feinden weiß man immer, was man zu erwarten hat, von den Freunden — niemals.

•

Die Jubiläen sind eine etwas spöttische Anerkennung der Mitwelt, daß der Jubilar sein verehrtes Leben so lange ausgehalten hat.

•

Die Dinge sich zusammenreimen ist ein Haupt- und Lebensbedürfnis der Menschen. Mancher glaubt bei den Handlungen der Nebenmenschen nur deswegen an Absicht, weil er sie sonst völlig unbegreiflich, ja wahnsinnig finden müßte.

•

Die heftigen Wünsche gehen selten in Erfüllung. Die Heftigkeit allein verrät schon, daß ein Irrtum darin steckt und daß der Wünschende heimlich Angst vor diesem Irrtum hat.

•

Sobald wir einen Menschen viel von sich reden hören, stellt sich sogleich die Vorstellung ein, daß wir es mit einem Narren zu tun haben.

Es gibt nichts Unsinniges auf der Welt, sondern nur Beschränktes.

•

Die stille Sehnsucht erfüllt sich, nicht die stürmische. Denn die erstere ist die stärkere, weil sie weniger Irrtum erhält.

•

Wir schätzen die Anhänglichkeit an die Heimat bei den Menschen deswegen so hoch, weil sie uns die Fremden vom Hals hält.

•

Das ist der wahre Leser, der aus jedem schlechten Buch ein gutes herausliest.

•

Es ist unglaublich, welche Geduld wir entwickeln können, wenn ein andrer wartet.

•

Erfolge und Mißerfolge gehören zum Mann; weder der Pechvogel noch der Glückspilz werden jemals ein Mann.

Ameisen als Weber und Gärtner

Von

Dr. Georg Biedenkapp

(Hierzu elf Abbildungen)

Das intelligente und einträchtige Zusammenwirken der Ameisen, ihre Arbeitsteilung und Staatenbildung ist nicht erst in unserm Zeitalter entdeckt und genauer beobachtet worden. Schon im achtzehnten Jahrhundert zeigen sich Dichter wie Brockes und Herder darüber unterrichtet, und aus dem Altertum ist uns manches überliefert, woraus wir schließen können, daß man von jeher das Treiben der kleinen Wesen mit den großen Intelligenzen eifrig beobachtet hat. Plinius rühmt und bewundert die Vollkommenheit der Natur am meisten gerade bei den kleinsten Wesen, den Insekten. Plutarch schreibt, das Leben der Ameisen sei ein Spiegel aller Tugenden, nämlich der Freundschaft, der Geselligkeit, Tapferkeit, Ausdauer, Enthaltsamkeit, Klugheit und Gerechtigkeit. Die Tugend der Bescheidenheit sehe man Ameisen üben, wenn sie unbeladen den lasttragenden ausweichen, und Weisheit verraten sie, wenn sie Dinge, die schwer fortzuschaffen sind, in einzelne Lasten verteilen. „Wenn man Ameisen betrachtet, wie sie Lasten fortschleppen, so muß man gestehen, daß kein Tier verhältnismäßig mehr Kräfte hat. Sie tragen alles mit dem Maule. Ist die Last zu groß, so drehen sie sich um, schieben mit den Hinterfüßen und stemmen sich mit den Schultern. Sie haben einen wohleingerichteten Staat, besitzen Gedächtnis und Vorsicht." Solcherlei berichtet der römische Schriftsteller Plinius. Das Volk der Myrmidonen, als deren Heerführer uns Achilleus bekannt ist, soll der Sage nach aus Ameisen entstanden sein. Eine Pest hatte das Land entvölkert, und deshalb verwandelte die Gottheit das Ameisengewimmel einer heiligen Eiche in ein Menschenvolk. Diese Abstammungstheorie, die uns hier in einer griechischen Sage begegnet, ist gar nicht so übel, denn an Intelligenz steht manche Ameisenart dem Menschen näher als der Affe. Vielleicht drückt sich in der Sage aber nur die Herleitung der kriegerischen Myrmidonen von den ebenfalls sehr kriegerisch veranlagten Ameisen aus. Denn auch hierin scheint eine Weisheit der Natur zu walten, daß die Ameisenstaaten einander nicht ausstehen können und daß, wo Ameisen verschiedener Staatszugehörigkeit einander begegnen und in Wettbewerb um eine Nahrungsquelle zueinander treten, der Krieg bis zur Vernichtung entbrennt. Unsre Erdkugel würde „verameisen", wenn diese Tiere, die sich auf Raub und Züchtung von Sklaven, auf Haltung von „Milchkühen", auf den Bau von Wegen, Dämmen und Brücken verstehen, einander nicht selber vertilgten. Seit man sich mit der Erforschung des tropischen Ameisenlebens befaßt hat, ist obendrein die Achtung vor der hier beobachteten Intelligenz immer höher gestiegen: man traute seinen Augen kaum, daß die Ameisen weben können und sich dabei eines lebenden Werkzeugs bedienen, und daß sie Pilzgärten anlegen, düngen, jäten und abernten! Gar manches unsrer deutschen Märchen weist den feinen, auf guter Beobachtung des Lebens beruhenden Zug auf, daß von mehreren Brüdern der anfänglich aussichtsloseste Dumme es am allerweitesten bringt: wenn das durch die ganze Natur so geht, dann hat die Ameise wohl gar noch Aussicht, den Menschen zu überleben, wie dieser die Lümmel der Tierwelt.

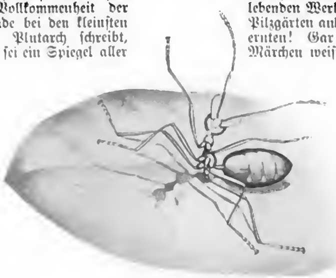


Abb. 1. Rote Weberameise, Arbeiterin

Daß Ameisen sich Milchkühe halten, indem sie Blatt- und Schildläuse durch Streicheln mit den Fühlern zur Ausscheidung ihres süßen, gern geschleckten Saftes veranlassen; daß sie gewisse Pflanzen, die ihnen in ihren Knollen oder Stengelteilen Wohnung und mit ihren Säften Nahrung gewähren, zum Entgelt tapfer beschützen; daß sie Raub- und Kriegszüge unternehmen und daß manche Sklavenhalter unter ihnen ganz wie Despoten unter den Menschen entarten und von ihren Kammerdienern abhängen, das alles findet man schon in modernen Schulbüchern der Zoologie. Von webenden und pilzzüchtenden Ameisen aber ist die Kunde noch nicht so weit gedrungen, und deshalb sei hier einiges mitgeteilt, was zum Teil erst durch Beobachtungen und Versuche der jüngsten Zeit ermittelt worden ist.

Die rote Weberameise, die im tropischen Indien, Indonesien und Polynesien weitverbreitet ist, bewohnt zu Hunderten zusammen kugelige Blattnester. Ein solches Nest entsteht, indem benachbarte Blattränder durch seidenartige Gespinste verbunden werden. Es ist nicht leicht, die Tierchen bei ihrer Arbeit zu beobachten, da sie jeden Störenfried durch todesmutige Massenangriffe wegzubeißen trachten. Ein Beobachter, Dr. F. Doflein, der auf Ceylon in hoher Baumkrone, den juckenden Bissen

trotzend, einen Riß in ein solches Nest machte, gewahrte, wie sich von den Hunderten der abwehrbereiten Tierchen eine Abteilung absonderte und den Riß zu flicken suchte. Unsre Abbildung 1 zeigt eine Arbeiterin, die feinen Krallen der beiden hinteren Beinpaare in das glatte Blatt grabend, die Vorderbeine und Fühler hoch in der Luft und die Kauwerkzeuge zum Beißen geöffnet. Abbildung 5 veranschaulicht, wie die Flickabteilung in gerader Reihe nebeneinander aufgestellt mit den Kauwerkzeugen den andern Blattrand erfaßt hatte und dem eignen Blattrande näher zog, indem die Tierchen, mit allen sechs Füßen sich in das Blatt einkrallend, behutsam einen Fuß um den andern rückwärts setzten und gleichzeitig dadurch den jenseitigen Blattrand näher zogen. Andre Arbeiterinnen eilten herzu, bissen die noch haftenden Gewebsreste ab und trugen sie nach Blatt- oder Astenden, wo sie, wie auf Kommando gleichzeitig loslassend, die gemeinsam abgetrennten Fetzen dem Winde übergaben. Nach anderthalbstündigen, durch Luftstöße erschwerten Bemühungen hatten die Flickerinnen die Blattränder einander so weit genähert, daß die eigentliche Webarbeit beginnen konnte. Es erschienen jetzt nämlich Arbeiterinnen mit Larven zwischen den Kiefern und führten das spitze Larvenende hinüber und herüber, von Rand zu Rand, jedesmal etwas verweilend, damit der Spinnfaden, der von der Larve abgesondert wurde, am Blattrande erst festklebe. Auf unsrer Abbildung 5 sieht man die zangenartig die Larven umklammernden Kauwerkzeuge der Weberinnen, die nun in der beschriebenen Weise den Riß mit einem dichten seidenartigen Gewebe überzogen. Das Gewebe ist so zähe, daß es sich mit der Schere schneiden läßt. Die Weberameisen benutzen also zu seiner Herstellung ihre Larven gleichzeitig als Spinnrocken und Weberschiffchen, sie sind die einzigen Tiere, bei denen bis jetzt die Benutzung eines Werkzeuges beobachtet worden ist. Für die Anlegung der kugeligen Blattnester ist besonders das Vorhandensein von Schildlauskolonien anlockend, denn die Abscheidungen dieser Tiere sind den Ameisen ja ein Hochgenuß.



Abb. 2. Sagittaldurchschnitt durch den Kopf eines Attaweibchens



Abb. 3 Larvenfütterung (Die Abbildungen zeigen die verschiedenen Stadien des Ausschlürfens des Eies)

Begeben wir uns von Indien, das an technisch veranlagten Tieren neben der Weberameise noch den Webervogel und den Schneidervogel aufzuweisen hat, nach Südamerika, wo der Töpfervogel und der Schmied, ein Bassins zum Schutz seiner Brut bildender Frosch, zu Hause sind, so findet man auch da Ameisen, die sich aufs Weben verstehen; merkwürdiger aber sind dort noch die Blattschneiderameisen, die regelrechte Pilzgärten anlegen, düngen, jäten und abernten. Die Blattschneider- oder Schleppameisen haben ihren Namen daher, daß sie in dichten Scharen Sträucher und Büsche befallen, Blattstücke ausschneiden und auf weiten Wegen in ihre stets überdeckt angelegten Nester schleppen, wo die Blattstücke die Unterlage für Pilzgärten abgeben. Diese Blattschneiderinnen berauben oft in kurzer Zeit Sträucher und Bäumchen ihres Laubschmuckes. Das Ausschneiden der Blattstücke bewerkstelligen sie, indem sie sich um ihre Hinterbeine als Mittelpunkt drehen und mit den sägeartig gegeneinander drückenden Kinnbacken wie mit einer Schere ein Blattstück rund ausschneiden. Obwohl die Blattstücke oft die vierfache Länge und das mehrfache Gewicht der Ameise haben, werden sie doch auf Wegen befördert, deren Zurücklegung sich für die Tierchen nach Stunden bemißt. Die Wege laufen in eine Hauptstraße zusammen, auf der allseits beladene Arbeiterinnen zusammenströmen und einen eigenartigen Anblick gewähren: Reihen eigentümlich geformter, sich wackelnd vor-

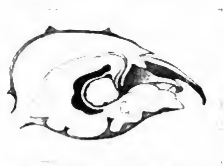


Abb. 4. Derselbe Kopf wie Abb. 2 mit veränderter Lage der Pilzkugel

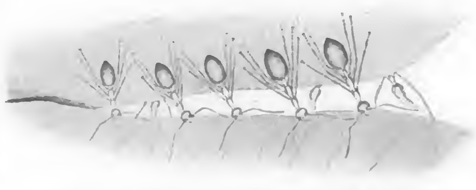


Abb. 5. Rote Weberameisen flicken einen Riß im Netz

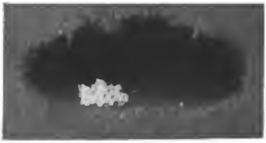


Abb. 6. Im Brutkasten erhaltene Höhle

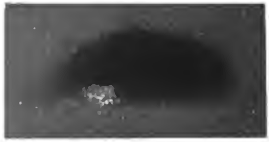


Abb. 7. Senkrechter Durchschnitt durch eine im Freien ausgegrabene Höhle von „Atta sexdens"

wärts bewegender Blattstückchen, unter denen die Trägerinnen fast verschwinden. Diese Schleppameisen sind hervorragend geschickte Wege- und Gewölbetechniker. Mit ihren Kinnbacken reißen sie im Zuge der zu bauenden Straße ein Erdkrümchen nach dem andern los und häufen sie rechts und links zu einem Walle; anderswo überwölben sie die Straße bis zur Unsichtbarkeit. Bestimmte müßig auf der Straße her und hin eilende Arbeiterinnen haben die Wegeausbesserung zu besorgen; sie bilden gewissermaßen eine fliegende Kolonne, die möglichst schnell die oft auf die Straße geratenden Verkehrshindernisse zu beseitigen hat.

Ihre Nester legen die pilzzüchtenden Ameisen, deren es übrigens mehrere Arten gibt, in Hohlräumen unter der Erde, unter Steinen, Baumwurzeln, Rinden ausfaulender umgestürzter Baumstämme, kurz überall da an, wo sie entweder durch Natur nach außen gut verdeckt sind oder wo sie durch Schichtung von Blättern und Zweigen selber eine schützende Decke herstellen können. Im Innern der Nester findet man nur eine graue, badeschwammartige lockere Masse, die sich bis auf zwei Meter Länge und mehrere Handbreit Höhe erstreckt, aber nie an die Wände der Hohlräume heranreicht. In dem schwammigen Gewächs, das an Höhlungen reich ist, sitzen und laufen Ameisen umher und liegen zerstreut ihre Eier, Larven und Puppen. Was man aber gegen alles Erwarten in dem Neste nicht vorfindet, das sind die Massen der eingetragenen Blattstücke, über deren Verlust Büsche und Sträucher trauern. Haben die Ameisen die Blattstücke gefressen? Nein, denn man hat die Tiere in der Gefangenschaft gehalten, und sie sind lieber verhungert, als daß sie Blätternahrung zu sich genommen hätten. Gab man ihnen aber etwas von der lockeren, grauflockigen Pilzmasse, dann begannen sie alsbald dieses „Saatgut" zur Anlage eines Pilzgartens zu verwenden, dem sie als Nährunterlage das zerkleinerte Blättermaterial boten. Die Blattstückchen werden in viele kleine Häppchen zerschnitten, die Häppchen werden durch Kauen und Drücken gründlich durchweicht, geknetet und geformt und schließlich dem Pilzgarten eingefügt, so stilgerecht, wie nur ein Maurer „den letzten Ziegelstein in eine eben aufgelegte neue Schicht eindrückt".

Verlassen die Ameisen infolge unliebsamer Störungen ihr Nest, dann wird der Pilzgarten mitgenommen; er ist, wie mannigfache Versuche unzweifelhaft ergeben haben, ihre einzige Nahrungsquelle, und zwar sind es die sogenannten, auf Abbildung 8 ersichtlichen Kohlrabiköpfchen, die verspeist werden, kugelige, plasmareiche Anschwellungen, die dem bloßen Auge nur als weiße Pünktchen auf der Oberfläche der Pilzmasse erscheinen. Durch peinlich genaue Versuche ist festgestellt, daß nur dieser eine Pilz und keine andern auf dem mühsam hergestellten Nährboden wachsen darf. Fremdmaterial wird ausgejätet, indem eine Unmenge kleinster Arbeiterinnen unaufhörlich die mithereingeschleppten fremden Pilzfäden und Sporen, die den Garten durchwuchern könnten, beseitigen. Wir haben hier also durch Tiere ausgeführte Reinkulturen eines ganz bestimmten Pilzes vor uns.

Wenn eine Ameisenkönigin nach dem Hochzeitsfluge sich in die Erde eingräbt und eine neue Kolonie gründet, abgeschlossen von der Außenwelt, nur mit Eierlegen und Aufzucht der Brut beschäftigt, dann hat sie doch „Saatgut" zur Anlage eines Pilzgartens aus dem alten Nest mitgebracht. Ueber die außerordentlich merkwürdigen Vorgänge bei einer solchen Koloniegründung hat Dr. Jakob Huber-



Abb. 8. Sogenannte Kohlrabihäufchen

Pará vor kurzem seine Beobachtungen mitgeteilt, die er bei der Gattung Atta sexdens in mehrfachen Versuchsreihen anstellte. Wir sehen auf Abbildung 6 und 7 die Bruthöhle einer Ameisenmutter und ein kleines Pilzgärtchen darin. Wie ist es hineingekommen? Aus dem alten Neste hat das Attaweibchen im hinteren Teile der Mundhöhle (s. Abb. 2 und 4) einen kugeligen Flocken, etwa einen halben Millimeter groß, mitgenommen. Dieser Flocken besteht aus Pilzfäden und zerkleinertem Blattmaterial und gibt den Grundstock zu einem neuen Pilzgarten. In den ersten Tagen wird die Pilz-

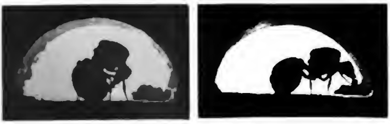


Abb. 9 und 10. Momentaufnahmen, die Mutterameise bei der Düngung des Pilzgartens darstellend

kugel zerzupft, die einzelnen Teile wachsen, und in acht bis zehn Tagen machen sie schon eine Scheibe von einem Zentimeter Durchmesser aus, nach weiteren zwanzig Tagen mißt der Pilzgarten schon zwei Zentimeter und zeigt am Rande bereits Kohlrabibildung. Abbildung 11 läßt uns einen vierzehn Tage alten Garten mit etwa hundert Eiern darin sehen. Es erhebt sich nun die Frage, woher denn der Pilz die Nahrung zum Wachsen bekommt. Anfangs noch keinen halben Millimeter groß, bemißt er sich bald nach Zentimetern. Die Mutterameise ist ganz allein, verläßt die Höhle nie, es kommen also auch keine Blattstücke herein, die ja sonst zerkleinert, durchweicht und geknetet dem Pilz als Nährboden dienen. Womit wird also der kleine Pilzgarten gedüngt? Huber beobachtete, was uns die mikrophotographisch gewonnenen Abbildungen 9 und 10 veranschaulichen, daß nämlich die Mutterameise Pilzflocken mit den Mundwerkzeugen ausreißt und auf den hinteren Beinpaaren sitzend gegen den eingekrümmten Hinterleib drückt, aus dem ein bräunlich-gelber Tropfen ausgeschieden wird: ein Dungtropfen. Der Pilzflock, mit den Füßen wieder in den Garten eingedrückt, saugt den anhängenden Tropfen auf. Mit ihren eignen Ausscheidungen also düngt die Ameise die junge Kultur. Gleichzeitig legt aber diese Stammutter täglich etwa fünfzig Eier; wie kann sie, ohne Nahrung zu erhalten, so in einem fort Dungtropfen und Eier produzieren? Wie vollzieht sich hier die Erhaltung des Stoffes und der Kraft? Von dem Pilz frißt das Tierchen selbst dann nicht, wenn er bereits Kohlrabi zeitigt. Des Rätsels Lösung liegt in der Tatsache, daß die Mutterameise einen Teil der eignen Eier verspeist und später, wenn schon kleine Arbeiterinnen ausgeschlüpft sind, vielleicht von diesen Nahrungssaft in dem geöffneten Mund angeboten erhält. Von den etwa zweitausend Eiern, die das Tier binnen vierzig Tagen legt, kommt nur der zehnte Teil zur Aufzucht, ein großer oder vielmehr der weitgrößte Teil wird an die Larven verfüttert. Anfangs stopft die Mutter den Larven das Ei selber in die Kiefer, später besorgen es die Arbeiterinnen. Sind die Larven noch klein, dann reicht ein Ei hin zur Fütterung mehrerer; die ihres Inhalts entleerte Eihaut wird von der Mutter verspeist. Abbildung 3 verdeutlicht, wie die Larven ihre noch eiförmigen Schwesterchen ausschlürfen.

Frühestens nach vierzig Tagen vom Beginn der Brutzeit gerechnet erscheinen die ersten Arbeiterinnen, zwei Millimeter große Tierchen, denen bald doppelt große nachfolgen. Die kleinen Arbeiterinnen nähren sich von den Kohlrabi des Pilzgartens und sind eifrig bedacht, ihr Land gut zu pflegen und keines düngenden Ausscheidungstropfens verlustig gehen zu lassen. Auch die Mutterameise düngt noch in hergebrachter Weise den Pilzgarten, beschränkt sich aber mehr und mehr auf das Eierlegen, wenn erst einmal die Arbeiterinnen durch einen selbst gegrabenen Ausführungsgang nach der Außenwelt gelangt sind und dort mit dem Blattschneiden begonnen haben. Jetzt wird pflanzliches Dungmaterial eingeschleppt, Kammern werden angelegt, der Pilzgarten wächst ins große. Die Ameisenmutter, die anfangs „alle Hände voll" zu tun hatte, Pflege der Brut und des Gartens besorgte, wird nun durch die zahlreichen Nachkommen ihrer Bemühungen enthoben, sie wird bedient und mit Kohlrabi gefüttert, die Eier werden ihr sofort nach Erscheinen abgenommen und in den Höhlungen des Pilzgartens untergebracht; die Larven werden von den Arbeiterinnen mit Eiern oder Kohlrabi genährt. Ein geschäftiges Treiben herrscht in dem überdeckten, jetzt aus mehreren Kammern bestehenden Bau.

Wiewohl die Koloniegründung in dieser eben beschriebenen Weise erfolgen kann, so ist es doch

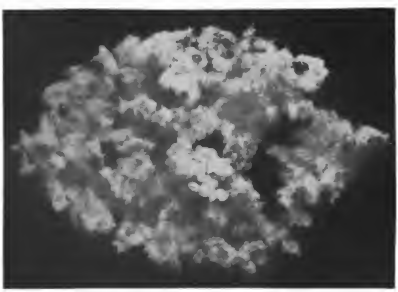


Abb. 11. Vierzehntägiger gedüngter Pilzgarten mit etwa hundert Eiern

auch möglich, daß die Mutterameise Aufnahme in einem andern Nest findet und es somit nicht nötig hat, viele Tage einsam und sich mit sich selbst ernährend in unterirdischer Kammer zu verweilen. Erwägt man aber, mit welcher Geschicklichkeit und Umsicht diese Blattschneiderameisen ihre Pilzgärten pflanzen und pflegen, wie sie Pilzmycel losreißen und auf das zerkleinerte, geknetete Blättermaterial aufsetzen, wie sie Gänge, Straßen, Tunnels, Gewölbe, Brücken, Wände und Decken bauen und Wegeverbesserungskolonnen unterhalten, dann muß man die Möglichkeit wohl zugeben, daß auch ein Bewußtsein von diesem ihrem Tun in den kleinen Geschöpfen vorhanden ist. Um so verwerflicher wird man dann aber auch die Versuche einer Englisch schreibenden Dame finden, die durch Ertränken, Ersticken, Hungern- und Dürstenlassen sowie Vergiften von Ameisen herausbekommen wollte, wie lebenszäh die Tierchen seien. Das Ergebnis ihrer herzlosen Quälereien besagte zum Hohn nicht mehr, als man sich an den fünf Fingern abzählen konnte. Unsre Ameisen halten Winterschlaf, und das oben beschriebene Attaweibchen lebt viele Wochen arbeitend, eierlegend und düngend, ohne andre Nahrung als die eignen Eier zu sich zu nehmen. Daraus ergibt sich schon zur Genüge, daß die Ameisen zähe Tiere sein müssen.

Literatur

Wenn irgendein Buch des letzten Jahrzehnts durch eine Volks-Ausgabe den weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu werden verdient, so ist es Max Eyths „Hinter Pflug und Schraubstock". Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebunden M. 5.—). Von der gesamten Kritik beim ersten Erscheinen mit einstimmigem Beifall begrüßt, hat das Buch in seiner zweibändigen Ausgabe schon 6 Auflagen erlebt. Die „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung", die für ihre Volksbücherei mit strengem Urteil nur das Beste vom Guten auswählt, hat die erste der Eythschen „Skizzen" in ihre Sammlung „Deutsche Humoristen" aufgenommen. Aus alledem läßt sich erkennen, daß es sich hier nicht, wie manche nach dem Titel vielleicht annehmen, um ein Werk ausschließlich für Fachleute handelt. Nein, jeder, der ein Interesse hat an dem Siegeszug der die Welt durch Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit erobernden deutschen Arbeit und der sich an lebendig vorgetragenen, spannenden Erzählungen von „fremden Ländern und Menschen" zu erfreuen vermag, wird bei den „Skizzen" Eyths auf seine Rechnung kommen. Sind es doch in Wahrheit gar keine Skizzen, sondern kleine, mit dem höchsten literarischen Geschick aufgebaute Kunstwerke, zu denen der Autor mit seinem angeborenen Erzählertalent, mit feinstem Empfinden und frischem Humor Erlebnisse aus seinen wechselreichen Wanderjahren abgerundet hat. Es ist aber nicht nur ein literarisch hocherfreuliches, sondern auch ein sittlich erzieherisches Buch, eine wertvolle Gabe vor allem auch für die junge Generation, deren Aufgabe es ist, die von den Aelteren errungene Weltstellung Deutschlands in Technik und Industrie zu behaupten und weiter zu festigen. Faßt man dies alles zusammen, so kann man nicht zweifeln, daß das in seiner Art klassische Werk in der neuen Volks-Ausgabe auch ein wirkliches Volksbuch werden wird.

— Albert Bielschowskys Goethe-Biographie hat längst den reich verdienten Erfolg beim deutschen Publikum gefunden. Sie ist ein Lieblingsbuch aller geworden, die in Goethe nicht nur den Dichter und Künstler verehren, sondern auch den Menschen, und denen die Wahrheit des Wortes aufgegangen ist, daß „sein Herz, das wenige kannten, so groß war wie sein Geist, den alle kannten". Wenn diese Erkenntnis sich heute von Tag zu Tag weiter verbreitet, so darf dem Werk Bielschowskys ein großes Verdienst dabei zugeschrieben werden. Und dies Verdienst wieder ist nicht minder dem Menschen wie dem Gelehrten und Schriftsteller Bielschowsky zugute zu rechnen. Nur ein warm fühlender, mit selbstloser Liebe sich dem großen Gegenstand seiner Forschung und Schilderung hingebender, innerlich vornehmer, durchaus schlichter und aufrichtiger Mensch konnte eine Goethe-Biographie schreiben, wie es die von Bielschowsky ist. Das empfinden denn auch all die Leser seines Buches, mit Dankbarkeit und Verehrung denken sie des früh Dahingeschiedenen; und so wird ihnen die schöne Gabe hochwillkommen sein, die jetzt der Becksche Verlag in München ihnen bietet in dem schmucken, mit des Verfassers Bild und einem Nachruf versehenen Bande: „Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze von Dr. Albert Bielschowsky". Jene beiden Frauengestalten, die fraglos die anziehendsten, poesieverklärtesten aus dem Goetheschen Lebenskreise sind, finden in diesen Aufsätzen, die zugleich auch eine willkommene Ergänzung und Einzelausführung zu der Goethe-Biographie bilden, eine liebevolle, plastisch wirkende Darstellung. Neben dem menschlichen, psychologischen Gehalt des Büchleins, das uns nicht nur Friederike und Lili in all ihrer Anmut und Seelenreinheit schildert, sondern auch aufs feinste die Notwendigkeit des doppelten „Treubruchs" entwickelt, den so viele Sittenrichter noch heute Goethe nicht verzeihen können, ist auch der eigentlich literarhistorische Inhalt dankbar zu begrüßen: so sind zum Beispiel die Scheidung der „Sesenheimer Lieder" nach den wahren Verfassern, Goethe und Lenz, und der Nachweis des Fortlebens Lilis in der Person Dorotheas aufs klarste und überzeugendste durchgeführt.

— Im Verlage von Otto Maier in Ravensburg hat Dr. H. Schweitzer, jetzt Direktor des Suermondt-Museums in Aachen, eine „Geschichte der deutschen Kunst" erscheinen lassen, die sich schon rein äußerlich, abgesehen von der tadellosen Druckausstattung und ausgiebigen Illustrierung (497 Abbildungen), unter den gleichartigen Veröffentlichungen der letzten Jahre durch ihren mäßigen Umfang und, damit Hand in Hand gehend, relativ mäßigen Preis (gebunden 16 Mark) empfiehlt. Naturgemäß wendet sich der Verfasser in einer so gedrängten Darstellung nicht an den Fachmann, das Buch soll dem gebildeten Laien und dem jungen Studierenden eine kurzgefaßte, leichtverständliche Uebersicht der Gesamtentwicklung der bildenden Kunst unsers Volkes geben. Die Sprache ist knapp und klar, die Erörterung verwirrender Streitfragen wird vermieden, und in der Verwertung der gesicherten Resultate der Forschung zeigt sich die weitgehende Vertrautheit des Verfassers mit dem Stoffe, der, nebenbei bemerkt, gut gegliedert erscheint. Sehr erfreulich berührt es, daß ohne Voreingenommenheit die Darstellung der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts bis in die jüngsten Phasen fortgeführt ist. Das Buch erweist sich somit, alles in allem, als ein brauchbarer und zuverlässiger Wegweiser durch die deutsche Kunst älterer und neuerer Zeit.

— Unter dem Titel „Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren" hat A. von Oechelhäuser eine Schrift erscheinen lassen (Leipzig, E. A. Seemann, Preis 4 Mark), die auf Grund aktenmäßigen brieflichen Materials eine Darstellung der Beziehungen Feuerbachs zu Karlsruhe gibt, also, wenn man der Beurteilung im „Vermächtnis" glauben wollte, ein besonders trauriges Kapitel in des Künstlers Leben behandelt. Für die Erkenntnis der Wahrheit in Feuerbachs Lebensschicksalen ist diese Veröffentlichung ungemein wichtig, denn im Gegensatz zu des Künstlers selbstbiographischen Mitteilungen und der von Irrtümern nicht freien Darstellung Allgeyers, die in einer, wie sich ergibt, höchst ungerechten Beurteilung der in Betracht kommenden Karlsruher Kreise wurzelte, wird hier an Hand unwiderlegbaren urkundlichen Materials der Nachweis geführt, daß die badische Heimat besser an dem Künstler gehandelt hat, als die landläufige Meinung es glauben läßt. Speziell für den von Feuerbach vielgeschmähten J. W. Schirmer, der von Anfang an Feuerbachs Entwicklung mit wirklich tiefem Interesse und voller Anerkennung seines Talentes verfolgt hat, bedeutet das Buch eine Ehrenrettung, ebenso für den Hoffinanzrat Kreidel, der nicht als der listige und schleichende Intrigant und kleinliche Bureaukrat erscheint, zu dem er gemacht worden ist. Nur einer aus den Karlsruher Künstler- und Hofkreisen erscheint auch in Oechelhäusers Schrift in wenig günstigem Licht: der Galeriedirektor C. Fr. Lessing. Sein hier veröffentlichtes Gutachten über Feuerbachs jetzt der



Beim Salvator

Nach einer Zeichnung von F. B. Doubek (München)

Karlsruher Galerie gehörendes Dante-Bild, das einem Unvermögen entsprang, die Eigenschaften des Bildes überhaupt zu erkennen, muß schonenderweise der Einseitigkeit dieses Mannes zugute gehalten werden, bei dem eine solche Schöpfung einen künstlerischen Widerhall absolut nicht zu erwecken vermochte. Um so erfreulicher, in wahrhaft rührender Klarheit erscheint aber auch hier das Bild der Frau Henriette Feuerbach, die, aller äußeren Widerwärtigkeiten ungeachtet, an Anselm geglaubt hat, „nicht mit der kritiklosen Liebe einer eiteln Mutter, sondern mit der klaren Einsicht in die künstlerische Größe dieses eigenartigen Menschenkindes, zu dessen Schutze sie berufen war“. — Eine nicht unwillkommene Beigabe der Schrift bilden die Wiedergaben von acht der größeren Oeffentlichkeit teilweise unbekannten Schöpfungen aus Feuerbachs künstlerischer Frühzeit.

— Vom Werden und Reifen einer Frauenseele berichtet **Eva Gräfin Baudissin** in ihrem Buche **„Grete Wolters“** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebunden M. 4.50). Einer Frauenseele, die in ihrer echten Naivität und im Adel ihrer Unschuld lange heimatlos im Leben steht; deren Reinheit und stolze Keuschheit auch aus den Händen eines gewissenlosen Verführers unbefleckt hervorgeht und die endlich, als sie den ohne Schuld begangenen Fehltritt ihrer Mädchenjahre durch freiwilligen Tod sühnen will, durch die zum Verständnis erwachte Liebe eines tüchtigen Mannes dem Leben zu dauerndem Glück wiedergeschenkt wird. In dem Charakter der Grete Wolters hat die schon heute in weiten Kreisen beliebte Schriftstellerin vielleicht ihr Meisterstück gegeben. Aber auch die Nebenfiguren sind mit sicherer Hand anschaulich und lebendig gestaltet, und ein besonderer Vorzug ist es, daß die Handlung uns in immer wachsendem Maße fesselt, ja zuletzt uns in atemlose Spannung versetzt. Doppelt wohltuend berührt dann der innerlich wohlvorbereitete glückliche Ausgang der Verwicklung, und noch lange nach der Lektüre steht die Figur der Grete Wolters hell und freundlich vor unsrer Phantasie.

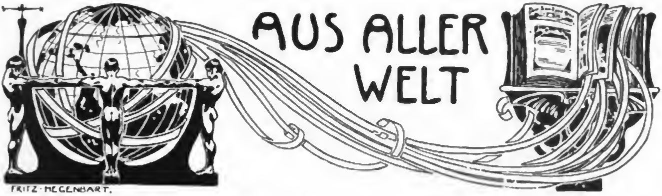
— **Fritz Reuters Meisterwerke**, hochdeutsch von Dr. **Conrad** (Stuttgart, Robert Lutz). 1. „Aus der Franzosenzeit.“ 2. „Aus meiner Festungszeit.“ Die enragierten Reuterianer — und es gibt deren genug — werden von dem Erscheinen einer hochdeutschen Reuter-Ausgabe nicht gerade erbaut sein, und es besteht wohl auch kein Zweifel, daß bei einer Uebertragung ins Hochdeutsche viel von dem ursprünglichen Reize der Poesie des niederdeutschen Humoristen verloren geht. Der Uebersetzer sucht in einer nicht sehr glücklichen Vorrede sein Unternehmen zu rechtfertigen, besser tut dies die Uebersetzung selbst, die, abgesehen von Kleinigkeiten, die verraten, daß der Uebersetzer doch nicht ganz innig mit der Sprache an der Grenze zwischen den beiden Mecklenburgs, wo Reuter zu Hause war, vertraut ist, den Reuterschen Ton, speziell das Behäbige, Gemütliche seiner Schreibweise recht gut trifft.

— **Neumanns** bewährtes und weitverbreitetes **Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reiches** ist in vierter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage (herausgegeben von M. Broesike und W. Keil, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien; 2 Bände, gebunden 19 Mark) erschienen. Es enthält in etwa 75000 Artikeln über alle im Deutschen Reiche vorkommenden topographischen Namen — Länder nebst deren einzelnen Verwaltungsbezirken, Landschaften, Gebirge, wichtigere Berge, Seen, Flüsse, Kanäle und so weiter — in gedrängter, aber erschöpfender Beschreibung das Wissenswerte über die Lage, Verwaltungs- und Gerichtsbezirke, kirchliche, gewerbliche und landwirtschaftliche Verhältnisse, Produktion, Geschichte und dergleichen. Es enthält ferner alle Wohnplätze von 300 Einwohnern an aufwärts, kleinere auch, wenn sie eine Pfarrkirche haben oder sonstwie Sitz einer Behörde, einer Verkehrsanstalt, einer Industrie, Heilanstalt oder dergleichen sind. Die Angaben über Verkehrsanstalten, wie Eisenbahnen, Post, Telegraphen und so weiter, sind bis zur Gegenwart durchgeführt. Als wichtige Neuerung ist hervorzuheben, daß bei denjenigen Orten von einiger Bedeutung, die eine Eisenbahn nicht haben, soweit möglich, die nächste Station genannt und die Entfernung dahin in Kilometern angegeben ist. Beigegeben sind dem Werke eine Uebersichtskarte und Verkehrskarte des Deutschen Reichs sowie 40 Stadtpläne, sämtlich neu und mit außerordentlicher Sorgfalt bearbeitet. Die lexikalische Anordnung der Artikel und ihre alphabetische Reihenfolge, die Einrangierung der gleichnamigen Orte alphabetisch nach den Staaten und innerhalb dieser nach Provinzen, Bezirken und so weiter gewährt größtmögliche Uebersichtlichkeit. Auf diese Weise wird in Neumanns Orts- und Verkehrslexikon in der für ein Nachschlagebuch bequemsten Form eine vollständige deutsche Landeskunde dargeboten, die in ihrer neuen Auflage wie bisher einem Bedürfnis weiter Kreise entgegenkommt und den Anforderungen der Zeit aufs beste entspricht. Der zweite Band enthält einen mehr als einen Bogen umfassenden Nachtrag, in dem die Veränderungen im Post- und Eisenbahnwesen bis auf die neueste Zeit berücksichtigt worden sind.

— Als III. Abteilung des populärwissenschaftlichen Sammelwerkes **„Hausschatz des Wissens“** (Verlag von J. Neumann, Neudamm) ist kürzlich **„Die Chemie“** von Dr. **Max Vogtherr** erschienen (848 Seiten, in Leinen gebunden 7.50 Mark). Bei der überaus hohen Bedeutung, die unter den Naturwissenschaften neben der Physik in erster Linie die Chemie für das ganze moderne Leben erlangt hat, ist es auch für den Laien heutzutage nicht bloß naheliegend und interessant, sondern, wenn er auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen und nicht wie ein Blinder durchs Leben gehen will, geradezu ein Bedürfnis und eine Notwendigkeit, sich von den chemischen Vorgängen in der Natur und von der Art und Weise, wie wir zu den verschiedensten Zwecken praktisch daraus Nutzen ziehen, ein richtiges Bild zu machen. Somit darf ein dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechendes Werk wie das vorliegende, das die chemischen Erscheinungen und die Eigenschaften der Substanzen in gemeinverständlicher Weise schildert, in den weitesten Kreisen auf eine gute Aufnahme rechnen. Besondere Aufmerksamkeit wendet der Verfasser mit vollem Recht den Körpern zu, denen die chemische Industrie ihren Aufschwung und ihre Blüte verdankt. Die chemischen Betriebe, die in hervorragendem Maße unser Interesse erregen, sind durch Darstellung von Fabrikanlagen und Maschinen anschaulich illustriert. Aber auch dem chemischen Experiment als solchem ist ein weiter Raum und eine große Anzahl von Abbildungen gewidmet; endlich finden auch die theoretischen Entwicklungen, soweit sie für das Verständnis des Ganzen notwendig sind, Berücksichtigung. Eine geschichtliche Darstellung der chemischen Errungenschaften führt dem Leser das Bild der Heroen der Wissenschaft vor und läßt die Stufenleiter erkennen, auf der die Menschheit zu immer höherer Einsicht emporstieg.

— Von den vielen Tausenden, die alljährlich die Schweiz aufsuchen, beachten verhältnismäßig recht wenige die Kunstschätze, die das alte Kulturland birgt: die meisten wollen dort eben nur die großartigen Schönheiten der Natur genießen. Und doch gilt auch hier, daß man das eine tun kann und das andre nicht zu lassen braucht; wer die Wunder der Gebirgswelt in sich aufgenommen hat, wird auch den reizvollen Städtebildern, den malerischen alten Schlössern, den anheimelnden Bauernhäusern Beachtung schenken dürfen und dann vielleicht finden, daß das Werk von Menschenhand ihm die Natur nicht ferner rückt, sondern sogar „menschlich näher bringt“. Ein trefflicher und dabei anspruchslos-bequemer Führer zum Interesse und Verständnis für die Kunstschätze der Schweiz ist der jetzt im zweiten Jahrgang erschienene, von Dr. C. H. **Baer** herausgegebene **„Schweizer Kunstkalender“** (Zürich, Verlag der Schweizer Bauzeitung). In hübschem, schmalem Hochformat, ähnlich deutschen Kunstkalendern, die gleichen Zwecken dienen, enthält dieser Schweizer Kalender, dessen Deckel die farbenprangende Nachbildung einer alten Glasmalerei trägt, eine stattliche Anzahl trefflich ausgeführter Illustrationen nach alten Gemälden, Plastiken, kunstgewerblichen Arbeiten und besonders Architekturbildern. Trefflich orientierende, knappe Anmerkungen erläutern die einzelnen Abbildungen. Der Kalender kann wohl dazu beitragen, die Liebe der Schweizer zu ihrem herrlichen Vaterland noch zu vertiefen, dem Nicht-Schweizer wird er schöne Erinnerungen an vergangene Reisetage und fruchtbare Anregungen für künftig zu unternehmende Schweizerreisen bieten.

— **J. R. zur Megedes** Roman **„Modeste“**, den unsre Leser aus der Erstveröffentlichung in dieser Zeitschrift kennen, ist jetzt auch als Buch erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebunden M. 5.—). In der Titelheldin dieses Romans hat der Dichter vielleicht die anziehendste und eigenartigste seiner Frauengestalten geschaffen. Die innere Entwicklung Modestens, die Figuren ihrer Umgebung, das Milieu des litauischen Gutslebens — das alles ist, wie unsre Leser sich gewiß mit Vergnügen erinnern werden, mit so viel Anschaulichkeit und fast dramatischer Kraft geschildert, daß diesem neuesten Werke zur Megedes auch in der Buchausgabe der große Erfolg treu bleiben wird, der bisher allen seinen Romanen zuteil geworden ist.



Die Vertreter Deutschlands und Frankreichs in Algeciras

Unter den Mitgliedern des „Rats der Dreizehn“, der in Algeciras über die Regelung der marokkanischen Verhältnisse berät und beschließt, nehmen vor allem die Vertreter der an der marokkanischen Frage in erster Linie beteiligten Mächte, Deutschlands und Frankreichs, das Interesse der Oeffentlichkeit in Anspruch, am meisten Graf Tattenbach, der ja in der ganzen wichtigen Angelegenheit von Anfang an eine der Hauptrollen gespielt hat. Graf Tattenbach, der am 16. Januar dieses Jahres sein sechzigstes Lebensjahr vollendet hat, entstammt einem bekannten bayrischen Adelsgeschlecht und ist zurzeit der älteste Bayer im auswärtigen Reichsdienst. Er begann seine Laufbahn als Verwaltungsbeamter in Elsaß-Lothringen, wandte sich aber nach einigen Jahren dem diplomatischen Dienst zu und fand in diesem seine erste Anstellung zu Anfang der achtziger Jahre als Legationssekretär bei der deutschen Gesandtschaft zu Peking, wo er fast fünf Jahre verblieb, um dann zuerst zum deutschen Generalkonsulat in Belgrad, darauf als



Phot. V. Gribayedoff, Paris

Die deutschen Delegierten von Radowitz und Graf Tattenbach in Algeciras



Phot. V. Gribayedoff, Paris

Der Vertreter Frankreichs Revoil mit seinen Sekretären im Hotel zu Algeciras

Botschaftsrat zur Gesandtschaft in Madrid überzutreten. 1890 übernahm er als Legationsrat, später als Ministerresident die deutsche Gesandtschaft in Tanger; hier verblieb er sieben Jahre bis zu seiner Berufung als außerordentlicher Gesandter bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Bern. Im Frühjahr 1898 erfolgte seine Versetzung nach Lissabon, und von hier aus wurde der Graf im vorigen Jahre als Chef der deutschen Spezialmission an den Hof des Sultans von Marokko entsandt. Erster Vertreter Deutschlands auf der Marokko-Konferenz ist Herr von Radowitz, der seit dreizehn Jahren als Botschafter das Deutsche Reich am Madrider Hof vertritt und im ganzen bereits vierundvierzig Jahre im diplomatischen Dienst gewirkt hat. In ihm besitzt das Deutsche Reich einen hervorragenden Diplomaten aus der besten Schule des Fürsten Bismarck. Er war zuerst 1861 bei der Gesandtschaft in Konstantinopel, dann drei Jahre in China und Japan tätig, wurde 1865 zur Botschaft in Paris, 1867 zur Gesandtschaft in München versetzt, wurde 1870 Generalkonsul in Bukarest und kam 1872 als Geschäftsträger nach Konstantinopel. Nach kurzer Tätigkeit im Auswärtigen Amt wurde er 1874 zum Gesandten in Athen, 1882 zum Botschafter in Konstantinopel ernannt und 1892 in gleicher Eigenschaft nach Madrid versetzt. Der Vertreter Frankreichs, Paul Revoil, ist einer der fähigsten Diplomaten der Republik, ein überaus gewandter Debatter und als ehemaliger Gouverneur von Algier einer der besten Kenner der Verhältnisse in Nordafrika. Er hat bekanntlich schon die Vorverhandlungen über die Marokko-Frage auf französischer Seite geleitet und den Standpunkt Frankreichs mit ebenso großer Geschicklichkeit wie Hartnäckigkeit verfochten.



König Friedrich



Königin Luise

Zum Thronwechsel in Dänemark

Wohl selten ist in einer Monarchie ein direkter Thronerbe in so vorgerückten Jahren zur Regierung gelangt wie der Nachfolger König Christians IX. von Dänemark, Friedrich VIII.



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Von links nach rechts: König von Griechenland, Herzogin von Cumberland, Königin von England, König Friedrich VIII. von Dänemark, Herzog von Cumberland, Prinz Johann

Von den Beisetzungsfeierlichkeiten in Kopenhagen: Gruppe der Fürstlichkeiten



König Christian IX. beim Kartenspiel mit seinen drei Töchtern, Königin Alexandra, Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna und Herzogin Thyra

Während zum Beispiel Kaiser Friedrich III. beim Tode Wilhelms I. im siebenundfünfzigsten Lebensjahre stand, König Eduard von England, als er den Thron bestieg, wenig über neunundfünfzig Jahre alt war, steht König Friedrich VIII. bereits im dreiundsechzigsten Lebensjahre, und ein eigentümliches Schicksal hat es gefügt, daß nicht nur sein jüngerer Bruder, König Georg von Griechenland, volle vierzig Jahre vor ihm, sondern auch von seinen eignen Söhnen der zweite, König Haakon VII. von Norwegen, früher als er die Königswürde erlangt hat. Es wird ihm mit Recht nachgerühmt, daß er in der schwierigen Stellung eines Thronfolgers in seinem Alter stets den größten Takt bewiesen hat und sich durch die lange Zeit der Anwartschaft auf den Thron von seiner Lebensenergie nichts hat rauben lassen. Dank der sympathischen Zwanglosigkeit, mit der er sich als Kronprinz von jeher unter der Bevölkerung des Landes bewegt hat, seiner echten Menschenfreundlichkeit und der regen Anteilnahme, die er allen kulturellen Bestrebungen entgegengebracht hat, ist König Friedrich längst in hohem Grade volkstümlich; das zeigten u. a. die brausenden, sichtlich von Herzen kommenden Huldigungen, welche die Volksmenge in Kopenhagen ihm darbrachte, als am Tage nach Christian IX. Tode, altem Brauch gemäß, der

Ministerpräsident vom Balkon des Schlosses Amalienborg aus laut die Thronbesteigung Friedrich VIII. proklamierte und darauf dieser zum ersten Male als König zu seinem Volke sprach. Politisch hat er sich bisher meist im Hintergrunde gehalten, doch ist anzunehmen, daß er auch in dieser Hinsicht im wesentlichen den Bahnen seines von ihm hochverehrten Vaters folgen wird.

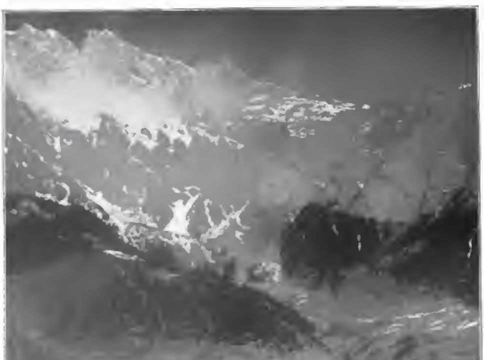
Zum Kabinettswechsel in Italien

Nur fünf Wochen hat das zu Weihnachten rekonstruierte Ministerium Fortis gelebt; schon drei Tage nach dem Zusammentritt der Volksvertretung ist es durch ein Votum derselben hinweggeschwemmt worden. Ob das neue Kabinett, das ihm gefolgt ist, sich lebensfähiger erweisen wird, ist noch sehr fraglich, denn es ist so bunt wie nur möglich aus Vertretern aller größeren parlamentarischen Parteien zusammengesetzt. Den Vorsitz und die Leitung der inneren Angelegenheiten hat Baron Sidney Sonnino übernommen, der als der bedeutendste konservative Staatsmann Italiens gilt. Der Minister, der im neunundfünfzigsten Lebensjahre steht, stammt aus einer Familie englischer Herkunft und verleugnet in seinem ganzen Wesen, das im Gegensatz zu dem leidenschaftlichen Temperament der Italiener eine kühle, trockene Sachlichkeit und eine zähe Energie zeigt, seinen Ursprung nicht. Als Schatz- und Finanzminister im Ministerium Crispi (1893 bis 1896) hat er sich unvergängliche Verdienste um das Land erworben; ihm hat es in erster Linie die Gesundung seiner Finanzen zu verdanken. Sonnino besitzt außer umfassenden sozialpolitischen, volkswirtschaftlichen und finanztechnischen Kenntnissen, die er seit seiner letzten Ministerschaft in unermüdlicher parlamentarischer und schriftstellerischer Tätigkeit für das Land nutzbar gemacht hat, auch eine ungewöhnliche literarische Bildung und ist ein hervorragender Dante-Kenner.



Phot. C. Abeniacar

Der neue italienische Ministerpräsident Sonnino



Phot. A. Krenn, Zürich

Das durch einen Bergsturz fast gänzlich zerstörte Dorf Grugnay in der Schweiz vor der Katastrophe

Ein Erdrutsch in den Schweizer Alpen

Die Umgebung des Dorfes Chamoson im Kanton Wallis ist der Schauplatz einer schweren Katastrophe geworden. Infolge der anhaltenden Niederschläge im Januar geriet eine halbe Stunde oberhalb des Weilers Grugnay an den Abhängen des Haut du Cruz eine große bewaldete Bergmasse von über 1 Kilometer Länge und 300 bis 400 Metern Breite in Bewegung und rutschte mit unwiderstehlicher Gewalt täglich etwa 10 Meter weit zu Tal. Ein kleiner Tannenwald und zahlreiche Kirsch- und Nußbäume wurden von den Erdmassen mitgerissen und zugedeckt. Bald waren auch die beiden Quellen des Dorfbaches von Grugnay vollständig verschüttet, und es entstand die Befürchtung, daß das aufgestaute Wasser nach einiger Zeit gewaltsam durchbrechen und die in Schlamm verwandelten Erdmassen gegen die Ortschaft wälzen würde. Auf Verlangen der Dorfbewohner sandte die Kantonsregierung sofort Techniker an Ort und Stelle; diese erklärten die Räumung des ganzen Ortes für notwendig. Der inzwischen eingetretene Frost brachte die Massen vorläufig zum Stillstand, doch bald folgte wieder anhaltendes Tauwetter und am 13. Februar trat die gefürchtete Katastrophe ein, das Erdreich setzte sich in Bewegung und zerstörte den größten Teil des Dorfes; glücklicherweise waren die Bewohner alle in Sicherheit.

Der neue deutsche Gesandte in Kopenhagen

Auf den durch die Ernennung des Herrn von Schön zum Botschafter in St. Petersburg freigewordenen Posten des deutschen Gesandten am dänischen Hofe ist der bisherige preußische Gesandte in Oldenburg, Dr. Viktor Graf Henckel von Donnersmarck, berufen worden. Graf Henckel, der als einer der begabtesten der jüngeren Diplomaten gilt, steht im zweiundfünfzigsten Lebensjahre und ist mit einer Tochter der



Dr. Viktor Graf Henckel von Donnersmarck, der neue deutsche Gesandte in Kopenhagen

früheren Oberhofmeisterin am Oldenburger Hofe, Gräfin Bassewitz, vermählt. Er trat 1882 in den diplomatischen Dienst, wurde 1883 zweiter Botschaftssekretär in Konstantinopel, 1884 in Petersburg, 1885 in Rom. Von 1886 bis 1890 war er bei der Gesandtschaft im Haag tätig, kam von dort aus als Legationsrat nach Athen, 1891 als erster Botschaftssekretär nach Madrid, 1894 nach Konstantinopel. Von 1897 bis 1898 war Graf Henckel Ministerresident in Luxemburg, seit Anfang 1899 preußischer Gesandter in Oldenburg. Gleichzeitig war er bei den Höfen in Bückeburg, Detmold und Braunschweig beglaubigt. Sein Nachfolger ist jetzt der zuletzt als Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt beschäftigte frühere Erste Sekretär bei der Gesandtschaft in Brüssel, Legationsrat Hans Adolf von Bülow, geworden.

Vom Wintersportfest in Oberhof

In dem bekannten thüringischen Höhenluftkurort Oberhof fand am 3. und 4. Februar das erste vom Thüringer Wintersport-Verband veranstaltete internationale Wintersportfest statt, das bei herrlichem Wetter einen glänzenden Verlauf nahm. Unter den zahlreichen Sportfreunden, die ihm als Zuschauer beiwohnten, befand sich auch der fürstliche Protektor des Verbandes, Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha, mit seiner jungen Gemahlin. Die Wettkämpfe, für die das herrliche, den ganzen Winter hindurch mit tiefem Schnee bedeckte Hochplateau ein prächtiges Terrain darbietet, hatten besonders viele Teilnehmer aus Norwegen, dem Lande des Wintersports par excellence, angezogen, die sich in den Hauptbewerben allen andern überlegen zeigten. So gewann Robsahm-Christiania das 28 Kilometer lange Rennsteigrennen in der glänzenden Zeit von 2 Stunden 32 Minuten 50 Sekunden; Zweiter wurde Jenssen-Trontheim, Dritter Malsch-Meiningen. In der Meisterschaft von Thüringen, einem Skilauf über zirka 15 Kilometer, siegte der Norweger Neergard in 1 Stunde 42 Minuten 50 Sekunden. Im Verbandsrennen auf Schneeschuhen über 15 Kilometer blieb Köhler-Gotha in 1 Stunde 12 Minuten 57 Sekunden Sieger. Wunderbare Leistungen boten die Norweger im Springen, das Robsahm gegen drei seiner Landsleute gewann. Die Meisterschaft von Thüringen im Rodeln errang Gontard-Leipzig, während im Bobsleighrennen der Schlitten „Deutscher Michel“ mit der Zeit von 9 Minuten ein im Hinblick auf die Bahnverhältnisse glänzendes Resultat erzielte. Die ständige Abhaltung eines alljährlichen Wintersportfestes in Oberhof ist im Hinblick auf den diesjährigen Erfolg gesichert.



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Staatssekretär von Tschirschky und Bögendorff

Staatssekretär von Tschirschky und Bögendorff

Als Nachfolger des unlängst verstorbenen Freiherrn von Richthofen ist der bisherige preußische Gesandte in Hamburg, Heinrich von Tschirschky und Bögendorff, zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt worden. Die Berufung dieses Diplomaten auf den nächst dem Amt des Reichskanzlers wichtigsten Posten im auswärtigen Dienst des Deutschen Reiches kam nicht ganz unerwartet, denn der neue Staatssekretär erfreute sich schon längere Zeit der besonderen Wertschätzung des Kaisers, den er wiederholt als Vertreter des Auswärtigen Amtes auf größeren Reisen zu begleiten hatte. Herr von Tschirschky gehört einem sächsischen Adelsgeschlecht an, das in der Armee und im Verwaltungsdienst seines



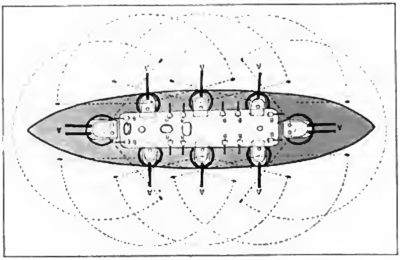
Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha mit seiner Gemahlin auf dem Wintersportfest in Oberhof

engeren Vaterlandes häufig vertreten ist. Er ist am 15. August 1858 in Hosterwitz bei Dresden geboren, steht also jetzt im achtundvierzigsten Lebensjahre. Er trat nach Absolvierung seiner juristischen Studien in den sächsischen Justizdienst ein, wandte sich aber nach einigen Jahren der diplomatischen Laufbahn zu. Er begann sie im Auswärtigen Amt zu der Zeit, als Graf Herbert Bismarck dessen Leiter war, und wurde nach dem Rücktritt des Grafen 1883 als Attaché der deutschen Botschaft in Konstantinopel zugeteilt. Nachdem er dann in gleicher Eigenschaft in Wien, Athen und Bern tätig gewesen war, kehrte er 1893 als Erster Botschaftssekretär nach Konstantinopel zurück und ging ein Jahr später in derselben Stellung nach St. Petersburg. Dort blieb er bis 1900 und erhielt den Titel eines Gesandten, war dann zwei Jahre Ministerresident in Luxemburg und wurde 1902 als Nachfolger von Kiderlen-Wächters zum preußischen Gesandten für die Hansestädte und die beiden mecklenburgischen Staaten ernannt. Auf diesem Posten erwarb er sich in allen Kreisen, mit denen ihn seine Tätigkeit und das Gesellschaftsleben in Berührung brachte, die größten Sympathien und soll u. a. bei der Beilegung des Schiffahrtsstreits zwischen dem Bremer Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie eine nicht unbedeutende Rolle als Vermittler gespielt haben.

Das grösste Linienschiff der Welt

Am 10. Februar ist in Portsmouth das größte, stärkste und schnellste Schlachtschiff nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt, die „Dreadnought", vom Stapel gelaufen. König Eduard in eigner Person vollzog die Taufe, doch ging die Zeremonie mit Rücksicht auf die Trauer des britischen Königshauses ohne festliche Veranstaltungen vor sich. Die Spitzen der englischen Marinebehörden, die Marineattachés von Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien und den Vereinigten Staaten und eine große Volksmenge wohnten dem großartigen Schauspiel bei. Das gewaltige Schiff, bei dessen Bau die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges nach allen Richtungen weitgehende Verwertung gefunden haben, hat ein Deplacement von 18000 Tonnen, während dieses bisher bei Schlachtschiffen nicht über 16500 Tonnen hinausging. Die Turbinenmaschinen, mit denen das Schiff als erstes seiner Gattung ausgerüstet ist, entwickeln nicht weniger als 23000 Pferdekräfte und sollen ihm eine Geschwindigkeit von 22 Knoten in der Stunde verleihen, während das Maximum bei Schlachtschiffen bisher 18½ Knoten betrug. Da die Seeschlacht von Tsushima gezeigt hat, daß in den modernen Seekämpfen die Zahl der größten, zwölfzölligen Geschütze (30,5 cm) den Ausschlag gibt, so wird das Schiff mit zehn solchen Geschützen armiert, während bisher die größten Schlachtschiffe deren nur vier hatten. Es hat nicht weniger als acht Panzertürme, und zwar je einen mit je zwei Geschützen am Bug und am Heck, außerdem zwei Breitseitebatterien von je drei Türmen mit je einem Geschütz. Außer dieser formidabeln Armierung für den Kampf gegen Schlachtschiffe und Kreuzer erhält das Schiff noch zwölf zwölfpfündige Schnellfeuergeschütze zur Abwehr von Torpedobootsangriffen und hat fünf Torpedorohre. Eine weitere Besonderheit der „Dreadnought" ist das Fehlen des Rammsporns, weil man das Rammen bei Schiffen von schwerer Armierung und mit schwerer Maschinerie für gefährlich sowohl für die eignen Geschütze wie für die eigne Maschine hält. Der Maschinenraum des Schiffes wird durch 30 Zentimeter dicke Panzerplatten geschützt. Der Preis des ganzen Schiffes wird auf 36 bis 40 Millionen Mark geschätzt. Das mächtige Panzerschiff ist von der Kiellegung bis zum Stapellauf in der beispiellos kurzen Zeit von



Aufstellung der Artillerie auf der „Dreadnought"

(A bedeuten 30,5 cm-Geschütze, B leichte Artillerie, Mittelartillerie fehlt)



Stapellauf des englischen Linienschiffes „Dreadnought", des größten Kriegsschiffs der Welt

vier Monaten fertiggestellt worden, und so wird zweifellos die auf nur sechzehn Monate berechnete Baufrist tatsächlich eingehalten werden, das Schiff also spätestens Anfang 1907 in Dienst gestellt werden können.

General von Hagenow †

In dem am 14. Februar verstorbenen Gouverneur von Metz, General der Kavallerie Max von Hagenow, hat die deutsche Armee einen hochverdienten, in Krieg und Frieden bewährten Offizier verloren. Der General war am 9. März 1844 geboren und 1865 als Fahnenjunker in das 12. Husarenregiment eingetreten. Im Feldzug gegen Frankreich zeichnete er sich im November 1870 durch einen kühnen Ordonnanzritt mitten durch das vom Feinde besetzte Gebiet bei Orléans hervorragend aus und erhielt zum Lohne das Eiserne Kreuz I. Klasse. 1881 wurde er als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt, dem er zehn Jahre angehörte. Während dieser Zeit nahm er u. a. im Stabe des englischen Generals Wolseley am Feldzuge gegen Arabi Pascha teil und wohnte 1886 den großen Manövern in Indien bei, über die er einen höchst interessanten Bericht veröffentlichte. Als Oberstleutnant wurde er 1891 zum Kommandeur des 9. Husarenregiments in Trier ernannt, rückte 1893 zum Obersten auf und trat 1895 an die Spitze der 15. Kavalleriebrigade in Köln. Im Mai 1899 wurde ihm die Wahrnehmung der Geschäfte der 1. Kavallerie-Inspektion in Königsberg übertragen, und ein Jahr später erfolgte seine Ernennung zum Inspekteur unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalleutnant. Im September 1901 wurde Generalleutnant von Hagenow Gouverneur von Köln, und am 18. Mai 1903 wurde er von dort in gleicher Stellung nach Metz versetzt als Nachfolger des Generals Stötzer, der beim Rücktritt des Grafen Häseler als Kommandierender an die Spitze des XVI. Armeekorps berufen wurde.



Phot. Eugen Jacobi, Metz

General von Hagenow †
Gouverneur von Metz

Wilhelm von Ruemann †

Einer der geschätztesten und bekanntesten Münchner Bildhauer, Professor Wilhelm von Ruemann, ist in Ajaccio, wo er seit einigen Wochen für seine angegriffene Lunge Erholung suchte, am 6. Februar unerwartet rasch gestorben. Er war am 11. November 1850 in Hannover geboren, ist also nur fünfundfünfzig Jahre alt geworden. Er erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in den Jahren 1872 bis 1874 auf der Münchner Kunstakademie und hierauf bei dem trefflichen Bildhauer Wagmüller, dessen hinterlassene Werke (darunter das Liebig-Denkmal in München) er vollendete. 1882 ging er als Sieger aus dem Wettbewerb um einen monumentalen Brunnen für die Stadt Lindau hervor, dessen Ausführung ihm übertragen wurde. Seine nächste größere Arbeit war die Gruppe für das 1889 enthüllte bayrische Landesdenkmal auf dem Schlachtfeld bei Wörth. Für Schweinfurt schuf der Künstler ein Denkmal Rückerts, für Landau in der Pfalz einen Brunnen mit der Reiterstatue des Prinzregenten Luitpold, für München die Statue des Naturforschers Ohm, für Stuttgart und Heilbronn Denkmäler Kaiser Wilhelms I.; ferner sind hervorzuheben seine prächtigen Grabdenkmäler für seinen Lehrer Wagmüller und die Herzogin Marie in Bayern. Die letzten



Professor Wilhelm von Ruemann (†) in seinem Münchner Atelier

großen Werke Ruemanns, die seinen Namen in aller Munde brachten, sind das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Nürnberg und die beiden im Dezember enthüllten gewaltigen Löwen vor der Feldherrnhalle in München. Seit 1887 war Ruemann Professor der Bildhauerkunst an der Münchner Akademie, für die sein Tod einen herben Verlust bedeutet.

Der Ferndrucker

Als sich der Deutsche Reichstag vor kurzem mit den Angelegenheiten des eignen Hauses beschäftigte, wurde von einer Seite der Wunsch laut, man möchte in den Wandelgängen oder im Vestibül des Hauses einen „Ferndrucker“ aufstellen. Der Präsident, Graf Ballestrem, dessen strenges Regiment ja hinreichend bekannt ist, sagte allen eine wohlwollende Berücksichtigung ihrer Wünsche zu, erklärte aber freimütig, einen Ferndrucker überhaupt nicht zu kennen. Tatsächlich ist in Deutschland ein solcher Apparat nicht sehr bekannt, dagegen in England sehr populär, und es gibt wohl keinen Klub, kein größeres Hotel, in dessen Halle man nicht ein „tape“ fände, das die Gäste über alles Wissenswerte in der Politik, Sport, Börse auf dem laufenden erhält. Der hier abgebildete Apparat ist ein Typendrucktelegraph, womit den angeschlossenen Stellen auf schnellstem Wege Nachrichten übermittelt werden können. In der Zentrale wird die mitzuteilende Nachricht nur einmal „abklaviert“, wodurch auf dem Papierstreifen aller angeschlossenen Apparate gleichzeitig die betreffende Nachricht in lateinischer Schrift erscheint.



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Der Ferndrucker

Eine Fachschule für weibliches Hauspersonal

Die Dienstbotenfrage ist eine beständige Sorge für unsre Hausfrauen. Teilweise ist es überhaupt schwer, Mädchen zu finden, die gewillt sind, sich einem Hauswesen einzufügen und nicht das mühsamere, aber freiere Leben einer Fabrikarbeiterin vorziehen, anderseits bringen die Stellensuchenden gewöhnlich nicht die nötigen Kenntnisse mit, da in einem kleinen städtischen Haushalt, wo alle Familienmitglieder sich von Jugend an am Erwerb beteiligen, die Gelegenheit zur Erlernung der häuslichen Arbeiten fehlt. Diesen Uebelständen wollte die Ortsgruppe des Hamburger Hausfrauenvereins abhelfen, als sie vor etwa einem halben Jahre eine Fachschule für Dienstmädchen ins Leben rief, die bereits eine große Anzahl von Schülerinnen aufweist. Der Lehrkursus dauert ein Jahr und zerfällt in vier Einzelkurse. Die Gesamtkosten der Ausbildung belaufen sich auf 50 Mark, inklusive 10 Mark Anmeldungsgebühr und dürfen in wöchentlichen Raten entrichtet werden, so daß auch minderbemittelte Eltern in der Lage sind, ihre Kinder an dem Lehrkursus teilnehmen zu lassen. Die Beköstigung der Mädchen, bestehend in Frühstück, Mittag und Vesper, ist frei, der Unterricht beginnt morgens 8 Uhr und dauert bis abends 7 Uhr. Er besteht in theoretischen und praktischen Unterweisungen und wird von geprüften Lehrerinnen ausgeübt. Für den Kochunterricht sind zwei verschiedene Küchen vorhanden, und die Mädchen müssen zunächst einen Kursus für einfache Küche durchmachen, ehe sie die feineren Kochkünste erlernen. Unterweisungen im Nähen mit der Maschine und mit der Hand, im Zuschneiden von Kleidungsstücken und so weiter schließen sich an. Auch Waschen und Plätten wird gelehrt.



Kochunterricht in der Hamburger Fachschule für weibliches Hauspersonal

Ausstellung der Hochzeitsgeschenke des Kronprinzenpaares

Im Lichthof des Kunstgewerbemuseums in Berlin ist kürzlich zu Wohltätigkeitszwecken eine Ausstellung der Geschenke, die das Kronprinzenpaar zu seiner Hochzeit erhalten, eröffnet worden. Unsre Abbildung gibt speziell einen Teil des Juwelenschmucks der Kronprinzessin wieder. Da sehen wir oben links das Diadem, das der Kronprinz selbst seiner jungen Gattin als Morgengabe verehrt hat, ihm gegenüber ist das Geschenk der Brautmutter, ebenfalls ein kostbares Diadem. In der Mitte befindet sich das überaus prächtige Angebinde des Sultans, ein sehr wertvolles Dokument der Erfolge deutscher Orientpolitik. Daneben hängt die Brillantkette vom Kaiser und die Perlenreihe der Provinz Brandenburg. Von den andern Geschenken seien noch das silberne Wikingerschiff der Hamburg-Amerika-Linie, das Oelgemälde des Norddeutschen Lloyd, das in humoristischer Symbolik die Begegnung des Dampfers „Kronprinz Wilhelm“ mit dem Kadettenschulschiff „Herzogin Cecilie“ darstellt, und der Vierlander Ewer, eine silberne Dessertschale von der Stadt Hamburg, erwähnt. Die Korps des Kösener S. C. stifteten eine mächtige silberne Bowle, die Provinz Pommern ein goldenes Dessertservice, Hannover die Nachbildung des Hildesheimer Silberschatzes, Präsident Loubet zwei große Standvasen, der Mikado zwei herrliche Silbervasen und so weiter. 433 preußische Städte haben sich zusammengetan und dem jungen Paare ein künstlerisch mit Städtebildern verziertes Dessertservice aus der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin geschenkt, das Geschenk der Provinz Westpreußen ist ein Danziger Zimmer, desgleichen ist die Provinz Posen mehr auf das Praktische bedacht gewesen: sie sandte einen Galawagen. Von dem Tafelschmuck der Rheinlande und Westfalens sind nur die Zeichnungen ausgestellt.

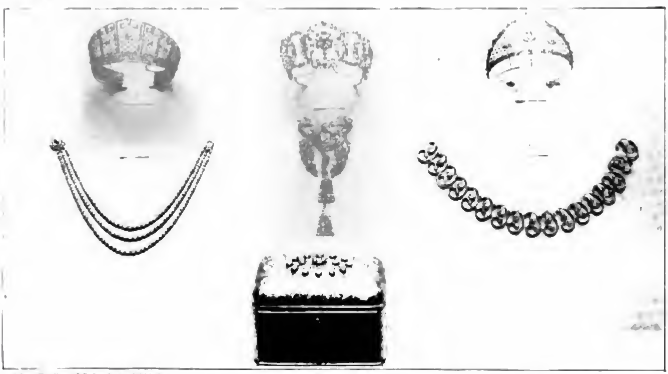


Geschenk der amerikanischen Veteranen- und Kriegerbünde zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares

Eine Ehrengabe aus Amerika zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares

Zur silbernen Hochzeit wurde dem deutschen Kaiserpaare ein prächtige Punschbowle als Geschenk der vereinigten deutschen Kriegerbündler und Veteranen in Amerika überreicht. Die Form dieses hervorragenden Erzeugnisses der amerikanischen Goldschmiedekunst ist so originell, die Verzierung so eigenartig und speziell für Amerika typisch, daß es in Deutschland gewiß allgemeine Bewunderung erregen wird. Die Bowle ist ausschließlich aus Material amerikanischen Ursprungs, nämlich Gold, Silber, Bronze, Elfenbein, Stein und historischen Hölzern, hergestellt. Sie ruht auf einem Sockel, wodurch sie im ganzen eine Höhe von 4½ Fuß erhält. Der Untersatz besteht aus 68 verschiedenen in Amerika heimischen Holzarten. Den Fuß der Bowle bildet eine massive Silberplatte mit Schriftzeichen der Inkas Ein dreikantiges Mittelstück aus schwarzem Onyx trägt goldene Plaketten mit Gravierungen. Die erste dieser Zeichnungen zeigt General Washington mit den drei Generalen deutscher Abstammung: Baron F. W. von Steuben, Peter Mühlenberg und Nikolaus Herchheimer. Das zweite Feld zeigt die Porträts des Deutschen Kaisers und des Präsidenten Theodor Roosevelt. Im dritten Felde endlich erscheint das Wappen des Verbandes der Veteranen- und Kriegerbünde.

(Fortsetzung a. S. 307)



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Von der Ausstellung der Hochzeitsgeschenke des Kronprinzenpaares: Die Juwelen der Kronprinzessin

Für müßige Stunden

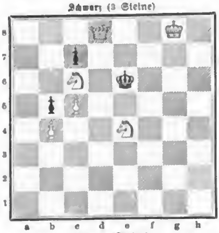
Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VI

Von Isidor Gross in Karlstadt, Kroatien
(Neu)

Schwarz (3 Steine)



Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe V

W. 1. Tc1—e1
S. 1. Kd5×e5
W. 2. e2—e4
S. 2. beliebig
W. 3. Lf1—c4 bezw. Sh7—f8 matt.

A.

S. 1. Kd5—e4
W. 2. Sh7×f6†
S. 2. Ke4—f4
W. 3. Tg5—g4 matt.

B.

S. 1. Kd5—c5 (c4)
W. 2. e2—e4 (†)
S. 2. Lg8×e6 od. bel. (Ke4—c5)
W. 3. d2—d4 bezw. Te1—c1 matt.

C.

S. 1. belieb. anders
W. 2. e2—e4† u. s. w.

Logogriph

Selbst wenn man den Kopf entwandt
Einem Volk am Meeresstrand,
Ragt es noch um Hauptes Länge
Ueber jede Menschenmenge. Dr. K. K. v. Fr.

Homonym

Nimmst du mich als lebend Tier,
Bin ich wohl bekannt schon dir.
Einem Ritter gleich' ich sehr,
Starrend schier in Waff' und Wehr.

Willst du dann bekämpfen mich,
Denkst, es wird ganz fürchterlich,
Zieh' ich, eh' ich was gewagt,
Rückwärts, rückwärts mich verzagt.

Wird mir andrer Sinn gegeben,
Geh' ich scheußlich dir ans Leben,
Unaufhörlich zehr' ich dran,
Bis mein schlimmes Werk getan,
Bis, trotz aller Wissenschaft,
Ich mein Opfer weggerafft. W.

Buchstabenrätsel

Man sagt, ich sei veränderlich,
Bald freundlich und bald trübe.
Verändre du am Anfang mich,
So ernt' ich Dank und Liebe.
Dr. K. v. Fr.

Dreisilbige Scharade

Es mahnt die Erste dich an Wald,
An Wiesengrün und Herden,
Doch ihre Flöte ist verhallt
In dem Gebraus auf Erden.

In einem Land der Dichtung hält
Das letzte Paar die Mitte,
Und außerdem ist's in der Welt
Als Frauenname Sitte.

Wär' doch dem Ganzen auf dem Zoll,
Eh's bei uns einpassieret,
Von dem Gepäck, so unheilvoll,
Das Schlimmste konfisziert! M. Sch.

Silbenrätsel

I. 2.

Gehe durch den Küchengarten,
Dort bin ich in manchen Arten;
Weiß, gelb, rot und auch gefleckt.
Suche mich, ich bin versteckt.
Hab' das Licht noch nicht gesehn,
Werde aber auferstehn.

3.

Einfach nicht sehr viel bin ich —
Nimmst du immer doppelt mich,
Wirst du staunen, wie ich schwelle:
Wie im Bache Well' auf Welle
Rinn' ich zur Unendlichkeit,
Messe Größe dir und Zeit.

Das Ganze.

In des Bergwalds Schattendüfter
Hörst du dort sein leis Geflüster?
Reiz' ihn nicht, wo sein Revier,
Treibt sein arges Spiel mit dir.
Sprich zu ihm, was ihm gefällt,
Wenn er sich zu dir gesellt. W.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7:

Des Füllrätsels: Haubitze (Haube, Itz).
Des Anagramms: Sparta — Patras.
Des Stabproblems: Erst werden alle Silben gelesen, die sich an einem Stäbchen befinden, dann diejenigen, die sich an zwei Stäbchen befinden, und so fort, bis man am Ende angelangt ist. Wird bei „Ein Reis" begonnen, so lautet der Text:
Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder, wer es sei;
Der eine deckt es zu, der andre trägt es frei.
Des Buchstabenrätsels: Flunder, Plunder.



Ein guter Ehemann

„Hören Se, Frau Nachbarin, wir haben bald den Erschten, da kann nu alle Tage Ihr Mann aus dem Gefängnis wiederkommen."
„Nee — es fehlen noch zwei Monate."
„Die können ihm erlassen werden, wenn er sich gut führt."
„Da kennen Sie Gottholden aber schlecht, das tut er mir nicht an!"

Ueber dem Untersatze des Mittelstückes erhebt sich eine Säule aus grünem Onyx mit den Figuren von Indianerhäuptlingen aus Kupfer und Gold. Sie halten Friedenspfeifen in der ausgestreckten Hand. Ihre mit Mokassins bedeckten Füße ruhen auf Büffelköpfen. Sie stehen mit dem Rücken an zu dünnen Säulen zusammengebundene Speere aus Silber und Bronze gelehnt. Das Kapitäl dieses Schaftes ist eine Zusammenstellung von höchst dekorativen Indianerschätzen, nämlich Perlen, Halsketten aus Gold, Silber, Bronze und Elfenbein, Adler- und Bärenklauen, Elchbrustknochen, Sonnengottschildern und so weiter. An der Onyxsäule sind auch die Wappen Deutschlands und der Vereinigten Staaten angebracht, ferner die Widmungsinschrift: „Dem Deutschen Kaiserpaare zur silbernen Hochzeit am 27. Februar 1906. Der Verband deutscher Veteranen- und Kriegerbünde von Nordamerika.“ Auf dem Kapitäl ruht, getragen von einer runden Platte aus Mastodon (vorgeschichtlichem Elfenbein), die große, in der Form eines Kanoes gehaltene Bowle selbst. An dem Rande der Bowle ist eine Inschrift in der Sprache der Alaska-Indianer eingraviert. Nachbildungen von Riemenwerk umschlingen die Henkel, die dem straffgezogenen Bogen des Indianerkriegers ähnlich sehen. Adlerfedern und Skalplocken sind auch als Ornament benutzt, während das Fries am Rande eine Kopie des Totems der Alaska-Indianer vorstellt. Wappen der Häuptlinge, Bären, Perlenschnüre, Klauen, Speere, Schilder sowie andre Utensilien der Indianer dienen zur weiteren Ausschmückung dieses originellen, nur amerikanische Ideen aufweisenden Kunstwerkes. Das Geschenk wurde von einer kunstvoll ausgeführten Adresse begleitet, die in einer Kassette aus Birkenrinde mit Silberbeschlag ruht.

Briefmappe

M. J. in St. Das Buch, das Sie meinen, ist im vorigen Jahrgang unsrer Zeitschrift besprochen worden; der Titel lautet: „Der neue Kammweg vom Jeschken zum Rosenberg.“ Der Verfasser, Professor A. Pander, ein um die Kulturgeschichte Nordböhmens ungemein verdienter Forscher, ist am 10. November vorigen Jahres in Leipa gestorben.

M. H. in R. Das Kartenspiel „Rumpel“ ist uns nicht unbekannt, doch wird es anscheinend nur in Bayern gespielt, wo es besonders in studentischen Kreisen beliebt ist. Eine gedruckte Anleitung zu dem Spiel, das eine Anzahl verschiedener Partien umfaßt, haben wir leider nirgends auftreiben können. Vielleicht ist einer unsrer Leser so freundlich, uns eine solche Anleitung nachzuweisen oder für Sie auf kurze Zeit zur Verfügung zu stellen.

H. B. in Chemnitz. Die sogenannten „Helgoländer Ehen“ gehören der Vergangenheit an; die erleichterte Form der Eheschließung in Helgoland, die vor allem darauf beruhte, daß das Aufgebot für Fremde nicht an ihrem Wohnort zu erfolgen brauchte, sondern in Wegfall kam, ist durch die Einführung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs und des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 1. Januar 1900 aufgehoben. Näheres ist in Möllers „Rechtsgeschichte der Insel Helgoland“ (Weimar 1904) zu finden.

Pegasus in M. Wiewohl wir leider von den uns eingesandten Gedichten keines zum Abdruck bringen können, haben wir doch den Eindruck, daß Ihre Begabung vielleicht entwicklungsfähig ist.

Peter L. in O. Auch wir sind erstaunt, daß das vielzitierte „Quod licet Jovi, non licet bovi“ in Buchmanns „Geflügelten Worten“, wenigstens in der uns vorliegenden 20. Auflage vom Jahre 1900, nicht enthalten ist. Von wem das Wort herrührt, ist nicht bekannt; in den Klassikern ist es nirgends zu finden, vermutlich geht es aber in der Hauptsache auf Seneca zurück, in dessen Tragödie „Hercules furens“ (I, 489) es heißt: „Quod licet Jovi, hoc regi licet“ („Was dem Jupiter erlaubt ist, darf sich auch ein König erlauben“); auch Ciceros „Aliud homini, aliud bovi“ („Ein andres für den Menschen, ein andres für den Ochsen“, De finibus V, 9) hat vielleicht seinen Anteil daran.

Max in B. Die Anzahl der **deutschen Krematorien** beläuft sich auf zehn; sie befinden sich in Gotha, Hamburg, Jena, Mainz, Offenbach, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Eisenach und Heilbronn. Im Jahre 1905 fanden insgesamt 1768 Einäscherungen statt gegen 1884 im Jahre 1904. Am beträchtlichsten war die Zunahme in den beiden ältesten Krematorien, in Gotha und Hamburg, wo 389 beziehungsweise 366 Einäscherungen stattfanden gegen 301 beziehungsweise 281 im Jahre 1904. Bis zum 1. Januar dieses Jahres haben in Deutschland überhaupt 10037 Feuerbestattungen stattgefunden.

O. B. in Graz. 1. Wenn Sie sich als Abonnent unsrer Zeitschrift legitimieren, steht Ihnen die Benutzung unsers graphologischen Briefkastens frei. 2. Selbstverständlich haben die deutschen Reichsangehörigen im Ausland das Recht, den Schutz der deutschen Gesandtschaft in dem betreffenden Lande in Anspruch zu nehmen.



Winterſport in Norwegen: Schneeſchuhlaufen mit vorgeſpanntem Pferd



Ein Winterscherz: Schneeochse

Eingegangene Bücher und Schriften.

Seidels praktische Sprachführer für Reise und Verkehr. I. Deutsch-Französisch von A. Seidel. ℳ 1.20. II. Deutsch-Englisch von A. Seidel. ℳ 1.20. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung.

Wolff, Max J., Irene Wesenburg. Roman. ℳ 3.— Berlin, F. Fontane & Co.

Tiedemann, A. v., Aus Busch und Steppe. ℳ 3.—. Berlin, Winckelmann & Söhne.

Hauser, Otto, Der Reigen der schönen Frauen. ℳ 1.—. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.

Künstlerlexikon, Schweizerisches. Redigiert von Dr. Carl Brun. 4. Liefg. ℳ 3.20. Frauenfeld, Huber & Co.

Bausteine. Zeitschrift für neuenglische Wortforschung. Herausgegeben von L. Kellner und G. Krüger. Jahrgang I, Heft 1 (jährl. 6 Hefte ℳ 18.—). Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Mewis, Max., Die Grenzwarte. ℳ 3.—. Berlin, F. Fontane & Co.

v. Nesselrot, E., Das Fräulein von Beer. ℳ 3.—. Berlin, F. Fontane & Co.

Speidel, Felix, Um des Weibes willen. ℳ 2.—. Berlin, F. Fontane & Co.

v. Kohlenegg, V., Was Toby von Krake schrieb. ℳ 3.—. Berlin, F. Fontane & Co.

Uxkull, Gräfin L., Das Reich des Schönen. ℳ 4.—. Berlin, F. Fontane & Co.



Bopp, Fr., Neue Gedichte. Gebd. ℳ 2.40. Frauenfeld, Huber & Co.

Contmor, Lust- und Schauspiele. Band I. ℳ 6.—. Wien, J. Eisenstein & Co.

Hörmann, Leopold, Hört's zua a weng! Eine Auswahl ernster und heiterer Vortragsstückein der Volksmundart. Wien, Szelinski & Co.

Humpert, Th., Herzenskämpfe. Bekenntnisse und Mahnungen. 80 ₰. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Deutscher Ordens-Almanach. Handbuch der Ordensritter und Ordensdamen deutscher Staatsangehörigkeit. Herausgegeben unter amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen von der Deutschen Ordens-Almanach-Gesellschaft. Jahrgang 1904/1906. ℳ 12.—. Berlin, Carl Duncker.

Reuter, Fritz, Ut mine Stromtid. Hochdeutsche Ausgabe von J. Heldmüller. Gebd. ℳ 5.—. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.

Rosen, Franz, Der Sünde Sold. Roman ℳ 2.50. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Stichler, Carl, Zur Vorgeschichte der Entdeckung Rußlands zur See durch die Engländer im 16. Jahrhundert. 60 ₰. Zürich, Kommissionsverlag von Alb. Müller.

Bruiat, Paul, Eldorado. Roman. ℳ 2.60. Leipzig, Fr. Rothbarth.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

S. L., Abonnent in Paris. Das Material, bestehend aus fünf Wörtern, ist sehr knapp bemessen. Danach läßt sich nicht viel mit Sicherheit feststellen. Sie sind jedenfalls empfindungsfähig und ausdauernd in Ihren Gefühlen, wo Sie sich erwärmt haben, jedoch geschieht dies nicht leicht grundlos. Sie sind energisch, bestimmt, machen wenig Worte, können aber recht scharf sein. Besondere Weichheit und Biegsamkeit sind kein Charakteristikum für Sie. Mehr gründlich und langsam als rasch und gewandt.

Bertha L. in Paris. (Postkartenschrift.) Eine sehr sensible, beinahe krankhaft sensitive Natur. Empfindlich und schwierig. Fühlt sich leicht mißverstanden und falsch beurteilt, tritt deshalb schwer aus sich heraus. Verhält sich meist abweisend und hätte doch ein liebebedürftiges Herz. Strebt nach Vorsicht und Zurückhaltung.

Schriftprobe, eingesandt von W. Schepf in Bonn. Hat Mühe, Maß zu halten, kann es überhaupt gar nicht immer. Zersplittert sich leicht. Ist krittelig, erregbar, unruhig. Materiell. Ein bißchen leichtsinnig. Lustig, schlagfertig und so weiter. Empfindlich und schwierig.

Olga J. in N., Nordmähren. In Ihrem Denken, Fühlen und Handeln lebhaft, aber weder tief noch konzentrationsfähig. Sie geben sich gern wie Sie sind und folgen rückhaltlos dem Impuls und der jeweiligen Stimmung, die etwas wechselnd ist und leicht mutlos wird. Sie sind umgänglich, anpassungsfähig, schnell begeistert.

Straßbg. R. S. l. Die Schreiberin ist eine resolute, bestimmte Frauennatur, sie macht nicht viel Umstände, sondern sagt die Sachen der Wahrheit entsprechend offen und unumwunden. Sie hat nichts Bestrickendes, Liebenswürdiges; hierfür ist sie einerseits zu knapp und einfach, anderseits zu wenig weich und nachgiebig, aber sie macht — und mit Recht: — einen vertrauenerweckenden Eindruck. Sie gibt sich bescheiden, sicher und anspruchslos und zieht bei allen Erwägungen auch gern das ideale Moment mit in Betracht.

Trude K. in Chemnitz. Sie sind eine energische und resolute Hausfrau, die ihr Zepter zu schwingen versteht und jedenfalls ein tadelloses Haus führt, was Ordnung und Reinlichkeit anbetrifft. Auf geselligen Verkehr, Aeußerlichkeiten und so weiter legen Sie wenig Gewicht. Ihnen ist am wohlsten im Familien- und Freundeskreis, und das ist denn auch der Ort, an dem Sie sich ganz ungezwungen und natürlich geben, wie Sie sind. Sie können lustig und schlagfertig, aber auch scharf sein, wenn Sie glauben, daß man Ihrer Eitelkeit zu nahe tritt. Sie passen sich Menschen und Verhältnissen nur da an, wo es aus Ihrem freien Willen geschieht, weil Sie wollen, nach den Wünschen andrer fragen Sie hinwiederum nicht stark. — In Ihren Gefühlen sind Sie sehr treu und gleichmäßig, wo Sie sich einmal erwärmt haben, doch haben Sie gar keine Anlagen oder Lust, Philanthropin zu spielen.

F. G. in O./Schl. „Braut". Die Schreiberin hat etwas sehr Schlichtes, Einfaches in ihrer Art sich zu geben, ist auch einfach punkto Bildung. Sie ist klar, intelligent, weiß sehr genau, was sie will; ist treu, zuverlässig. Reell, wahr und tief im Empfinden, jedoch gar nicht gewandt in der Art, ihr Innenleben zum Ausdruck zu bringen. Sie hat leicht etwas Schroffes und Abweisendes an sich, auch da, wo sie sich liebevoll zeigen möchte.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.
Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Bei guter Laune

Nach dem Gemälde von Theodor Recknagl (München)

Einer Mutter Sohn

Roman

von

Clara Viebig

(Schluß)

XIV

„Wolfgang wieder nicht da?" sagte Schlieben, als er zu seiner Frau ins Zimmer trat. „Ins Geschäft kommt er auch so wenig; sie behaupten zwar immer, gerade wäre er da gewesen — warum hält er aber nicht dieselbe Geschäftszeit ein wie ich?! Wo ist er denn?!" Er sah seine Frau fragend und ungeduldig an.

Sie zuckte die Achseln, und das Abendrot, das im Scheiden noch einen letzten Schimmer durch das hohe Fenster warf, gab ihrer Wange ein überhuschendes Rot. „Ich weiß es nicht," sagte sie leise. Und dann sah sie so verloren hinaus in den Herbstabend, daß der Mann fühlte, die hier war mit ihren Gedanken ganz abwesend, sie irrten draußen suchend umher.

„Käte," sagte er ein wenig empfindlich, und der Aerger, den er über des Sohnes Abwesenheit empfand, mischte dem Ton noch eine besondere Schärfe zu, „ich bin eben aus der Stadt nach Hause gekommen — müde, hungrig, es ist ja schon acht Uhr! — Wir wollen essen. Und nicht mal ein freundliches Gesicht?!"

Sie stand rasch auf, um nach dem Abendbrot zu klingeln, und versuchte zu lächeln. Aber es wurde kein rechtes Lächeln.

Er sah's, und es verstimmte ihn noch mehr. „Laß nur, laß! Tu dir keinen Zwang an!" Müde setzte er sich zu Tisch. Aber sein Hunger schien doch nicht so rege zu sein, denn als die Speisen aufgetragen waren und vor ihm dampften, langte er nur lässig zu und aß lässig, ohne zu wissen, was.

Das Eßzimmer war viel zu groß für die zwei einsamen Menschen; ungemütlich leer erschien heute an dem kühlen Herbstabend der schöne Raum. Fröstelnd schauerte die Frau zusammen.

„Wir müssen die Heizung in Gang bringen lassen," sagte der Mann.

Das war das einzige, was während des Essens gesprochen wurde. Nachher stand Schlieben auf, um in sein Arbeitszimmer hinüberzugehen. Da wollte er rauchen, da war's kleiner, gemütlicher. Er bemerkte es nicht, daß seine Frau ihn förmlich mit den Blicken verfolgte.

Wenn er ihr doch sagen möchte, was er von Wolfgangs Ausbleiben dachte! Wo Wolfgang nur wieder sein mochte?! Und sie vertiefte sich ganz in ihre suchenden irrenden Gedanken und merkte es kaum, daß sie allein blieb in dem kalten leeren Zimmer.

Sie hatte ein Buch vor sich liegen, ein Buch, das alle Welt interessant fand. Eine Bekannte hatte ihr gesagt: ‚Ich konnte gar nicht aufhören damit, ich hatte so viel im Kopf, aber ich habe alles drüber vergessen' — sie vergaß nichts darüber. Wie in einem großen Kummer, der stumpf macht, fühlte sie sich. Noch stumpfer, abgestorbener gegen alles Aeußere, wie damals nach dem Tode ihres Vaters und ihrer Mutter. Damals hatte sie gerade in den Trauerjahren so viel gelesen, so mit ganz besonderem Interesse, als seien ihr alte Dichtwerke neu geschenkt und als würden ihr neue eine tröstende Offenbarung. Nun konnte sie nicht lesen, den Gedanken eines andern nicht folgen und wären die noch so schön. Sie klebte an ihren eignen Gedanken; ihr Auge überflog wohl die Seite, aber wenn sie unten angelangt war, wußte sie nicht, was sie gelesen hatte. Es war ein unerträglicher Zustand. Ach, wie gern, wie gern möchte sie sich für etwas interessieren! Was gäbe sie darum, könnte sie einmal recht herzlich lachen; früher hatte sie nie so die Sehnsucht gehabt nach Frohsinn, Heiterkeit, nach Humor. Jetzt wäre ihr der Humor eine Erlösung gewesen, hätte sie dann doch lachen und weinen können. Jetzt konnte sie nicht lachen, aber — ach! — auch nicht mehr weinen, und das war das schlimmste: ihre Augen blieben trocken. Jedoch innerlich brannten die ungeweinten Kummertränen und fraßen an ihrem Leben mit dem unvergossenen salzigen Naß. Nein, der Tod war das Schrecklichste nicht! Es gab Schrecklicheres. Es war schrecklich, wenn man sich sagen mußte: all dein Leid hast du dir selber heraufbeschworen, warum ließest du dir nicht genügen, warum mußtest du erzwingen, was die Natur dir versagte?! Es war schrecklicher, wenn man fühlte, wie häusliches Glück, eheliches Glück, Liebe, Treue, Einigkeit, wie all das, was zwei Menschen innig zusammenhält, ins Wanken geriet — fühlte sie's denn nicht alle Tage, wie ihr Mann kälter und kälter wurde und wie auch sie gleichgültiger gegen ihn ward?! Ach, der Sohn, dieser Dritte, der brachte sie zwei

auseinander! O, wie kläglich fielen alle ihre Theorien von Erziehung, Beeinflussung, von dem Geborenwerden im Geiste über den Haufen! Wolfgang war doch nicht das Kind, in dem sie beide sich mit Leib und Seele einten — er war und blieb fremdes Blut, er hatte eine fremde Seele. Armer Sohn!

Und im Herzen der Frau, die Tage, Wochen, Monate, die Jahre lang nichts als Bitterkeit und Kränkung, sogar etwas wie Empörung gegen den empfunden hatte, der ihre Tage also verstörte, keimte plötzlich ein einsichtsvolles Mitleid. Wie konnte sie ihm, den es nicht mit hundert Banden ans Elternhaus fesselte, der lieber draußen blieb, so sehr zürnen?! Es war eben nicht *sein* Elternhaus. Unbewußt mochte er es fühlen, daß der Boden hier nicht Heimatboden war — nun suchte er, nun irrte er!

Den Kopf schwer in die Hände stützend, grübelte Käte: was sollte sie beginnen? Sollte sie ihm gestehen, woher er kam? Ihm alles erzählen? Vielleicht, daß es dann besser wurde! Ach, wenn es besser würde, würde sie gern alles tun — aber ach, es war so schwer! Ihr grauste. Doch es mußte sein! Sie durfte nicht länger schweigen! Und sie fühlte ihr zitterndes Herz erstarken in einem festen Entschluß: wenn er nach Hause kam, würde sie zu ihm sprechen. Was sie gehütet hatte als größtes Geheimnis, über dem sie zitternd gewacht hatte, was ihr, wie sie glaubte, nichts hätte entreißen können, das war sie nun bereit, freiwillig zu offenbaren. Sie mußte. Wie konnte es sonst je besser werden, wie je zu gutem Ende kommen, überhaupt zu einem Ende?!

Mit inbrünstigem Suchen schauten ihre Augen sich um; es war ein angstvolles Blicken in ihnen. Aber da war kein andrer Ausweg. Mit einer Entschlossenheit, deren Käte Schlieben vor einem Jahr noch nicht fähig gewesen wäre, bereitete sie sich auf das Geständnis vor. Einen Augenblick kam ihr der Wunsch, sich Paul zu Hilfe zu rufen. Aber rasch verwarf sie den Gedanken — hatte er denn Wolfgang je so geliebt, wie sie ihn geliebt? Es würde ihm vielleicht gleichgültig sein. Oder nein, es würde ihm vielleicht sogar ein Triumph sein, er war ja immer andrer Meinung wie sie gewesen. Und dann, noch eins! Er könnte ihr dann vielleicht zuvorkommen, es selber Wolfgang sagen, und das durfte nicht sein. Sie, sie allein durfte das, mit all der Liebe, deren sie noch fähig war, damit er's weich hörte, schonend und zart!

Hastig lief sie hinüber in ihren Salon. Da bewahrte sie in ihrem Schreibtisch seinen Taufschein und die Abtretungsurkunde aus seinem Heimatdorf; diese Papiere hatte sie selbst ihrem Manne nicht anvertraut. Nun holte sie sie hervor und legte sie bereit. Sie würde ihm doch zeigen müssen, daß alles sich so verhielt, wie sie sagte!

Die Papiere knitterten unter ihren zitternden Händen, aber sie zwang die Erregtheit nieder. Ruhig mußte sie sein, ganz ruhig und verständig; in vollem Bewußtsein dessen, was sie damit tat, das Luftschloß umstoßen, das sie sich erbaut hatte und das nicht so geworden war wie in ihren Träumen. Aber wenn auch dieses Luftschloß zusammenfiel, konnte nicht aus seinen Trümmern doch etwas gerettet werden, doch noch etwas Gutes erstehen?! Er würde ihr ja dankbar sein, er mußte ihr ja dankbar sein, und das war das Gute!

Sie faltete die Hände über den Dokumenten aus grobem Papier und bläßlicher Tinte, und aus ihrer Brust stiegen bebende Seufzer auf, die wie flehende Gebete waren. Gott hilf, Gott hilf!

Wenn er sie aber nun nicht richtig verstünde, wenn sie vielleicht nicht *die* Worte fand, die man finden mußte?! Wenn sie ihn dadurch verlieren würde?! Ein Schreck überfiel sie, sie erblaßte und griff tastend um sich, wie jemand, der eine Stütze braucht. Aber sie erhielt sich aufrecht: denn lieber ihn verlieren, als daß er sich verlor!

Denn — und Tränen, wie sie sie lange, lange nicht mehr hatte vergießen können, tropften ihr erlösend aus den Augen —, denn sie liebte ihn doch noch immer, mehr, als sie es selber für möglich gehalten hätte.

So wartete sie auf ihn. Und wenn sie warten sollte bis morgen früh und wenn er betrunken nach Hause käme — noch betrunkener als damals, das erste Mal —, sie würde ihn erwarten! Nun mußte sie es ihm sagen; es brannte förmlich in ihr.

Schlieben war längst zur Ruhe gegangen — er war ärgerlich auf seine Frau, hatte nur flüchtig den Kopf in ihr Zimmer gesteckt, hatte genickt: „Gute Nacht" und war hinaufgegangen — sie aber ging mit langsamen Schritten unten im Zimmer auf und ab. Das ermüdete sie körperlich wohl, gab aber ihrem Geist Ruhe und dadurch Kraft.

Als sei ihre zarte Gestalt gewachsen, so gerade und aufrecht trat sie in der Vorhalle Wolfgang entgegen, als sie ihn hatte die Haustür schließen hören. Das Haus schlief mit allen, die darin waren, nur er und sie waren noch wach; so allein, so ungestört waren sie sonst nie mehr auf der Welt — jetzt galt's!

Und sie gab ihm die Hand, wie sie es sonst nicht getan hätte, wäre er so spät gekommen — — Gott sei Dank, er war nicht betrunken! — und näherte ihr Gesicht seinem Gesicht und küßte ihn auf die Wange: „Guten Abend, mein Sohn!"

Er war wohl etwas verdutzt über diesen Empfang, aber seine dunkelumrandeten und tiefliegenden Augen sahen gleichgültig an ihr vorbei.

Er war entsetzlich müde — man sah es ihm an — oder war er krank? Aber das würde ja alles, alles nun bald besser werden! Mit erwachter

Hoffnungsfreudigkeit ergriff Käte wiederum seine Hand und zog ihn hinter sich her in ihr Zimmer hinein.

Er ließ sich ziehen, ohne zu widerstreben, er fragte nur gähnend: „Was ist denn los?"

„Ich muß dir etwas sagen!" Und dann, rasch, als könne er ihr entgehen oder sie den Mut verlieren, setzte sie hinzu: „Etwas Wichtiges — was dich betrifft — deine — deine Herkunft betrifft!"

Was sagte er nun — unwillkürlich hatte sie innegehalten — was würde er nun sagen?! Seine Herkunft, um die er gerungen hatte, in Sehnsucht, in Kämpfen — ach, was waren das für Szenen gewesen! — nun wurde sie ihm offenbar.

Sie hatte sich unwillkürlich zu ihm geneigt, bereit, ihn zu stützen; da gähnte er wieder:

„Muß es jetzt sein, Mama? Morgen ist doch auch noch ein Tag. Ich bin nämlich todmüde. Gut' Nacht!" Und machte kehrt und ließ sie stehen und ging zum Zimmer hinaus und die Treppe hinauf und oben in seine Stube.

Sie stand ganz starr. Dann griff sie sich nach dem Kopfe: was, was, sie hatte wohl nicht recht verstanden, war taub, blind, nicht ganz bei sich mehr?! Oder er war taub, blind, nicht ganz bei sich mehr! Sie war ihm entgegengetreten, das Herz auf den Lippen, sie hatte die Hand ausgestreckt, sie hatte ihm von seiner Herkunft sprechen wollen — und er? Er hatte gegähnt, war gegangen, es interessierte ihn augenscheinlich gar nicht. Und hier, hier, in diesem selben Zimmer — noch nicht vier Jahre waren's her — fast auf demselben Fleck, da hatte er doch gestanden im schwarzen Einsegnungsrock — fast so groß schon wie jetzt, nur runder, kindlicher das Gesicht — und hatte laut geschrien: ‚Mutter, Mutter, wo ist meine Mutter?!' Und jetzt wollte er nichts mehr wissen von der?! Nichts von ihr hören?!

Es konnte nicht sein, sie hatte ihn wohl nicht recht verstanden oder er sie nicht! Sie mußte ihm nach, gleich auf der Stelle; ihr war, als dürfte sie keine Minute versäumen. In ihrem grauen Kleid huschte sie lautlos die Treppe hinan; im matten Licht, das die nächtliche elektrische Birne an die Treppenwand warf, sah sie sich wie einen gleitenden Schatten, aber sie lächelte: nein, sie war nicht die Sorge mehr, die da so gespenstig glitt, in ihrem Herzen war lauter Freudigkeit, Hoffnung und Vertrauen: sie brachte ihm ja Gutes, nur Gutes!

Ohne anzuklopfen trat sie in seine Tür, in einer Eile, ohne Ueberlegung. Er lag schon in den Kissen; gerade hatte er das Licht löschen wollen. Nun setzte sie sich auf seinen Bettrand.

„Wolfgang," sagte sie weich. Und als er sie verwundert, ein wenig befremdet, fast unfreundlich ansah, noch weicher: „Mein Sohn!"

„Ja — was ist denn nun schon wieder?"

Er war wirklich ärgerlich, sie merkte es an seinem ungeduldigen Ton, und da entfiel ihr plötzlich der Mut: ach, wenn er sie so ansah, so kalt, und wenn sein Ton so abwehrend klang, wie war es da schwer, das richtige Wort zu finden! Aber es mußte sein, er sah ja so bleich aus, und so mager war er geworden, sein rundes Gesicht förmlich lang! Was ihr vorhin schon aufgefallen war, fiel ihr jetzt doppelt auf, und sie bekam einen großen Schreck. „Wolfgang," sagte sie hastig, es vermeidend, ihn dabei anzusehen, hatte sie doch Angst vor seinem Blick — wie anklagend würde der sein, wie vorwurfsvoll, berechtigt vorwurfsvoll! Sie zitterte innerlich: wie würden diese dunkeln Augen aufflammen in Zorn und Empörung! Kaum daß sie stammeln konnte: „Ich muß es dir endlich sagen — es ist besser so — es wird dich ja auch weiter nicht verwundern — erinnerst du dich noch jenes Sonntags — es war der Tag deiner Konfirmation — da — da fragtest du uns —"

O, wieviel Vorreden mußte sie doch machen! Sie hieß sich selber feige; aber es war so schwer, so unsäglich schwer! Mit keinem Laut unterbrach er sie, er fragte nicht, er seufzte nicht, er rührte sich nicht einmal. Sie wagte nicht, ihren Blick, der, starr geradeaus gerichtet, an einem Punkte hing, nach ihm zu wenden. Sein Schweigen war schrecklich, schrecklicher als sein Aufbrausen! Und sie schrie's laut heraus mit verzweifelter Entschlossenheit: „Du bist nicht unser Sohn, nicht unser eigner Sohn!"

Er sagte noch nichts, antwortete durch keinen Laut, durch kein Sichrühren. Da wendete sie den Blick doch nach ihm und sah, wie die Lider ihm über die müden, schon halb verglasten Augen fielen, wie er sie mühsam wieder aufriß und sie doch wieder herabsanken, kurz, wie er mit dem Schlaf rang.

Er konnte schlafen, während sie ihm dieses — dieses! — sagte?! Eine furchtbare Ernüchterung kam über sie, aber sie packte ihn doch am Arm und rüttelte ihn leicht, während ihr die eignen Glieder wie in Fieberschauern bebten: „Hörst du — hörst du's denn nicht?! Du bist nicht unser Sohn — nicht unser eigner Sohn!"

„Ja, ich weiß," sagte er müde. „Laß, laß!" Abwehrend bewegte er die Hand.

„Und das —" eine völlige Fassungslosigkeit machte sie stammeln wie ein Kind —, „das berührt dich nicht? Das — das läßt dich so kalt?!"

„Kalt?! Kalt?!" Er zuckte die Achseln, und in seinen müden, glanzlosen Augen fing es an ein wenig zu funkeln. „Kalt?! Wer sagt dir, daß es mich kalt läßt — kalt gelassen hat," verbesserte er sich rasch. „Aber ihr habt ja nicht danach gefragt. Nun will ich nichts mehr davon hören. Nun bin ich müde. Ich will schlafen!"

Und hiermit drehte er ihr den Rücken, kehrte das Gesicht gegen die Wand und rührte sich nicht mehr.

Da stand sie — er schlief schon, oder wenigstens schien er zu schlafen. Ein paar Minuten noch verweilte sie bang: würde er, mußte er sich nicht wieder nach ihr wenden: ‚erzähle, jetzt höre ich!‘ Aber er wendete sich nicht.

Da schlich sie aus dem Zimmer wie ein armer Sünder. Zu spät, zu spät! Sie hatte zu spät gesprochen, und nun wollte er nichts mehr hören, nun gar nichts mehr davon wissen. In ihrer Seele schmerzten die Worte ‚zu spät‘ in ihrer stumpfen Trostlosigkeit wie eingebrannt.

— — — — — — — — — — — —

Die Mutter hatte nicht mehr den Mut, auf das, was sie dem Sohn in dieser Nacht hatte gestehen wollen, noch einmal zurückzukommen. Wozu auch? Käte hatte das lebhafte Gefühl: ihm war nicht mehr beizukommen, nicht mehr zu helfen! Sie aber fühlte sich niedergedrückt wie durch eine unermeßliche Schuld. Und das Gefühl dieser schweren Schuld machte sie milder gegen ihn, als sie es sonst wohl gewesen wäre, hieß sie, sein Tun und Lassen zu beschönigen, vor sich selber und vor ihrem Manne.

Schlieben war sehr unzufrieden mit Wolfgang. „Wenn ich nur wüßte, wo er sich immer herumtreibt! Er ist doch nachts zu Hause — wie?!“

Ein unwillkürlicher Laut seiner Frau hatte ihn unterbrochen, nun sah er sie forschend an. Aber sie verzog keine Miene, nickte nur: „Ja!“ Da verließ sich der Mann auf seine Frau. —

Nun waren die letzten Tage des scheidenden Herbstes da, die oft noch so warm sind und so golden, goldener, als der Sommer sie je gewährt. Um vor dem Winter sich noch einmal in Luft und Sonne zu baden, strömte alles hinaus in den Grunewald. Als sei alle Tage Sonntag, so drängten sich die Spaziergänger in Hundekehle und Paulsborn, bei Onkel Tom und in der Alten Fischerhütte. Ueberall Lachen, oft auch Musik, und Mädchen in hellen Kleidern, in letzten, noch nicht ganz vertragenen Sommertoiletten. Kinder lärmten jetzt weniger durch den Wald wie zur Sommerszeit, es dunkelte jetzt bereits zu früh; desto mehr Pärchen wandelten, denen der frühe und doch noch warme Dämmerschein köstliche Gelegenheit gab, und alte Leute, die noch einmal die Sonne genießen wollten, ehe vielleicht bald die Nacht für sie kam, der kein Morgen mehr folgte.

Schlieben hatte es in früheren Jahren immer verabscheut, an solchen Tagen, in denen es im Grunewald wimmelte, sein Haus und seinen Garten zu verlassen. Es war ihm unangenehm gewesen, den Staub des Gewühls zu schlucken. Jetzt war er weitherziger: warum sollten die Leute, sonst immer in ihre engen Wohnungen gebannt, nicht auch einmal hier draußen sein und für Stunden wenigstens den Kiefernduft einatmen, den sie alle Tage hatten? Es war doch etwas Schönes darum, zu sehen, wie Menschen sich freuen!

Sowohl aus eignem Antrieb, wie um Käte zu zerstreuen, die ihm in letzter Zeit noch ernster und merkwürdig insichgekehrt vorkam, bestellte er einen Wagen, einen bequemen Landauer, und fuhr dann mit seiner Frau aus. Sie fuhren die bekannten Straßen, die den Grunewald durchziehen, stiegen auch zuweilen aus, wenn der Wagen langsamer durch den Sand mahlte, und gingen auf dem durch gefallene Nadeln glatt gemachten und festgetretenen Fußpfad ein Stückchen nebenher.

Sie kamen nach Schildhorn. Ueber dem Wasser lag roter Abendschimmer, die Sonne war nicht mehr im vollen Glanz zu sehen; ein dämmernder melancholischer Friede lag über der Havel und den Kiefern. So tief hatte Käte dieser Wald noch nie gedünkt. Es fröstelte sie plötzlich: dort drüben lag ja auch der Friedhof der Selbstmörder! Sie mochte nicht hinsehen, nervös preßte sie die Augen zu und wurde blaß. Vor ihren Blicken hatte plötzlich ein junger Bursch gestanden — jung und frisch und doch schon verdorben — mancher Mutter Sohn!

Schaudernd wollte sie rasch vorüber, und doch zog es ihren Fuß hin zu dem im Wehsand eingehegten Fleck. Sie konnte nicht anders, sie mußte stehen bleiben; sinnend ruhte ihr Blick auf den so wenig schönen, ungepflegten Gräbern: ob sie denn hier Frieden gefunden hatten, die hier ruhten?! Ein paar grüne Zweige und ein paar Blümchen, die sie unterwegs gepflückt hatte, entsanken ihrer Hand. Der abendliche Wind wehte sie aufs nächste Grab; da ließ sie sie liegen. Ihr war unendlich weh ums Herz.

Paul rief: „Käte, so komm doch! Der Wagen wartet ja längst auf uns!“

Bis tief ins Innerste hinein war sie verstimmt. Befürchtungen und Ahnungen, von denen sie niemand sagen konnte, drangen auf sie ein: Wolfgang war leichtsinnig! Aber schlecht?! Nein, schlecht war er nicht — n o c h nicht! O Gott, nein, das wollte sie doch nicht denken, schlecht nicht! Aber wie sollte es werden? Wie enden?!

Gut konnte es nicht mehr werden, nie — wie sollte es auch? Da müßten ja Wunder geschehen, und Wunder geschehen nicht mehr zu unsern Zeiten.

Helles Lachen schreckte sie auf. Im Restaurationsgarten waren alle Tische besetzt. Hier war so viel Jugend, so viel leichter Sinn, hier waren so viele Liebespaare!

Schliebens waren wieder in ihren Wagen gestiegen und fuhren jetzt langsam am Restaurationsgarten vorüber, sie sahen all die hellen Blusen und die bunten Blumenhüte, all den Putz des kleinen Bürgerstandes.

Horch, wieder das helle Lachen — ein lautes Mädchenlachen, so recht frei heraus — und nun

ein: „Oho, fangt sie, kß, kß", bei dem Käte wie erstarrt den Atem anhielt. Sie wurde ganz schwach, alles Blut wich ihr vom Herzen fort: das war ja Wolfgang! Ihr Wolfgang! Da sprang er mit großen Sätzen hinter einem Mädchen her, das aufjuchzend vor ihm über den Weg floh und jenseits hinein in den Wald lief zwischen die Stämme. Er hinter ihr drein. Einen Augenblick noch sah man ihr helles Kleid und seinen fliegenden Schatten um die Kiefern wischen, dann nichts mehr von ihnen. Aber er mußte sie erreicht haben, man hörte ihr gellendes Aufkreischen und sein Lachen; beides trieb Käte das Blut in die Wangen. Das klang ihr beleidigend, klang ihr gemein. Also so, so weit war er gekommen, trieb sich hier mit solchen, solchen — Personen umher?! Aha, da kamen ja noch ein paar andre nach, die gehörten auch zu der Gesellschaft!

Ein vierschrötiger Mensch mit rotem, pausbackigem, sehr erhitztem Gesicht lärmte mit Halloh hinter dem verschwundenen Paar drein, und ein schmächtiger Schlingel, der zuletzt kam, lachte so recht verschmitzt-spitzbübisch.

„Paul, Paul," wollte Käte aufschreien, „Paul, sieh nur, sieh!" Aber dann schrie sie doch nicht und rührte sich nicht. Da war ja nichts mehr zu ändern! Ganz stumm lehnte sie in ihrer Wagenecke: das hatte sie ja so gewollt, sie durfte nicht klagen — sie war daran schuld, hätte sie ihn doch gelassen, wo er war! Jetzt mußte sie schweigen, beide Augen zudrücken, tun, als hätte sie nichts gesehen!

Aber alles war ihr verleidet. Und als ihr Mann ihr in einer Lücke der Kiefernwipfel den schwimmenden Mond im lichtgrauen Aether wies und rechts dabei den freundlichen, ruhig leuchtenden Stern, hatte sie auf sein entzücktes: „Ist das nicht schön?" nur ein kühl-zustimmendes: „O ja!"

Das verstimmte ihn. Welche Freude hatte sie sonst an der Natur gehabt, die größte und reinste Freude, nun auch das nicht einmal mehr?! Auch dieses hin — alles hin! Er seufzte.

Und jedes von ihnen, in seine Ecke des Wagens gelehnt, verharrte in Schweigen. Mit trüben Augen schauten sie beide in die tiefer und tiefer sinkende Dämmerung; es wollte Abend werden, der Tag — auch ihr Tag — hatte sich geneigt. — — — — — — — — — — — — —

Wolfgang hatte mit Frida Lämke, deren Bruder und Hans Flebbe eine längst geplante Landpartie unternommen gehabt. Frida hatte sich für den Nachmittag im Geschäft freigemacht; ausnahmsweise, und weil sie etwas unabweisbar Dringendes vorschützte, gelang es ihr, abzukommen. Nun war sie aber auch wie losgelassen, voller Uebermut: ha, war das fein, ha, wollten sie sich mal amüsieren! Wolfgang hatte eine Droschke spendiert; er und Frida im Fond, die beiden andern ihnen gegenüber auf dem Rücksitz, so hatten sie eine Rundfahrt durch den grünen grünen Wald gemacht, hatten dieses Lokal besucht und jenes, waren Karussell gefahren und Boot und hatten in der Würfelbude gewürfelt. Wolfgang war sehr galant, Frida durfte immer noch mal; eine Butterdose von blauem Glas, eine Glanzpapierdüte mit Pfeffernüssen, vor allem aber ein kleiner Piepmatz in einem winzigen Holzgitterkästchen machten sie selig. Alles das durfte Hans nun tragen, während sie auf dem Nachhauseweg, den sie von Schildhorn zu Fuß antraten, sich mit Wolfgang jagte und neckte. Der Bräutigam störte weiter nicht. Hans hatte von Anfang an darauf verzichtet, seine Frida am Arm zu führen; man konnte sie für das Verhältnis des eleganten jungen Herrn halten. Aber als sie nun ganz außer Atem, rot und zerzaust war, und die Dämmerung des Abends, die hier innen zwischen den dichten Stämmen schon eher dunkelte als draußen, ihr ein kleines Gruseln und ein wonniges Sicherschrecken einjagte, hing sie sich doch wie selbstverständlich an den Arm ihres Hans. Sie blieben ein wenig zurück.

Nun war Wolfgang allein, denn Artur rechnete er nicht, obgleich der neben ihm her über die Wurzeln stolperte und schrill pfiff. Und Wolfgang beneidete den dicken Hans da hinten, über den sie heute so viel gelacht hatten, seine Braut am meisten; er hatte auch das Bedürfnis, jetzt ein Mädchen am Arm hängen zu haben. Die brauchte nicht einmal so niedlich wie Frida zu sein, wenn's nur eine war! Die Dämmerung des Waldes, die wohlig war und verschwiegen, lud förmlich ein. Und vom Boden, der so mager war, lauter Sand, stieg heute abend doch ein sattes Duften auf, ein reichliches Gewähren. Wolfgang fühlte sich lebens- und liebeshungrig, gierig nach Freude, nach Genuß. Hätte er jetzt Frida neben sich gehabt, bei beiden Armen hätte er sie gepackt, sie an sich gerissen, blitzschnell ihr den Mund mit Küssen verschlossen und sie nicht mehr losgelassen.

Er konnte nicht mehr an sich halten, er mußte wenigstens Artur packen und mit dem dahinwalzen durch den sandigen Waldboden, daß dem aufgeschossenen Jungen, der heute schon so und soviel Kunden rasieren gelaufen war, Hören und Sehen verging. Die übrigen Spaziergänger blieben stehen: das war ihnen nichts Neues — wenn's nicht größeren Unfug auf Landpartien gab! Sie amüsierten sich, und als Wolfgang zum Schluß den Partner mit einem lauten Juchhe in die Höhe hob und ihn ein paarmal um sich herumschwenkte, klatschten sie Beifall.

Wolfgang war nun doch sehr außer Atem. Als sie zum Walde hinaus waren, mußten sie langsamer gehen; jetzt, in bewohnteren Regionen — schon tauchten die eleganten Landhäuser auf — hätte man ja sonst auch Menschen tottreten können.

Das war eine Fülle! An der Abfahrtstelle der elektrischen Bahn drängte und drückte es sich. Sie stellten sich auch auf: das war ein Spaß, zu sehen, wie die Leute, die gerne mitkommen wollten, sich pufften! Es war noch leidlich hell und warm wie im Sommer, aber rasch würde es ganz dunkel sein, und je später, desto größer der Ansturm. Lachend standen die beiden und sahen zu: was machte es ihnen aus, wenn sie auch nicht mitkamen, sie liefen eben das Stückchen zu Fuß bis nach Hause.

Wolfgang fühlte sein Herz heftig pochen — es hatte ihm doch zu viel Spaß gemacht, mit Frida zu tanzen! In einem Lokal, in dem im angebauten Brettersaal ein Klavierspieler aufs Klavier paukte, hatte er Frida ein paarmal ordentlich herumgeschwenkt und auch noch ein paar andre Mädchen, die verlangend nach dem stürmischen Tänzer gesehen hatten. Es war eine Lust gewesen! Noch fühlte er den Nachhall davon in sich zittern, seine Brust hob und senkte sich unruhig — hei, so ein Mädchen im Arm herumschwenken, lustig sein! Wundervoll, es war alles so wundervoll!

Die Zähne zusammenbeißend, um nicht durch einen lauten, unverständlichen Aufschrei die Blicke auf sich zu lenken, bebte Wolfgang innerlich vor ungebändigter Lebenslust. Ha, das wäre fein, ha, das wäre eine Wohltat, jetzt irgendeine Dummheit anfangen zu können! Er überlegte: was fing man nun an?!

Da störte ihn ein Husten. Wie hohl das klang, als sei inwendig alles lose! Der da hinter seinem breiten Rücken stand, mochte wohl schon eine Weile so gehustet haben — er hatte es nur nicht beachtet —, nun ekelte ihn vor dessen Auswurf. Unwillkürlich wich er zur Seite. Pfui, wie ekelhaft hustete der junge Mensch!

„Ach," hörte Wolfgang jetzt den älteren Herrn sagen, auf dessen Arm der Hustende sich stützte, „ich bin ganz außer mir, daß keine Droschke zu bekommen ist! Bist du sehr kaput? Geht's noch?" Es lag so viel Angst in diesem ‚Geht's noch?'

„O, ganz gut!" Der junge Mensch antwortete mit heiserer Stimme. Wolfgang merkte auf: diese Stimme war ihm doch bekannt? Und nun erkannte er auch das Gesicht. War das nicht Kullrich? Donnerwetter, wie der sich aber verändert hatte! Unwillkürlich lüftete er den Hut: „'n Abend, Kullrich!"

Jetzt erkannte dieser auch ihn. „Schlieben?!" Kullrich lächelte, daß man all seine Zähne, lang und weiß, hinter den blutlosen Lippen sah. Und dann reichte er dem früheren Schulkameraden die Hand: „Du bist auch nicht mehr auf der Schule? Ich auch nicht mehr. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen!"

Wolfgang fühlte die Hand unangenehm feuchtkalt in der seinen, und es durchrieselte ihn. Daß er unlängst etwas von Kullrich und der Schwindsucht gehört, hatte er vergessen gehabt. Nun fiel's ihm wieder ein. Aber das konnte ja gar nicht sein, so jung stirbt man doch nicht?! Alles in ihm sträubte sich dagegen.

„Bist du krank gewesen," fragte er rasch, „aber jetzt geht's dir doch wieder ganz gut?" Es wurde ihm ordentlich schwer, das alte ‚du' zu gebrauchen, der Kullrich war ihm jetzt so fremd.

„O ja, es geht," sagte Kullrich und lächelte wieder. Ein ganz merkwürdiges Lächeln, es fiel selbst dem achtlosen jungen Mann auf. Kullrich war nie hübsch gewesen, er hatte eine Kartoffelnase; jetzt mußte Wolfgang ihn immer ansehen: wieviel feiner war das Gesicht geworden und so — er konnte nicht an sich halten, er sagte es achtlos gerade heraus: „Wie siehst du jetzt aus? Ich hätte dich beinahe nicht erkannt!"

„Mein Sohn wird jetzt bald verreisen," sagte der Vater rasch, und dabei zog er den Arm seines Jungen fester in den seinen. „Dann kommt er hoffentlich ganz gesund wieder. Er hat sich heute nur ein bißchen viel zugemutet. Es war so schönes Wetter — viel Luft und Kiefernduft, sagt der Arzt —, wir sind zu lange draußen geblieben. Es wird dir doch nichts schaden?! Ist dir auch nicht kalt? Willst du dich nicht so lange setzen?" Der Vater stellte ein Feldstühlchen zur Erde, das er unterm Arm getragen hatte und klappte es auseinander. „Setz dich doch 'n bißchen, Fritz!"

Der arme Kerl! Der Ton des Vaters, in dem die liebende Angst zitterte, berührte Wolfgang. Es ging ihm durch und durch: der arme Kerl, der war wahrhaftig sehr krank! Wie schrecklich! Ein Grauen kam ihn an, unwillkürlich zog er sich zurück, daß ihn der Atem des Kranken nicht treffe. Der ganze Egoismus der Jugend und der Gesundheit war in ihm: wie fatal, daß er heute, gerade heute dem hier begegnen mußte!

„Kann ich Ihnen vielleicht einen Wagen besorgen?" fragte er rasch. Daß der hier nur fortkam, das Husten war ja zu gräßlich „Ich weiß hier Bescheid, ich kriege schon einen!" Und als der Vater, wie aus einer großen Angst erlöst, aufatmend sagte: „Ach ja, ach ja! 'ne Droschke, 'ne geschlossene womöglich! Mit der Bahn kommen wir ja doch nicht mit! Und es wird so spät! Ist dir auch wirklich nicht kalt, Fritz?!" Ein kühler Wind hatte sich plötzlich erhoben, und der alte Mann zog seinen Ueberzieher aus und hängte ihn dem Sohn noch um die Schultern.

Mußte dem scheußlich zumute sein, seinen Jungen so zu sehen, dachte Wolfgang. Sterben überhaupt, sterben, wie schrecklich! Und wie der Mann seinen Sohn liebte! Das hörte man am

Ton, sah man an den Blicken! Wolfgang war froh, nach der Droschke herumrennen zu können. Es war jetzt schwer, eine zu bekommen, er rannte sich völlig außer Atem. Endlich hatte er eine. Wie er in derselben am Halteplatz der elektrischen Bahn ankam, war Herr Kullrich bereits völlig verzweifelt. Er hatte die Hoffnung schon aufgegeben gehabt, und Fritz hatte so viel gehustet. Jetzt löste er sich fast auf in Dankbarkeit. Der einfache Mann — er war ein Subalternbeamter und hatte es gewiß nicht dazu — versprach dem Kutscher ein reiches Trinkgeld, wenn er sie nur rasch nach Halensee, Ringbahnstraße 111, fahren wollte. Er hüllte Fritz in die Decke, die auf dem Rücksitz lag — eine geschlossene Droschke war nicht zu finden gewesen —, der Kutscher gab noch eine Pferdedecke zu, Wolfgang wickelte dem Schulkameraden die Beine ein.

„Danke, danke," sagte Fritz Kullrich matt; er war jetzt ganz abgefallen.

„Besuchen Sie uns doch mal, Herr Schlieben," sagte der Vater und drückte dem Retter die Hand. „Fritz würde sich freuen. Und ich bin Ihnen ja so dankbar!"

„Aber komm bald," sagte der Sohn und lächelte wieder sein seltsames Lächeln. „Adieu!"

„Adieu!" Wolfgang stand wie angenagelt und starrte hinter dem rasch davonrollenden Wagen drein. Da fuhr der Kullrich — seiner Mutter nach!

All seine frohe Laune war verflogen. Als die Genossen des Nachmittags mit Hallo nach ihm suchten — Hans mußte seine Frida ordentlich abgeküßt haben, das Hütchen saß ihr schief, ihre Augen glänzten verliebt —, machte er sich rasch von ihnen frei. Er sagte ihnen kurz Adieu und ging allein. Der Tod hatte ihn gestreift. Und ein altes Lied, das er einst mit Cilla, dem Mädchen seiner Kindheit, gesungen hatte unter so vielen andern, schoß ihm plötzlich durch den Sinn. Jetzt verstand er zum erstenmal die tiefere Bedeutung:

‚Prahlst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken all'!'

Wolfgang ging gleich nach Hause, er hatte heute nicht Lust mehr draußen herumzubummeln. Und als er so ging mit wiegendem, schlenderndem Gang, entlegene Wege, in denen es still war, richtete sich etwas auf vor ihm in der dunkeln Färbung des Herbstabends und stellte sich in seinen Weg, steil und fest eingerahmt wie ein Pfahl, der nicht zu übersehen ist:

— — ‚Und du —?! Wohin?! Wo willst du hin?!' — —

In einer Stimmung, die seltsam weich war und versöhnlich, betrat er das Elternhaus. Aber als er ins Zimmer trat, saßen die Eltern wie zu Gericht. Käte hatte es nun doch nicht verheimlichen können, es hätte ihr das Herz abgepreßt, sie hatte jemand erzählen müssen, was sie beobachtet hatte. Und Schlieben hatte sich mehr darüber aufgeregt, als seine Frau es erwartet hatte: also in solche Gesellschaft war der Junge geraten?!

„Wo treibst du dich immer herum?" fuhr er den Sohn an.

Der Eintretende stutzte: was war das für ein Ton, es war doch heute nicht so spät?! Im Gefühl des Unrechts, das ihm geschah, hob er den Kopf.

„Sieh mich nicht so unverschämt an!" Den Vater verließ die Beherrschung. „Wer ist das Frauenzimmer, mit dem du dich herumtreibst?"

Herumtreibst — Frauenzimmer?!

Dem jungen Menschen schoß das Blut heiß zu Kopf. Frida Lämke ein Frauenzimmer — das war toll! „Sie ist kein Frauenzimmer!" brauste er auf. Und dann, empört: „Ich habe mich nicht herumgetrieben!"

„So, nun ich habe —" Schlieben verbesserte sich rasch, er konnte doch nicht sagen ‚ich habe dich gesehen' — so sagte er: „Wir haben dich gesehen!"

Aha! Wolfgang wurde rot. Aha — sie hatten ihn belauert — heute wahrscheinlich —, waren ihm nachgeschlichen! Nicht einmal weit draußen war man sicher vor ihren Augen! Er war schwer gereizt. „Wie kannst du sagen ‚Frauenzimmer'! Sie ist kein Frauenzimmer!"

„So — was ist sie denn, wenn ich fragen darf?"

„Meine Freundin!"

„Deine Freundin?!" Der Vater lachte ein kurzes, zorniges Lachen. „Freundin — nun ja, aber für dich ist das denn doch noch ein wenig früh! Ich verbiete dir solche Freundinnen zweifelhaften, mehr als zweifelhaften Genres!"

„Sie ist nicht zweifelhaft!" Wolfgangs Augen funkelten. Wie recht hatte Frau Lämke, die neulich, als er sie wiederum besuchte, gesagt hatte: ‚So sehr ick mir ooch freue, kommen Se doch nich zu oft, Wolfjang. Frida is man 'n armes Mächen, un bei so einer is 't gleich nich richtig!'

Nein, hier gab's nichts anzuzweifeln! Bleich vor Zorn starrte der Sohn dem Vater in die Augen. „Sie ist ein so anständiges Mädchen, wie es nur eines gibt! Wie darfst du so von ihr sprechen?! Wie darfst du dich un—" Er stockte, er war zu wütend, die Stimme versagte ihm.

„‚Unterstehen' — sag's nur heraus, ‚unterstehen'!" Schlieben beherrschte sich jetzt mehr, er war etwas ruhiger geworden, denn was er auf des jungen Menschen Gesicht sah, dünkte ihn doch wenigstens ehrliche Entrüstung. Nein, ganz verdorben war der Junge noch nicht — der Vater suchte nach einer Entschuldigung —, der war wohl nur verführt! Solche Frauenzimmer hängen sich ja mit Vorliebe an noch sehr junge Leute! Und er sagte mit einer gutgemeinten, fast freundschaftlichen Ueberredung: „Mache dich los, so bald als

möglich! Du ersparst dir viel Unangenehmes. Ich will dir wohl helfen dabei!"

„Danke!" Der junge Mensch steckte die Hände in die Hosentaschen und stellte sich breitbeinig auf.

Die weiche Stimmung war längst verflogen, die hatte er sofort verloren beim ersten Schritt in dieß Zimmer; nun war er recht in der Laune, sich nichts, aber auch gar nichts gefallen zu lassen. Sie hatten Frida beschimpft!

„Wo wohnt sie?" fragte der Vater.

„Ja, das möchtest du wohl wissen!" Der Sohn lachte höhnisch auf; er empfand eine gewisse Genugtuung, ihrer Neugier das vorzuenthalten. Das würden sie nie erfahren! Das hatte er ja gar nicht nötig, sie wissen zu lassen! Protzig warf er den Kopf in den Nacken und antwortete nicht.

O Gott, was war aus dem Jungen geworden! Ganz entsetzt starrte Käte drein: er hatte sich ja völlig gewandelt, war ein ganz, ganz andrer geworden! Aber dann kam die Erinnerung — sie hatte ihn doch einmal so sehr geliebt — und der Schmerz, ihn gänzlich und auf immer verloren zu haben. „Wolfgang, sei doch nicht so, ich bitte dich! Wolfgang, wir meinen es doch so gut mit dir!"

Er maß sie mit einem unerklärlichen Blick. Und dann starrte er an ihr vorbei ins Leere hinaus.

„Es wäre besser, ich wäre gar nicht da!" stieß er plötzlich hervor, ganz unvermittelt. Es wollte trotzig klingen, aber der Trotz erstickte im Ausbruch eines erkennenden Schmerzes.

— — — — — — — — — — — — — —

XV

Sie waren übereingekommen, daß Wolfgang nun nicht mehr draußen bei ihnen in der Villa wohnte. Er war zwar noch sehr jung, aber die Zeit dazu war da, er mußte selbständig sein, das sahen die Eltern ein. Zwei hübsch möblierte Zimmer wurden gemietet in der Nähe des Geschäfts — Wolfgang sollte entschieden fleißiger heran —, sonst mochte er unbehelligt sein. Dies späte Nachhausekommen, diese verantwortliche Kontrolle — nein, es ging nicht an, daß Käte sich völlig aufrieb! In tiefer Resignation hatte Schlieben diesen Schritt getan.

Und es schien, als sollten wirklich jetzt ruhigere, friedlichere Tage über die Villa Schlieben kommen. Der Winter war da, und der Schnee war eine so weiche, deckende Hülle für manche begrabene Hoffnung.

Wolfgang kam zu Besuch heraus; nicht zu oft, den Vater sah er ja ohnehin täglich im Kontor. Daß es die Mutter trotz allem verlangte, ihn öfter zu sehen, schien er nicht zu ahnen. Sie ließ es ihn auch nicht merken; sollte sie etwa betteln: ‚Komm öfter'?! Nein, sie hatte schon allzuviel gebettelt — viele Jahre, fast achtzehn Jahre lang —, und mit Bitterkeit sagte sie sich: „Verlorene Müh'!"

Wenn er herauskam, waren sie freundlich miteinander; die Mutter sorgte nach wie vor für tadellose Anzüge, für die bestgeplätteten Oberhemden, für die feinen Batistnachthemden und die hohen Kragen. Daß er oft nicht so aussah, wie er hätte aussehen müssen, war nicht ihre Schuld. Es lag auch vielleicht nicht an seiner Kleidung, es lag vielmehr an seiner abgespannten Miene, seinen müden Augen, an seiner ganzen nachlässigen Haltung; er hing sich, ‚verbummelt' sah er aus. Die Eheleute sprachen aber nicht darüber. ‚Wenn er nur erst zum Militär käme,' dachte Schlieben — von dem Muß, von der strengen Regelung im Dienst erhoffte er eine Regelung des ganzen Lebens —, was sie, die Eltern, mit aller Sorgfalt nicht zuwege gebracht hatten, würde der Drill schon fertig bringen! Zum April sollte sich Wolfgang stellen. Jetzt, zur Winterszeit, hielt er zwar regelmäßiger und gewissenhafter die Kontorstunden ein, aber, aber wie sah er oft morgens aus! Entsetzlich blaß, förmlich fahl. ‚Verkatert'! Mit einem Kopfschütteln stellte das der Vater fest, aber er sagte nichts zum Sohn darüber; wozu auch, es würde nur eine unangenehme Szene geben, die nichts mehr nutzte, die höchstens nur noch mehr verdarb. Sie standen eben nicht mehr auf gemeinsamem Boden.

Und so ging es weiter, ohne sonderliche Erregung, aber sie litten doch alle drei; auch der Sohn.

Frida glaubte Wolfgang oft eine Verstimmung anzumerken. Zuweilen ging er mit ihr ins Theater, ‚was zu lachen' mochte sie so gern; aber er lachte nicht mit, lachte selbst dann nicht, wenn ihr die Lachtränen über die Wangen liefen. Sie konnte sich ordentlich darüber ärgern, daß er so wenig Sinn für so was hatte.

„Amüsierst du dich denn nich?"

„Na, mäßig!"

„Bist du denn krank?" fragte sie ganz erschrocken.

„Nein!"

„Na, was haste denn?"

Er zuckte die Achseln, war so abweisend, daß sie ihn nicht weiter ausforschte, ihm nur die Hand drückte und ihm versicherte, sie amüsiere sich köstlich.

Nach und nach versiegten diese Theatereinladungen, die meist so hübsch mit einem Plauderstündchen bei Siechen oder Tucher geendet hatten. Frida sah ihn überhaupt jetzt selten, nie mehr holte er sie an ihrem Geschäft ab, und in der Wohnung bei der Mutter ließ er sich auch nicht mehr sehen.

„Wer weeß ooch," sagte Mutter Lämke, „ob er sich nich verloben tut. Er hat jewiß eene uf' n Kieker!"

Frida warf die Lippen auf, sie schmollte, daß Wolfgang sich auch gar nicht sehen ließ!

Was hatte er nur?! Sie fing an, ihm nachzuspionieren; aber nicht bloß aus Neugier.

Und noch eine andre forschte seinen Wegen nach; das war die Mutter. Wenigstens versuchte sie, ihm nachzuforschen. Aber nur das brachte sie in Erfahrung, daß man ihn einmal in einem der kleinen Theater mit einer hübschen Person gesehen hatte, einer Blondine, recht auffallend frisiert. Aha, das war dieselbe von Schildhorn! Noch immer sah sie das blonde Haar im scheidenden Abendlicht glänzen — die war sein Unheil!

Mit einem Spürsinn, der einem Polizisten Ehre gemacht hätte, forschte die Mutter dem Sohne nach. Hätte Schlieben eine Ahnung davon gehabt, wie oft, zu allen Tages- und Abendzeiten seine Frau um Wolfgangs Wohnung strich, er wäre dem auf das entschiedenste entgegengetreten. Der brennende Drang, von Wolfgang zu hören, von ihm zu wissen, ließ Käte die eigne Würde vergessen; mehr als einmal ging sie, während sie ihn abwesend wußte, hinauf, vorgeblich, um ihm dies und jenes zu bringen. War sie dann allein — die schwatzhafte Wirtin wußte sie sich vom Halse zu halten —, so fuhr sie mit forschenden Augen in beiden Zimmern umher, spähte auf seinen Schreibtisch, wendete sogar jedes Blättchen Papier. Sie kam hier oben gar nicht zur Besinnung ihres Tuns, ging sie aber wieder die Treppe hinab, dann kam ihr das Gefühl eigner Erniedrigung; sie wurde rot und schämte sich vor sich selber und schwor sich's zu mit hundert Eiden, dies nie, nie wieder zu tun. Und tat es doch wieder. Es war ihr eine Qual, und sie konnte es doch nicht lassen.

An einem kalten Wintertag war's — schon Abend, nicht spät für Berliner Begriffe, aber doch immerhin schon Ladenschluß, und Theater und Konzerte hatten längst begonnen —, als Frau Schlieben noch in der Wohnung ihres Sohnes saß. Acht Tage war er nicht draußen gewesen — warum nicht?! Eine große Unruhe hatte sie heute plötzlich gepackt, sie hatte hin zu ihm müssen. Ihr Mann wähnte sie in der Hauptmann-Premiere — dahin konnte sie ja auch noch später, Wolfgang mußte jetzt doch unbedingt bald nach Hause kommen, hatte er ihr doch auf ihr fragendes Briefchen geantwortet: er sei erkältet und halte sich abends immer zu Hause. Nein, sie wollte ja auch gar nicht, daß er zu ihr hinauskam und sich noch mehr erkältete, aber es war wohl natürlich, daß sie nun einmal nach ihm sah! So machte sie sich selber etwas vor. Und sie wartete und wartete. Die Zeit verstrich sehr langsam. Gegen sieben Uhr war sie gekommen, jetzt war es bereits neun. Zum so und so vielten Male hatte sie die beiden Zimmer durchmustert, am Fenster gestanden, zerstreut auf das Straßengewühl hinabgeblickt, sich hingesetzt, sich wieder erhoben und wieder hingesetzt. Jetzt ging sie in rastloser Unruhe auf und nieder. Die Wirtin war schon ein paarmal hereingekommen und hatte sich drinnen zu schaffen gemacht; die neugierig-forschenden Blicke der Frau wären Käthe sonst lästig gewesen, jetzt achtete sie nicht darauf. Noch konnte sie sich nicht entschließen, fortzugehen — er war krank, warum kam er dann nicht nach Hause?! — Ihre Unruhe war zu groß. Es lastete auf ihr wie die Vorahnung eines nahenden Unheils. Nun mußte sie aber wirklich die Wirtin fragen — schon zehn Uhr —, kam er denn immer so spät, trotz seiner Erkältung?! Sie klingelte nach der Frau. Diese kam, innerlich sehr gereizt, daß die Dame sie nicht längst ins Vertrauen gezogen hatte: ei, nun konnte die lange warten, die hochmütige Priese, was wollte die denn nun?!

„Mein Sohn kommt wohl immer spät," fragte Frau Schlieben; ihre Stimme klang gemacht ruhig, sie durfte doch solch eine Frau nicht merken lassen, wie unruhig sie eigentlich war.

„Es geht," sagte die Wirtin. „Mal so, mal so!"

„Ich wundere mich nur, daß er heute so spät kommt bei seiner Erkältung!"

„So — ist der Herr erkältet?"

Wie, die Frau, bei der Wolfgang nun schon fast ein Vierteljahr wohnte, wußte nichts davon, wußte so wenig von ihm?! Und sie hatte doch versprochen, besonders gut für ihn zu sorgen! „Sie müssen ihm abends eine Wärmflasche machen. Es ist so kalt hier im Zimmer —" fröstelnd rieb sich Käte die Hände — „und morgens vor dem Aufstehen ein Glas Emser mit heißer Milch bringen!"

Die Frau hörte sofort den gar nicht ausgesprochenen Vorwurf heraus und wurde noch gereizter. „Na, wenn er überhaupt nicht nach Hause kommt, kann ich ihm doch abends keine Wärmkruke machen und morgens keine heiße Milch!"

Wie — gar nicht nach Hause kommt?! Käte glaubte nicht recht verstanden zu haben. Sie sah das Weib mit großen Augen an: „Ueberhaupt nicht nach Hause kommt?!"

Die Frau nickte: „Ich sage Ihnen, werte Dame, möbliert vermieten ist kein Spaß, da muß man vieles mit in Kauf nehmen. So 'ne junge Herrn — na, ich sage schon!" Sie lachte halb ärgerlich, halb belustigt auf. „Da hatte ich mal einen, der blieb ganze acht Tage weg — der erste war vor der Tür, ich hatte Angst um meine Miete — ich mußte schließlich nach der Polizei rennen!"

„Wo war er denn — wo war er denn?!" Kätes Stimme schwankte.

Die Frau lachte: „Na, da fand er sich denn wieder an!" Sie sah die Angst der Mutter, und ihre Gutmütigkeit war doch größer als ihre Schadenfreude. „Der kommt schon wieder, gnä' Frau," beruhigte sie. „Sie kommen alle wieder. Haben Sie man keine Angst. Und Herr Schlieben ist ja auch erst zwei Tage weg!"

„Zwei Tage weg — zwei Tage?!" Zwei Tage

war's her, daß er auf ihr Briefchen geantwortet hatte: er sei erkältet und hielte sich zu Hause! Wie eine Irre sah Käte um sich, ganz verstörten Blickes. Wo war er denn, diese ganzen zwei Tage? Nicht hier und nicht bei ihr — o, bei ihr schon seit acht Tagen nicht! Im Geschäft mußte er aber doch noch gewesen sein, sonst hätte Paul ihr's mitgeteilt. Aber wo war er die übrige Zeit? Das waren doch immer nur ein paar Stunden. Und ein Tag ist lang. Und die Nächte, die Nächte! Herrgott, die Nächte, wo war er die Nächte?!

Käte hätte laut herausschreien mögen, aber dieses Weib hier sah sie an mit so spitzen, neugierigen, harten Augen, daß sie, die Nägel der einen Hand in die innere Fläche der andern grabend, sich bezwang. Aber ihr Sprechen ward nur ein Flüstern: „Ist er denn seit zwei Tagen gar nicht zu Hause gewesen?"

„Nee, gar nicht! Warten Sie mal!" Die Lust am Schwatzen machte alle vorgenommene Zurückhaltung der Wirtin zuschanden. Der auf einen Stuhl Hingesunkenen nähertretend, sich auch einen Stuhl heranziehend, schwatzte sie umständlich los: „Sonntag war's, nee, Sonnabend schon, da merkt' ich: der hat was. Ja, das ist einer, ein ganz forscher! Rein verrückt war er!"

„Wieso — wie denn?! ‚Verrückt,' sagen Sie?!"

Die Vermieterin lachte. „Ach, so mein' ich ja gar nich, das müssen Sie nich denken, gnä' Frau! Na, eben so — na, wie soll ich schon sagen? — na, so wie sie denn alle sind! Na, und abends ging er denn wie gewöhnlich weg — na, und denn kam er nich mehr zu Hause!"

„Und wie — wie war er —" ruckweise nur stieß die Mutter die Worte hervor, sie konnte gar nicht zusammenhängend mehr sprechen, ein sie plötzlich überfallender Schreck lähmte fast ihre Zunge — „war er — etwa verstört?!" Wie eine Vision tauchte sein fahles Gesicht vor ihr auf und dahinter Schildhorn und der verwehte Platz im Sand — mancher Mutter Sohn, mancher Mutter Sohn —, Gott, Gott, wenn er sich ein Leides getan hätte! Sie zitterte wie Laub im Sturm und sank ganz in sich zusammen.

Die Wirtin erriet instinktiv der Mutter Gedanken; gutmütig-beruhigend versicherte sie: „Nee, gar nich an zu denken! Der war nich traurig — auch nich grade vergnügt — na, grade so — na, grade so in der richtigen Stimmung!"

„Und Sie — ach, können Sie mir nicht einen — einen Wink geben — wo — wo er hin sein könnte?"

Die Frau wiegte zweifelnd den Kopf: „Wer kann das wissen! Sehen Sie, gnä' Frau, der Versuchungen gibt's gar viele. Aber, warten Sie mal!" Sie kniff die Augen zu und dachte nach. „Da kam mal vor einiger Zeit immer so'n hübsches Mädchen her, sie holte ihn immer ab, sie sagte ‚zum Theater' — na, es kann ja sein! Oft kam sie — sehr oft — mindestens einmal die Woche! Blond war sie, wirklich 'n hübsches Mädchen!"

„Blond — ganz hellblond — viel Haar, wellig über den Ohren?!"

„Ja ja, so war sie frisiert, über die Ohren gekämmt, hinten 'nen mächtigen Knoten — so recht auffallend hellblond! Und sie duzten sich!"

Blondes Haar — auffallend blond! Ah, das hatte sie ja damals gleich gewußt, als sie ihn in Schildhorn sah mit der Blonden! Wie eine Erleuchtung kam es über Käte. „Sie — wissen wohl nicht — ach, wissen Sie vielleicht, wie sie heißt?"

„Er sagte Frida zu ihr."

„Frida?!"

„Ja, Frida! Das weiß ich bestimmt. Nu kommt sie aber nich mehr. Vielleicht aber, daß er 'nen Brief von ihr gekriegt hat. Ich will mal nachsehen, warten Sie mal!" Und die Frau bückte sich, zog unterm Schreibtisch den Papierkorb vor und fing an darin zu wühlen.

„Er schmeißt nämlich allens in den Papierkorb," sagte sie erklärend.

Freilich, da hatte Käte noch nicht gesucht. Mit starren Augen sah sie zu, wie die Frau mit geübten Fingern alle Papierblätter wendete. Plötzlich schrie die auf: „Na, sehen Sie, da haben wir's!" Und vor die Mutter legte sie ein paar Papierfetzen auf den Tisch. „Sehen Sie! Ich kenne ja die Schrift. Es is 'n Brief von ihr. Woll'n mal sehen!"

Beide Frauen, die Köpfe zusammensteckend, versuchten, die einzelnen Stücke des zerrissenen Briefes zusammenzufügen; es gelang aber nicht, es fehlte zu viel, nur ein paar Sätze waren halb zusammen zu bringen.

‚nicht mehr kommst —
böse mit mir —
nächstens zu Dir abends 'rauf. —
immer Deine‘

und da, halt, da war die Unterschrift! Die war nicht durchrissen, groß und zusammenhängend stand da auf der Ecke des Briefbogens:

immer
Deine Frida Lämke!

„Frida Lämke —?!" Käte schrie laut auf vor Ueberraschung. Frida Lämke — nein, das hätte sie nie gedacht — oder gab es vielleicht deren zwei? Dieses blonde Kind, das einst bei ihr im Garten gespielt hatte?! Aber ja, ja, dreiste Augen hatte sie immer gehabt!

„Sie kennen ihr wohl?" fragte die Vermieterin, und die Augen funkelten ihr vor Neugier.

Frau Schlieben gab keine Antwort. Vor sich hinbrütend stierte sie auf den Teppich: war das nun schlimmer — oder jetzt weniger schlimm? Konnte es nun nicht noch verhindert werden,

nun, da sie die Fährte hatte — oder war alles verloren?! Sie wußte es nicht; verständig überlegen konnte sie überhaupt nicht mehr, nicht einmal denken. Sie hatte nur den Trieb: hin, hin zu den Lämkes! Nur hin, so rasch als möglich hin! Aufspringend sagte sie hastig: „Schon gut, schon gut — danke! Ah, es ist jetzt alles in Ordnung!" Und an der verdutzten Wirtin vorübereilend, hastete sie zur Tür und die Treppe hinunter. Gerade öffnete unten jemand von außen die verschlossene Haustür, sie kam hinaus.

Nun war sie auf der Straße. So ganz allein hatte sie um diese Zeit noch nie auf der Friedrichstraße gestanden, ihr Mann hatte sie immer begleitet, und war sie einmal allein ins Theater oder Konzert gegangen, hatte er sie immer selber abgeholt oder mindestens von Friedrich abholen lassen. Nun kam sie's plötzlich wie eine Furcht an, trotzdem die schöne Straße taghell erleuchtet war. So viele Männer, so viele Frauen! Wie ein Strom flutete es an ihr vorüber, sie wurde mitgerissen. Gleich Wellen umwogten Gestalten sie; raschelnde Röcke, die stark nach Parfüm dufteten, Herren, Männer, junge und alte, Greise und Jünglinge und kaum dem Knabenalter Entwachsene. Das war ja hier wie ein Korso — was suchten die hier alle?! Das war also das vielgerühmte und amüsante Nachtleben Berlins? Scheußlich war es, über alle Maßen gemein!

Alles sah sie auf einmal nur aus dem einen Gesichtspunkt. Bisher war sie ja blind gewesen, ahnungslos wie ein Kind! Der Helm eines Schutzmanns tauchte auf. Sie floh wie eine Gejagte: der konnte ja nicht sehen, daß sie graue Haare hatte und daß sie eine Dame war, der hielt sie vielleicht für eine — für eine solche, für eine von denen hier! Nur fort, fort! Sie stürzte sich in eine Droschke, sie fiel mehr in den aufgerissenen Schlag hinein, als daß sie hineinstieg. Mit zitternder Stimme nannte sie dem Kutscher ihre Adresse. Eine glühende Sehnsucht überkam sie plötzlich: nach Haus, nur nach Haus! Heim in ihr reinliches, geordnetes Haus, in die Mauern, die wie ein Schutz sie umgaben! Nein, er durfte nicht mehr herein in ihr reines Haus, seinen Schmutz nicht in dessen Räume tragen!

Ganz in eine Ecke geschmiegt, die zuckenden Lider krampfhaft zugepreßt, machte sie die weite Fahrt; heute kam ihr die schier endlos vor. Wie langsam zockelte die Droschke! Ach, was würde Paul sagen, er würde sich ängstigen, daß sie so spät kam!

Und Käte wünschte plötzlich sich in die Arme ihres Mannes zu flüchten, Schutz zu suchen an seiner Brust. Daß sie gleich hatte zu Lämkes hinwollen, hatte sie ganz vergessen. Wie konnte sie auch, es war ja bald Mitternacht, und wer weiß, vielleicht traf sie da auch nur eine Mutter, ebenso unglücklich wie sie selber es war — verlorene Kinder — man weiß nicht, was schrecklicher ist: verlorener Sohn — verlorene Tochter?!

Käte weinte bitterlich. Aber als die Tränen unter ihren geschlossenen Lidern sich vorstahlen und über ihre Wangen rannen, wurde sie ruhiger. Nun, da sie den großen Zug der Straße nicht mehr sah, sein nächtliches Wehen nicht mehr spürte, schwand ihre Furcht. Der Mut wuchs ihr wieder, und die Erkenntnis kam: sie war eben nur eine schwache und ängstliche Frau, aber er war ein rüstiger Junger, der ein Mann werden sollte, ein starker Schwimmer! Noch brauchte man nicht ganz zu verzweifeln!

Als die ersten Kiefern der stillen Kolonie rechts und links an ihr vorüberglitten und der Mondschein ihr auf den Aesten ein reines Weiß wies, hatte Käte ihren Entschluß gefaßt. Morgen würde sie zu Lämkes gehen und würde mit der Mutter sprechen, und ihrem Manne würde sie vorderhand noch nichts sagen. Dieselbe Scheu, die sie jetzt so oft verstummen ließ vor ihm, kam sie wieder an: er würde ja doch nicht so empfinden, wie sie empfand. Mit rauher Hand vielleicht würde er den Sohn anpacken, und das durfte nicht sein; sie war ja da und berufen, mit linder Hand dem Strauchelnden zu helfen!

Ganz ruhig trat Käte ihrem Manne entgegen, so gelassen, daß er nichts merkte. Aber als sie am nächsten Tag den Weg zu Lämkes antrat, klopfte ihr Herz doch wieder so zitternd unruhig wie vordem. Den ganzen Morgen hatte sie gegen Scheu und Kleinmut gerungen; nun war's darüber fast Mittag geworden. Paul hatte ihr beim Frühstück erzählt, daß Wolfgang gestern gar nicht ins Geschäft gekommen sei, nachdem er den Tag vorher auch nur ganz kurz dagewesen. „Ich weiß wirklich nicht, was mit dem Menschen los ist," hatte er gesagt. „Ich bin zu ärgerlich auf ihn. Aber man müßte sich doch am Ende wohl um ihn kümmern!" — „Das werde ich auch," hatte sie darauf geantwortet.

Die Füße trugen sie kaum, als sie langsam ihren Weg schlich, zuletzt aber lief sie doch fast: er war doch ihr Kind lange, lange Jahre gewesen, und sie hatte einen Teil der Verantwortung! Sie fragte sich jetzt nicht mehr, wie sie eigentlich bei der Frau beginnen sollte, sie hoffte, daß der Augenblick ihr das rechte Wort geben werde.

Und so tappte sie die dunkeln Stufen zu Lämkes Portierwohnung hinab und klopfte und trat ein, ohne das Herein abgewartet zu haben.

Frau Lämke wischte gerade den Boden auf, der Schrubber entfiel ihrer Hand, geschwind ließ sie ihr rundum hochgenommenes Kleid herab: die gnädige Frau, die Frau Schlieben?! Was wollte die denn bei ihr?! Das blasse, mager gewordene Gesicht mit den harmlosen Augen blickte die Eintretende völlig verdutzt an.

„Guten Tag, Frau Lämke," sagte Käte ganz freundlich. „Ist Ihre Tochter Frida zu Haus? Ich muß sie sprechen!"

„Nee, Frida is nich zu Hause!" Die Lämke blickte noch verdutzter: was wollte die gnädige Frau denn von Frida? Um die hatte sie sich doch nie gekümmert! „Frida is ins Jeschäft!"

„So, wissen Sie das ganz genau?" Es lag etwas Anzügliches in dieser Art des Fragens.

Aber Frau Lämke merkte nichts in ihrer Harmlosigkeit. „Frieda is immer noch nich aus's Jeschäft zurück um die Zeit, aber in 'ne halbe Stunde kann se woll hier sind. Se hat zwei Stunden Mittag; Abends kommt se erst jejen zehne, denn um neune machen se man erst zu. Aber wenn se nach Tische mal bei die jnädige Frau kommen soll" — Frau Lämke war zu neugierig: was wollte die bloß von Frida? — „recht jerne!"

„Sie kommt in einer halben Stunde, sagen Sie?"

„Jawoll! Es pressiert ihr immer sehr, daß se bei Muttern kommt — un denn der Hunger!"

„Wenn Sie gestatten, werde ich auf sie warten," sagte Käte.

„Bitte, nehmen Sie jefälligst Platz!" Eilfertig wischte die Lämke mit ihrer Schürze über einen Stuhl: das war doch immerhin eine Ehre, daß Wolfgangs Mutter zu Frida hier in den Keller kam! Und mit einer Stimme, der man den herzlichen Anteil anmerkte, fragte sie: „Wie jehts denn dem jungen Herrn, wenn ich fragen darf, is er denn recht munter?"

Käte blieb die Antwort schuldig: das war denn doch eine zu große Frechheit, eine ganz unglaubliche Frechheit! Wie konnte die nur so unverfroren fragen?! Aber dann kam ihr auf einmal ein Zweifel: wußte die denn überhaupt etwas? Sie sah in die harmlosen Augen. Diese hier war wohl auch hintergangen, wie sie hintergangen worden war?! Aber sie hatte nicht das Herz, ein aufklärendes Wort zu sprechen — arme Mutter! So nickte sie und sagte ausweichend nur: „Danke!"

Sie schwiegen, beide in einer gewissen Verlegenheit. Frau Lämke schälte Kartoffeln zum Mittag und setzte sie auf und warf ab und zu einen verstohlenen Blick auf die wartende Dame. Käte war blaß und gähnte verstohlen, ihrer Aufregung war eine ungeheure Abspannung gefolgt. Sie wartete ja vergeblich, und diese Mutter hier würde heute auch vergeblich warten, das Mädchen, diese heuchlerische Kreatur, kam ja nicht! Wie Wut überkam es Käte, wenn sie an des Mädchens blondes Haar dachte. Das hatte ihren Jungen verführt, ihn umstrickt, nun kam er vielleicht nicht mehr los! ‚Immer Deine — Deine Frida Lämke' — ein Schmollen war in dem Brief gewesen, wahrscheinlich hatte er sich zurückziehen wollen, aber — ‚wenn Du nicht kommst, komme ich zu Dir' — o, die würde sich wohl hüten, ihn loszulassen, die hielt ihn fest!

Käte glaubte nicht mehr daran, daß Frida Lämke nach Hause kommen würde. Es ging schon auf zwei: die Mutter log, die steckte doch mit unter der Decke!

Käte fuhr zusammen, als sich jetzt doch ein Tritt auf der Kellertreppe vernehmen ließ, bei dem die Mutter erfreut sagte: „Das 's Frida!" Draußen trällerte ein Liedchen. Nun ging die Tür auf.

Frida Lämke trug jetzt statt des kleinen Matrosenstrohhutes ein dunkles Pelzbarett auf den blonden Haaren; der Pelz war unecht, aber sie hatte ein paar Taubenflügel an der Seite stecken, das Mützchen saß schick über dem kecken Gesicht.

In höchster Erregung stand Käte, sie war aufgesprungen und sah das Mädchen an mit brennenden Augen. Da war sie — wahrhaftig — doch gekommen! Die war hier, aber Wolfgang, wo war der?! Sie schrie förmlich das Mädchen an: „Wissen Sie, wo mein Sohn ist — Wolfgang — Wolfgang Schlieben?!"

Der überraschten Frida rosiges Gesicht wurde blaß. Sie wollte etwas sagen, stotterte, stockte, biß sich dann auf die Lippen und wurde dunkelrot. „Woher soll ich das wissen? Ich weiß doch nicht!"

„Sie wissen es wohl! Lügen Sie doch nicht!" Mit Heftigkeit faßte die Frau das Mädchen bei beiden Armen. Ins blonde Haar da hätte sie greifen mögen, beim Dranreißen schreien: ‚Mein Junge! Gib mir meinen Jungen wieder!' Aber sie fand nicht die Kraft, diese schlanken Mädchenarme zu schütteln und zu rütteln, bis ein Bekenntnis herausgezwungen war. Sie ließ die Arme plötzlich los, die blauen Augen Fridas hatten sie ganz offen angesehen, vollständig freimütig, wenn auch eine leise Unruhe in dem Blicke lag.

„Ich habe ihn lange nich jesehen, jnädige Frau," sagte Frida ehrlich, und dann ward ihr Ton leiser, eine gewisse Besorgnis lag darin: „Sonst kam er wohl, aber jetzt kommt er jar nich mehr — nich wahr, Mutter?!"

Frau Lämke schüttelte den Kopf: „Nee, jar nich mehr!" Ihr war gar nicht recht wohl zu Mute, das kam ihr alles so seltsam vor: Frau Schlieben hier im Keller, und was wollte sie denn von Frida? Da ging was vor, da war was nicht richtig! Aber was auch immer sein mochte, ihre Frida war unschuldig, das mußte Frau Schlieben wissen! Und so faßte sie sich denn ein Herz: „Wenn Sie etwa jlauben, jnädige Frau, daß da meine Frida mittenmang is, da irren Se sich aber! Meine Frida jeht schonst lange mit dem Flebbe — Hans Flebbe, dem Sohn vom Kutscher, er is nu Matrialist — und überhaupt Frida is 'n anständijet Mächen — was

denken Sie woll von meine Tochter? Herrje, det 's aber immer so, 'n Mächen aus unsern Stande, die kann ja nich anständig sind, nee!" Die gekränkte Mutter wurde jetzt geradezu ausfallend: „Meine Frida war 'ne sehr jute Freundin von Ihren Wolfjang, und ich bin ihn ja ooch janz jut — als ich in 'n Sommer so elend war, hat er mir fufzig Mark jeschickt, daß ich konnte nach Fangschleuse ziehn, drei Wochen, un mir erholen — aber nu soll er mir mal wieder kommen, die Treppe schmeiß' ich ihn ruff, den Bengel!" Und in ihrer unbestimmten Angst darüber, daß man ihrer Frida etwas nachsagen könnte, wurde ihr blasses Gesicht heiß und rot.

Frida flog auf sie zu und faßte sie mit einem Arm um die Schultern: „Aerjer' dich doch nich, Mutter! Du sollst dich doch nich aufregen, sonst schlägt's dir wieder auf 'n Magen!"

Frida wurde jetzt ganz energisch, ihre Mutter noch immer um die Schultern gefaßt haltend, drehte sie den blonden Kopf nach Frau Schlieben: „Jnädige Frau, da müssen Sie sich schon an 'ne andre Adresse wenden. Ich kann Ihnen nichts über Ihren Herrn Sohn sagen. Mutter un ich haben noch letzthin drüber jesprochen, daß er jarnich mehr kommt. Und ich habe ihm noch jerade 'n Brieschen jeschrieben, er soll uns doch mal besuchen — weil ich ihn doch ewig nich jesehen hatte und — und — na, weil er doch sonst jerne mit mir zusammen war. Aber er hat mir jar nich drauf jeantwortet. Ich hab' ihm doch nischt jetan! Er hat sich eben sehr verändert." Sie setzte eine altkluge Miene auf: „Jnädige Frau, ich jlaube, es wäre doch besser, wenn er noch bei Ihnen wohnte!"

Käte sah die junge Person starr an: was ahnte die — was wußte die — wußte die überhaupt etwas?! Zweifel stiegen in ihr auf; und dann kam ihr die Gewißheit: dieses Mädchen hier war harmlos, sonst hätte es so nicht sprechen können! Die Abgefeimteste konnte so nicht dreinblicken! Und sie gestand's ja auch von selber ganz offen ein, daß sie neulich an Wolfgang geschrieben hatte — nein, so schlecht war die hier nicht, eine andere mit blondem Haar mußte es sein! Aber wo war die zu suchen — wo, wo war Wolfgang zu finden?!

Und die Hände wie abbittend gegen Frida hebend, sagte sie kläglich: „Aber wissen Sie denn gar nicht, haben Sie denn gar keine Ahnung, wo er hin sein könnte? Gestern waren es zwei Tage, daß er fort ist — verschwunden — ganz verschwunden, seine Wirtin weiß nicht, wohin!"

„Ganz fort — seit zwei Tagen schon?!" Frida riß die Augen weit auf.

„Ich sagte es Ihnen ja schon — drum fragte ich Sie ja — er ist fort, ganz fort!"

Eine wilde Ungeduld kam über die Mutter und zugleich die ganze Erkenntnis der peinvollen Lage, sie schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte laut auf.

Mutter und Tochter Lämke wechselten mitleidsvolle Blicke; Frieda wurde blaß und rot, es war, als ob sich ihr etwas auf die Lippen drängen wollte, aber sie schwieg doch.

„Schlecht is er aber doch nich, nee, schlecht is er nich!" flüsterte Frau Lämke.

„Wer sagt, daß er schlecht ist?!" Käte fuhr auf, ließ die Hände vom Gesicht sinken, der ganze Gram langer Jahre und die ganze Hoffnungslosigkeit lag in ihrem Ton: „Verführt ist er, verirrt, — verloren, verloren!"

Frida weinte laut heraus: „Ach, sagen Sie das nich! Er find't sich wieder an, er find't sich jewiß wieder an! Wenn ich nur —" sie stockte und zog die Stirn zusammen im Nachdenken —, „wenn ich nur sicher wüßte —"

„Helfen Sie mir! Ach, können Sie mir nicht helfen?!"

Frau Lämke schlug bei dem ‚Helfen Sie mir' die Hände zusammen und zitterte vor Erregtheit: wenn eine Mutter das an ihrem Kinde erleben mußte! An dem Kinde, das man mit Schmerzen geboren hatte! Allen Respekt außer acht lassend, wankte sie auf Frau Schlieben zu und faßte deren kalte, schlaff herunterhängende Hand: „Jotte doch, es tut mir so leid, so schrecklich leid! Aber trösten Se sich man! Wissen Se, 'ne Mutter hat doch so 'ne Kraft, so was janz Besonderes, 'n Kind verjißt ihr doch nie janz!" Und sie lächelte in einer gewissen Sicherheit.

„Er ist ja nicht mein Sohn — mein eigner Sohn nicht — ich bin ja doch nicht seine wirkliche Mutter!" — Was Käte noch nie eingestanden hatte, jetzt gestand sie's ein. Die Angst preßte ihr's heraus und die Hoffnung, daß diese Frau hier sagen würde: ‚Auch solch eine Mutter wird nicht vergessen, sicher nicht!'

Aber Frau Lämke sagte das nicht. Zweifelnd sah sie drein und schüttelte den Kopf; da hatte sie für einen Augenblick gar nicht daran gedacht, daß die da ja Wolfgang seine richtige Mutter gar nicht war!

Trübes Schweigen war im Raum. Nur ein zitterndes Atmen war vernehmbar, bis endlich Frida mit ihrer hellen Stimme die lähmende Stille durchbrach: „Sind Sie denn heute auch schon bei der Wirtin jewesen?! Nee!?" — Frau Schlieben hatte stumm verneint. „Na, gnädige Frau, jestern waren's zwei Tage, sagen Sie, dann kann er aber doch heute wieder jekommen sein! Man muß doch mal wieder nachfragen! Soll ich mal rasch hinjehn?!" Und schon war sie an der Türe, hörte gar nicht, daß die Mutter ihr nachrief: „Frida, Frida, doch man erst 'n Happen essen, du hast ja noch jar nich Mittag jejessen!" — sondern lief die Kellerstufen hinan in gutmütiger Hast und mitleidsvoller Teilnahme.

Frau Schlieben lief hinter ihr drein. —

Aber sie erhielten in der Friedrichsstraße keine andre Auskunft. Die Zimmer waren zwar geheizt, Staub gewischt, sogar der Frühstückstisch gedeckt, als sollte der junge Herr jeden Augenblick eintreten — die Wirtin erhoffte ein besonderes Lob für ihre Fürsorge —, aber der junge Herr war wieder nicht erschienen.

*

Käte Schlieben lag krank. Der Sanitätsrat zuckte die Achseln: da war nicht viel zu machen, es war eben eine vollständige Apathie! Wenn etwas käme und sie aufrüttelte, etwas, für das es ihr verlohnen würde, sich aufzuraffen, dann würde es schon wieder gehen! Vorderhand verordnete er Kräftigungsmittel — der Puls war ja so schlecht — alle Stunde einen Teelöffel Puro, Fleischgelee, Eier, Milch, Austern und dergleichen.

Am Bett seiner Frau saß Schlieben, er war eben aus der Stadt nach Hause gekommen. Nun saß er da, den Kopf gesenkt, die Stirn in tiefe Falten gezogen.

„Noch immer nichts von ihm — was sagte die Frau — gar nichts von ihm?" hatte Käte eben mit verlöschender Stimme geflüstert.

Er sagte nur: „Wir werden uns nun doch an die Polizei wenden müssen!"

„Nein, nein — nicht an die Polizei — ihn suchen lassen, wie einen Verbrecher?! Du bist schrecklich, Paul! Schweig doch, Paul!" Ihre anfänglich so schwache Stimme war fast schreiend geworden.

Er zuckte die Achseln: „Es wird uns nichts übrig bleiben!" Und blickte bekümmert sie an und dann wieder bekümmert vor sich nieder.

Ihm war, als könne er sein Unglück nicht übersehen, als sei das überhaupt ganz unüberblickbar. Acht Tage waren es nun her, daß Wolfgang fort war — schrecklich, schrecklich, was dieser Mensch ihnen für Sorgen machte! — Aber größere Sorge machte ihm seine Frau. Wie sollte das enden?! Solch gesteigerte Nervosität wird gefährlich; und dabei auch dieser körperliche Kräfteverfall! Käte war nie eine Riesin gewesen, aber nun wurde sie so dünn, so mager; in den acht Tagen war diese Hand, die da so matt auf der Decke lag, geradezu durchsichtig geworden. Ach, und ihre Haare so grau! Mit traurigen Blicken suchte der Ehemann im Gesicht seiner Frau die einstmalige Schönheit: zu viel Falten, zu viel eingegrabene Linien, Furchen, die der Pflug des Grams gezogen hatte! Er mußte weinen — das kam ihm doch zu hart an, sie so zu sehen! Den Kopf von ihr abwendend, beschattete er die Augen mit der Hand.

So saß er stumm und rührte sich nicht; und sie rührte sich auch nicht, lag, als ob sie schliefe.

Da klopfte es an. Erschrocken sah Schlieben nach der Kranken hin: war sie nun gestört worden? Aber sie hob die Lider nicht.

Auf den Zehen ging er zur Tür und öffnete. Friedrich brachte die Post, allerhand Briefe und Zeitungen. Nur aus Gewohnheit griff Schlieben danach, es interessierte ihn alles jetzt so wenig. Die ersten paar Tage nach Wolfgangs Verschwinden hatte Käte immer gezittert, es möchte etwas von ihm in der Zeitung stehen — die schrecklichsten Befürchtungen quälten sie —, jetzt fragte sie nicht mehr. Aber Schlieben zitterte jetzt tief im Innern, obgleich er sich selber hart zu machen strebte. Was würde man noch erleben müssen?! Keine Zeitung faßte er an ohne eine gewisse Scheu.

„Knittere doch nicht so unerträglich," sagte die schwache Frau gereizt. Da erhob er sich, um aus dem Zimmer zu schleichen — es war besser, er ging, sie mochte seine Nähe nicht! — Doch sein Blick fiel auf einen der Briefe. Was war denn das für eine unausgeschriebene, noch schulmäßige Handschrift? Wohl ein Bettelbrief? Er war an seine Frau gerichtet, aber die machte ja jetzt keine Briefe auf. Und es drängte ihn förmlich, diesen, gerade diesen Brief zu öffnen. Es war nicht Neugier, ihm war, als müßte er es tun. Er öffnete den Brief, rascher, als es sonst seine Art war. Das hatte eine Frau geschrieben, ein Mädchen sicherlich! Ganz unausgeprägte, finzlige Buchstaben; und das Bestreben war auffällig, die Handschrift zu verstellen.

‚Wenn Sie was über Ihren Sohn erfahren wollen, müssen Sie Puttkamerstraße gehen, 140, und aufpassen. Drei Treppen hoch im Hof, Seitenflügel links, wo Knappe an der Klingel steht. Da wohnt sie!'

Eine Namensunterschrift war nicht da, nur „Eine gute Freundin" stand darunter.

Schlieben hatte das Gefühl, als beschmutze ihm das Papier die Finger — geringes Papier, aber zartrosa und nach parfümierter, billiger Seife riechend. Ein anonymer Brief — pfui, was sollte ihnen der Wisch?! Schon wollte er ihn zusammenknittern, da rief Kätes Stimme vom Bett her: „Was hast du da, Paul? Einen Brief? Zeig mal her!"

Und als er sich ihr nur langsam, zögernd näherte, richtete sie sich auf und riß ihm den Brief aus der Hand. Sie las und schrie laut auf: „Den hat die Lämke geschrieben! Ich bin sicher, der ist von ihr, sie wollte ihn ja suchen — und ihr Bruder, ihr Bräutigam — sie werden ihn gefunden haben! Puttkamerstraße — wo ist die? 140, da müssen wir hin! Gleich, sofort! Klingle dem Mädchen! Meine Schuhe, meine Sachen — ach, ich kann ja gar nichts finden! So klingle doch! Sie soll mich frisieren — ach, laß nur, ich kann ja schon alles allein!"

Sie war aus dem Bett gesprungen in zitternder Hast. Nun saß sie schon vor dem Toilettentisch und kämmte selber ihr langes Haar. Es war verwirrt vom Bettliegen, aber sie riß den Kamm hindurch mit unbarmherziger Eile.

„Daß wir nicht zu spät kommen! Wir müssen

uns eilen! Da ist er sicher, da ist er ganz sicher! Was stehst du noch und siehst mich so an? Mach dich doch fertig! Ich bin gleich fertig, wir können gleich gehen! Paul, lieber Paul, wir werden ihn da gewiß finden — o Gott!" Sie faßte um sich, von einem Schwindel der Schwäche ergriffen, aber ihr Wille überwand die Schwäche. Nun stand sie ganz fest auf den Füßen.

Niemand würde geglaubt haben, daß diese Frau eben noch wie eine ganz Hilflose dagelegen hatte! Schlieben wagte es nicht, ihr zu widerstreben: was sollte auch noch Schlimmeres kommen?! Schlimmer, wie es jetzt gewesen war, konnte es nicht mehr werden. Und wenigstens konnte sie ihm dann nicht mehr vorwerfen, er hätte den Jungen nicht liebgehabt!

Als sie nach kaum einer halben Stunde den Wagen bestiegen, den Friedrich herbeitelephoniert hatte, war sie weniger blaß und sah weniger alt aus wie er.

XVI

Wenn Frida Lämke jetzt Wolfgang Schlieben begegnete, schlug sie die Augen nieder, und er tat, als sähe er sie nicht. Er war so böse auf sie: verdammte kleine Krabbe, die ihn verraten hatte! Sie, nur sie konnte die Eltern auf seine Spur gehetzt haben! Woher hätten die sonst nur eine Ahnung bekommen? Er hätte sich prügeln mögen, daß er dieser Schlange einmal Andeutungen über seine Bekanntschaft in der Puttkamerstraße gemacht hatte. Diese Kanaille mit ihrer Freundschaft, die sollte ihm noch mal von Freundschaft reden! Pah, Weiber überhaupt, sie waren alle nichts wert! Eine grimmige Weiberverachtung hatte den jungen Menschen gepackt. Er hätte ihnen allen am liebsten ins Gesicht gespien — alles feile Kreaturen —, er kannte sie jetzt, zur Genüge, ja bis zum Ekel!

Der noch nicht Neunzehnjährige fühlte sich müde und alt; seltsam müde. Wenn Wolfgang an die letztvergangene Zeit zurückdachte, kam sie ihm vor wie ein Traum; jetzt, da die Zimmer in der Friedrichstraße aufgegeben waren und er wieder bei den Eltern wohnte, jetzt sogar wie ein böser Traum. Und wenn er dann Frida Lämke begegnete — das ließ sich nicht vermeiden, nun er regelmäßig herein- und herausfuhr zu den Bureaustunden —, gab es ihm jedesmal einen Stich durchs Herz. Er grüßte sie nicht einmal, selbst dazu konnte er sich nicht überwinden.

Wenn er doch nur den lästigen Druck abschütteln könnte, den er jetzt stets auf sich fühlte! Sie taten ihm doch nichts — nein, sie waren sogar sehr gut —, aber er hatte doch immer das Gefühl, hier nur gelitten zu sein. Das reizte ihn und machte ihn zugleich traurig. Vorwürfe hatten sie ihm nicht gemacht, würden sie ihm wohl auch nicht machen, aber der Vater war stets ernst, zurückhaltend, und der Mutter Blick hatte geradezu etwas Quälendes. Ein krankhaftes Mißtrauen erfüllte Wolfgang: warum sagten sie ihm nicht lieber, daß sie ihn verachteten?!

In Nächten, in denen er nicht schlafen konnte, plagte ihn etwas, das fast Reue war. Dann klopfte sein Herz heftig, flatterte förmlich, er mußte sich im Bett aufsetzen — das Liegen konnte er nicht ertragen — und nach Atem ringen. Mit ängstlich aufgerissenen Augen stierte er dann ins Dunkel: ach, was war das für ein scheußlicher Zustand! Am Morgen, wenn der Anfall vorüber war, dieser „moralische Kater", wie er ihn spöttisch benannte, ärgerte er sich über seine Sentimentalität. Was hatte er denn Schlimmes getan? Nichts andres, als was hundert andre junge Leute auch tun, nur daß die nicht so dumm waren wie er! Diese Frida, diese verwünschte Klätscherin! Er hätte sie erwürgen können.

Nach den schlechten Nächten war Wolfgang dann noch unliebenswürdiger, noch wortkarger, noch verdrossener, noch in sich abgeschlossener. Und noch elender sah er aus.

‚Ist der Mensch reduziert!' sagte sich Schlieben. Er sagte es nicht zu seiner Frau — wozu die noch mehr aufregen? — denn daß sie sich ohnehin beunruhigte, das zeigte ihm die Art, wie sie Wolfgang umsorgte. Nicht mit Worten, nicht mit Liebkosungen, die Zeiten waren vorbei; aber eine besondere Sorgfalt legte sie auf seine Ernährung, er wurde förmlich gepäppelt. Ein Mensch in seinen Jahren müßte doch ganz anders bei Kräften sein! Der Rücken schien nicht mehr so breit, die Brust nicht mehr so gewölbt, die schwarzen Augen lagen dunkel umrandet in ihren Höhlen, die Haltung war schlecht, die Stimmung noch schlechter. Die Stimmung, ja die Stimmung, die war die Wurzel alles Uebels, und da konnte keine Pflege helfen und auch kein Medikament. Der junge Mensch war eben unzufrieden mit sich — war's ein Wunder?! — er schämte sich.

Und vor Schliebens Augen stand die Situation grausam deutlich, in der er ihn gefunden hatte.

Er hatte Käte unten warten lassen — sie hatte zwar durchaus mit hinaufgewollt; aber er hatte darauf bestanden, sie mußte unten auf dem Hof, auf diesem engen, dunkeln Hof, der nach Moder und Müllstaub roch, stehen bleiben und warten — und war allein hinaufgegangen. Drei Treppen. Sie waren ihm unendlich steil vorgekommen, noch nie hatte ihm Treppensteigen so die Knie angestrengt. Da stand ‚Knappe'. Er hatte an die Klingel gerührt — hei, wie fuhr er zusammen, als die so schrillte! Was wollte er denn eigentlich hier?! Auf einen anonymen Brief hin drang er zu fremden Leuten ein, in eine fremde Wohnung, er, Paul Schlieben?! Das Blut stieg ihm zu Kopf — da hatte schon die Person selber geöffnet, in einem hellblauen Schlafrock,

gar nicht mehr jung, aber üppig, mit gutmütigen Augen. Und er hatte einen eleganten Ueberzieher und einen feinen Filzhut im Entree hängen sehen beim Schein des erbärmlichen Küchenlämpchens, das den selbst am Mittag stockdunkeln Flur erhellte, und erkannte in ihnen Wolfgangs Sachen. Also wirklich, er war hier! Der anonyme Brief log also doch nicht?!

Was er dann getan hatte, wußte er selber nicht mehr genau; er wußte nur, er war Geld losgeworden. Und dann hatte er den jungen Menschen am Arm die Treppe hinuntergeführt; in halber Höhe schon war ihnen Käte entgegengekommen. Es hatte ihr da unten zu lange gedauert, Kinder mit offenen Mäulern hatten sich um sie versammelt, und aus den Fenstern hatten Weiber auf sie herabgespäht. Sie war fast verzweifelt: warum blieb er denn so entsetzlich lange?! Sie hatte ja keine Ahnung, daß er den Sohn erst aus einem bleiernen Schlaf hatte wecken müssen in einem unordentlichen Bett. Das sollte sie auch nie, nie erfahren.

Nun hatten sie ihn wieder zu Hause, aber war's eine Freude?! Darauf mußte er sich, und wäre er noch so versöhnlich gestimmt gewesen, noch so vergebungsbereit, mit einem schroffen ‚Nein' antworten. Hier erblühte ihnen keine Freude mehr. Vielleicht, daß sie später, ganz später, noch eine erlebten! Vorerst mußte der junge Mensch mal zum Militär!

Zum ersten April sollte Wolfgang eintreten; darauf setzte Schlieben seine letzte Hoffnung.

Wolfgang hatte immer gewünscht, bei den Rathenower Husaren zu dienen, aber nach den letzten Erfahrungen hielt Schlieben es für angemessener, ihn ganz solide bei der Infanterie eintreten zu lassen.

Früher würde der Sohn heftigen Widerspruch erhoben haben — Kavallerie mußte es sein, auf jeden Fall —, jetzt fiel's ihm gar nicht mehr ein. Wenn denn gedient sein mußte, war es ganz gleichgültig, wo; er war todmüde. Er hatte nur den Wunsch, sich einmal ganz ausschlafen zu können. Kullrich war tot — gegen Weihnachten hatte der trauernde Vater ihm aus Görbersdorf die Anzeige geschickt — und er? Er hatte zu viele Nächte verbummelt, das rächte sich jetzt. — — — —

Es war ein Schlag für Schlieben, daß Wolfgang nicht zum Militär genommen wurde. „Untauglich" — ein hartes Wort — und warum untauglich?

Schwerer Herzfehler — die Eltern lasen's mit Augen, die falsch zu lesen glaubten und es doch richtig lasen.

Wolfgang war sehr abgespannt von der Untersuchung nach Hause gekommen, aber er zeigte sich nun weiter nicht aufgeregt über seine Untauglichkeit. Er zeigte es nicht — aber ob er es im Geheimen nicht doch war?!

Der Sanitätsrat zwar, nachdem auch er ihn untersucht hatte, suchte ihm alles so tröstlich als möglich hinzustellen: „Herzfehler, lieber Gott, Herzfehler — es gibt ja gar keinen Menschen, der ein ganz normales Herz hat! Wenn Sie sich ein bißchen danach halten, Wolfgang, und solide leben, können Sie steinalt dabei werden!"

Der junge Mensch sagte kein Wort darauf.

Schliebens überschütteten ihren Arzt mit Vorwürfen: warum hatte er ihnen das nicht längst gesagt? Er mußte das doch wissen! Warum hatte er sie so im unklaren gelassen?!

Hoffmann verteidigte sich: hatte er denn nicht immer und immer wieder zur Vorsicht gemahnt?! Seit dem Scharlach hatte er für des Jungen Herz gefürchtet und das auch nicht verhehlt. Aber freilich, daß sich die Sache so bald verschlimmern würde, hatte auch er nicht gedacht. Der Junge hatte eben zuviel gelebt!

‚Schwerer Herzfehler' — das war wie ein Todesurteil. Wolfgang streckte die Waffen; auf einmal fühlte er nicht mehr die Kraft in sich, gegen diese nächtlichen Anfälle anzukämpfen. Was er früher, ehe er es wußte, ganz für sich allein in seinem Bett, selbst ohne Licht anzuzünden, abgemacht hatte, das trieb ihn jetzt auf die Füße. Das trieb ihn ans Fenster — er riß es auf —, trieb ihn in der Stube umher, bis er endlich, endlich, völlig ermattet, im Lehnstuhl Ruhe fand. Das trieb ihn sogar, bei den Eltern anzuklopfen: „Schlaft ihr? Ich habe solche Angst! Wacht doch mit mir!"

— — — — — — — — — — — — — —

Wochenlang waren es böse Nächte, die Wolfgang durchmachen mußte. Und die Mutter mit ihm. Wie konnte sie schlafen, wenn sie wußte, daß nebenan jemand litt?!

Nun ging es wieder besser. Die Medikamente des alten Freundes hatten gewirkt, und Wolfgang hatte sogar eine regelrechte Kur durchgemacht: Bäder, Abreibungen, Massage, besondere Diät. Man konnte ganz zufrieden mit dem Erfolge sein. Besonders das regelmäßige Leben hatte gut getan; das Körpergewicht hatte wieder zugenommen, das Auge war glanzvoller, die Gesichtsfarbe frischer. Sie hatten alle die größte Zuversicht — nur einer nicht: dieser eine hatte eben keinen Willen mehr. —

Der April war rauh und stürmisch, selten kalt; es war nicht möglich, daß Wolfgang so viel im Freien sein konnte als wünschenswert, besonders da warmmachende Bewegungen, wie Tennis, Radfahren, Reiten, für ihn noch zu ermüdend waren. Ueberall in Deutschland war's noch winterlich rauh, da schlug der Arzt vor, den Rekonvaleszenten nach der Riviera zu schicken. Wenn auch dort nur ein paar Wochen noch genießbar waren, ehe die Hitze kam, sie würden schon genügen.



In der Apotheke

Nach dem Gemälde von Franz Simm (München)

Schlieben war sofort bereit, den jungen Mann reisen zu lassen: wenn's ihm gut tat, nun natürlich! Käte erbot sich mitzureisen.

„Aber warum denn, liebste Frau? Der Junge kann ganz gut allein reisen," versicherte der Sanitätsrat. Aber sie bestand darauf, sie wollte ihn begleiten. Jetzt war's nicht mehr die Besorgnis, er könne ihr verloren gehen: jetzt war es ihre Pflicht, und wenn sie dieselbe auch nicht gern getan hätte. Und ein wenig eigne Lust, sich ganz heimlich regend, kam auch noch dazu. Sie wußte ja auch so gut Bescheid im Süden — wenn sie zum Beispiel nach Sestri gingen? Fragend sah sie ihren Mann an. Hatten sie nicht dort, an der Riviera Levante einst wahrhaft glückliche Tage verlebt? Dort am blauen Meer, wo die breiten Pinien grüner und schattender stehen als tiefer im Süden die Palmen, und wo die Luft bei aller Milde etwas Herbes und Erfrischendes hat, wo nichts Schlaffes ist, lauter Belebung!

Er lächelte: gewiß, sie konnte ja dahin reisen! Ach, er freute sich ja so über den noch nicht gänzlich verlöschten Enthusiasmus seiner Frau! —

Am Nachmittag vor der Abreise kramte Wolfgang lange in seinem Zimmer. Käte, die besorgt war, daß er sich beim Packen zu sehr anstrengen könnte, hatte ihm Friedrich zu Hilfe geschickt; aber der kam bald wieder herunter: „Der junge Herr will's alleine machen!"

Als Wolfgang das Letzte in seinen Koffer gelegt hatte, sah er sich nachdenklich im Zimmer um. Hier war er nun aufgewachsen, hier dieses Zimmer hatte er oft als einen Käfig betrachtet — ob er nun wieder hier hinein zurückkehrte?!

— — Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir —

Drüben hing, schön gerahmt, sein Konfirmationsspruch an der Wand. Lange nicht gelesen. Jetzt las er ihn wieder; leicht lächelnd, ein bißchen spöttisch und ein bißchen wehmütig. Ja, er würde wieder hier hinein zurückflattern, er war eben an den Käfig gewöhnt, er taugte nicht mehr für die Freiheit!

Und nun beschloß er, als allerletztes, noch etwas Uebriges zu tun, und — zu Frida zu gehen. —

*

Frau Lämke war sprachlos vor Staunen, fast erschrocken, als sie gegen die Zeit, da ihre Frida gewöhnlich nach Hause zu kommen pflegte, den jungen Herrn Schlieben bei sich eintreten sah. Sie stotterte vor Verlegenheit: Nee, Frida war noch nicht zu Hause — und Artur schlief auch nicht mehr hier — und Vater war noch oben in der Loge — aber wenn er so lange — so lange — bei ihr vorlieb nehmen wollte — und schob ihm mit großem Gerappel einen Stuhl zum Sitzen hin.

Er rückte sich den Stuhl dicht an den Tisch heran, an dem sie genäht hatte. Nun saß er wieder hier wie einst. Und er entsann sich ganz deutlich jener ersten Einladung zu Lämkes — Fridas zehnter Geburtstag war's gewesen — da hatte er hier gesessen mit den Kindern, und der Kaffee und die Kuchenschnecken hatten ihm so köstlich geschmeckt.

Und eine Menge von Erinnerungen kamen ihm noch — lauter nette Erinnerungen —, aber doch wollte kein rechtes Gespräch mehr zwischen ihm und Frau Lämke zustande kommen. Fühlte er eine Beklemmung vor dem Wiedersehen mit Frida? Oder was machte ihn so unruhig hier?! Ja, es war so, auch hier war er nicht mehr am Platze!

Es lag wie Trauer in seiner Stimme, als er, Mutter Lämke die Hand zum Abschied reichend, sagte: „Nun denn — adieu!"

„Na, verjniegte Erholung — auf Wiedersehen!"

Daraufhin nickte er und schüttelte ihr noch einmal die Hand. Und dann ging er; er wollte lieber Frida entgegen gehen, das war besser, als hier innen zu sitzen. Er hatte Herzklopfen. Da sah er sie schon auf sich zukommen. Obgleich es dunkel war, die Beleuchtung nicht so taghell wie drinnen in der Stadt, erkannte er sie schon von weitem. Sie trug das gleiche Matrosenhütchen mit blauem Band wie im vorigen Sommer; das war zwar noch etwas verfrüht, aber es paßte zu ihr — so frühlingsfrisch!

Ein Gefühl quoll in Wolfgang auf, als sie vor ihm stand, das er sonst Frauenzimmern gegenüber nicht gekannt hatte: ein brüderliches Gefühl inniger Zärtlichkeit. Ach, sie hatte es doch wohl nur gut gemeint!

Stumm grüßte er, sie aber sagte froh: „Ach du, Wolfgang!" und streckte ihm die Hand hin.

Wie früher schlenderte er jetzt neben ihr her; sie hatte unwillkürlich ihren Schritt verlangsamt. Sie wußte nicht recht, wie sie wieder mit ihm anfangen sollte, aber das glaubte sie doch zu fühlen: böse war er ihr nicht mehr.

„Wir reisen morgen," sagte er endlich.

„Nanu, wohin denn?"

Und er erzählte ihr's.

Mitten darin unterbrach sie ihn. „Bist du mir böse?" fragte sie ganz leise.

Er schüttelte verneinend den Kopf, aber ging weiter gar nicht darauf ein.

Alles, was sie ihm sagen wollte, daß sie nicht anders gekonnt hätte, daß Hans ihn „ausbaldowert" hätte, daß sie's seiner Mutter versprochen hätte und daß sie selber so große Angst um ihn gehabt hätte, unterblieb. Es war nicht nötig. Es war, als sei das Vergangene nun tot für ihn, als hätte er's ganz vergessen.

Als er dem interessiert zuhörenden Mädchen von der Riviera, wohin er nun reisen würde, erzählte, beschlich's ihn doch leise wieder wie eine kleine Lebensfreudigkeit. Ach, nur heraus hier, nur heraus!

Wenn er erst dort war, würde alles besser werden! Er machte sich noch kein rechtes Bild, wie es eigentlich dort sein würde; mit halbem Ohr nur, nein, gar nicht hatte er zugehört, wenn die Mutter ihm vom Süden gesprochen hatte, es war ihm ja alles ganz gleichgültig gewesen. Nun empfand er es selber wie eine Wohltat, daß er wieder Teilnahme hatte. Er atmete tief auf.

„Schickst du mir auch 'ne schöne Ansichtskarte von da?" bat sie.

„Natürlich, viele!" Und dann legte er den Arm um ihre schmalen Schultern und zog sie an sich.

Und sie ließ sich ziehen.

Auf offener Straße, an deren Rändern die Büsche schon knospten, der Flieder im ersten Safte schwoll, standen sie und hielten sich umfaßt.

„Komm jesund wieder," schluchzte sie.

Und er küßte sie zart auf die Wange: „Frida, ich muß mich wirklich noch bei dir bedanken!"

— — — — — — — — — — — — — —

Als Frida am andern Morgen ins Geschäft ging — die Uhr war halb acht —, sagte sie zur Mutter: „Nu is er fort," und blieb nachdenklich den ganzen Tag. Lange Wochen hatten sie nicht miteinander gesprochen — da war's ihr auch ganz egal gewesen —, aber seit gestern abend war es ihr weh ums Herz. Sie dachte viel an ihn. Sie konnte ihn gar nicht vergessen.

XVII

Käte war nun mit dem Sohn allein. Nun hatte sie ihn ganz für sich. Das, was sie früher im eifersüchtigen Ringen erstrebt hatte, nun war's ihr gegeben. Nicht einmal die Natur draußen, die mit so lockenden Augen in die Fenster sah, konnte ihn an sich ziehen. Es erstaunte sie — ja, nun verstimmte es sie fast —, daß er nicht mehr Anteil zeigte. Sie fuhren durch die Schweiz, er sah sie zum erstenmal, aber das, was sie — o, wie genau erinnerte sie sich! — beim ersten Anblick zu Tränen anbetender Bewunderung gerührt hatte, diese hohen Berge, deren Gipfel sich in Schnee und Wolken verloren, zwang ihm kaum einen Blick ab. Dann und wann sah er wohl einmal zum Coupéfenster hinaus, aber meist lehnte er in seiner Ecke, las oder träumte mit offenen Augen vor sich hin.

„Bist du müde?"

„Nein," sagte er; bloß nein, aber ohne die schroffe Kürze, die ihm sonst eigen gewesen war. Es war keine unliebenswürdige Ablehnung in seinem Ton.

Mit besorgten Augen sah Käte den Sohn an: die Reise griff ihn doch wohl an? Es war doch gut, daß sie mit war! Sie kam sich unentbehrlich vor, und dies Gefühl innerer Genugtuung ließ sie die Anstrengungen der weiten Reise gar nicht empfinden.

In Mailand, wo sie einen Tag rasteten, wollte Wolfgang nicht viel vom Dom wissen. „Ja, großartig," sagte er, als sie sich am Wunderbau begeisterte. Aber auf die Plattform, von der man heute bei dem hellen Wetter eine kolossale Rundsicht haben würde bis hin zu den fernen Alpen, wollte er nicht mit ihr hinauf. „Geh du allein, laß mich hier!"

Es kam ihr anfänglich komisch vor, daß sie, die alte Frau, hinaufsteigen sollte, während er, der junge Mann, unten blieb. Zuletzt konnte sie der Lust, die sie drängte, schon einmal genossenes Herrliches wieder zu sehen, doch nicht widerstehen. Sie löste sich die Karte zum Hinaufsteigen, und er klappte sich einen der Feldstühle auseinander, die zum Gebrauch in der weiten Leere des Riesendomes stehen, und ließ sich, den Rücken an eine Marmorsäule gelehnt, darauf nieder. Ah, hier ruhte sich's gut! Nach dem Markt draußen mit dem Lärmen und dem Geschwirr von Tönen und bunten Farben, umfing ihn hier die weihrauchdurchwürzte Dämmerung. Es störte ihn nicht, daß Türen auf und zu klappten, daß Leute aus und ein zogen in Scharen, daß ein Fremdenführer mit bleierner Stimme seinen Fremden die eingelernte Belehrung herleierte, ganz laut, achtlos über die Füße der auf niedrigen Bänkchen vor einem sitzenden Priester ihre Sünden Bekennenden stolpernd. Daß dort einer eine Messe zelebrierte, daß die Mesner knicksten und klingelten und, während die Wandlung sich vollzog, nicht weit davon eine Köchin, das an den Beinen zusammengebundene Geflügel neben sich, mit einer Gevatterin schwatzte. Das alles störte ihn nicht; er bemerkte es gar nicht. Die köstliche Dämmerung umfing seine Sinne, er wurde so schläfrig, so selig müde.

Vor seinen verschwimmenden Blicken lächelten alle Heiligen, süße Marien und pausbackige Engelchen, die Amoretten glichen. Es wurde ihm behaglich hier. Der Mailänder Dom, dieses Wunder der Welt, verlor seine befremdende Großartigkeit; die weiten Mauern rückten zusammen, wurden traulich und umfaßten doch die Welt. Eine friedvolle Welt, in der Sünder niederknien und als Reine auferstehen! Eine ungeheure Sehnsucht erfaßte Wolfgang, auch hier niederzuknien. Da war sie wieder, die Sehnsucht seiner Knabenjahre. Wie hatte er dazumal die Kirche, in die ihn das Mädchen Cilla geführt hatte, geliebt! Er liebte sie noch, er liebte sie wieder, er liebte sie heut mit sehnsüchtigerer Liebe als dazumal. Hier war er zu Haus, hier hatte er das warme Gefühl der Zugehörigkeit.

„Qui vivis et regnas in saecula saeculorum" — Hocherhoben strahlte die goldene Monstranz, tief neigten sich die Beter, seliger Wohlklang schwebte unterm hochgewölbten Kuppeldach, immer schöner, schöner — leiser, leiser — die Lider fielen ihm zu.

Und er sah Cilla. So frisch, so schön wie das Leben selber. O, wie wunderschön — so hatte sie sonst doch nicht ausgesehen?! Er war sich bewußt, daß er träumte, aber er war nicht imstande, den Traum abzuschütteln. Und sie kam ihm ganz nah — o, so nah! — und sie machte das Zeichen des Kreuzes über ihm — leise tönte Orgelmusik — horch, was sprach sie, was flüsterte sie über ihm?! Er wollte nach ihrer Hand greifen, sie befragen, da hörte er eine andre Stimme:

„Wolfgang, schläfst du?"

Käte's Hand hatte sich leise auf seine Hände gelegt, die er gefaltet auf den Knien hielt. „Ich bin wohl zu lange oben geblieben — du hast dich gelangweilt?"

„O nein, nein!" Er sagte es mit Enthusiasmus.

Sie gingen zusammen zum Dom hinaus, aus dem die Orgel hinter ihnen dreintönte bis auf den Markt. Käte war ganz begeistert von der genossenen Fernsicht und bemerkte darüber nicht den heimlichen Glanz, der in Wolfgangs Augen war. Er war still und mit allem einverstanden.

— — — — — — — — — —

Seine Art fing die Mutter fast an zu beängstigen. Das, was sie früher beglückt haben würde — ach, wie hatte sie sich in früheren Jahren nach einem gefügigeren Kinde gesehnt! — stimmte sie jetzt wehmütig. War er am Ende doch kränker, als sie alle es ahnten?

Sie waren jetzt an der Küste angelangt, in Sestri. Das waren noch dieselben Pinien, unter denen sie vor achtzehn Jahren als jüngere Frau gesessen und gemalt hatte. Aber ein andres Hotel war seitdem entstanden, ein ganz deutsches: deutscher Wirt, deutsche Bedienung, deutsche Küche, deutsche Gesellschaft, aller Komfort, wie Deutsche ihn lieben. Käte hatte sich ganz zurückhalten wollen, nur für Wolfgang leben, nun war es ihr doch Bedürfnis, ab und zu mit diesem oder jenem zu plaudern, denn wenn sie auch mit Wolfgang zusammen war, allein fühlte sie sich darum doch. Was dachte er? Daß er etwas dachte, zeigten ihr seine Stirn und seine Augen; aber er sprach seine Gedanken nicht aus. War er verstimmt — heiter? Fröhlich — traurig? Reute ihn manches und grübelte er darüber nach — oder langweilte er sich hier?! Das alles wußte sie nicht.

Mit einem gewissen Eigensinn zog er sich von allen übrigen zurück. Vergebens ermunterte Käte ihn, mit jungen Mädchen, die einen Partner suchten, Tennis zu spielen — wenn er's nicht übertrieb, durfte er das immerhin schon ein Stündchen —, auch zu Segelfahrten wurde er aufgefordert; aber der Sport schien ihm gleichgültig geworden zu sein.

Meist lag Wolfgang vorn auf der Mole, an deren felsiger Spitze sich das blaue Meer rastlos zu weißem Schaum zerpeitscht, sah hinüber nach der Küste der Ponente, die in rotviolettem Dufte schwamm, oder blickte zurück nach den nackten Gipfeln der Apenninen, in deren Halbkreis sich die weißen und rosa Häuser von Sestri schmiegen.

Wenn die Fischerboote mit schlaffen Segeln wie müde Vögel in den Hafen glitten, stand er auf und schlenderte langsam zum Anlegeplatz ihnen entgegen. Die Hände in den Hosentaschen stand er dann dabei und sah zu, was sie an Fischen ausluden. Viel Beute war's nicht. Dann zog er die Hände aus den Hosentaschen und gab dem zerlumpten Volk, was er bei sich hatte.

Wenn die Mutter gewußt hätte, was der Sohn dachte! Wenn sie geahnt hätte, daß seine Seele dahinflog mit müden Flügeln wie eine treibende Möwe über uferlosem Meer!

Wolfgang hatte Heimweh. Hier gefiel's ihm nicht. Hier war's viel zu weich, viel zu schön; das langweilte ihn. Nur die Pinien, die streng duftenden, gefielen ihm; die waren doch besser als die Kiefern im Grunewald. Aber Heimweh nach dem Grunewald hatte er eigentlich auch nicht. Es war eben immer dasselbe: ob hier, ob da, ihn quälte immer die Sehnsucht. Wonach — wohin?! Darüber grübelte er. Aber der Mutter hätte er es nicht sagen mögen, denn jetzt sah er's, daß sie sich um ihn mühte. Und öfter, als er es sonst je in seinem Leben getan hatte, fand er jetzt ein herzliches Wort.

Also endlich, endlich doch! Käte sah ihn oft verstohlen von der Seite an: war das noch derselbe, der sich als Knabe trotzig gegen sie gestemmt, ihre Liebe abgewehrt hatte, all ihre große Liebe?! Dieser hier, dessen Anblick im Mailänder Dom neulich sie seltsam gerührt hatte, war das noch derselbe mit dem, der auf der Schwelle gelegen hatte, betrunken — pfui, so betrunken! Derselbe noch, der so gesunken war, so tief, daß er — ach, lieber nicht mehr daran denken, gar nicht mehr daran denken! Käte wollte vergessen; ehrlich mühte sie sich darum. Neulich, als sie ihn im Dom gefunden hatte, an einer Säule sitzend, die Hände gefaltet, die Lider träumerisch geschlossen, da war er ihr so jung vorgekommen, doch noch so rührend jung; seine Stirn war glatt gewesen, alles darauf wie weggewischt. Und sie mußte denken: ob man nicht doch zuviel von ihm verlangt hatte? War man ihm auch immer ganz gerecht geworden? Hatte man ihn so verstanden, wie man ihn hätte verstehen müssen?! In ihrer Seele stiegen Zweifel auf. Sie hatte sich immer für eine gute Mutter gehalten; seit jenem Tag im Dom war's ihr, als hätte sie was verfehlt. Was, konnte sie selber nicht sagen; und in die Genugtuung, daß der Sohn nun doch zu ihr kam, mischte sich Wehmut, sah sie den blassen Jungen an, und ein reichlich Teil selbstquälerischen Schmerzes. Ach

nun war er ja gut, nun war er ja wenigstens annähernd so, wie sie sich ihn gewünscht hatte — weicher, lenksamer — aber nun — ach, was hatte sie nun?!

„Wolfgang macht mir doch Sorge," schrieb sie an ihren Mann. „Es ist so schön hier, aber er sieht es nicht! Mir ist oft bange!"

Als Schlieben sich angeboten hatte, auch mitzureisen — er hatte das getan, weil er wünschte, seiner Frau manches abzunehmen —, hatte Käte fast ängstlich abgewehrt: nein, nein, das war durchaus nicht nötig! Sie wollte viel lieber mit Wolfgang allein sein, sie hielt es für ihn und für sich viel ersprießlicher. Nun dachte sie doch viel an ihren Mann und schrieb ihm fast alle Tage. Und waren es nur ein paar Zeilen auf einer Postkarte, sie fühlte das Bedürfnis, ein Wort mit ihm zu tauschen. Er, ja er würde es hier so schön finden, wie sie es schön fand, wie sie es einst vereint schön gefunden hatten! Hier diesen Pfad über die Klippen waren sie einst zusammen geklettert, er hatte ihr die Hand gereicht, sie geführt, damit ihr nicht schwindle, und mit einem Gefühl wonnigen Grausens hatte sie tief unter sich das blaue gläserne Meer gesehen, hoch über sich den grauen Felsenfirst mit den tiefgrünen Pinien, die das Blau des Himmels küßten. War sie denn in diesen achtzehn Jahren so alt geworden, daß sie sich diesen Pfad nicht mehr getraute zu gehen? Sie hatte es versucht, aber vergeblich, ein jäher Schwindel hatte sie erfaßt. Die Hand war eben nicht da, die sie so fest, so sicher gestützt hatte! Ach ja, damals war's bessere Zeit gewesen, glücklichere!

Käte vergaß ganz, daß sie damals etwas so heiß begehrt hatte, daß sie dadurch sich und ihm manche Stunde getrübt, jeden Genuß vergällt hatte. Jetzt sah sie über den Sohn weg, der neben ihr schlenderte, sah mit weichem Blick, in dem noch ein Strahl verlorener Jugend aufglänzte, in die Ferne — ihr guter Mann, er war so allein! Ob er an sie dachte, wie sie an ihn?!

Am Abend, als Wolfgang sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte — was er da trieb, ob er noch aufsaß, las, schrieb oder sich schon niedergelegt hatte, wußte sie nicht —, schrieb sie ihrem Mann.

Es war nicht die Länge und Ausführlichkeit des Briefes, die Schlieben so erfreuten — damals aus Franzensbad hatte sie ihm auch lange, ausführliche Briefe geschrieben —, er las etwas zwischen den Zeilen. Da war unausgesprochen ein Wunsch, ein Verlangen, eine Sehnsucht nach ihm. Und er beschloß, nun doch auch noch nach dem Süden zu reisen: man hatte am Ende so lange Jahre miteinander gelebt, daß es wohl zu verstehen war, wenn der eine Teil sich ohne den andern vereinsamt fühlte!

Mit tatkräftigem Eifer wickelte Schlieben seine laufenden Geschäfte ab. In acht Tagen spätestens würde er reisefertig sein — aber nichts schreiben, ja nichts vorher schreiben, das sollte einmal eine Ueberraschung werden!

— — — — — — — — — —

Die Mittagssonne in Sestri brannte heiß, aber die Zeit gegen Sonnenuntergang war noch, trotz aller leuchtenden Frühlingskraft, angenehm und erquickend. Da strömte jedes Kräutchen Wohlgeruch aus; so viel Balsam, so viel Köstlichkeit war in dieser strömenden Duftfülle. Käte fühlte ihr Herz überfließen: Gott sei Dank, noch war sie nicht ganz zermürbt, noch nicht ganz verbraucht, noch besaß sie die Fähigkeit, Schönes zu empfinden! Wenn Paul nur jetzt hier wäre!

Da war ein Garten, ein Park, der einem reichen Marchese gehörte, ganz hoch oben, ganz vorn am äußersten Vorsprung der Küste, umbrandet vom weißen Schaum des sehnsüchtigen Meeres, das hinauf wollte zu den Zypressen und Pinien, zu den Steineichen und Erdbeerbäumen, zu den vielen duftenden Rosen. Da saßen Mutter und Sohn. Stumm sahen sie nach der Riesensonne, die rot, tief purpurn, dicht überm Meere hing. Und das strahlte in glanzvollem Widerschein, lag so still-andächtig, so erwartungsfeierlich in der heiligen Empfängnis des Lichts. Es war eine jener Stunden, jener wunderbaren seltenen Stunden, in denen auch das Stumme beredt wird, das Verschwiegene sich offenbart, eine Stunde, in der die Steine schreien.

Käte schrak förmlich zusammen, als sie schaute und schaute: o, da war sie ja, dieselbe riesige rote Sonne, die sie einst hatte versinken sehen in den Wellen des wilden Venn!

Ach, daß ihr dieser Gedanke auch jetzt gerade kommen mußte und sie quälen! Mit scheuer Besorgnis wendete sie rasch ihre Augen zu Wolfgang — wenn der's ahnte?! Aber er saß ganz gleichgültig auf einem Stein, hatte die Beine übereinandergeschlagen, die Augen halb geschlossen. Von was träumte er?! Sie mußte ihn aufstören.

„Ist das nicht herrlich, großartig, erhaben?!"

„O ja."

„Sie sinkt — sieh, wie sie sinkt!" Käte war aufgesprungen vom efeuumrankten Pinienstumpf, sie streckte den Finger aus, warm angestrahlt, ganz Begeisterung für dieses purpurne Meer, dieses glanzvolle Licht, das da in solcher Schönheit zu sterben ging. Die Augen wurden ihr naß; sie waren geblendet. Als sie wieder sah, sah sie, daß Wolfgang sehr blaß war.

„Frierst du?" Eine plötzliche Kühle wehte vom Meer herauf.

„Nein. Aber ich —" er blickte sie, die dunkeln Augen plötzlich groß aufmachend, fest an —, „ich möchte was von meiner Mutter wissen. Jetzt kannst du reden — ich höre!"

„Von deiner — deiner —" sie stotterte, das

kam ihr zu unerwartet. O weh, die Sonne, die Sonne des Venn! Jetzt hätte sie lieber geschwiegen, sie hatte auf einmal den früheren Mut nicht mehr.

Aber er drängte sie. „Erzähle!" Es lag etwas Gebieterisches in seinem Ton. „Wie heißt sie — wo wohnt sie — lebt sie noch?"

Mit angstvollen Blicken sah Käte um sich. ‚Lebt sie noch' — o, darauf konnte sie nicht einmal antworten! Aber ja, ja, sicherlich — gewiß — die lebte ja ewig!

Und sie erzählte ihm alles. Erzählte ihm, wie sie ihn aus dem Venn fortgeschafft hatten, mit ihm geflohen waren wie mit einem Raub. Sie wurde blaß dabei und rot und wieder blaß — o, wie würde er aufbrausen, sich leidenschaftlich erregen, ach, zu sehr aufregen! Und ihr zürnen! Hatten sie sich doch nie mehr um seine Mutter gekümmert, seit sie das Venn verlassen hatten, nicht mehr! Sie wußte ihm nichts mehr von ihr zu erzählen.

Er fragte auch nicht mehr. Er brauste aber auch nicht auf, wie sie gefürchtet hatte; sie hätte es nicht nötig gehabt, sich, als er nun eine Weile stumm blieb, gewissermaßen zu verteidigen, sich förmlich zu entschuldigen. Er sah sie freundlich an und sagte nur: „Du hast es gut gemeint, das glaub' ich wohl!" —

Als sie vom Park die Treppenstufen zum Ort hinunterstiegen, bot er ihr den Arm. Scheinbar führte er sie, aber sie hatte doch die Empfindung, als sei er es, der der Stütze bedürfe. Er ging schwankend.

Hinter dem Garten des Marchese lag der Kirchhof von Sestri. Die weißen Marmormonumente leuchteten durch das Abendgrau; gerade über die Parkmauer weg ragten noch die weißen Flügel eines Riesenengels. Käte blickte zurück: ach, es wehte ihnen von dorther nach wie eine Ahnung — oder war es eine Hoffnung?! Sie wußte nicht, ob Wolfgang so empfand wie sie, ob er überhaupt etwas empfand, aber sie drückte seinen Arm fester, und er erwiderte leise diesen Druck.

In der Nacht nach jenem Abend im Garten der Villa Piuma hörte sie ihn unruhig in seinem Zimmer auf und nieder gehen. Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, ihn sich selber zu überlassen — allzusehr hatte sie sich früher um ihn gekümmert —, aber sie bedachte, daß er doch noch Patient sei und daß die innere Erregung, in die ihn ihre Erzählung versetzt haben mochte, ihm schaden könne. So wollte sie bei ihm eintreten, aber seine Tür war verschlossen. Erst auf wiederholtes Klopfen, und als sie ihn inständig bat, ihr zu öffnen, schloß er auf.

„Was willst du?" Es war wieder etwas vom alten, abweisenden Klang in seiner Stimme.

Aber sie ließ sich nicht abschrecken. „Ich dachte, es wäre dir doch vielleicht lieb, noch — nun, noch darüber zu reden," sagte sie weich.

„Was soll ich tun?!" Er rief's, rang die Hände und ging wieder mit großen Schritten rastlos im Zimmer auf und ab. „Wenn mir nur einer sagen wollte, was ich jetzt tun soll! Aber das weiß ja keiner. Kann ja auch keiner wissen. Was soll ich tun — was soll ich tun?!"

Bestürzt stand Käte: ach, was nun, nun machte er sich solche Gedanken! Sie sah's, er hatte geweint. In sorgendem Mitgefühl hing sie sich an ihn. Was sie lange, ewig lange nicht mehr getan hatte, sie küßte ihn. Und von seinem ‚Was soll ich tun?' wie von einem gerechten Vorwurf im innersten Herzen erschüttert, bat sie zerknirscht: „Quäle dich nicht! Gräme dich nicht! Wenn du willst, reisen wir hin — wir suchen sie — wir finden sie gewiß!"

Aber er schüttelte den Kopf in heftiger Verneinung und stöhnte: „Das ist ja nun zu spät — viel zu spät! Was soll ich jetzt noch da? Dafür und hierfür" — er machte eine ablehnende Handbewegung —, „für alles untauglich! Mutter, Mutter!" Käte mit beiden Armen umschlingend fiel er schwer vor ihr nieder und preßte das Gesicht in ihr Kleid; sie fühlte sein Schluchzen am Zucken seines Körpers, am Krampfen seiner heißen Hände, die ihre Taille umklammerten. „Wenn ich nur wüßte — meine Mutter — Mutter, — ach Mutter — was soll ich tun?!"

Jetzt weinte er laut heraus, und sie weinte mit ihm in mitleidsvoller Teilnahme. Wenn doch nur Paul hier wäre! Sie selber fand kein tröstendes Wort; sie fühlte sich selber so getroffen, sie glaubte an keine Tröstung mehr. Vor ihr stand eingegraben in großen Lettern — wie Inschriften stehen über Kirchhofstüren — die e i n e peinvolle, qualvolle Frage: ‚Wie soll das enden?!' — — —

Käte überlegte sich: sollte sie an ihren Mann schreiben: ‚Komm!' —? Wolfgang war entschieden wieder nicht wohl. Er klagte nicht, er sagte nur, er könne nachts nicht schlafen, und das mache ihn so müde. Nun wußte sie nicht, war es seelisches Leiden, das ihm den Schlaf nahm, oder körperliches? Sie war in einer großen inneren Unruhe, aber sie verschob das Schreiben an ihren Mann doch noch. Was sollte sie ihn herjagen, die weite Reise machen lassen? Hier war doch nichts zu helfen. Daß sie ihn für sich, für sich aber herwünschte, das war ihr selber noch nicht klar. Sie unterließ sogar ein paar Tage das Schreiben an ihn ganz.

Wolfgang lag viel auf dem Ruhebett in seinem Zimmer, bei geschlossenen Läden; er las nicht einmal. Sie kam oft zu ihm herein, um ihm Gesellschaft zu leisten — er durfte sich nicht vereinsamt fühlen! — aber es schien ihr fast so, als bliebe er ebensogern allein.

Wenn sie nun über ihr Buch hinweg im

Halbdunkel des Zimmers verstohlen nach ihm schaute, konnte sie doch wiederum gar nicht denken, daß er so krank sei. Es war wohl mehr die Unlust an sich selber, eine Schlaffheit des Wollens, die ihn auch körperlich so apathisch machte. Wenn sie ihn nur aufrütteln könnte! Sie schlug ihm alles mögliche vor: Wagenfahrten die Küste entlang, zu all den herrlich gelegenen Nachbarorten; Touren hinauf ins Gebirge — es war ja unbeschreiblich schön, den höchsten Gipfeln der Apenninen so nah, hinabzublicken in die gesegneten Weintäler der cinque terre — Fahrten auf dem Golf, bei denen unterm regelmäßigen Ruderschlag geübter Schiffer das Schiffchen so sanft trägt, daß man kaum die Entfernung vom Lande merkt und doch bald weit draußen auf hoher See schwimmt, auf diesem himmlisch-blauen klaren Meer, dessen Hauch die Seele befreit. Wollte er nicht fischen — es gab ja so entzückende bunte Fischchen hier, die Signorinen und Trillien, die dumm-gefräßig auf jeden Köder beißen —, wollte er nicht auf Fischadler schießen? Sie quälte ihn förmlich, aber er wich ihr immer aus; er wollte nicht. „Ich bin heute wirklich zu müde!"

Da ließ sie denn doch den italienischen Arzt holen. Aber Wolfgang war ungehalten: was sollte ihm der Quacksalber? Er war so unliebenswürdig gegen den alten Mann, daß Käte sich förmlich seiner schämte. Nun ließ sie ihn gewähren. Was sollte sie ihm denn Liebes tun, wenn er sich nicht Liebes tun lassen wollte?! Sie verzweifelte an ihm. Es drückte sie unsagbar nieder, daß auch die Reise hierher verfehlt schien — ja, sie war völlig nutzlos, mit jedem Tage sah sie das mehr ein. Der Reiz der Neuheit, der ihn während der ersten Tage angeregt hatte, war verflogen; nun war's wieder wie vordem — noch schlimmer.

Denn nun schien ihm die Luft nicht mehr zu bekommen. Wenn sie zusammen spazierten, stand er oft still und schöpfte Atem, wie einer, dem das Atmen sehr sauer wird. Es wurde ihr oft ganz ängstlich dabei: „Laß uns umkehren, dir ist wohl nicht gut?!" Aber diese Atembeschwerden gingen doch immer wieder so rasch vorüber, daß sie sich ihrer übertriebenen Fürsorge wegen, mit der sie sich so viele Jahre vergällt hatte, schalt.

Aber in einer Nacht bekam er einen neuen Anfall, schlimmer als all die andern Anfälle, die er schon zu Hause in Berlin gehabt hatte.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Käte, die sanft schlief, eingewiegt vom steten Rauschen des Meeres, durch ein Pochen an die Tür, die ihre beiden Zimmer verband, aufgeschreckt wurde. Und durch ein Rufen: „Mutter, ach Mutter!" Jammerte da nicht ein Kind?! Schlaftrunken richtete sie sich auf — da erkannte sie seine Stimme.

„Wolfgang, ja, was ist dir?" Erschrocken warf sie ihren Morgenrock über, schlüpfte in die Samtschuhe, öffnete — da stand er vor ihrer Tür, im Hemde, auf bloßen Füßen, zitterte und stammelte: „Mir ist — so schlecht!" Sah sie mit angstvollen Augen flehend an und fiel, ehe sie noch zufassen konnte, ihn zu halten, schon um.

In ihrer Angst riß Käte fast die Klingel ab. Portier und Zimmermädchen kamen. „An meinen Mann, meinem Mann depeschieren: ‚Komm! Rasch, sofort!'"

Als der erschrockene Wirt auch erschien, legten sie den Kranken wieder auf sein zerwühltes Bett. Der Portier stürmte zu Telegraphenamt und Arzt, das Zimmermädchen schluchzte. Der Hotelier eilte selber in seinen Keller, um vom ältesten Kognak, vom besten Champagner zu holen. Der junge Mensch tat ihnen allen so unbeschreiblich leid; er schien in einer tiefen Ohnmacht zu liegen.

Käte weinte nicht, wie die gutmütige Person, das Zimmermädchen, dem in einem fort die Tränen über die Backen rannen. Sie hatte zu vieles zu beachten, sie hatte ihre Pflicht zu tun bis zum Schluß; jetzt wußte sie's: das war der Schluß. Es bedurfte nicht des Kopfschüttelns des Arztes mehr, nicht dessen geheimnisvollen Flüsterns mit dem Hotelier. Medikamente wurden aus der Apotheke gebracht, man bettete den Kopf des Erkrankten tiefer, die Füße höher, man machte Kampfereinspritzungen — das Herz ließ sich nicht mehr anpeitschen.

Käte verließ ihn nicht; sie stand dicht an seinem Bett. Glorreich hob sich eben draußen das goldene, unbesiegliche, ewige Licht aus den Wellen, da lallte er noch einmal etwas. Sie beugte sich dicht über ihn, so dicht, wie sie es einstmals über dem schlafenden Knaben getan, da es sie gedrängt hatte, ihm Odem von ihrem Odem einzuhauchen, ihn für sich umzubilden, Leben aus ihrem Leben. Nun hatte sie diesen Wunsch nicht mehr. Nun gab sie ihn frei. Und wenn sie sich jetzt so nah zu ihm neigte, so hingebend an seinen Lippen hing, so war es nur, um seinen letzten Wunsch zu vernehmen.

„Mutter, Mutter — Mut—ter?!" Es klang so fragend. Weiter sagte er nichts mehr. Er öffnete nur noch einmal die Augen, sah suchend um sich, seufzte und verschied. —

— — — — — — — — — — — —

Von außen lachte die Sonne herein. Und die Frau, die jetzt am Fenster stand und mit trockenen Augen hinaus in den Glanz sah, in den erquickenden, herrlichen, strahlenden Morgen, der leuchtender war als einer je zuvor, fühlte sich bezwungen von der Kraft der Natur. Die war so groß, so erhaben, so unwiderstehlich, vor der mußte sie sich bewundernd beugen, so umflort auch ihr Blick war. Lange, lange stand Käte sinnend: draußen war das Leben, hier innen war der Tod. Der Tod aber ist der Uebel größtes nicht! Mit einem zitternden Aufseufzen wandte

sie sich und trat zurück ans Bett: „Gott sei Dank!"

Nun sank sie vor dem Toten in die Knie, faltete seine kalten Hände und küßte sie.

Sie hörte es nicht, daß leise angepocht wurde.

„Madame!" Das Zimmermädchen steckte den Kopf herein. Und hinter dem Zimmermädchen reckte sich ein Männerkopf.

„Madame!"

Käte hörte nicht.

„Hier ist jemand — der Herr — der Herr ist angekommen!"

„Mein Mann?!"

Schlieben hatte das Mädchen beiseite geschoben und war hereingekommen, blaß, hastig, in höchster Erregung: seine Frau, seine arme Frau! Was hatte sie allein durchmachen müssen! Der Junge tot! Man hatte ihn unten damit empfangen, als er ahnungslos ankam, sie beim Morgenkaffee zu überraschen.

„Paul!" Es war ein Aufschrei seligster Ueberraschung, wahrer Erlösung. Von dem kalten Toten weg flüchtete sie in des Lebenden warme Arme. „Paul, Paul — Wolfgang ist tot!" Nun fand sie Tränen. Nicht endenwollende, strömende und doch so wohltuende Tränen.

All die Bitterkeit schwamm mit ihnen weg, was sie gegen den da in sich getragen hatte, als er noch lebend war. „Armer Junge — unser armer, lieber Junge!" Diese Tränen wuschen ihn rein, so rein, daß er wieder das kleine, unschuldige Jungchen wurde, das im blühenden Heidekraut gelegen und mit blanken Augen in die helle Sonne gelacht hatte. O, hätte sie ihn da gelassen! Diesen Vorwurf, den sie sich selber machen mußte, den wurde sie ja nie wieder los.

„Paul, Paul," schluchzte sie auf. „Gott sei Dank, daß du da bist! Hast du's geahnt? Ja, du hast es geahnt, du weißt, wie schrecklich, wie furchtbar mir zumute ist!" Die gealterte Frau umschlang den gealterten Mann mit noch fast jugendlicher Inbrunst: „Wenn ich dich nicht hätte — ach, das Kind, das arme Kind!"

„Weine nicht so sehr!" Er wollte sie trösten, aber ihm selber liefen die Tränen über das gefurchte Gesicht. Da war er nun hergereist in fliegender Hast, von einer jähen Unruhe getrieben — ihre Briefe waren ja ausgeblieben! — er war gekommen, freudig, um sie zu überraschen, und nun fand er's so hier?! Er rang nach Fassung.

„Hätt' ich ihn dort gelassen — o, hätt' ich ihn dort gelassen!"

Schlieben fühlte seiner Käte die Qual, den Selbstvorwurf nach, aber er wies auf den Toten, dessen Gesicht über dem weißen Hemd seltsam verfeinert, fast edelschön, jung und glatt war und ganz friedvoll, und zog sie mit der andern Hand fester an sich. „Weine nicht! Du hast ihn doch eigentlich erst zum Menschen gemacht — das vergiß doch nicht!"

„Meinst du —?! Ach, Paul" — in tiefem Schmerz neigte sie das betränte Gesicht —, „ich habe ihn dadurch nicht glücklicher gemacht!"

Sie mußte weinen, unaufhaltsam weinen im tiefen Erkennen weltlichen Irrtums. Zitternd faßte sie ihres Mannes Hände und zog ihn mit sich nieder am Totenbett.

Beider Hände falteten sich vereint über dem verlorenen Sohn. Wie aus einem Munde, in tiefer Reue flüsterten sie:

„Vergib uns unsre Schuld!"

Der Philosoph

Von

Georg Busse-Palma

Hier sitz' ich nun in diesen rauch'gen Räumen
Seit Jahren schon allein mit meinen Träumen.
Und aus dem Haupte kreisen mir Gedanken
Wie Wandervögel, die's nach Süden zieht.
Doch Höhn und Tiefen sind versperrt mit Schranken,
Die jeden halten und die keiner sieht!

Auch ich war draußen einst im lauten Leben,
In Lust und Leid und stets in eitlem Streben.
Ich trug mein Dasein wie es andre tragen
Und lief im Spiel um Geld und Menschenlob,
Bis plötzlich sich in meiner Brust ein Fragen,
Das Antwort heischte, ungestüm erhob.

Das war nicht lösbar in der Welt der Lügen.
Da zog ich fort und hab' in tiefen Zügen
Vom Seelenwein der Einsamkeit getrunken,
Und nur die Lampe hörte meinen Sang:
Was rauscht der Wald so bang und angstversunken,
Eh' noch der Sturm ihm in die Wipfel sprang?

Was ließ mich oft bei lärmenden Gelagen
Ein Wort von Gästen, fremden Gästen, sagen,
Die unsichtbar an unsern Sesseln lehnen
Und deren Schwingen mir das Licht verhüllt?
Die mir mit dunkeln, unbewußtem Sehnen
Den leeren Becher bis zum Rand gefüllt?

Wer sagt es mir? Allein mit meinen Träumen
Sinn' ich seit Jahren schon in diesen Räumen.
Und scheint Erkenntnis meine Stirn zu streifen
Und folgt mein Geist aufjauchzend ihrer Spur,
Fehlt mir das Wort, die Flücht'ge zu ergreifen —
Die Lampe schwelt und dunkler wird es nur. — — —



Die verlassene Ariadne auf Naxos. Nach dem Gemälde von Herbert J. Draper (London)



Cheopspyramide

Am heiligen Nil

Von

Thea Kaiser (München)

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen Copyright Underwood & Underwood, London und New York)

Nirgends hat die Wahrheit des Dichterwortes: „Neues Leben blüht aus den Ruinen" vollere Bestätigung gefunden als im Sonnenland Aegypten; denn noch vor einigen Jahrzehnten war es nur wenig Auserlesenen beschieden, die Zauber und Wunder jenes Reiches zu schauen. Seine Sphinxe und Pyramiden, seine Obelisken und Tempelruinen träumten in Weltabgeschiedenheit beim Rauschen des Nils und dem sanften Gesäusel der hochragenden Palmen von jahrtausendealter Vergangenheit, und seine braunen Söhne zogen mit dem genügsamen Kamel als einzige Wanderer durch den sandigen Ozean dahin. Nun ist dies ferne Märchenland jenseits der blauen See alljährlich das Ziel vieler Tausender, die hinüberziehen, um im Hauch der Wüste Genesung zu finden, die staunend stehen vor den Denkmälern längst entschwundener Kultur, die dort im blühenden Lenze wandeln, unter duftenden Blüten, wenn Eis und Schnee in unsern Breiten alles Leben ertötet. Neben dem in Lumpen gehüllten Fellachen, dem ewig ausgebeuteten Urenkel des Nils, dem Nubier im langen Kaftan und vielgewundenen Turban, dem Türken mit Fez und der mit schwarzem Schleiertuch verhüllten Aegypterin schreiten Angehörige aller Nationen in moderner Gewandung, und durch die blauen Lüfte, die ehedem nur des Muezzins Ruf von Allahs gewaltiger Größe erzittern machte, tönt der schrille Laut von Lokomotiven und Dampfern, die am Ufer und im breiten Bett des uralten stolzen, heiligen Niles hineilen und Wißbegierige, Schaulustige und Heilungsuchende tief hinein ins uralte Pharaonenland tragen.

An seiner weitverzweigten Mündung lockt der Nil nicht viele zu längerer Rast. Man eilt durch die stolze Stadt Alexanders und das üppige Land zwischen all den Wassern des Nils und seiner Kanäle und Seen, bis am fernen Horizont der endlos dünkenden Ebene sie auftaucht, die an Schönheit alle andern Städte des Orients überstrahlt, Masr el Kahira, die Siegreiche, die wie der Phönix der Asche sieghaft den Trümmern des alten Aegypten

entsteigt. Aus ihrem violetten Schleier schimmern die Palmenschäfte ihrer Minarette und die Kuppeln ihrer Moscheen, die Höhen des Mokkatam und die Silhouetten der Pyramiden. Und durch die glänzende Stadt wälzt in majestätischer Ruhe, ernst und langsam, müde nach so langer Wanderschaft, der Nil seine gelblichen Fluten dem Meere zu, schaukelt an Kairos Schwelle leichte Dahabijen und die flinken Nilboote mit dem lateinischen Segel an himmelhochragendem Maste und küßt im Vorbeirauschen den Fuß der Königin der Tropen, die ihr Haupt mit der Federnkrone in dunkelblauer, balsamisch durchhauchter Luft wiegt. Jenseits der großen Nilbrücke aber, fernab vom Gedränge der Kamelkarawanen und Eselstreiber, des bunten Völkergewirrs liegt Gizeh, dessen Beduinen der Welt älteste Schätze hüten. Da ragen sie empor, Kairos Wahrzeichen, der Sphinx und die Pyramiden, die Wächter der Geschichte am Rande der Libyschen Wüste. In stummer Ehrfurcht steht der Beschauer vor diesen gewaltigen Grabdenkmälern, die in kleiner Kammer die mächtigen Toten, Aegyptens große Könige Cheops, Chefren und Menkara, bargen. Einfach, schmucklos, aus rohem, plumpem Stein scheinbar kunstlos zusammengefügt, wirken diese größten der Menschenwerke dennoch geradezu überwältigend. Von ferne stört nichts den Eindruck einer regelrechten Pyramide; in der Nähe zeigen sich aber nur zu gut die zerstörenden Spuren von nahezu sechs Jahrtausenden und die Versuche der Menschen, das unermeßliche Material andern Zwecken zuzuführen. Auf die mächtigste derselben, die 146 Meter hohe Cheopspyramide, aus dem Jahre 3733 vor Christi Geburt stammend, die der Erzvater Abraham schon schaute, als er in Aegypten einzog, an der 100 000 Sklaven zwanzig Jahre lang mit peinlich genauer Einhaltung der Linien gebaut haben sollen, welche die größte Kirche der Christenheit in sich bergen könnte, steigt der Wißbegierige mit tatkräftiger Unterstützung der bronzefarbenen Beduinen von Gizeh. Nach einer halben Stunde angestrengten Kletterns über oft meterhohe Steinblöcke erreicht er, halb geschoben, halb gezogen, den Gipfel, der Raum für zwanzig bis dreißig Personen bietet. Doch welch ein Lohn harrt seiner für die kurze Mühe! In nächster Nähe ragen die beiden großen und eine Menge kleinerer Pyramiden, Gräber und das Riesenhaupt des mächtigen, mit den Pyramiden gleichalterigen Sphinx aus dem gelben Sande empor. Im Westen dehnt sich tief unter dem Steinthrone des Beschauers in ewigem Schweigen das Hügel- und Klippenmeer der



Blick von der Cheopspyramide in das Niltal



Der Nil von der Insel Philä aus gesehen; im Hintergrund der Staudamm von Assuan

Libyschen Wüste geheimnisvoll aus. Silbern glitzert der Flimmer seines Glimmergehaltes, und über dieser Todeseinsamkeit zittert die Luft im Glutschein afrikanischer Sonne. Aus Süden dämmert durch den klaren Aether das memphitische Totenfeld mit den Pyramiden von Abusir, der Stufenpyramide von Sakkara und der Knickpyramide von Dahschur herüber, die mit den sandverwehten Mastaben und dem Totentempel der heiligen Apisstiere die letzten Spuren der einst stolzen Königsstadt Memphis bilden. Welcher Kontrast zwischen dieser immer weiter fortschreitenden Verwüstung und dem in verschwenderischer Fülle ausgestreuten Leben gen Osten! Da schleicht am Fuße des Mokkatamgebirges der geheimnisvolle Wüstenwanderer, der Nil, hin, dessen Wasser seiner „unheimlich erhabenen Feindin", der todbringenden Wüste, in hartem Kampfe ihre festumklammerte Beute zu entreißen versuchen. Da grünen in Oasen Palmenhaine, duften üppige Gärten, rauschen Felder von Zuckerrohr und Durrahhirse, leuchten farbenglühende Blüten. Da lag auch einst die Sonnenstadt Heliopolis, von der ein einziger Obelisk noch kündet; da breitet auch die alte Sykomore ihre Aeste aus, in deren Schatten der kleine Christengott auf seiner Flucht geruht haben soll. Nach Norden aber strahlt wie eine vielzackige Krone die Alabastermoschee der Zitadelle Kairos mit ihren schlanken Marmorminaretten unter grünlichem Himmel über das malerische Häusergewirr Kairos, dessen Hunderte von Halbmonden aufleuchten wie goldene Lichter.

Schwer nur trennt sich jedes von dieser ehrwürdigen Stätte, die das historische Empfinden in machtvolle Bewegung setzt, schwer von Kairo, der aufstrebenden Weltstadt. Doch liegt die schöne Stadt ja erst an der Schwelle des Wunderlandes!

In eleganten Luxuszügen und Dampfern oder wie zu der alten Könige Zeiten in zierlichen Dahabijen gelangen die modernen Touristen in tage- oder wochenlanger Fahrt nilaufwärts. Inseln, Palmenhaine und üppige Felder, in denen rosenfarbene Flamingos und silberschimmernde Reiher, Pelikane und hier und da ein Ibis auftauchen, elende Fellachendörfer mit unzähligen Taubenhäusern, Klöster der Kopten, Moscheen, Pyramiden, Grabstätten und aufblühende Ortschaften, Engpässe und Steinbrüche, melancholische, unabsehbare Wüsteneien gleiten in buntem Wechsel vorüber. Hunderte von Ruinen künden auch hier Aegyptens großartig entwickelte Architektur zur Zeit der Pharaonen und Ptolemäer, so die oft malerisch gelegenen Tempel zu Dendarah, Abydos, des

hunderttorigen Theben mit den größten Heiligtümern aller Kunst zu Karnak und Luksor, die Tempel von Esneh, Edfu und Komombu.

Assuan mit seinen mehr als 6000 Einwohnern ist die wichtigste und schönste Stätte Oberägyptens, einen kolossalen Fortschritt in der Kultur aufweisend. Ist es doch nach Kairo die Hauptstation des Schiffsverkehrs und der neuen Eisenbahnlinie, die mit kurzer Unterbrechung Kairo mit Khartum verbindet. Der aufblühende Handelsplatz, das Syene der Griechen, liegt höchst malerisch am seeartig erweiterten Nil oder steigt empor an dem Granitgebirge, das die Ruinen arabischer und römischer Festungen krönen und einige Scheikgräber überragen. Palmen, Akazien und Sykomoren beschatten seine Gebäude, von denen der fast ganz mit Schutt bedeckte Sothitempel und die erst seit kurzem aufgedeckten bildergeschmückten Gräber an die Pharaonen- und Ptolemäerzeit erinnern. Von den hochgelegenen Gräbern am Westufer bietet sich ein malerischer Blick auf Assuan und die davor liegende schöne Insel Elephantine. Mittels kleiner Boote setzt man auf dies Blumeneiland über, auf dem eine Stadt mit dem großen Tempel des Kataraktengottes Chnum lag. Nur der restaurierte Nilmesser erinnert noch an alte Zeiten, und wie damals wird auch heutzutage das frohe Ereignis des Nilschwellens von hier nach Unterägypten gemeldet. Unter den Palmen und Sykomoren der Insel hausen in viereckigen Nilschlammhütten die Berabra in zwei kleinen Dörfern, fleißige, heitere, ehrliche Nubier mit schlankem, schwarzbraunem Körper. Aus dem gelben Wüstensande der Nilufer erheben sich rötlichschimmernde Granit- und Porphyrblöcke; das Flußbett ist mit Tausenden schwarzer, glänzender, abgeschliffener Granitfelsen einen Kilometer weit wie übersät. Schäumend drängen die gurgelnden Wasser sich zwischen diesen Hemmnissen durch. Mühsam gelangt die Dahabije vorwärts; wohl an hundert lärmende, schreiende Nubier ziehen und heben und schieben das Fahrzeug über die Untiefen und durch die Klippen des ersten Nilkataraktes.

Hinter den tosenden, brausenden Wassern aber steigt aus der nun spiegelglatten Flut, ein Bild des Friedens, die kleine unbewohnte Insel Philä, kaum 400 Meter lang und höchstens 140 Meter breit, empor. Mit dem herrlichen Heiligtum der Isis ist sie das reizendste Idyll auf dem weiten, weiten Wege des Nils. Das Heiligtum der Mondgöttin ist noch wohlerhalten. Auf 15 Meter hoher Terrasse erhebt sich über dem Nil der ungedeckte älteste Bau aus der Zeit Nektanebus I. mit einem Sandsteinobelisken (378 bis 360 v. Chr.) Zwei nicht parallele Kolonnaden mit den verschiedensten Kapitälen, die teilweise eine blaue, sternenbesäte Decke tragen, und von denen die längere, mit Fenstern in der Rückwand versehen, auf die




Blick vom Felsen Abu Sir auf den zweiten Nilkatarakt



Die Insel Elephantine

Uferbauten am Nil sich erstreckt, führen zum ersten Pylon. Löwen und Obelisken liegen vor ihm in Trümmern. Außenwände und Mitteltor des Pylons bedecken reiche Skulpturen, so vor allem Isis mit der Mondscheibe zwischen den Kuhhörnern auf dem Kopfe, Osiris mit der Krone Oberägyptens auf dem Haupte und der Geißel der Macht in der Hand. Ein Tor im linken Flügel führt zu einem kleinen Tempel, der gebärenden Isis geweiht; ihm gegenüber erhebt sich eine entzückende Säulenhalle mit verschiedenen Gemächern, woran sich ein dem ersten nicht gleichlaufender zweiter kleinerer Pylon schließt. Erst durch diesen gelangt man in den eigentlichen, von Ptolemäus Philadelphus I. erbauten Isistempel mit seinen Sälen und Zimmern, dem Heiligtum und den bunten, wohlerhaltenen Palmen-, Lotos- und Kelchkapitälen. Nach dem Jahre 577 diente dies heidnische Gotteshaus eine Zeitlang den Kopten als christliche Kirche. Cook hat für seine Reisenden ein kleines Chalet auf der Insel errichtet und läßt darin ein opulentes Frühstück servieren, das früher in dem reizenden Tempel, Pharaos Bett, eingenommen wurde. Er ist quadratisch, offen, mit 14 Sälen geschmückt und blieb unvollendet. Entzückend ist der Anblick des Inselchens, eines wahren Schatzkästleins der Kunst, von der gegenüberliegenden äthiopischen Insel Bigeh, besonders wenn der Glutball der afrikanischen Sonne hinter den dunkeln Kataraktbergen versinkt und Felsen, Nil, Tempel, Pylonen und Palmen in ein Flammenmeer taucht. Dann scheint ein Märchenbild aus Tausendundeine Nacht die alte versunkene Welt wieder aufzuleben!

Auch vom ersten Pylon, auf den eine Stiege führt, bietet sich ein großartiger Rundblick über die pittoreske Nillandschaft. Im Nordwesten sperrt sie hinter zerklüftetem schwarzen Felsgestein der Riesenbau des großen Nilstauwerkes, das in der Kühnheit seiner Anlage und der Schwierigkeit und langwierigen Dauer seiner Ausführung sich mit den grandiosen Bauwerken Altägyptens getrost messen kann. In halbstündiger Bootfahrt erreicht man diesen größten Damm der Welt, der das Nilwasser das ganze Jahr über aufspeichert, so daß, dank diesem Wasserwerke, nie mehr Trockenheit und Dürre in Unterägypten eintreten wird. Tosend und donnernd schäumen seine Wasser aus den mächtigen Schleusen, um nach langem Laufe dem Meere zuzueilen oder befruchtend in die Felder einzudringen. Ist Philäs Isistempel die zierlichste Kultstätte am Oberlauf des Nils, so muß der Große Felsentempel von Abu Simbel im fernen

Nubien als die großartigste bezeichnet werden. Kein Geringerer als Ramses II., der Sesostris der Griechen (1388 bis 1322 v. Chr.), ließ ihn in den rotgelben, nach rückwärts geneigten Sandsteinfelsen einhauen. Burckhardt entdeckte ihn 1817 hinter Sandbergen, und seitdem ist der Tempel das Entzücken der Forscher. Seine riesige Fassade hat eine Höhe von 40 und eine Breite von 30 Metern, während die Tempeltiefe 63 Meter beträgt. Ein Fries mit Hundsaffen zieht sich über Ramses' Widmung. Vier 20 Meter hohe Riesenbilder des sitzenden Königs mit der Krone auf dem Haupte, vorzüglich in Ausführung, Größenverhältnissen und Ausdruck und glücklicherweise mit Ausnahme einer Figur gut erhalten, bewachen seit mehr als drei Jahrtausenden den Eingang, über dem der sperberköpfige Sonnengott Ra, mit der Uräusschlange und der Sonnenscheibe auf dem Haupte, in einer Nische angebracht ist. Neben dem rechten Fuße jedes Kolosses erhebt sich das Steinbild von Nofritari, des Königs Gemahlin, während die Statuen ihrer zwei Söhne und Töchter zwischen den Füßen der Ramseskolosse emporragen. Die vier Hallen im Innern, die mit dem Heiligtum abschließen, enthalten in herrlichen Skulpturen und Malereien Opferszenen und Episoden aus des mächtigen Königs Leben, der selbst als Osiris dargestellt ist. Englische Pioniere unter Kapitän Johnstone entfernten 1892 überhängende, einsturzdrohende Felsmassen, nahmen Ausbesserungen vor und errichteten Mauern gegen den alles bedeckenden feinen Flugsand der Wüste. Der Anblick vom Nil aus in tropischer Vollmondnacht ist höchsten Zaubers voll.

Von Abu Simbel geht die Fahrt nilaufwärts durch weniger interessante Landschaft. In fünf Stunden wird Wady Halfa, das wohlbefestigte,



Philä und seine Tempel von der Insel Bigeh aus



Der große Felsentempel von Abu Simbel

erreicht. Zehn Kilometer entfernt entsteigt der Wüste am linken Ufer ein isolierter, 100 Meter hoher Granitfelsen — Abu Sir —, den Inschriften kühner Reisenden decken. Von ihm aus bietet sich ein großartiger Blick auf den zweiten Katarakt des Nils. Fünfzehn Kilometer weit ist der Fluß seeartig erweitert, wie beim ersten Katarakt von Tausenden schwarzer Granitblöcke in unzählbare Arme gespalten, eine Fels- und Wasserwüste, in der die Wasser unheimlich gurgeln, zischend emporspritzen und sich wieder zu kleinen, schaumbedeckten Seen vereinen. Hier und da zeigt sich auf einer Sandbank das spärliche Grün des langen Halfagrases, eine elende Palme oder verkümmerte Sykomore, einem Baumstamm gleich ein träges Krokodil, sonst außer den geschäftigen Wassern nichts Lebendes im weiten Umkreis, den jenseits der rotgelben toten Wüste in dämmernder Ferne die Bergwelt des Sudans begrenzt. Ein Anblick voll Majestät, die erhöht wird durch die unsagbaren Farbeneffekte des Südens.

Der zweite Katarakt hat der Nilschiffahrt ein Ziel gesetzt; nur beim höchsten Wasserstand lenken die Eingebornen ganz seichte Kähne durch den „Bauch der Steine", leiden aber nicht selten Schiffbruch. Von Wady Halfa bringt der Sudanluxuszug den Wißbegierigen auf bequeme Art nach Khartum — und vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzuferne, in der das Dampfroß pustend einzieht ins dunkle Land der Nilquellen, wo Kraniche einst mit den Pygmäen kämpften.



Sancta Caecilia

Nach einem Gemälde von S. Glücklich

Veronikas Freier

Humoreske

von

L. Bürkner

Auch unsre Anna heiratete. Es war das reinste Verhängnis. Kaum glaubten wir einmal ein nettes „Mädchen für alles" zu haben, so schaffte sie sich ein „Verhältnis" an und heiratete mit größtmöglicher Geschwindigkeit gerade dann, wenn wir uns einigermaßen miteinander eingelebt hatten. Unser Haus schien übrigens mit der Zeit einen großen Ruf in dieser Beziehung zu bekommen. Denn wenn sich wieder mal eine Anna oder Berta oder Marie verheiratet hatte, dann gab es eine wahre Wallfahrt zu mir, und ich hatte die Auswahl zwischen einem Dutzend mehr oder minder netten Damen verschiedenen Alters, die alle meine Küche als einen Durchgangsposten zu einer „guten Partie" zu betrachten schienen. Wenn ich erzähle, daß wir in einer Dienstwohnung der Eisenbahn hausten, daß vor dem Küchenfenster die Lokomotiven aus dem unweit befindlichen Schuppen ausfuhren und rangierten, so wird es weiter nicht befremden, daß unsre sämtlichen Hausgehilfinnen sich mit „Eisenbahnern" verheirateten, die als „Angestellte" mit festem Gehalt in besonderem Ansehen standen.

Also Anna heiratete. Selbstverständlich hatte auch sie ihren Auserkorenen auf dem bei uns durchaus üblichen Wege durchs Fenster kennen gelernt, das heißt er hielt mit seiner Maschine unten „harrend ohne Schmerz und Klage, bis das Fenster klang" und sie ließ ihn nicht lange harren, sondern riß es mit großem Geklapper auf und neigte das durchaus nicht bleiche Antlitz so weit hinaus, als es eben ging, um die Liebesschwüre des modernen Toggenburg entgegenzunehmen.

Daß dabei die dem Mädchen obliegenden Pflichten besonders eifrig verrichtet worden wären, kann ich nicht gerade behaupten. — Am eifrigsten wurde das Geschirrwaschen betrieben, das gerade an diesem Fenster vorgenommen werden mußte. Anna wusch den ganzen Tag Geschirr — vom grauenden Morgen bis in die sinkende Nacht hinein. Niemals erfreuten wir uns so blanker Teller und Tassen. Allerdings war diese vehemente Reinlichkeit mehr augenerfreuend als dem Geschirr zuträglich. Lieber Gott, wenn die Hände Tassen und Teller spülen und die Augen bedeutend interessantere Dinge zu tun haben, dann muß ja zuweilen „was passieren". Anna hatte darin übrigens eine ganz geschickte Art. Sie vergoß solche Ströme von Tränen, daß es einfach roh gewesen wäre, ein so geknicktes Geschöpf auch noch hart anzufassen. Inzwischen verminderte sich die etatsmäßige Zahl meiner Porzellan- und Glasgeräte reißend schnell, und ich sah schließlich mit ziemlich ungemischten Gefühlen Annas Heirat entgegen.

Ich stand also wieder einmal vor der Wahl eines neuen Mädchens. — Aber diesmal wollte ich's schlauer machen. Ich hatte einen herrlichen Einfall, der allerdings so einfach war, daß ich mich staunend fragte, warum ich nicht schon längst darauf gekommen sei. Um zu vermeiden, daß mein zukünftiges Mädchen sofort wieder eine „Freierei im Gange" habe — dies war der Kunstausdruck für die Geschehnisse —, brauchte ich ja nur einfach eine zu nehmen, die schon einen andern Schatz hatte — am besten eine, die erst nach längerer Zeit heiraten konnte. Dann war mit einem Male der ganzen Fenstergeschichte ein Ende gemacht, mein Porzellanschrank bekam Ruhe und wir hatten die Aussicht, außer reinem Geschirr auch sonst mal wieder das notwendige Maß von Sauberkeit und Ordnung in unserm Haushalt einziehen zu sehen.

Ich triumphierte. Freilich, mein Mann suchte mich schleunigst zu ernüchtern. Männer können ihren Frauen selten die Ehre eines guten Einfalls gönnen.

„Das ist doch ganz egal, ob die Neue schon einen Schatz hat oder nicht," sagte er mit dem zynischen Lächeln, das er hat, wenn von Frauen im allgemeinen die Rede ist, und das mich jedesmal bis zum Weißglühen empört — „sie schafft sich dann eben noch einen an oder läßt den andern laufen."

Ich war entrüstet: „Also das ist deine Ansicht von der Treue der Frau," sagte ich so schneidend als möglich. „Ich möchte nur wissen, wo du all diese Erfahrungen gesammelt hast? Bei mir doch sicher nicht!"

Er lachte und gab mir im Weggehen einen Kuß. „Nein, bei dir nicht, kleines Schäfchen." Und dann ging er aufs Bureau und überließ mich meiner Entrüstung und meiner guten Idee.

Also ein Mädchen mit einem „Schatz"! Aber so leicht und einfach, wie ich mir die Sache gedacht hatte, schien sie doch nicht zu sein. Denn sämtliche Mädchen, die sich mir im Verlauf der nächsten acht Tage vorstellten — und es waren nicht wenige —, behaupteten mit kecker Stirn gänzlich „ohne" zu sein und waren unendlich erstaunt, wenn ich infolgedessen die Verhandlungen sofort abbrach. —

Mein Mann lachte und verhöhnte mich. Aber ich blieb konsequent, und wenn ich einmal schwach werden wollte, so stachelte ich mich durch eine Revision meines Porzellanschrankes zum Beharren auf. Wenn ich die auslangettierten Teller und die abgestoßenen Henkel, die gesprungenen Schüsseln und zerteppertеn Saucieren betrachtete, wenn ich wehmutvolle Blicke aussandte nach denen, „die nicht

da waren“, dann verbiß ich mich immer von neuem in meine Idee: nur ein Mädchen mit einem Bräutigam.

Und eines schönen Tages erschien Veronika. Sie kam in Begleitung einer Mutter, obgleich sie entschieden Manns genug gewesen wäre, um ihre Angelegenheit allein durchzufechten. Wörtlich genommen, Manns genug — sie hatte das Maß eines Gardedragoners. Ihr streng geschnittenes Antlitz hatte so wenig Weibliches und so wenig Anziehendes, daß mich sofort der Gedanke durchfuhr: „diese nimmst du sogar ohne Bräutigam“. Aber hier schien sich alles Erwünschte zusammenzufinden. Sie hatte nicht nur gute Zeugnisse, sie hatte sogar einen Bräutigam — einen wirklichen regulären Bräutigam, der in einer angenehm weit entfernten Garnison sein erstes Jahr abdiente. Und dabei war dieser Bräutigam durchaus nicht der Idealschwiegersohn der Mutter Veronikas, wie diese mir sofort tränenden Auges anvertraute. Ein Grund mehr, Veronika zu mieten; denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Töchter gewöhnlich mit besonderer Hartnäckigkeit an solchen Männern hängen, die den Müttern nicht die erwünschtesten sind. Mein Mann behauptet, dies sei ein Ausfluß der Bosheit und des Widerspruchsgeistes der weiblichen Natur — nun, mag er, das Faktum ist jedenfalls da.

Veronikas Mutter beschwor mich, ihrer Tochter diesen Bräutigam auszureden — hätte sie gewußt, was in mir vorging, so hätte sie mir wahrscheinlich Veronika nicht überlassen. Da ich aber heuchlerisch meine Absichten verbarg, wurden wir bald einig, und nach acht Tagen trat Veronika ihren Dienst an — mit einer gewaltigen Kiste, die sie auf dem Kopfe trug wie eine Flaumfeder, und im Arbeitskleide noch gigantischer und dragonerhafter aussehend als vorher.

Mein Mann machte große Augen, als er meine Aquisition sah. Aber als am Mittag das tadellos gekochte Essen von Veronika mit einer überraschenden Gewandtheit aufgetragen wurde, da nickte er zufrieden mit dem Kopfe und bemerkte nur boshaft, daß Veronika in weißer Schürze und Häubchen „fast nett“ aussehe. Aber das tat er nur, um mich zu ärgern und zu beunruhigen.

Friedlich schöne Tage vergingen. Veronika war ein Juwel, eine Perle. Allerdings eine Perle in Kolossalfassung — aber daran gewöhnten wir uns allmählich. Nur das Erschrecken unsrer Bekannten beim ersten Anblick unsrer „Neuen“ erinnerte uns angenehm daran, daß das „Heldenmädchen“, wie mein Mann sie getauft hatte, wirklich kein wohlgefälliger Anblick für das unbefangene Auge war, und das Gefühl der Sicherheit, in das ich mich wiegte, wurde nicht gestört durch den Hinweis meines Mannes, daß ebensogut wie Veronika den einen Bräutigam gefunden, sie auch von andern Männern wohlgefällig betrachtet werden könne.

Veronikas Bräutigam war der Nachbarssohn — das erklärte vieles. Er hatte sie von Kindheit an gekannt und war an ihren Anblick gewöhnt. — Jahrelange Gewohnheit — nun ja, da verliert sich der Maßstab.

Unsre Häuslichkeit gestaltete sich geradezu ideal in dieser Zeit. So oft ich in die Küche kam, nie erblickte ich Veronika an dem ominösen Fenster. Es schien mir, als ob die Maschinen bedeutend seltener rangierten — mein Mann erklärte das als eine Phantasie, deren Voraussetzung beleidigend sei für eine königlich preußische Eisenbahnverwaltung. — Aber ich ließ mir's nicht ausreden. Sonst war den ganzen Tag ein Schrillen der Dampfpfeifen, ein lärmendes Ausströmen des Dampfes, ein nerventötendes Gequieke und Gekreische der Schienen — jetzt schienen alle Geräusche abgedämpfter, leiser.

Ich begann mir einen Ueberschlag der Kosten für die Ergänzung meines Eßgeschirrs zu machen. Ich bemühte mich, meinem Mann klar zu machen, daß die Küche unbedingt neu gestrichen werden müsse — der Kohlendunst, der in den letzten Monaten durch das beständig offene Fenster hereingezogen war, hatte sie in eine schwarze Höhle verwandelt —, da bemerkte ich plötzlich an Veronika eine seltsame Veränderung. Wenn es nicht so absurd gewesen wäre, ich hätte glauben mögen, Veronika sei nervös. Sie machte plötzlich aufgeregte Augen, was sich bei ihr fast schreckhaft ausnahm — sie fuhr bei jedem Klingeln zusammen und rannte mit stampfenden Riesenschritten nach der Tür — sie hatte zitternde Hände, denen zu öfteren Malen irgendein zerbrechlicher Gegenstand unversehens entglitt — kurz, sie befand sich augenscheinlich in einem Zustand ersichtlicher Aufregung. Und als ich ernstlich besorgt in sie drang, da kam eine niederschmetternde Tatsache zutage.

Unter strömenden Tränen — dick wie Erbsen kollerten sie über Veronikas umfangreiches Antlitz — zog sie aus ihrer Kleidertasche einen arg zerknitterten Brief hervor. Ich entfaltete ihn voll schwarzer Ahnungen. — Oben war in feurig-roten Tönen ein enormes Herz aufgemalt. Ein ebenso enormer Pfeil durchbohrte es, und sehr blaue Vergißmeinnicht umschlangen Herz und Pfeil in malerischen Schlingungen. Auf dem Bogen aber war, untermischt mit verschiedenen Fettspuren, die augenscheinlich von Fingerabdrücken herrührten, mit großen Buchstaben zu lesen:

„Innichstgelübtes Vronchen.

Ich muß die Feder ergreifen und Dir innichstgelübtes Vronchen hierdurch mitteihlen, daß der Schampes*) sich ein anderes Mähdchen angeschafft hat, das ist das Traud, das hier in Dienst ist, wo er fohrigen Sonndag ist mit bei der Musikk gewehsen und sie mit einen Schohppen trahktdiert hat und hat über mich gesahgd, er wohlde keine Riesendahme, sondern einen Schatz wie alle Mähdchen und ich Dir dieses nicht aus Eihfersuchd schreibe, innigstgeliebtes Vronchen, sondern damit Du siehst, wer es ehrlich mit Dir meint und wer nicht und komme ich Herbst vom Millidähr und können wir uns dann heirahden, denn daß Du den Schampes nicht mehr heirahden kannst, das wird auch Deine Muhdder nicht mehr leiden, wo er Dich jetzt schon an der Nase herumführt und mit andern Mähdchen läuft und Du nachher zu Hause sitzen kannst und zusehen, wie er mit andern korressihrt und welches ich nie thun werde, innigstgelübtes Vronchen und wann Du mir schreibst, dann sage ich es dem Schampes gleich, daß wir Hochzeit machen, wenn

*) Johann Peter.

ich vom Millidähr komme, als welcher ich verbleibe Dein inniggelübter Heinrich."

Ich ließ entgeistert den Brief sinken. All meine schönen Hoffnungen dahin. Veronikas Bräutigam untreu — ein anderer Verehrer Veronikas — ach, wenn mein Mann das hörte — auf der Bildfläche aufgetaucht, nun konnte ja alles passieren. Veronika weinte herzzerreißend. Sie hatte eine sonderbare Art, tiefe rauhe Kehltöne auszustoßen und in regelmäßigen Abständen einen ganz hellen Aufschluchzer dazwischen zu schieben. — „U—u—u—u—hiiii—u —u— — —u—hiiiii! — Der Schampes —u—u, —u, —u — der is mir untreu — wo ich ihn doch so unmenschlich gern hab' —u, — hiiii — und den, den Heinrich mag ich nicht, — u—u—u, das ist ein Filou — und ein —u—u hinterwärtser, heimtückischer Kerl —u—u und nu schreibt er das auch an meine Mutter — hiiii! Und dann machen se zu Hause wieder Krach —u—u—u und ich muß den Heinrich nehmen — dem seine Felder an unse anliegen."

Ich versuchte es, sie zu trösten, ihr das ganze als eine dunkle Intrige des verschmähten Heinrich hinzustellen. Aber es nutzte nichts. Sie weinte unentwegt weiter, nur von Zeit zu Zeit einige stoßweise Brocken hervorbringend:

„Es is wahr! Es is wahr! Schon vierzehn Täg hat er mir nicht mehr geschrieben, wo ich sonst alle Montags einen Brief kriegte und auch noch zwischendurch 'ne Ansichtskarte. — Und wo er weiß, daß ich ihn so lieb hab'. Und nu sagt er, ich wär 'ne Riesendame!"

Resigniert begann ich, mich mit den Vorbereitungen zum Mittagstisch zu beschäftigen. Veronika war augenscheinlich ganz von ihrem Kummer beansprucht. Ich konnte ihr nicht zumuten, junge Schoten auszuhülsen.

In diesem Augenblick klingelte es. Hastig stürzte Veronika hinaus und kam nach einer Weile mit einem Brief in der Hand wieder herein. Auf den ersten Blick sah man, daß der Brief von „ihm" war. Das ungeschickte, etwas beschmutzte Kuvert, die drei roten Siegel mit den Hosenknopfabdrücken. Veronika war ganz blaß geworden. Ich ging diskret hinaus. Mit einem letzten Blick sah ich noch, wie ihre Hände so stark zitterten, daß sie kaum das Siegel aufbrechen konnte. Ich überließ sie eine halbe Stunde ihren Gefühlen, dann war es die allerhöchste Zeit zum Kochen.

Und ich ging zagend in die Küche. Da erwartete mich eine Ueberraschung. — Veronika hatte augenscheinlich ihre Tränen gründlich getrocknet. Sie wirtschaftete mit verdreifachtem Eifer umher. In ihrem Gesicht war etwas wie ein fester Entschluß zu lesen.

„Er hat mir geschrieben," sagte sie mit verächtlichem Tone, „es wäre nur ein Späßchen von ihm gewesen. Man könne doch auch nicht leben wie ein Einsiedler. — Wenn Madam den Wisch lesen wollen."

Sie reichte mir einen zweiten Briefbogen. Dasselbe durchbrochene Herz, derselbe Pfeil, dieselben Vergißmeinnichtranken. Augenscheinlich bezogen die Rivalen ihr Briefpapier aus derselben Quelle. Und Veronikas Bräutigam schrieb:

„Innigstgeliebte treue Vronika!

Auf Dein Schreiben von vorgestern will ich Dir antworten. Ich kann Dir nur mitteilen, daß der Heinrich mich verschwätzt hat und daß es nur ein Späßchen von mir war. Ich bin mit dem Traud bei die Musik gegangen, weil man doch nicht wie ein Einsiedler leben kann. Und das Traud ist ein sehr gemütliches Mädchen. Deßwegen brauchst Du nicht gleich zu ressennieren und zu schennen. Das sagt das Traut auch. Und ich werde Dir ewig treu bleiben, weil ich es Dir geschworen habe. Aber Du bist Eifersichtig und verfolgst mich. Das sagt das Traut auch. Und der Mensch muß sein' Ruh haben, wo man ohnehin schon den schweren Dienst hat und sich den ganzen Tag abracken muß. Und wo man allen Mut verliert, wenn man dann auch noch so Briefe kriegt. Und wenn es nicht anders wird, ich ins Wasser gehe. Es ist jetzt nicht kalt darin und man ist schnell verschwunden. Das Leben ist nichts wert, wenn einem die Mädchen es leid machen. Und wann Du meinst, Du könntest mich immer kujinieren, dann bist Du irr. Ich laß mich nicht von Dir kujinieren, wo ich jetzt Soldat bin und schon die Knöppe kriege und forsch bin, das sagt das Traud auch, das ich das nicht nötig habe. Womit ich schließen muß. Und das Traud läßt Dich grüßen. Und ich auch

Dein bis in den Tod getreuer

Johann Peter Reuter.

P.S. Und daß Du mir so was antust, wo wir nun schon so lange miteinander gehen und so untransam bist, das ist eine Sünd' und Schand'. Das sagt das Traud auch."

Ich wendete das sonderbare Schriftstück um und um. Ein merkwürdiger Liebesbrief war das. „Das sagt das Traud auch." Das schien mir die Hauptsache darin zu sein. — Ein komischer Bräutigam!

Veronika schien meine Gedanken zu erraten. Sie lachte verärgert.

„Ja, Madam! Was soll man da wohl zu sagen! Aber so 'n Mensch is nu der Schampes mal. Nie weiß er, was er will. Immer muß man auf ihn aufpassen, wie auf 'n kleines Kind. Immer läßt er sich von 'n andern rumzerren, wie die wollen. Wenn das Traud ihm einred', ich tät' ihn kujinieren und schekanieren, denn glaubt er das. So is er immer gewesen."

„Aber Veronika," sagte ich ernsthaft, „dann ist das doch kein Mann für Sie. Was soll denn das später werden? Haben Sie sich das denn überlegt? Sie passen doch gar nicht zusammen."

Veronika sah mich überlegen an. „Sehen Sie, Madam, das is bei uns Bauern anders wie bei den Vornehmen. Einer muß die Kurasch haben und das Besinnen und die Festigkeit. Und wenn so 'n Mann sie nicht hat, dann muß die Frau sie grad haben. Wo soll das denn sonst wohl aus und ein! Der Tummerian der! Da schreibt er, ‚das Traud sagt'. — Nu ja, jetzt denkt er vielleicht, das Traud wär 'ne bessere Frau für ihn. So eins, was nichts tut als sich aufputzen und herumschwätzen und die Leut ärgern und unsern Herrgott 'n guten Mann sein lassen. Da wär' der Schampes schön verraten und verkauft. Aber der kommt schnell wieder zu sich! — Ich hab mich auch bloß geärgert, weil sich der Heinrich in die Sach'

hineingemengt hat. Ich weiß jetzt schon, was ich zu tun hab'."

„Aber Veronika," sagte ich zaghaft, „wie denken Sie sich das denn, wenn Sie nun mal verheiratet sind und Ihr Mann läßt sich dann auch von jedem ‚rumzerren', wie Sie sagen, und Sie müssen ihn immer behüten und bewachen? — Das muß doch schrecklich sein."

Veronika lachte und hob symbolisch einen ihrer kräftigen Arme in die Höhe. „Och nein, Madam! Das is nicht 's schwerste Kreuz. — Wenn einer nicht grob is und rauhlich und nicht trinkt und nicht lumpt — das ist die Hauptsach'! Mit dem Schampes werd ich schön fertig. Der kommt mir nicht aus, wenn ich 'n mal fest hab'."

Sie stand vor mir, jeder Zoll ein „Heldenmädchen". Ich glaubte ihr ohne weiteres. Wen diese Hände hielten, der kam so bald nicht „aus".

„Aber ich werd 'n kurieren," sagte Veronika energisch. „Das werd' ich ihm austreiben, das Späßchen. Und was 's Schönste ist, er ist dabei auch noch eifersüchtig. Wie er noch im Dorf war, da hat er mir alle Finger lang Schkandal gemacht."

Ich sah Veronika zweifelnd an. Daß „Schampes" Grund zur Eifersucht gehabt haben sollte, erschien mir über die Maßen komisch.

Veronika deutete meinen Blick falsch. — Verschämt und selbstbewußt lächelnd fuhr sie in ihren Bekenntnissen fort:

„Ja, weil nämlich die Burschen immer so arg hinter mir her waren und mir keine Ruhe ließen. Und ich als mal mit einem 'n bißchen mehr getanzt hab', wie ihm recht war. Und da will er mir jetzt weisen, daß er auch Mädchen genug haben kann! Und tut so, als ob er sich vor den Mädchen nicht retten könnte. Und schreibt, er will ins Wasser gehen! Von meinetwegen kann er reingehen und schwimmen bis nach Holland."

Und stolz wie eine Spanierin, gehoben vom Gefühl ihres Wertes und ihrer Anziehungskraft, widmete sich Veronika ihren häuslichen Obliegenheiten. Als mein Mann am Mittag nach Hause kam, fand er mich völlig geknickt. Das Bewußtsein, eine Schöne in meiner Küche zu haben, der „die Burschen immer so arg nachliefen" und um derentwillen der Bräutigam ins Wasser gehen wollte, das ja jetzt nicht mehr so kalt war, wirkte nach all den früheren Erfahrungen geradezu furchtbar auf mich. Und die dunkeln Andeutungen Veronikas in betreff ihrer Rache beunruhigten mich lebhaft. Ich ahnte dramatische Szenen in den Küchenregionen und ich habe eine natürliche lebhafte Abneigung gegen derartige Aufregungen.

Mein Mann lachte fast Tränen. Veronika als männerbetörende Circe war ihm ein überwältigender Gedanke. Und als er sich's nach Tisch nicht versagen konnte, Veronika mit heuchlerischer Teilnahme zu befragen und von ihr die Bestätigung meiner Erzählung erhielt, da hätte es beinahe eine Katastrophe gegeben. Er wurde so beunruhigend blau vor unterdrücktem Lachen, daß ich schleunigst Veronika aus Seh- und Hörweite bringen mußte. Und der Schlußrefrain war natürlich: „Siehst du, ich hab's ja gleich gesagt. Nun haben wir die Pastete."

Ja, wir hatten sie in der Tat. Noch an demselben Abend kam Veronika sehr spät, sehr rot und sehr verwirrt vom abendlichen Einholen der Milch nach Hause. Ihre Bekleidung zeigte entschieden Spuren von Milchflecken, ihre Schürze war sehr zerknittert, und auf meine Frage antwortete sie so verschämt und verwirrt: „O, es war der Wind," daß ich mit absoluter Sicherheit voraussah, dieser Wind werde in den nächsten Tagen noch recht lebhaft wehen.

Als ich am nächsten Morgen in die Küche ging, hörte ich schon auf dem Flur Veronikas Stimme. Sie sang. Zum ersten Male sang sie. Sie hatte übrigens eine ganz hübsche Stimme. Und sie sang mit so viel Gefühl:

> In des Gartens dunkler Laube
> Saßen abends Hand in Hand
> Ritter Ewald kühn und mutig — — — —

Mein Eintreten unterbrach den schmelzenden Gesang, aber mein erster Blick erspähte schon, was vorging. Veronika stand am weitoffenen Fenster, was früher nie vorgekommen war, wusch Geschirr — eine Tasse und einen Löffel — und unten vor dem Fenster fauchte eine Lokomotive.

„Veronika!" sagte ich vorwurfsvoll.

Veronika errötete bis unter ihre stramm zurückgekämmten gelblichen Haare.

„Es is so warm heute," sagte sie entschuldigend.

Ja, es war warm. Es blieb auch warm. Das Fenster „klang" nicht, denn es stand den ganzen Tag offen. Meine schönen Träume von getünchter Küche und einem neuen Eßservice blieben einstweilen Träume. — Und Veronika blieb jeden Tag beim Milchholen länger aus. Außerdem hatte unser Milchtopf nur noch einen halben Henkel und eine arg zerstoßene Tülle. Drei Tage nachher kam ich eines Abends in die Küche. Veronika war fortgegangen. Auf dem Küchentisch stand das Tintenfaß, ein weißer Bogen lag dabei und ein offener Brief. Ich konnte nicht widerstehen. Es war indiskret, es war gewöhnlich, aber ich tat es, ich las den Brief. Dieser Briefbogen hatte kein rotes Herz! Nur zwei schnäbelnde Täubchen als Symbol. Und mit einer ganz flotten Handschrift war darauf geschrieben:

„Hochgeehrtes treu geliebtes Freulein!

Wenn es wahr ist, daß Schönheit immer mit Krausamkeit verbunden ist, so kann es mich freilich nicht wundern, wenn Sie, reizende Veronika, an Krausamkeit dem Löwen der Wüste gleichen. Sie haben mein armes Herz gänzlich zerfleischt und doch liebt dieses nur sie allein. Erhören Sie mich, holdeste Feronika, lassen Sie Ihre Krausamkeit dahinfahren und machen Sie mich zum Glücklichsten der Sterblichen. — Dann wird unter Ihren Füßen ein Tal von Lilien und Rosen blühen und das Leben wird ein Paradies sein. Geben Sie mir bald ein Zeichen und erhören Sie endlich

Ihren Sie unendlich liebenden Artur."

Die Nachschrift „Arturs" (der etwas gar zu treu dieses poetische Schreiben aus irgendeinem Liebesbriefsteller abkopiert zu haben schien) aber lautete wörtlich:

„Wenn Sie, heißgeliebtes Froychen am Sonntag mit mir bei die Musik gehen wollen, so werde ich Ihnen all' mein Verhältnis auseinanderlegen und glaube ich, daß man mit fünfundachtzig Mark im Monat sehr glücklich leben kann, besonders wenn

man sich liebt und es braucht dann (hier trat entschieden der Liebesbriefsteller wieder in Aktion) nicht Rang noch Stand noch Millionen, nicht Perlen, noch Diamanten und Kleinoden — und wir können eine schöne Stube und Küche mieten und niemand soll Sie schel ansehen Ihr innigster Verehrer Nikolaus Böhringer."

Ich hatte diesen Brief kaum zu Ende gelesen, als ich die Stimme der „krausamen" Schönheit auf der Treppe hörte und mich beeilte, aus der Küche zu schlüpfen.

Mein Mann benutzte natürlich die Gelegenheit, einen Ausfall auf das Weib im allgemeinen zu machen:

„Schlangen sind sie alle," sagte er. „Und in dem vielgeliebten Fronchen haben wir wieder mal ein rechtes warnendes Beispiel für die allgemeine Falschheit des Weibes. Sie hat einen Geliebten! Sie hält an ihm trotz des Widerstandes der Mutter! Sie wird ihn heiraten, nicht aus Liebe, sondern um ihn zu tyrannisieren, zu beherrschen. Und zu gleicher Zeit kost sie mit irgendeinem Artur — ist die ‚krausame Schönheit', betört diesen arglosen Adam so weit, daß er ihr Herz, Hand und fünfundachtzig Mark monatlich anbietet. Und wer weiß, was noch geschehen wird! O Weiber! Weiber!"

Ich ärgerte mich. „Findest du denn, daß Veronikas Bräutigam eine sehr hübsche Rolle spielt?" sagte ich. „Er ist mit ihr verlobt, aber ‚das Traud sagt' ist sein zweites Wort, er führt ‚das Traud' zum Tanz, macht sich ein ‚Späßchen', weil er doch nicht ‚als Einsiedler dasitzen kann', und behauptet, vor den Mädchen gar keine Ruhe zu haben. Ein netter Bräutigam das!"

Mein Mann lachte.

„Ich bin nur neugierig, was diese grausame Schöne, unter deren Füßen ein Tal von Rosen und Lilien blühen soll, nun zunächst tun wird."

Ich war auch neugierig, aber es war eine ängstliche Neugier. Ich ahnte schreckliche Begebenheiten.

Ein paar Tage lang ereignete sich weiter nichts, als daß Veronika beim Geschirrabwaschen zwei Teller, eine meiner guten Kristallschalen und eine Salatschüssel zerschlug und abends vom Milchholen immer später nach Hause kam. Darauf bemerkte ich, wie sie mit auffälliger Intensität auf den Briefträger wartete. Dieser schien ihr indessen kein Schreiben irgendeines Verehrers zu bringen, auch der Bräutigam ließ nichts von sich hören.

Veronikas Laune war nicht sehr rosig. Um so mehr erstaunte es mich, als sie eines Abends strahlend zu mir ins Zimmer kam und mir unter hold verschämtem Erröten mitteilte, daß sie jetzt zwei neue Anbeter habe, alle beide Eisenbahner und ausgezeichnete Partien. Und wenn der Schampes ihr nun noch einmal etwas davon schriebe, daß er sich vor Mädchen nicht retten könne, dann würde sie ihm auch einmal die Augen aufmachen. Und dabei sah sie dragonerhafter als je aus. Uebrigens sei in vierzehn Tagen Kirchweih in ihrem Dorf, und dann ginge sie auf drei Tage dahin, Schampes komme auch, ebenso der Heinrich, der Filou, und dann wolle sie „die Sache schon ins Lot bringen".

Sie war wirklich ein Heldenmädchen, das vor dem Gedanken an die fürchterlichen Verwicklungen, die ein Zusammentreffen von vier Freiern zur Folge haben kann, durchaus nicht zurückschreckte, im Gegenteil, sie empfand das nur als einen Triumph ihrer anziehenden Persönlichkeit.

„Das Traud kommt auch auf die Kirchweih, dann kann er sich ja mit dem wieder ein Späßchen machen."

„Was denken Sie sich denn bei der ganzen Geschichte, Veronika," fragte ich, „wen wollen Sie denn nun nehmen? Sie können doch ganz unmöglich die beiden ‚Eisenbahner' zur Kirchweih kommen lassen, wenn Sie nichts mit ihnen im Sinne haben."

Veronika reckte sich zu ihrer ganzen Höhe auf und legte beteuernd die Hand auf die Stelle, wo ihr umfangreiches Herz sich befand.

„O Madam," sagte sie, „so bin ich nicht. Ich habe ihnen allen beiden gesagt, daß ich einen Bräutigam habe und sie haben gesagt, das tut nichts, wenn es noch nicht ganz fest ist, dann haben wir ja noch immer Hoffnung."

Das leuchtete mir zwar nicht ganz ein, aber Veronika belehrte mich darüber, daß derartiges allgemein üblich sei und höchstens eine Ehre für ein Mädchen. Und sie schwelgte so augenscheinlich schon in dem Gedanken an ihre Rolle als vielumworbene Schönheit, daß ich mich gar nicht getraute, ihr Vergnügen zu stören.

Die vierzehn Tage bis zur Kirchweih vergingen unter wechselnden Erlebnissen ziemlich schnell. Veronika hatte mich zu ihrer Vertrauten gemacht und ich durchlebte alle Phasen des Kampfspiels zweier glühenden Anbeter um eine Schöne, die eigentlich einen Bräutigam hatte, „aber noch nicht ganz fest".

Mein Mann interessierte sich brennend für diese Begebnisse und begleitete sie mit anzüglichen Kommentaren über die Treue und Aufrichtigkeit des weiblichen Geschlechts im allgemeinen und über meine Menschenkenntnis in bezug auf Veronika im besondern.

Wie sich dieser Knoten lösen sollte, wurde mir immer rätselhafter. Wenn ich des Abends verstohlen aus dem Fenster sah, konnte ich im Schimmer des zärtlichen Mondlichts Veronika beobachten, von zwei Männern flankiert, die neben ihr allerdings ein wenig dürftig wirkten, insofern, als Veronika sie um halbe Kopfhöhe überragte. Aber damit hatte sie sich abgefunden, was sie in dem Satz zusammenfaßte: „Klein oder groß is was Aeußerliches!"

Der Sonnabend vor der Kirmes kam heran und Veronika befand sich in einer ziemlichen Aufregung. Am Nachmittag sollte der Schampes auf Urlaub kommen, aber nicht allein, sondern auch Heinrich und das Traud. Ich hatte ihr angeboten, schon am Sonnabend nachmittag mit den dreien nach Hause zu gehen, aber sie lehnte es ab:

„Nee, Madam," sagte sie, „das ist mir erst ganz angenehm, wenn ich mal sehen kann, was der Schampes mit dem Traud für eine Benehme hat. Die zwei Eisenbahner können auch erst am Sonntag morgen mitgehen. Da is das pläsierlich, wenn ich mit ihnen gehe, und wir richten es denn so ein, daß wir gerad' ankommen, wenn es zusammenläut'

für das Hochamt, und alle Leute, die in die Kirche gehen, uns begegnen müssen. Da kann der Schampes gleich sehen, daß ich ihn nicht nötig habe, und da wird ihm sein Hochmut mit einmal ausgetrieben. Und dem Traud auch, und wenn das Traud noch mal was von Riesenmädchen sagt, dann kratz' ich ihm die Augen aus."

Und sie machte eine pantomimische Gebärde, die mit erschreckender Deutlichkeit illustrierte, was Traud zu erwarten haben würde.

Aus allem schien ziemlich klar hervorzugehen, daß Veronika im Grunde ihres Herzens doch immer noch ihren Schampes glühend liebte. Ich war sehr gespannt auf den Bezwinger dieser stolzen Schönheit, und da ja die Eisenbahner für mich nicht in Betracht kamen, so bot ich Veronika an, den Schampes samt dem Traud und dem Heinrich in ihrer Küche mit Kaffee zu bewirten. Veronika strahlte und dankte beseligt.

„Und wenn mir Madam noch erlauben wollte, die rote Kaffeedecke aufzulegen, damit mein Schampes sieht, daß ich estimiert werd' von meiner Herrschaft?"

Auch dies wurde ihr zugestanden. Und als ich am Nachmittag in die Küche kam, fand ich den Kaffeetisch prächtig gedeckt und mit einem mächtigen Strauß grellfarbiger, dickköpfiger Dahlien verziert. Alles Geschirr blitzte und blankte gleißend, und Veronika selber war so gescheuert, so glänzend und blinkend wie ihre Küche. Sie wies mir triumphierend einen mächtigen Kaffeetopf vor, dessen Inhalt mir eigentümlich duftete.

„Ich hab' ordentlich Päckelche*) drein getan," sagte sie auf meine Frage. „Die dummen Bauern, die meinen, wenn er nicht ganz dick und schwarz wär', dann wär' er nicht richtig. Und Klümpcher hab' ich auch geholt."

In einer Schale stand dicker brauner Kandiszucker in kleine Stückchen zerschlagen. Das gehört auch zu den dörflichen Gourmandisen, die der unerfahrene Städter nicht kennt.

Päckelche und Klümpcher! Alle Zivilisation war plötzlich von Veronika abgefallen und die dörfliche Tradition trat in ihre Rechte.

„Und Ihre beiden Eisenbahner?" fragte ich.

„Die han heute Dienst," sagte sie zufrieden und beruhigend.

Ich lauerte hinter dem Fenstervorhang, als Veronika mit ihrem Besuch vom Bahnhof kam. Neben ihr ging das Traud, ein zierliches, kleines Ding, das sich wie eine Puppe neben einer Riesin ausnahm. Und hinterdrein trabten in einigen Schritten Abstand zwei Marsjünger, die entschieden unter dem gewöhnlichen Militärmaß waren. Nun konnte ich allerdings begreifen, daß Veronika für eine spätere Ehe keine ernstlichen Besorgnisse bezüglich des Schampes hegte. Die beiden Burschen sahen aus, als ob Veronika jeden von ihnen mit ihrem kleinen Finger regieren könne. Ich war schnöde genug, als die vier sich in der Küche niedergesetzt hatten, in die Speisekammer zu schlüpfen, um zu horchen. Uebrigens hatte Veronika mir das auch noch ausdrücklich erlaubt.

Die um den Kaffeetisch waren zunächst ziemlich schweigsam. Die Pracht der Kaffeedecke schien ihnen wirklich einen Respekt betreffs Veronikas „Estimierung" durch ihre Herrschaft eingeflößt zu haben. Päckelchen und Klümpchen sowie derbe Stücke eines zweifelhaften Kuchens wurden erst einer eingehenden Würdigung unterzogen. Durch die Gardine des kleinen Türfensters konnte ich sehen, wie sich alle drei andächtig und ausgiebig dem Geschäft des Sattwerdens widmeten.

Auch Veronika sprach nichts. Nur zuweilen nötigte sie zum Zulangen und füllte die großen Tassen immer wieder mit dem köstlichen Gebräu, das fast schwarz aussah und bis zu mir in die Speisekammer nach Zichorie duftete. Dann, nachdem sie alle ihre Tassen auf die Untertassen umgestülpt hatten, entstand eine Pause, während welcher Veronika die Ellbogen auf den Tisch stützte und kampfbereit einen nach dem andern ansah.

Die beiden Burschen schwiegen, aber das Traud eröffnete das Geplänkel:

„Gehst du jetzt mit auf Wallhausen?" fragte sie lauernd.

Veronika schüttelte gleichgültig den Kopf.

„Nee," sagte sie gedehnt, „ich han heut noch keine Zeit. Was sollte denn meine Madam ohne mich anfangen, und denn warte ich auch noch bis morgen, weil ich noch zwei Gäst' mitnehm'."

Der Schampes, ein hübscher blonder Mensch mit einem kokett aufgedrehten Schnurrbart und verliebten Augen, spitzte die Ohren.

„Gäst'?" fragte er, „was für Gäst'?"

Veronika lächelte. Es war das Lächeln einer viel umworbenen Schönen.

„Zwei gute Bekannte von mir," warf sie nachlässig hin, „Eisenbahner! Zwei stramme Borsch'! Daß die Wallhausener Mädchen auch was zu tanzen kriegen, heißt das, wenn sie mit ihnen tanzen wollen. Die sind ganz närrisch auf mich."

Das Traud kicherte spitz, und Heinrich und der Schampes spitzten beide die Ohren.

„Närrisch auf dich?" fragte das Traud, während der Schampes unruhig auf dem Stuhl auf und ab rückte und seinen Schnurrbart zwirbelte.

Veronika lächelte wie in der Erinnerung an etwas sehr Angenehmes.

„Ja, sie fassen mich alle Abend ab, wenn ich die Milch hole. Der eine hat fünfundachtzig Mark monatlich und der andre schon zweiundneunzig. Die können heiraten alle Tag'. Das sein gute Partien, und sonst Sach' han sie auch noch."

Der Schampes zuckte geringschätzig die Achseln.

„Pah, so Eisenbahner! Das ist doch arm Leuts Gedings."

Veronika lächelte noch immer nachsichtig.

„Bar Geld lacht," sagte sie, „und wenn eins sich was gespart hat, in seinem Buch, und hat eine Staatsausstaffierung, und kriegt von Haus eine Kuh und zwei Schweine, dann kann eins mit so ein' Eisenbahner ein Herrenleben han."

„Du solltest dich was schämen, Vron," rief der Schampes. Sein Gesicht war rot geworden, und die blauen Augen blitzten drohend. „Wo du einen Schatz hast, dich noch mit so was zu befassen!"

Veronika blieb ungerührt.

„Weiß ich dann, ob ich noch ein' Schatz hab'?" sagte sie. „Das weiß ich nich. Bei die Soldaten,

*) Kaffeesurrogat.

da geht es manchmal anders, wie man sich das gedenkt hat, und wann dann einer noch so ein Narr ist und läßt sich von jedereinen beschwatzen, dann weiß man doch auch nicht, woran man ist, und was hab' ich von einem, der ins Wasser gehen will, weil die Mädchens zu viel hinter ihm drein sind. Wann ich nun wollte ins Wasser gehen, weil die Borsch' so hinter mir drein sind!"

Sie stemmte die Arme in die Seiten und blickte triumphierend um sich.

Der Schampes sah sehr beunruhigt aus, das Traud sehr spinös.

„Das weiß man auch noch nicht, wie das ist," sagte es.

Selbst dieser Zweifel an ihrer Anziehungskraft erregte Veronika nicht. Sie war zu sicher im Gefühl ihres Sieges.

„Wer's erlebt, wird's sehen," sagte sie. „Ich bring' die Gäst' ja morgen mit, und vielleicht kannst du dir den ja morgen anschaffen, den ich nicht mag."

Der Schampes malträtierte seinen Schnurrbart aufs heftigste.

„Die können etwas abkriegen, wenn sie mir ins Geheg' gehen," stieß er hervor, „laß die, wo sie sind, was han die auf unsrer Kerb zu suchen!"

Aber Veronika zuckte die Achseln.

„Das mach' ich, wie das mir paßt," sagte sie. „Daß du's nur weißt, Schampes, ich lass' mich nicht rumziehen, ich hab' das Aussuchen, und wegen meiner braucht sich keiner zu molestieren. Die in der Stadt miteinander getanzt han, die können das auch auf der Kirchweih." Sie nickte förmlich herablassend dem Traud zu. „Nicht, Traud, der Schampes und du, ihr könnt euch ja auch da ein Späßchen zusammen machen?"

Dann wechselte sie das Gespräch mit einer Gewandtheit, die der kokettesten Salondame alle Ehre gemacht hätte, indem sie noch einmal dringend zum Zugreifen aufforderte und ihre Nebenbuhlerin mit einem kolossalen Stück Kuchen förmlich stopfte. Auch der Schampes bekam sein Stück ab, ebenso der Heinrich. Und sie hantierte mit ihren blank gescheuerten Armen vor ihnen herum und sah so lieblich und freundlich aus, als ob alles in Ordnung wäre und es gar nicht anders sein könnte.

Und als sie in ein interessantes Gespräch über die dörflichen Verhältnisse vertieft waren, konnte ich beruhigt von meinem Lauscherposten fortgehen. Veronika hatte das Feld vollständig erobert. In welche schwierigen Situationen sie auch geraten würde, ich war nun überzeugt, daß sie ihrer Meisterin werde.

Bald darauf gingen sie weg. Der Schampes mit hängendem Schnurrbart und augenscheinlich ziemlich niedergeschlagen. Das Traud sehr gekniffen und der Heinrich wütend. Freundlich lächelnd gab Veronika ihnen das Geleit, und es klang ordentlich herablassend, als sie beim Abschied an der Türe sagte:

„Also adjüs, und veramisiert euch heute abend recht gut, ich werd' mich auch veramisieren."

Am andern Morgen erschien Veronika im höchsten Glanz zum Kirmesgang geschmückt. Sie hatte ihr Haar in regelmäßige, kleine, feste Wellen gebrannt, daß es aussah wie ein Wellblechdach. Ihr knallblaues Kleid war reichlich fußfrei und ließ ahnen, daß das Tal von Lilien und Rosen, welches ihr begeisterter Anbeter unter ihren Füßen gewünscht hatte, kaum lange in unzertrampelter Pracht erblühen würde. In einer mächtigen Schachtel trug sie ihren Kirmesstaat und in einer Papierhülle wohlverwahrt ihren Hut, der erst im Dorf aufgesetzt werden konnte. Meine Bedenken betreffs des Transports dieser beiden Kolli beseitigte sie sofort.

„Wozu hat man denn die Borsch'?"

Daran hatte ich nicht gedacht. Allerdings, wozu hatte sie denn die Borsch! Und so trat sie ihren Kirmesweg an, einen Triumphweg, begleitet von den beiden Anbetern, die in ihrem Sonntagsstaat äußerst solid wirkten und sich sofort mit Veronikas Paketen belasteten. Sie wandelte in ihrer Mitte wie ein Turm, wie ein stolzer Turm, der sich seines Ueberragens über alles andre wohl bewußt ist.

Mein Mann unterbrach seine Sonntagstoilette und sah den dreien nach.

„Weiber," sagte er wieder einmal, „Weib, Schlange und Versucherin." — —

Die drei Tage ohne Veronika verliefen still und idyllisch. Nur manchmal kam mir einen Augenblick der Gedanke, was sich vielleicht da oben in dem Bergdorfe für tragische oder dramatische Ereignisse abspielen mochten. Der Kampf der Freier um Veronika. Und wer mochte der Sieger sein und den holden Preis davontragen? Die Eisenbahner mußten ja freilich am Montag abend wieder auf ihren Posten sein, aber in diesen zwei Tagen konnte vieles geschehen.

Am Abend des dritten Tages sah ich Veronika zurückkommen. Und wie kam sie! Als Siegerin, als Männerbezwingerin! Sie wandelte zwei Schritte voraus. Hinter ihr her kam demütig der Schampes, in der einen Hand den Karton mit Veronikas Kirmesstaat, in der andern einen Korb, an dem er schwer schleppte. An ihrer andern Seite ging der Heinrich, ebenfalls beladen und bepackt mit einem großen Korb und verschiedenen kleineren Stücken. Sie aber hatte ihren Sonnenschirm aufgespannt und trampfte leicht und frei daher, jedenfalls so leicht, als es ihr nach ihrer Veranlagung möglich war. Und so kamen sie die Treppe herauf in die Küche, wo ich einigermaßen neugierig wartete. In diesem Augenblick glich Veronika irgendeiner überlebensgroßen, sagenhaften Königin, die ihre gefangenen Sklaven mit sich führt, und sie reckte sich noch stolzer auf, als sie mich sah, und von ihrer Höhe herab sagte sie, herablassend auf Schampes deutend: „Das ist der Schampes, Madam, und das ist nun fest gemacht mit uns beiden. Im Frühjahr wird geheiratet."

Ich reichte dem glücklichen Bräutigam die Hand, nachdem er seine verschiedenen Pakete abgestellt hatte, und gratulierte ihm. Er sah in diesem Augenblick aus, als würde er sich sein ganzes Leben lang nicht mehr von Veronikas Uebergewicht erholen können.

Sie schien übrigens all ihre etwaige Zärtlichkeit in den Kirmestagen verausgabt zu haben, denn ihre beiden Begleiter hatten kaum einige Minuten ausgeruht, als Veronika ihnen kategorisch erklärte, daß sie nun gehen müßten, sie habe jetzt Arbeit und keine Zeit zum Karessieren. Kaum daß sie ihnen gestattete einen Schluck Bier zu trinken. Und ich hörte

noch, wie sie auf der Treppe ziemlich gefühllos sagte:

„Wann du morgen runtergehst, um wieder in die Stadt zu machen, dann kannst du ja noch mal vorbeikommen.“

Kaum waren die beiden aus dem Haus, als Veronika triumphierend bei mir eintrat.

„So,“ sagte sie, „jetzt han ich ihnen das besorgt. Jetzt wird er sich nicht mehr muckschen und sich kein Späßchen mehr machen. Er hat jetzt emal gesehen, daß ich mich nicht rumkriegen lasse, wie er will.“

Sie sagte es mit wilder Energie, so daß ich kaum wagte, etwas zu fragen. Aber das war auch gar nicht nötig. Unaufgefordert gab mir Veronika die Ereignisse zum besten und zugleich ihre Ansichten über Männer und deren Behandlung.

„Das kommt davon,“ sagte sie, „wenn die Mannsbilder merken, daß man verliebt in sie ist. Solange mein Schampes das gemerkt hat, da hat er den großen Mund gehabt und aufgemuckt und hat gemeint, er kann sich veramisieren, und wenn er sich veramisiert hat, dann bin ich ihm noch immer gut genug. Nee, das meint er nun jetzt nicht mehr. Jetzt hat er mal gesehen, daß ich ihn nicht brauch' und daß ich ihn auch gar nicht will, wenn er muckt. Das war die beste Kur für ihn, und so soll mal jede ihr Mannsbild behandeln. Der kommt mir nicht mehr aus, der läuft mir nach wie ein junger Hund. Der kriegt jetzt Tag und Nacht keinen andern Gedanken mehr als an mich. Und das Trand, das frech' Dingen, das han ich auch mal geduckt. Wie ich mit den zwei Eisenbahnern angekommen bin, da hat es Respekt gekriegt, und ich han ihm gesagt, wann es mir nochmal den Schampes verhetzt, dann kriegt es mit mir zu tun, aber tüchtig!“

„Und die beiden Eisenbahner?“ schob ich schüchtern ein. Veronika hatte die Dinge so energisch geordnet, daß ich kaum wagte, mich nach ihrem Schicksal zu erkundigen. Aber sie lachte:

„Der eine, der heirat' mein' Schwester, und der ander, der muß sehen, wie er tut.“

„Heiratet Ihre Schwester?“

„Ja, ich han ihm das vorgestellt, wenn er mich nicht kriegen kann, dann soll er wenigstens in der Familie bleiben. Das hat er auch eingesehen.“

Sie stemmte die Arme in die Seiten und reckte sich zu ihrer ganzen Größe auf, und mit ihrer tiefen Stimme sagte sie triumphierend:

„Man muß die Mannsbilder nur ordentlich kuschen und ihnen die Leine kurz halten. Dann kann man mit ihnen machen, was man will.“

Und nach einem kurzen Besinnen setzte sie hinzu: „Wenn man ein schönes Mädchen ist.“

— — — — — — — — — — — —

Zum Frühjahr suchen wir nun wieder eine Hausgehilfin. Aber wir sind übereingekommen, daß wir es dem Zufall überlassen wollen, ob sie einen Schatz hat oder nicht. Es nutzt ja doch nichts. Meine Küche wird niemals getüncht werden, oder wenn sie getüncht wird, wird sie in sechs Wochen wieder dieselbe schwarze Hölle sein. Mein Porzellanservice wird niemals komplett bleiben. Darein müssen wir uns nun einmal schicken. Denn wie sagt Veronika:

„Die Mannsbilder kann man zu alles bringen, man muß nur ein schönes Mädchen sein!“

Das glückhafte Schiff

Von

Ernst Zahn

Das war das Schiff vom Illmensee,
Kam einmal des Jahrs durch die Fluten geschwommen,
Wenn auf die Berge verwich der Schnee
Und die goldenen Fackeln des Frühlings glommen.

Das war vom Illmensee das Schiff,
Kam weiß und lautlos vorbeigezogen.
Woher, hinwannen keiner begriff.
Die Wogen nur wußten's, die tiefblauen Wogen.

Doch wo es hielt, da blühte der Strand,
Da trugen dreifach die prangenden Auen,
Und jeden Wunsches Gewährung fand
Der Mensch, dem vergönnt war, das Schiff zu schauen.

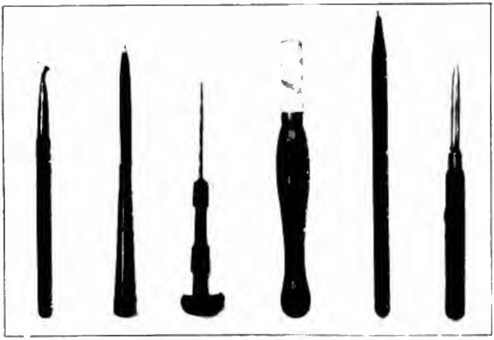
Es wechseln und wechseln Bluft und Schnee
Und Sonnenleuchten und Stürmegrollen,
Das glückhafte Schiff vom Illmensee
Ist lange verschollen.

Wo es begraben im stillen Grund,
Und welche Nacht es sah zerschellen, —
Du, der da wartet Stund' um Stund',
Frage die Wellen, die tiefblauen Wellen.



Mater dolorosa

Nach dem Gemälde von Joh. Viktor Krämer (Wien)



Von links nach rechts: Roulette, Schabeisen, Grabstichel, Wiegemesser, Radiernadel, Polierstahl
Handwerkszeug eines Radierers

Wie eine Radierung entsteht

Von

Wilhelm Michel

(Hierzu achtzehn Abbildungen nach Werken verschiedener Künstler und photographischen Aufnahmen)

Künstler hört man oft sagen, nur ein Mann vom Fach könne maßgebender Kritiker sein. Nur wer die Widerstände und Möglichkeiten der Technik kenne, vermöge über Kunstwerke ein Urteil abzugeben, das auch dem Künstler selbst etwas sage. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie mit dieser Behauptung im Rechte sind. Ein Körnchen Wahrheit aber enthält der Ausspruch auf alle Fälle. Die Wahrheit nämlich, daß die Kenntnis der Technik das Kunstverständnis bereichert und differenziert, daß sie den Genuß am Kunstwerk zu erhöhen und zu verfeinern geeignet ist. Es ginge zu weit, wollte man die Kenntnis der Technik geradezu als Existenzbedingung des ästhetischen Genusses ansprechen. Zweifellos kann der Laie auch aus solchen Kunstwerken, deren Herstellungsart ihm fremd ist, eine Fülle ästhetischer Eindrücke beziehen, sofern er nur sinnentüchtig und kultiviert genug ist, um sowohl die sinnliche Erscheinung des Werkes als auch seine Symbolik zu empfinden und nachzuschaffen. Weiß er aber außerdem noch über die Technik Bescheid, so gesellt sich ein neuer Reiz zu dem rein ästhetischen Reize hinzu. Wenn ich mir Rechenschaft geben kann über die Art, wie der Künstler die Wirkungen erzielt, die ich an mir spüre, so erfahre ich eine wohltuende Steigerung meines Selbstgefühles und meiner Sicherheit. Denn Wissen an sich ist schon Lust, wenn man in die Lage kommt, es an Dingen der Außenwelt praktisch zu erproben. Wie der Künstler die Widerstände seiner Technik überwunden, wie er den Natureindruck in ihre Sprache übersetzt hat, warum er auf diese und jene Elemente des Natureindrucks verzichten mußte,



Einschwärzen der Platte am Wärmetisch

all das einzusehen bereitet Lust, weil es eine Erweiterung des Gesichtspunktes bedeutet. Der Kenner der Technik genießt nicht nur das fertige Werk, er nimmt in bescheidenem Maße auch teil an der Wonne des Schaffens. Auch dem Künstler kommt diese Wissenschaft des Beschauers zugute. Denn Kenntnis der Technik heißt Kenntnis der Schwierigkeiten, die das Material seiner Dienstbarmachung entgegensetzt, und der Ausdrucksmöglichkeiten, die es besitzt. Mit diesen ihren negativen und positiven Eigenschaften legt die Technik dem Künstler geradezu ein Gesetz auf, ihr Gesetz, und es ist klar, daß man dieses Gesetz kennen muß, um die Handlungsweise des Künstlers überall in ihrer Notwendigkeit zu begreifen.

Dies ist in Kürze der Standpunkt, von dem aus ich den Leser über die Technik der Radierung als der verbreitetsten und jedem zugänglichen Kunstgattung zu unterrichten versuche.

Bei den graphischen Künsten unterscheidet man Hoch-, Tief- und Flachdruckverfahren. Bei den Hochdruckverfahren, zu denen der Holzschnitt, die Zinkographie, der Buchdruck u. a. gehören, erscheinen diejenigen Stellen der Druckformen, welche die Druckfarbe tragen, erhöht. Beim Flachdruck (zum Beispiel Lithographie) liegen die färbenden und die leeren Stellen der Platten in der gleichen Ebene, und die Anziehung oder Abstoßung der Farbe wird durch chemische Mittel bewirkt. Die Radierung gehört zu den Tiefdruckverfahren. Das heißt, die im Abdruck schwarzen Stellen der Zeichnung sind auf der Platte vertieft.



H. Wolff — Alter Mann

(Strichätzung: der Rock mittels Vernis mou unter Durchdrucken des Papierkorns hergestellt)

Wie kommen nun diese vertieften Striche auf der Platte zustande? Sehen wir als gemütliche Atelierbummler einem Freunde bei der Arbeit zu. Er nimmt eine hochpolierte, an den Rändern etwas abgeschrägte Kupferplatte zur Hand, klemmt sie in eine Feilklobe und erwärmt sie durch vorsichtiges Hin- und Herbewegen über der Flamme eines Spiritusbrenners. Wenn sie heiß genug ist, nimmt er eine schwarze glänzende Masse und bestreicht mit ihr die Seite der Platte, die zur Aufnahme der Zeichnung bestimmt ist. Dabei erklärt er uns den Sinn seines Tuns. Die schwarze Masse ist der Hauptsache nach eine Mischung aus Asphalt und Wachs. Sie schmilzt bei der Berührung mit dem heißen Metall und hinterläßt dunkle Spuren auf demselben, die alsbald mit einem weichen Tampon auf der ganzen Fläche fein und gleichmäßig verrieben werden. Diesen dünnen Ueberzug von Asphalt und Wachs nennt man den Deckgrund. Er ist so fein, daß er nicht mehr schwarz erscheint, sondern nur als eine leichte Trübung des Metallglanzes sichtbar wird, gleich als wenn eine dünne, durchsichtige Membran darübergelegt wäre. Die Platte ist nunmehr grundiert. Ehe sie aber noch vollkommen ausgekühlt ist, bewegt sie der Künstler mit der grundierten Seite über einer Wachsfackel hin und her, und wie er sie umdreht, zeigt sich der Grund mit einer feinen Rußschicht überzogen.

Nun entnimmt der Radierer seiner Mappe eine Zeichnung, ebendie, welche er dem Kupfer zur Reproduktion anvertrauen will. Es ist diesmal etwas ganz Einfaches, Lineares, ein Exlibris mit ein paar Frauengestalten und einigen landschaftlichen Linien. Vermittelst eines Stückes Pauspapier paust er die Umrisse des Originals auf die angerauchte Platte durch. Nun vermögen wir auch den Zweck dieses Anrauchens einzusehen: auf der schwarzen Rußschicht hebt sich die Zeichnung viel reiner ab, als dies auf dem bloßen Deckgrund der Fall wäre, der den Metallglanz nur mildert, aber nicht ganz unterdrückt. Außerdem nimmt die Rußschicht die Farbe des Pauspapiers leichter an als der glattere Deckgrund.

Bis hierher, werden wir belehrt, war alles noch Vorbereitung. Nun, da die Umrisse der Zeichnung aufgepaust sind, beginnt erst die eigentliche künstlerische Tätigkeit: das Radieren. Zu diesem Zweck nimmt der Künstler die Radiernadel zur Hand. Sie sieht fast aus wie ein Bleistift, nur daß das Holz statt Graphit einen Stahlstift enthält, der zu einer griffelartigen Spitze zugeschliffen ist (vergleiche die Bezeichnung „Griffelkunst“ für „Radierung“). Dieser Nadeln gibt es eine ganze Reihe in verschiedenen Stärken und Formen. Man verwendet größere oder kleinere Nummern, je nachdem man einen breiteren oder schmäleren Strich erzeugen will. Unser Künstler wählt eine passende Nummer aus und beginnt mit ziemlich steiler Stifthaltung seine Arbeit. Das heißt: er ritzt mit der Nadel, den Linien der aufgepausten Zeichnung folgend, den Deckgrund auf, so daß an diesen Stellen das blanke Kupfer in hellem Glanze hervorschimmert.



Die der Radierung zugrunde liegende Zeichnung



Erstes Stadium des Aetzverfahrens



Zweites Stadium des Aetzverfahrens



Endgültiger Zustand

„Holländerin", Radierung (Vernis mou) von H. Wolff (Königsberg)





„Der Anatom", mit Verwendung der Roulette hergestellte Radierung von Heinrich Wolff in zwei Zuständen

Einen weiteren Zweck hat die Arbeit mit der Nadel im Prinzip nicht. Sie soll nur den Deckgrund an den Stellen, wo später die vertieften Linien erscheinen sollen, entfernen, nur das Kupfer bloßlegen und nicht etwa in dasselbe eingravieren. Die Kupferplatte bleibt bei der Radierarbeit völlig intakt. Die Vertiefung der im Deckgrund eingeritzten Linien auf der Platte besorgt später die Aetzflüssigkeit. Sie löst überall da, wo der Deckgrund weggenommen ist, das Kupfer auf. Den Deckgrund selbst vermag sie nicht anzugreifen, da derselbe „säurefest" ist. Daher bleiben unter der Einwirkung der Aetzflüssigkeit alle Stellen der Platte, die von dem säurefesten Grund geschützt sind, glatt und im Drucke leer. Das Radieren, mit dem unser Künstler jetzt beschäftigt ist, schafft also nur die Vorbedingung für das Eingreifen der Säure. Das Radieren ist die mechanische Manipulation im Deckgrund, welche die chemische Wirksamkeit der Säure einleitet und regelt. Natürlich radiert der Künstler nicht nur die aufgepausten Umrisse der Zeichnung, sondern er stellt sie diesmal ganz fertig. Mit einfachen oder gekreuzten Strichlagen arbeitet er die Schatten heraus, modelliert die Formen, vergißt auch nicht die stoffliche Charakteristik, so daß schließlich die vollkommene Zeichnung in feinen, kupferglänzenden Linien auf der angerauchten Fläche sichtbar wird.

Zunächst handelt es sich nun darum, die in den Deckgrund eingeritzte Zeichnung in das Kupfer zu vertiefen. Hierzu dient, wie bereits erwähnt, die Aetzflüssigkeit (meist verdünnte Salpetersäure). Von diesem chemischen Prozeß, der Aetzung, hat die Radierung auch den Namen „Aetzkunst" erhalten (vergl. die englische Bezeichnung „etching" für das radierte Blatt). Der gewöhnliche Vorgang beim Aetzen ist der, daß die Platte auch an den Rändern und auf der Rückseite mit säurefestem Firnis abgedeckt und dann in eine Glaswanne (Küvette) gelegt wird, welche die Aetzflüssigkeit enthält. Ein andres Verfahren (das für größere, nicht in die Küvette passende Platten regelmäßig angewandt wird) besteht darin, daß man die Platte mit einem Wachsrand umgibt und dann die Aetzflüssigkeit aufgießt. Der Effekt ist in beiden Fällen natürlich derselbe: die Säure greift unter Wärmeentwicklung das durch die Radiernadel bloßgelegte Kupfer an. Von allen Linien der Zeichnung steigen kleine grüne Bläschen auf, die das bei Zersetzung des Kupfers sich bildende Stickoxyd enthalten. Bei entsprechender Konzentration der Säure ist diese Gasentwicklung so lebhaft, daß fast das Bild einer Aufkochung entsteht.

Zum Verständnis des ganzen Aetzverfahrens ist es notwendig, sich das folgende vor Augen zu halten. Jede Radierung besteht aus helleren und dunkleren Partien, die von feineren und stärkeren Linien hervorgebracht werden. Die feineren Linien erscheinen auf der geätzten Platte weniger vertieft als die stärkeren. Denn je tiefer die Säure in das Kupfer eingegriffen hat, desto mehr Farbe nimmt diese Vertiefung auf und desto stärker wird der Strich, den sie beim Abdruck erzeugt. Es ist daher klar, daß die hellsten Partien auf der Platte am wenigsten vertieft sein dürfen. Und da die Vertiefung von der Dauer der Aetzwirkung abhängt, ergibt sich: die helleren Partien dürfen nicht so lange geätzt werden als die mittleren, die mittleren nicht so lange wie die dunkeln.

Ist daher die Platte so lange der Einwirkung der Säure ausgesetzt gewesen, daß die hellsten Töne genügend vertieft sind, so wird sie aus dem Bad herausgenommen, sorgfältig mit Wasser abgespült und nun die hinlänglich geätzten Stellen vermittelst eines Pinsels mit säurefestem Firnis abgedeckt. Sie sind der Einwirkung der Säure damit endgültig entzogen. Alsdann kommt die Platte abermals in die Küvette, diesmal so lange, bis auch die nächstdunkeln Töne geätzt sind, worauf sich das Abspülen und Decken wiederholt. In dieser Weise fährt der Künstler fort, abwechselnd zu ätzen und zu decken, bis endlich auch die tiefsten Stellen hinlänglich geätzt sind. Nun wird der Deckgrund mittels Terpentin abgewaschen, und die Zeichnung erscheint auf der blanken Platte in allen nötigen Abstufungen vertieft und fertig zum Druck. Letzteres wenigstens



H. Wolff — Porträt des Schriftstellers R. Scheid
(Kupferstich von unverstählter Platte)



Oskar Graf Abend (Aquatinta)



I



II

dem Prinzip nach. In der Praxis aber dürfte der Fall, daß diese erste vollständige Aetzung der Platte den Künstler voll befriedigt, selten oder nie vorkommen. In der Regel ergibt sich aus dem Probedruck die Notwendigkeit einer Retusche, der oft noch eine zweite und dritte folgt, bis endlich die künstlerische Absicht als erreicht gelten kann. Die nach jeder Retusche abgenommenen Probedrucke geben Aufschluß über die einzelnen „Zustände" der Platte, die numeriert zu werden pflegen und für



III



IV

Mit dem Wiegemesser direkt nach der Natur hergestellte Porträtradierung von Heinrich Wolff in vier Zuständen

den Sammlerwert des Blattes oft von hoher Bedeutung sind. Mittel zur Retusche gibt es eine ganze Reihe. Wurde beispielsweise die ganze Platte oder eine Stelle derselben zu schwach geätzt, so wird ein neuer Deckgrund aufgelegt, die zu schwach gekommene Stelle nochmals radiert und der Einwirkung des Aetzwassers ausgesetzt. Wurden einzelne Stellen zu stark geätzt oder müssen gewisse Linien ganz entfernt werden, so gleicht man mit dem Polierstahl die vertieften Linien ganz oder teilweise aus.

Zum Drucke der Radierung dient die sogenannte Kupferdruckpresse. Ihr Prinzip besteht kurz gesagt darin, daß die eingeschwärzte Kupferplatte mit dem daraufgelegten Druckpapier auf einer beweglichen Unterlage unter einer schweren, um eine feststehende Achse drehbaren Metallwalze durchgezogen wird. Die Platte wird zunächst schwach erwärmt und dann die Druckfarbe vermittelst eines Tampons eingerieben. Alsdann fährt man mit einem steifen Musselinlappen mehrmals über die Fläche, bis die glatten, nicht geätzten Stellen ganz rein sind und nur die vertieften Linien voll Farbe stehen. Die solchermaßen eingeschwärzte Platte wird auf die bewegliche Unterlage der Presse gelegt und mit dem angefeuchteten Kupferdruckpapier bedeckt. Darüber breitet man einen oder zwei Flanellappen, um dem Druck der Walze die Elastizität zu geben, die nötig ist, damit das Papier nicht nur auf die Platte, sondern auch in die farbegesättigten Vertiefungen hineingepreßt wird. Ein System von Zahnrädern, das mit der Hand in Bewegung gesetzt wird, bewirkt dann das Durchziehen der Platte samt ihrer Auflage unter der Walze. Hat die Platte die Walze passiert, so wird der Flanellappen zurückgeschlagen und das Papier von der Platte aufgehoben. Seine lockere Konsistenz im Verein mit der vorhergegangenen Anfeuchtung haben es befähigt, die in den Vertiefungen angesammelte Druckfarbe aufzufangen, so daß ein genauer Abdruck zustande gekommen ist. Da das Kupfer ein weiches Metall ist, können von jeder Platte nur eine beschränkte Anzahl Abzüge genommen werden. Diese Anzahl schwankt je nach Umständen etwa zwischen 200 bis 500. Eine wesentlich höhere Auflage läßt sich aber erzielen, wenn die geätzte Platte auf galvanischem Wege mit einem feinen Ueberzug von Eisen versehen wird. Die so behandelte Platte heißt „verstählt“.

Der Einfachheit halber habe ich bei dieser Schilderung nur e i n e Art der Radierung in Betracht gezogen: die sogenannte Strichradierung, bei der alle Modellierungen und Flächen durch Linien und Strichlagen wie bei einer Federzeichnung wiedergegeben sind. Neben der Strichradierung sind aber noch andre Arten der Radierung in Gebrauch, von denen die Aquatinta und der „weiche Grund“ noch kurz charakterisiert werden müssen.

Zur Herstellung eines Aquatintablattes wird die polierte, ungrundierte Platte zunächst mit feinstem Harzpulver gleichmäßig bestaubt. Die Körnchen des Pulvers setzen sich hierbei dicht nebeneinander auf die Platte und lassen nur ganz geringe punktartige Zwischenräume, in denen das Kupfer frei zutage liegt. Dieser Harzstaub wird nun auf der Platte festgeschmolzen, indem man letztere über einer



Blick in eine Kupferdruckerei mit den verschiedenen Pressen



Abziehen der gedruckten Radierungen von der Platte

Spiritusflamme mäßig erwärmt. Würde man die Platte nach Anschmelzung des Harzpulvers der Einwirkung des Aetzwassers aussetzen, so würde das Kupfer in den erwähnten winzigen Zwischenräumen angegriffen, während die von den säurefesten Harzkörnchen geschützten Stellen glatt blieben. Die so geätzte und mit Farbe eingeriebene Platte würde einen überall gleichmäßig schwarzen Abdruck ergeben. Es handelt sich also darum, nach Festschmelzung des Harzpulvers diejenigen Stellen, die heller bleiben sollen, vor der Aetzwirkung zu schützen. Da die vorkommenden Helligkeiten verschieden abgestuft sind, wird auch hier, wie bei der Strichradierung, das Decken und Aetzen in mehreren Etappen vollzogen werden müssen. Das Aquatintablatt „Abend“ von Oskar Graf, dem rühmlichst bekannten Münchner Radierer, möge zur besseren Veranschaulichung des Vorganges dienen. Der Künstler hat die Platte mit dem festgeschmolzenen Harzstaub vor sich. Er deckt nun zunächst den leuchtenden Hausgiebel ab, indem er die Platte hier vermittelst eines Pinsels mit flüssigem Firnis bestreicht. Dann ätzt er eine Zeitlang, bis er den zweiten Helligkeitsgrad, das Wasser im Vordergrunde, die Zaunplanken und so weiter, mit Firnis zudecken kann. Nach abermaliger Aetzung deckt er den Himmel und die helleren Stellen des Geländes ab, dann die Baumspiegelung im Wasser und die dunkleren Teile der Wiese. Wenn endlich auch die Bäume selbst genügend geätzt sind, können Harzpulver und Firnis entfernt und der Probedruck veranstaltet werden. Die Vorzüge der Aquatinta liegen darin, daß sie einheitliche Flächen liefert und daher breite, malerische Wirkungen zu erzeugen imstande ist.

Das Verfahren des „weichen Grundes“ (Vernis mou) spricht seine Eigenart schon in seinem Namen aus. Die Platte wird hier nicht mit dem eingangs erwähnten harten Deckgrund (Asphalt und Wachs), sondern mit einem weichen Firnis überzogen, den man erhält, wenn man gewöhnlichen Firnis mit Hammeltalg zusammenschmilzt. Auf diese weiche Firnisschicht legt man feingekörntes Zeichenpapier und zeichnet auf diesem in derselben Weise, als läge das Papier auf einer beliebigen andern Unterlage. Hebt man nach vollendeter Zeichnung das Papier auf, so ergibt sich, daß mit jedem Bleistiftstrich ein entsprechendes Streifchen des weichen Grundes an der Rückseite des Papiers haften blieb. An den Stellen, wo der Firnis solchermaßen fortgenommen wurde, liegt das Kupfer frei. Die so vorbereitete Platte wird in der mehrfach erwähnten Weise geätzt und abgedruckt. Das Verfahren des weichen Grundes liefert einen etwas verschwommenen, bleistiftartigen Strich von sehr weicher Wirkung.

Aquatinta und weicher Grund haben mit der Strichradierung das gemeinsam, daß bei beiden erst durch die Aetzung die Kupferplatte druckfähig wird. Daneben bestehen aber auch solche Verfahren, bei denen der Künstler ohne Zuhilfenahme eines Deck-

grundes direkt auf der Platte arbeitet, wobei selbstverständlich auch das Aetzen unterbleibt. Sie heißen kalte Verfahren und werden teils selbständig, teils in Verbindung miteinander und mit der Strichradierung angewandt. Von ihnen sollen die Schabkunst, die Roulette und die kalte Nadel besprochen werden.

Ein Schabblatt entsteht auf folgende Weise. Die polierte Kupferplatte wird zunächst mit einem kleinen Wiegemesser, dessen Schneide feingezähnt ist, nach allen Richtungen übergangen, so daß die vorher glatte Fläche ein feines gleichmäßiges Korn erhält. Würde diese gekörnte Platte eingeschwärzt und abgedruckt, so erhielte man eine völlig schwarze Fläche, da in jeder der zahllosen winzigen Vertiefungen Farbe haften bleibt. Es handelt sich also darum, die Lichter durch stellenweises Glätten des Kornes hervorzubringen, da an glatten Stellen die Farbe keinen Halt findet. Dieses Glätten wird durch das Schabeisen bewirkt. Die verschiedenen Lichtabstufungen erhält man sehr einfach dadurch, daß an den hellsten Stellen das Korn ganz, an minder hellen nur teilweise ausgeebnet wird, während die tiefsten Partien vom Schabeisen ganz verschont bleiben. Das Verfahren beim Druck ist ganz dasselbe wie bei der Strichradierung. Da beim Schabverfahren das unmittelbar Gegebene eine schwarze Fläche ist, aus der die Lichter herausgenommen werden müssen, wird man es vorzugsweise zu schattenreichen Darstellungen verwenden, die keine scharfe Kontur und keine lineare Zeichnung verlangen.



H. Wolff — Porträt des Schriftstellers P. Guttman
(Aquatinta, mit Polierstahl und Roulette überarbeitet)

Die Roulette besteht aus einem holzgefaßten Eisenstift, der an seinem Ende einer winzigen, schmalen Walze als Achse dient. Der Stift ist unten etwas gebogen, so daß die Walze auch bei schiefer Haltung des Instrumentes vollkommen eben auf der Platte rollt. Die Oberfläche der Walze erscheint feingekörnt, einer Fischhaut ähnlich. Fährt man mit der Roulette über die polierte Kupferplatte, so entsteht, entsprechend der Körnung der Walze, ein gekörnter Strich, der, mit Farbe eingerieben, beim Abdruck ein ähnliches Bild ergibt wie ein Bleistiftstrich auf rauhem Papier. Der Roulettestrich erscheint kräftiger oder zarter, je nachdem der Künstler bei der Handhabung des Instrumentes mehr oder weniger Druck aufgewandt hat. Die Roulette, deren es auch verschiedene Stärken gibt, eignet sich hervorragend zu weicher und doch breiter und freier Arbeit. Nicht unerwähnt möge bleiben, daß sie auch auf dem Deckgrund verwendet werden kann.

Von kalter (oder trockener) Nadel redet man dann, wenn der Künstler mit der Radiernadel direkt auf der ungrundierten Platte arbeitet, ähnlich wie der Kupferstecher mit dem Grabstichel. Da dieser direkt eingravierte Strich weder die Tiefe noch die Breite des geätzten Striches erreicht, erscheint er im Abdruck stets sehr zart, wonach sich auch seine Verwendung bestimmt. Roulette und kalte Nadel zählen, abgesehen von ihrer selbständigen Anwendung, zu den beliebtesten Retuschiermitteln der bereits geätzten Platte.

Mit allen diesen Ausführungen ist die Entstehung einer Radierung immerhin nur schematisch geschildert, ganz abgesehen davon, daß einige Methoden überhaupt nicht berührt werden konnten. Gänzlich ausfallen mußten für diesmal die farbigen Radierungen, die sich augenblicklich einer großen Beliebtheit erfreuen. Die Praxis bereichert dieses Schema an jeder Etappe, welche die Platte bis zum vollendeten Abdruck durchläuft, mit zahllosen neuen Praktiken und Finessen, auf deren Darstellung hier nicht eingegangen werden kann. Fast jeder Künstler, der sich ernstlich mit der Radierung beschäftigt, ist zugleich auch technischer Experimentator, oft auch Erfinder. Aber eine erschöpfende Darstellung der Radiertechnik war ja nicht die Absicht dieser Zeilen. Sie sollten nur dem Laien einen neuen, einen Schleichweg zeigen in das Gebiet dieser edelsten und beweglichsten Spezies unter den graphischen Künsten, und haben sie das Interesse für die Werke der Griffelkunst auch nur ein wenig geweckt, so ist ihr Zweck reichlich erfüllt.

Die Passionsblume

Von

C. Schenkling

Fern von uns, da, wo die Natur in verschwenderischer Fülle ihren Blütenreichtum entfaltet, ist die Heimat einer Pflanze, die man bei uns nicht selten als Zierpflanze in Töpfen antrifft; es ist die blaue Passionsblume, Passiflora coerulea. Die Wälder des äquatorialen Amerika, namentlich die von Brasilien, Peru und Virginien, die in ihrer Ausdehnung zu dem „Vater der Ströme“ in richtigem Verhältnis stehen, zählen die Passionsblume zu ihren Lieblingskindern. Im Verein mit andern Lianen klimmt und klettert diese Blume in ihrer Heimat von Baum zu Baum, von Ast zu Ast, und ihre zierlichen bunten Blüten durchziehen girlandengleich das Blätterdach der Waldriesen. Auf der Reise der Blume unter unsern nordischen Himmel ist es ihr ergangen wie so manchem Tropenkinde: sie hat an Duft und Farbenschmelz nicht unwesentlich verloren.

Im sechzehnten Jahrhundert drangen die Spanier unter dem heiligen Vorwande, den Inkas die Religion des Friedens und der Liebe zu bringen, in deren Land ein. In Wirklichkeit zog sie aber die Gier nach Gold und Edelsteinen dahin. Alle Stätten, an denen man jene Kostbarkeiten vermutete, wurden durchsucht. So führte der Weg die Eindringlinge auch in die prächtigen Tempel der Eingebornen. Und hier war es, wo ihre Aufmerksamkeit zuerst auf die eigentümlich geformten, zarten, duftigen Blüten fiel.

Alte Berichte erzählen, daß die wunderbare Bildung der Blüte, in der die fromme Einbildungskraft die Attribute der Leiden Christi zu erkennen meint, die Eroberer in dem Glauben bestärkte, Gott habe ihr Handeln geboten. Nunmehr gingen sie mit doppeltem Eifer an ihr — Vernichtungswerk. So wurde das unschuldige Blumenemblem zum „blühenden Apostel“, der den Weg zeigt! In der Folgezeit verbreitete sich der Nimbus dieser Wunderblume auch über Europa. Dem berüchtigten Ketzerrichter Pius V. wurde die Passiflora von einem frommen Spanier zugesandt, der in dem Begleitschreiben betonte, „daß sie dazu beitrage, den Eifer der Spanier zu erhöhen, die Ungläubigen zu vernichten“.

Der im Jahre 1653 verstorbene Jesuit Ferrari stellte zuerst den Vergleich der Blütenteile unsrer Blume mit den Attributen des Leidens Christi auf. Er vergleicht die drei Narben mit den Nägeln, die rotgesprenkelte strahlige Nebenkrone mit der Dornenkrone, den gestielten Fruchtknoten mit dem Kelch, die fünf Staubfäden mit den Wunden, das dreilappige Blatt mit der Lanze, die Ranken mit den Geißeln und die weiße Farbe der Blüte mit der Unschuld Christi. So wird diese Blume als wunderbare Bestätigung der Lehre von der Sühne des Gottessohnes namentlich in katholischen Ländern mit höchster Verehrung betrachtet. Und daher mag es gekommen sein, daß sie in Südeuropa fast einheimisch und eine allbekannte Pflanze ist.

Der Botaniker reiht die Passionsblume nebst der Familie der Begonien (Schiefblätter) in die Ordnung der Passiflorinen ein. Die blaue Passionsblume kam 1625 zum erstenmal nach Europa, und zwar nach Rom, und wurde 1701 in Nikolaus Roberts Pflanzenabbildungen zum erstenmal im Bilde dargestellt und als Clematis quinquefolia americana beschrieben. Im sechzehnten Jahrhundert erwähnen zwei Amerikareisende die Pflanze und erzählen, daß ihre Früchte eßbar seien. Zwei Jahrhunderte später kannte man bereits 24 und heute kennt man 250 Arten, die meist als Kletterpflanzen (Lianen), auch als Halbsträucher die Hauptvegetation der tropischen Länder Amerikas bilden. Die Frucht ist eine 2 Zentimeter große eiförmige und orange gefärbte Beere, die in Südeuropa, namentlich aber auf den Antillen gegessen wird.

Bei manchen Arten hat sie sogar einen sehr feinen Geschmack. Aus diesem Grunde legte sich der belgische Senator Violey auf die Kultur von Passiflora-Arten und erzielte auch angenehm schmeckende Früchte. Besonders waren es Passiflora edulis, in Brasilien beheimatet und mit purpurroten Früchten, und Passiflora incarnata, die 1625 nach Bologna kam und unter Violeys Pflege prächtige rotblaue, pflaumenartige Früchte zeitigte. Sie sind äußerst saftreich und ähneln im Geschmack der Himbeere. Andre Arten sollen das Aroma des Pfirsichs und der Ananas haben. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts fing man in England an, Passifloren zu kultivieren; eine eifrige Pflegerin fand diese Kultur in der Gräfin Vandos in Bugoswater.

In Amerika gilt als beliebtes Dessert die Frucht von Passiflora maliformis, die einem gelben Apfel gleicht. Sie wurde von dem Bischof Durham in Oxfordshire mit wunderbarem Erfolg gezüchtet. In Südamerika wird Passiflora quadrangularis wie der Weinstock an Spalieren gezogen, ihrer gänseeigroßen Früchte halber — der größten dieser Gattung —, deren breiiges Fruchtmark gern gegessen, zu kühlenden Getränken verwendet und auch zu Heilzwecken benutzt wird. Auch die „Pomme de liane“, die Wasserzitrone, hat wohlschmeckende, sehr saftreiche, süß-säuerliche Früchte, welche die Größe eines Enteneies erreichen.

Selbst in der Medizin finden die Früchte einiger Arten dieser Familie Verwendung. So dienen die Wurzeln der Passiflora normalis als Antidot in Vergiftungsfällen. In Treibhäusern begegnet man oft „la grenadille vineuse“, auch Granadilla

genannt, deren Wurzelabsud schädlich ist und Hunde in kürzester Zeit tötet.

Bei uns kommen die Passifloren nicht zum Fruchtansatz. Bedarf es doch schon größter Sorgfalt, Passifloren nach mehreren Jahren zur Blüte zu bringen. Auch die Floreszenz ist für die Pflanze charakteristisch. Genau ist jede einzelne Blume geöffnet, dann schließt sie sich, und eine andre öffnet sich und strömt ihren feinen Geruch aus. Ohne Stütze vermag sich diese „Heilige unter den Pflanzen" auch nicht zu halten. Diese Hinfälligkeit regte einige Dichter zu einem Vergleiche an: wie die Blume ohne Stab, so kann auch der Mensch ohne den Gedanken an Gott nicht zur Unsterblichkeit gelangen. Dingelstedt vergleicht die Wunderblume mit dem Herzen des Dichters und singt von ihr:

„Da steht sie fern von roher Schar,
Sich selbst mit stiller Duldung tragend,
Die blauen Augen niederschlagend
Und aufgelöst das grüne Haar.
O, Passifloras blaues Bild,
Wie gleichest du dem Dichterherzen,
Aus dessen liederreichen Schmerzen
Der fremden Menschen Freude quillt."



Fritz August von Kaulbach Damenporträt



Turbinentorpedo im Ausstoßrohr; der Kopf ist sichtbar

Der neue Turbinentorpedo

Von

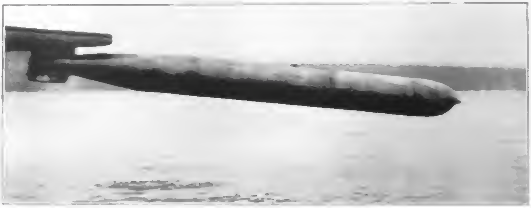
Walter L. Beasley

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Unter den Vernichtungswerkzeugen, welche die moderne Waffentechnik zutage gefördert hat, ist keines in seiner Wirkung verheerender und schrecklicher als der Torpedo, der mit Explosivstoffen gefüllte, hauptsächlich der Bekämpfung feindlicher Schiffe dienende Apparat, der in seiner jetzigen Gestalt den Namen nach dem Zitterrochen führt. Die ersten Versuche mit derartigen Apparaten gehen bis ins achtzehnte Jahrhundert und auf den Amerikaner David Bushnell zurück. Sie waren indes primitiver Art und trotz der richtigen Grundlage, von der sie ausgingen, wenig erfolgreich. Bushnells Landsmann Robert Fulton, dessen Name in so ruhmvoller Weise für immer mit der Geschichte des Dampfschiffs verknüpft bleiben wird, hatte gleichfalls nur wenig Glück mit seinem zur Abschleuderung von Sprenggeschossen konstruierten Unterseeboote, und zu nachhaltigen Erfolgen brachte es auch der bekannte Erfinder des Revolvers, Samuel Colt, nicht. Immerhin sollten die von diesen hervorragenden Technikern gegebenen Anregungen nicht ungenutzt verloren gehen. Sie waren und blieben die Grundlage, auf der in der Folge eifrig weitergearbeitet wurde und von der aus man schließlich auch zu praktisch verwertbaren Apparaten gelangte. In Gestalt von Stoß- und Kontaktminen kamen diese zum erstenmal zu ernstlicher Bedeutung im Krimkriege (1854) und entschiedener noch 1862 im Kriege der amerikanischen Nordstaaten gegen die Südstaaten. Es drängte sich von nun an auf dem Gebiete der Seeminen förmlich Erfindung auf Erfindung, und man begann einen Unterschied zu machen zwischen den zum Angriff und den lediglich zur Abwehr bestimmten, von denen man nunmehr die letzteren wie früher Seeminen nannte, während man die ersteren mit dem Namen Torpedos bezeichnete. Von den vielen im Verlaufe der Zeit auftauchenden Torpedotypen hat sich namentlich der 1867 von dem österreichischen Kapitän Lupis und dem Ingenieur Whitehead in Fiume erfundene Fischtorpedo behauptet, der Aufnahme in fast sämtliche Kriegsmarinen gefunden hat. Es ist ein etwa



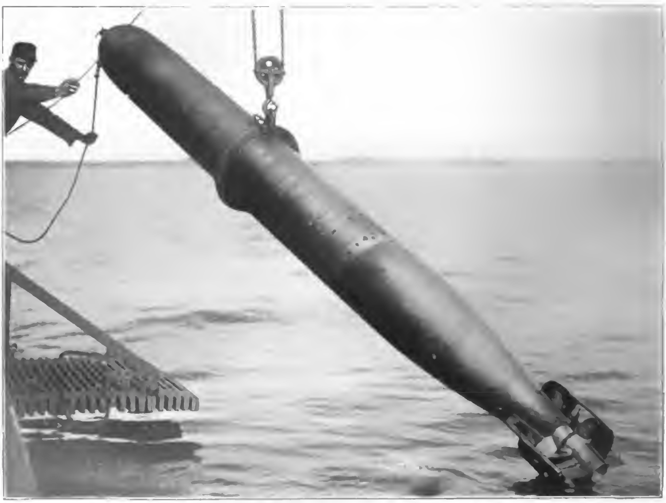
Rad der Druckluftturbine



Torpedo im Moment des Abfeuerns

4½ Meter langer Apparat aus Stahl oder Stahlbronze, der annähernd Fischgestalt und bei kreisrundem Querschnitt einen größten Durchmesser von ½ Meter hat. Er zerfällt in drei Teile, von denen der vorderste die aus feuchter Schießbaumwolle bestehende Sprengladung enthält, die durch einen beim Anstoß funktionierenden Zünder zum Explodieren gebracht wird. Eine zweite Abteilung enthält bis zu 100 Atmosphären Spannung eingepumpte Luft, durch deren Ausströmung ein im hinteren oder Schlußteil (dem sogenannten Schwanzstück) angebrachter Motor in Antrieb gesetzt wird, der seinerseits zwei vierflügelige Schrauben treibt. Ein horizontales Ruder hält die gewünschte Wassertiefe und ein vertikales die Richtung in vertikaler Ebene aufrecht. Geschwindigkeit und Tragweite wechseln je nach der individuellen Konstruktion.

Der neue Turbinentorpedo, der für die Marine der Vereinigten Staaten adoptiert worden ist und augenblicklich bei ihr in vorläufig 400 Exemplaren eingeführt wird, übertrifft den Whiteheadschen Fischtorpedo ebenso sehr, wie dieser einst alle vor ihm vorhandenen Modelle überflügelte. Er entwickelt eine Geschwindigkeit und erreicht eine Tragweite,



Ein abgeschossener Turbinentorpedo wird wieder aufgefischt

wie man sie bisher nicht gekannt hat. Letztere geht bis zu 4000 Yard (1 Yard = 0,914 Meter) und ist bis zu 3500 garantiert. Die Geschwindigkeit beträgt bei 1200 Yard 36 Knoten; in der Geschwindigkeit wird daher gegen den jüngsten Whitehead-Typ ein Fortschritt von 25 Prozent erzielt, während die Tragweite sich fast auf das Doppelte der früheren gesteigert hat. Dieser neue Torpedo, der sogenannte Bliß-Leavitt, ist von der Regierung der Vereinigten Staaten nicht zu ausschließlicher Verwendung erworben worden, so daß auch andre Marinen ihn einführen können. Seine so erheblich gesteigerte Geschwindigkeit und Tragweite beruhen liegt. Die Zündvorrichtung besteht aus mehreren Röhren mit gewöhnlicher trockener Schießbaumwolle, die mit Knallquecksilber gefüllte kupferne Zündkapseln tragen und beim Anprall durch eine auf letztere wirkende Schlagvorrichtung zum Explodieren gebracht werden. Die Luftkammer, welche die als Triebkraft dienende Druckluft enthält, ist aus einer besonderen Art Schmiedestahl hergestellt und hat bei 7¹/₁₆ Zoll Wandstärke während des Fluges einen effektiven Druck von 400 Pfund auf den Quadratzoll auszuhalten (der potentielle beträgt 2225 Pfund). Ein wichtiges Teilstück in der Luftkammer ist die Ueberhitzungsvorrichtung, das heißt ein Spiritusbrenner,



Innere Einrichtung des Torpedos; daneben Torpedoköpfe, welche die Sprengladung enthalten

auf der Ausnutzung eines Ueberhitzungsverfahrens, dem die komprimierte Luft zur Erzielung größerer Wärmeausdehnung und Energie unterzogen wird, und auf der Verwendung eines Turbinenmotors. Der neue Torpedo ist ein zigarrenförmiges Stahlgehäuse, das 19 Fuß 9 Zoll lang ist und etwa 18000 Pfund wiegt. Er zerfällt wie der Whitehead in drei Abteilungen. Die erste derselben oder das Kopfstück enthält die Sprengladung, die zweite oder die Luftkammer die Druckluft und die dritte, das Schluß- oder Schwanzstück, die Turbine und einen rotierenden Regulator des Steuerungsapparates. Das aus geschmiedeter Bronze in einer Wandstärke von 18 Zoll hergestellte Kopfstück ist mit einer Ladung von 132 Pfund feuchter Schießbaumwolle gefüllt, die einen Feuchtigkeitsgehalt von 25 Prozent hat und in etwa zehn Lagen übereinander der sich, sobald der Torpedo aus seinem Rohr lanciert ist, automatisch entzündet. Dieser Brenner wird während des ganzen Fluges selbsttätig mit Brennstoff versehen und hält die Luftkammer unausgesetzt in der gleichen Temperatur.

Der wichtigste und wesentlichste Teil des ganzen Apparats ist gleichwohl die in dem Schwanzstück untergebrachte wunderbare kleine Turbine. Diese besteht aus zwei Stahlrädern von 11¹/₂ beziehungsweise 12 Zoll Durchmesser, die höchstens 20 Pfund wiegen. Jedes dieser Räder ist mit 84 Zellenschaufeln versehen, auf welche die einströmende Druckluft derart wirkt, daß die Turbine unter Entwicklung von 130 Pferdestärken in der Minute tausend Umdrehungen macht. Dadurch werden die beiden Propellerwellen in Bewegung gesetzt, die sich gegeneinander drehen, in der Minute gleichfalls tausend

Umdrehungen machen und dem neuen Torpedo eine Geschwindigkeit und Tragweite verleihen, wie sie bei dem alten Dreizylindermotor des Whitehead gar nicht möglich gewesen wären. Im höchsten Grade sinnreich ist auch die Regulierungsvorrichtung für den Steuerungsapparat. Sie besteht der Hauptsache nach in einer beständig in Umdrehung befindlichen Turbine, die wirkt, als ob sie von menschlicher Intelligenz beseelt wäre. Sie macht in der Minute 1800 Umdrehungen und verharrt dabei stets in derselben Lage, in immer sich gleich bleibender Ebene rotierend. Aendert sich an der Stellung der horizontalen Steuerruder auch nur das geringste, so greift der kleine rotierende Apparat sofort regulierend ein und bewirkt durch eine Reihe allerdings sehr komplizierter Vorrichtungen unverzüglich die richtige Einstellung des betreffenden Ruders. Ist daher der Torpedo aus irgendeinem Grunde geneigt, Seitensprünge zu machen, so wird er diese nie zur Ausführung bringen können, denn der kleine Steuermann, der in seinem Steuerregulator zu stecken scheint, korrigiert ihn fast noch im gleichen Momente und zwingt ihn, alsbald wieder zu der ihm angewiesenen richtigen Bahn zurückzukehren.



Maschinerie des hinteren Teils am Torpedo

Der größte Vorzug, den der neue Bliß-Leavitt-Torpedo darbietet, besteht darin, daß ein Torpedoboot mit ihm aus nahezu absolut sicherer Lage Angriffe auf feindliche Schiffe machen kann, da er außer dem Bereich des wirksamen Feuers der Schnellfeuerkanonen lanciert wird. Alle bis jetzt mit ihm auf den hauptsächlichsten der nordamerikanischen Minenstationen veranstalteten Versuche sind tadellos, ja geradezu glänzend verlaufen. Bei den auf Long Island vorgenommenen wurde das Ziel auf 1200 Yard in 60 Sekunden mit einer Geschwindigkeit von 36 Knoten erreicht. Als Scheibe diente ein 100 Fuß langes, in das Meer versenktes Netz, und das Geschoß schlug jedesmal auf diesem innerhalb des vorgeschriebenen Kreises, das heißt 5 Yard rechts und links vom Zentrum und 2½ Yard über und 5 Yard unter ihm, ein. Bemerkenswert ist auch, daß der neue Torpedo sowohl über wie unter Wasser verwendet werden kann. Er wird in zwei Größen, einer zu 18 und einer zu 21 Zoll Durchmesser, hergestellt. Die Kosten für die erstere sollen sich auf 5000 Dollar und die für letztere auf einen entsprechend höheren Betrag stellen.



Füllung des Torpedos mit komprimierter Luft



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Heiligtum am See. Nach dem Gemälde von Ferdinand Keller (Karlsruhe)

Unser Hausrat

Von

Adele Hindermann

I

Drohnen und Schmarotzer

Wir leben bezüglich unsrer Wohnungseinrichtungen in einer Zeit der Umwälzungen, die sich bislang, soweit der Mittelstand davon berührt wird, als eine ziemliche Verwirrung der Begriffe kennzeichnet. Das bestimmte Gefühl, es müsse etwas anders werden, ist vorhanden und beginnt mehr und mehr sogar in Kreise zu dringen, die jeder Art Kunst sonst mit völliger Gleichgültigkeit gegenüberstehen. Zu verwundern ist das nicht: hier wirkt eben die „Mode", was die „Kunst" als solche nimmermehr zustande gebracht haben würde.

Diesen Leuten gegenüber pflegt der Möbelhändler mit einiger Aussicht auf Erfolg das Schlagwort „Jugendstil" anzuwenden. Es faßt für sie die ganze neue Strömung zu einem leidlich bestimmten Begriff zusammen: ein bißchen verrückt zwar, aber unbedingt „schick und modern", jedenfalls eben das, was „man" heutzutage haben muß. Ergebnis dieser Methode sich einzurichten — eine Wohnung, der auch die leiseste innere Beziehung zu ihrem Eigentümer fehlt.

Neben diesen Opfern eines Schlagwortes haben wir andre Leute, die sich auf der Jagd nach Antiquitäten müde machen. Vielleicht wenn sie Geld, Glück und einen feinen Geschmack besitzen, werden sie eine Fülle von Kostbarkeiten zusammentragen; nur daß ihnen dabei unter den Händen zum Museum wird, was eine — Wohnung sein sollte. Es sind das nämlich zwei ganz verschiedene Dinge. Die glücklichen Besitzer solch alter Prachtstücke werden sich dieses Unterschiedes schmerzlich bewußt, sobald sie den an sich nicht unberechtigten Versuch machen, inmitten jener Zeugen einer vergangenen Kulturepoche als Kulturmenschen von heute zu — wohnen.

Auch ein andrer Weg des Fortschrittes wird so lange der erwünschten Wirkung entbehren, bis Möbelindustrie und Architektur sich zu geschlossenem Vorgehen zusammengefunden haben. Ich denke an die reizvollen Schöpfungen allerneuesten Datums, mit denen unsre ersten Künstler den Beweis liefern, daß wir in der Tat von einer im Aufblühen begriffenen Möbelkunst sprechen dürfen. Wir stehen in den Ausstellungen und bewundern, wie so viel Schönheit bei so viel Schlichtheit möglich war, wir fühlen den eignen Zauber der Traulichkeit diesem Milieu entströmen, ohne zu wissen, von wannen er kommt: ob von der dämmerigen Träumerecke am Kamin, von der ruhigen Schönheit der glatten, nicht gemusterten Wände oder von dem stimmungsvollen Reiz des erhöhten Arbeitsplätzchens an irgendeinem Fenster, das so wunderlich hoch in der Mauer sitzt, mit Mullgardinen und blaßlila Primeln lustig geschmückt.

Es ist der Gesamteindruck, der uns gefangennimmt, ohne daß wir uns dessen bewußt werden. Lösen wir die Möbelstücke — sie sind für erkleckliches Geld käuflich — aus diesem eigens um sie herumgebauten Rahmen heraus und stellen sie in unsre hohen, weiten Großstadtzimmer, in denen es keinen kapriziösen Winkel, kein Treppchen, kein wunderliches Extrafensterchen gibt, so geraten wir leicht gegenüber den teuer erkauften Dingen in eine etwas erbitterte Stimmung, und wir möchten sagen wie jener Bauer: „O Krischan, wat häst du di verännert!"

Wo steckt nun solcher Mißgriffe letzte Ursache? Warum muß so viel ehrliches Bemühen um ein wenig Behaglichkeit und Schönheit ergebnislos in die Luft verpuffen?

Mir scheint, weil wir uns über unsre Beziehungen zum Hausrat selten ganz klar sind. Die Gewohnheit mit ihren verjährten Sünden steht uns verdunkelnd im Wege, wir rechnen unwillkürlich mit Gegebenem, anstatt uns einmal in Gedanken an der Entstehungsgeschichte dieses oder jenes Möbels entlang zu tasten bis zu der grundlegenden Frage hin: wozu eigentlich schuf man dich? Die Antwort weist auf unsre eignen Gewohnheiten und Bedürfnisse hin, und damit auf uns selbst überhaupt.

Wir sehen, die Sache ist gar nicht so einfach; man könnte sagen, sie hat einen Stich ins Philosophische, diese — Möbelfrage; denn bei unserm werten Selbst angelangt, haben wir uns zunächst unbedingt mit diesem auseinanderzusetzen, wenn anders wir für noch zu findende Folgerungen einen sicheren Ausgangspunkt haben wollen. Nächste Station in der Bearbeitung des Falles demnach: Erkenne dich selbst!

Wisse deine Wünsche, deine kleinen Eigenarten, werde dir klar, was du von deiner Wohnung und dem Hausrat darin erwartest und verlangst. Suche deines Wesens Kernpunkte zu ergründen, scheide Wesentliches vom Unwesentlichen, Eignes von Angenommenem, schiele dabei, wenn es möglich ist, absolut nicht zum Nachbar hinüber; mit einem Wort: lege das Bild deiner Persönlichkeit fest, und — für die Wahl des Rahmens dieser Persönlichkeit ist der erste bestimmende Schritt getan.

Es ist praktisch ohne Belang, wenn bei einer solchen Feststellung etwa eine Villa mit zwölf Zimmern, Stallung und reichlich Dienergelaß als angemessener Rahmen herauskommen *sollte*. Denn erstens wird die ausschließliche Berücksichtigung unsrer eignen Wesensveranlagung — bei völliger Ausscheidung sogenannter äußerer Rücksichten — keineswegs immer zu solch verstiegenen Anforderungen führen, und zweitens haben wir ja an unserm Geldbeutel einen pedantischen Mahner, der uns zu energischen Streichungen auf unserm Wunsch-

zettel zwingt. So werden die Wünsche den Bedürfnissen Platz machen müssen; und ebendiese engere Wahl ist es, die das Allereigenste in uns mit Sicherheit erkennbar macht.

Von diesem Bilde unsrer Persönlichkeit ausgehend führt uns eine schnurgerade Linie zu den Dingen, die uns umgeben sollen; eine Linie, von der es ein Abirren — theoretisch — kaum noch gibt. In der Praxis haben wir freilich noch allerlei Schwierigkeiten zu überklettern.

Der weise Diogenes dankte es seiner Veranlagung, daß die Wohnungs- und Möbelfrage sich für ihn so erstaunlich glatt abwickelte; mit dem Einzug in eine — Tonne war sie bekanntlich erledigt, und zwar durchaus zu seiner Zufriedenheit. Ich habe einen fabelhaften Respekt vor diesem Manne, an Umzugs- und Reisetagen nimmt dieser Respekt sogar die weniger schöne Färbung des Neides an. Aber selbst unter dem grandiosen Gesichtspunkt: „Bedürfnislosigkeit ist Macht" können wir Menschen von heute, wir Kinder einer andern Zeit, einer andern Zone, ihm diese Tonnensache nicht nachmachen.

Das erkleckliche Sümmchen von Gewohnheiten und Bedürfnissen, das wir uns allmählich angezüchtet haben, ist mit uns verwachsen wie die Haut mit dem Fleisch. Wir bedürfen des Hausrats. Als unsre Urahnen sich eine Höhle gruben und den ersten „Tisch" aus ein paar herbeigewälzten Steinen konstruierten, sind sie zweifellos nicht einer ästhetischen, sondern praktischen Notwendigkeit gefolgt. Unsern inzwischen erheblich gesteigerten Bedürfnissen zu entsprechen, so lautet noch heute das Prinzip, das der Existenz unsers Hausrats, oder wenn das schöner klingt: unsrer Möbel zugrunde liegt.

Dienen sollen sie uns. Jedes Stück auf seine Art. Vollendete Zweckerfüllung ist ihre Aufgabe. Sie haben keine andre neben dieser.

Das scheint eine alte Binsenwahrheit zu sein; das scheint ferner die Schönheitsfrage völlig zu übersehen. Beides täuscht. Die Wahrheit ist gewiß nicht neu, aber ihre strenge Anwendung hatten wir im Lauf der Zeit vergessen. Und was die ästhetische Seite der Sache betrifft, die bei der ausschließlichen Betonung der Zweckdienlichkeit zu kurz zu kommen scheint, so behalte ich mir den Beweis vor, daß unser Recht auf Augenweide eine Verkürzung keineswegs erleiden wird, wenn wir der Zwecklosigkeit den Krieg erklären. Nur dürfte sich echte Schönheit und — Schminke dabei ersichtlich scheiden.

•

Die Reformarbeit innerhalb unsrer Wohnräume geschieht auf zweifache Art, von denen die eine, positive, Geld — und noch einiges andre — kostet, die zweite, negative, nur eine scharfe Musterung und den dabei sicher aufflackernden ehrlichen Zorn zur Voraussetzung hat. Ich denke an Neuanschaffungen einerseits und Ausmerzen alter Schmarotzer anderseits.

Es liegt sehr nahe, daß das letztgenannte Verfahren, das an unsern Geldbeutel keinerlei Anforderungen stellt, für jeden, auch den Unbemittelten, ohne weiteres anwendbar ist. Es empfiehlt sich, einmal einen Gang durch die Zimmer zu machen und alles, was da steht, hängt, lehnt und liegt, vor die Gewissensfrage zu stellen: dienst du mir? Das Ergebnis wird überraschend sein und interessant zugleich. Wir finden da treue Gefährten, denen wir gern im Vorübergehen über die polierte oder gebeizte „Wange" streicheln, weil wir ihnen viel zu danken haben; wir finden weiter falsche Freunde mit biederem Gesicht und heimtückischen Ecken und Kanten; und Augendiener dazu eine heillose Menge, die im Leben noch nichts getan haben als — sich bedienen lassen. Das steht da, nimmt behäbig seinen Raum ein, der schwere Miete kostet, läßt sich dreihundertfünfundsechzigmal im Jahre vom Staub säubern, was jedesmal eines aufrechten Menschen Kniefall bedeutet, und hat nichts — rein gar nichts dafür geleistet!

Jetzt heißt es, diesen Augenblick des Zornes auszunutzen, die Kraft aus ihm zu schöpfen zu erbarmungslosem Verstoßen jener Drohnen, uns mit Härte zu panzern gegen etwaige Stimmen — es finden sich immer solche! — die da einwenden wollen, er, sie, es sei doch „eigentlich" ganz hübsch: die Säulchen, die Knäufchen, der Muschelaufsatz, die wohlerhaltene Politur ... Hart bleiben! Sie — mir verdichtet sich die Vorstellung solcher Drohnen unwillkürlich immer zu einer sogenannten „Etagere" — sie glänzt in der Tat im Schmuck einer tadellosen Politur. Natürlich, wie wird sie auch seit Jahren von Hausfrauen- oder Dienstmädchenhänden gepflegt! Als Gegenleistung tut sie so, als könne sie mit ihren vier blanken Etagen allen möglichen Dingen ein Unterkommen gewähren, als da sind: Noten, Bücher, Nippsachen und so weiter. Sie lügt. Für Noten und Bücher bleibt sie, die an allen Seiten offen ist, die notwendige Stütze, für kleine, feingearbeitete Kunstgegenstände den notwendigen Schutz gegen Staub schuldig. Selbst um — Preßkohlen in ihren Fächern aufzuschichten, dürften ihr die Qualitäten fehlen.

Es gibt solcher Drohnen die verschiedensten. Manchmal treten sie als Büstenständer auf in Häusern, wo es eine Büste irgendwelcher Art überhaupt nicht gibt, manchmal sind sie eine Vase, die unten ein Loch hat, manchmal ein Schreibzeug, das viel zu „schön" ist, um je Tinte riechen zu dürfen, manchmal ein Stellrahmen, der die Fähigkeit zu stehen längst eingebüßt hat und bei der leisesten Erschütterung mit hörbarem Krach auf den Rücken fällt; in besonders schweren Fällen treten sie unter dem Anspruch auf, als Schmuckgegenstände einen Selbstzweck zu haben, während sie dank ihrer Beschaffenheit nach Form, Farbe und Material eine fortgesetzte Beleidigung einigermaßen geschulter Augen auf ihr Gewissen laden.

Ich muß an dieser Stelle auch jener Sachen und Sächelchen gedenken, deren Beseitigung uns schlechtweg in den Ruf der Herzlosigkeit bringt. Die gebrannten, gemalten und geschnitzten Geschenke „von lieber Hand" meine ich, die der Geber — meistens ist es übrigens eine Geberin — bei jedem Besuch in unsrer Wohnung sichtbar an bevorzugter Stelle zu finden erwartet. Hier packt uns zu allem Uebel auch noch die Pietät am Kragen und sucht den kaum errungenen Mut zum Verstoßen lahmzulegen. Der unglückliche Besitzer solcher „talentvollen" Freunde hat nur die Wahl, das Renommee der Herzlosigkeit mannhaft zu tragen oder seinerseits



Umschwärmt

Nach einem Gemälde von Viktor Schivert (München)

unter den ästhetischen und praktischen Sünden des lieben Gebers weiterzuleiden.

Ich gestehe, daß ich mich gegebenenfalls ohne Besinnen für das erstere entscheiden würde; Sache des Gebers wäre es gewesen, dem Beschenkten die Peinlichkeit eines solchen Zwiespalts der Gefühle zu ersparen. Doch das ist ein Kapitel für sich.

Ich widerstehe auch der Versuchung, an dieser Stelle der in der Familie so „beliebten" Arbeit begabter Dilettanten kritisch auf den Leib zu rücken. Nur soweit unser größerer und kleinerer Hausrat ihr zum Opfer fällt, steht sie in engster Beziehung zum Thema; und als geradezu klassisches Beispiel dessen, wie es nicht sein soll, kann ich ihr nicht ersparen das herbe Wort: Ich klage an!

Es ist eine totale Umdrehung der Begriffe, deren sie sich schuldig macht. Eine ganze Schreinerindustrie appetitlich weißer Holzsachen hat sie ins Leben gerufen; sie, nicht das Bedürfnis nach diesen Dingen. Recht häufig sehen wir Gegenstände, für die ein Bedürfnis, ein Zweck erst noch gefunden werden soll. Im Grunde haben sie ihren Zweck erfüllt, nachdem der Brennstift, das Schnitzmesser, der Pinsel sich an ihnen ausgetobt hat. Man kann das gelten lassen, vielleicht hat der oder die eifrige Kunstbeflissene eine herzliche Freude an der Arbeit gehabt, vielleicht sogar ist hier und da ein Ornament, eine Linienführung von wirklich künstlerischem Werte dabei herausgekommen. Vielleicht, sage ich. Eine andre Frage ist die, ob jenes Ornament da sitzt, wo es wirklich sitzen darf und soll, ob es unter strenger Anlehnung an das Material geschaffen wurde, und ob es sich mit den Gebrauchsgesetzen des also verzierten Gegenstandes in Einklang befindet.

Eine Arbeit, die sich ausschließlich auf den Schmuck richtet, wird immer der großen Gesichtspunkte entbehren; sie fängt bei Z das Alphabet an anstatt bei A.

Das Ergebnis pflegt diesem Verfahren zu entsprechen. Wir haben da beispielsweise ein Schränkchen. Nehmen wir sogar an, daß die Hand, die es schmückte, verstanden hat, trotz der Verführung der vielen weißen Flächen diesen Schmuck quantitativ in angemessenen Grenzen zu halten. Soweit wäre die Sache also nicht übel. Nun will aber doch ein Schränkchen nicht nur eines Brennstiftes oder Pinsels Objekt, sondern eben ein Schränkchen sein. Seine vier gedrehten Füße lassen darauf schließen, daß es stehen soll, die Oesen an der Rückwand scheinen eine hängende Lage vorgesehen zu haben. Aber zum Stehen auf dem Boden ist es mit seinen nur sechzig Zentimetern Höhe zu niedrig — die Bekrönung macht es überdies als Sitzmöbel unmöglich —, zum Hängen ist es hingegen bei dreißig Zentimetern Tiefe in Verbindung mit ziemlich schwerem Material zu gewichtig; zum mindesten muß alsdann peinlich vermieden werden, seinen Innenraum auch nur im geringsten zu belasten. Das heißt: hineinlegen darf man nichts. Der diesem Stück Hausrat zugrunde liegende Gedanke fällt damit ins Wasser; wir haben eine Drohne mehr in der Wohnung, die wir dem unglückseligen Imperativ: „Schmücke dein Heim!" verdanken.

Gestalten sollen wir, ehe wir schmücken. Konstruktionsfehler können wir durch Zierat ebensowenig verschleiern, wie eine üble Gesichtsbildung durch Schminke wieder gutgemacht wird.

•

Wie sich aus den bestimmenden Formen des Skeletts menschliche Gesundheit und damit Schönheit aufbaut, so haben wir hinsichtlich unsers Hausrats jenes feste Skelett an dem Prinzip einer vollendeten Zweckdienlichkeit. Jeder andre Weg zu ästhetischer Wirkung kommt der Vortäuschung blühenden Lebens durch Schminke gleich.

Die Möbelindustrie der letzten Jahrzehnte liefert uns Beispiele über Beispiele solcher Schminkversuche, wobei ohne weiteres zugestanden werden soll, daß dem Verlangen nach sogenannter Eleganz zu billigen Preisen seitens unsers Mittelstandes ein großer Teil dieser Schuld auf Rechnung zu setzen ist.

Jene „Etageren" und eine Reihe ähnlicher Dinge danken wir diesen beiden Faktoren. Sie haben uns Deutschen — dem Himmel sei's geklagt! — den Salon geschenkt, diesen Todfeind jeder Behaglichkeit, diesen Moloch, der so erschrecklich viel fordert und so verschwindend wenig dafür gibt.

Den besten Raum der Wohnung nimmt er für sich in Anspruch, die „elegantesten" Möbel, die teuersten Gardinen, die weichsten Teppiche und die besten Kräfte der Hausfrau noch dazu. Es mag ihm immer noch verziehen sein, wenn einerseits das wirtschaftliche Budget diese Opfer als solche gar nicht fühlbar macht und anderseits, wenn er durch andauernde Gegenleistung — etwa in Häusern mit Repräsentationsverpflichtung — den Beweis seiner Notwendigkeit, seiner Existenzberechtigung erbringt. Außerhalb dieser beiden Voraussetzungen aber wird er zum Schmarotzer.

Treten wir dieser berüchtigten „kalten Pracht" in Deutschlands Bürgerhäusern und dem Gedanken seiner Entstehung näher, so stoßen wir auf den begreiflichen Wunsch, etwaige Besucher in einem hübschen präsentabeln Raum empfangen zu können. Daß wir aber zu diesem Behuf einen Sonderraum schaffen, von dessen Benutzung wir uns selbst von vornherein dauernd ausschließen, daß wir Möbel — hier kann ich das trauliche Wort Hausrat nicht anwenden — darin aufstellen, die lediglich eine sogenannte dekorative Aufgabe haben, daß wir jede persönliche Note in diesen vier Wänden peinlich vermeiden — das alles sind Umstände, die dem Zweck der Sache: daß der Gast sich wohl fühle — direkt entgegenarbeiten.

Das ist der Salon.

Er wird ein Sonderraum bleiben, der ein Fünftel, Viertel oder gar Drittel der gesamten Wohnfläche dem Gebrauch der Familie entzieht, solange wir ihn ausschließlich im Sinne einer blutleeren Eleganz herauszuputzen trachten.

Wir werden hingegen nicht ein, sondern mehrere empfangsfähige Zimmer besitzen, sobald wir gelernt haben, daß jeder Raum zur Augenweide nicht nur werden kann, sondern werden muß, unter nachdrücklicher Betonung seines Spezialcharakters, unter strenger Ausscheidung jeder schönheitsfeindlichen Ueberflüssigkeiten.

Dazu freilich müssen wir erst allerlei verlernen, u. a. das sinnlose Wort: „nicht praktisch — aber schön".



Luther Burbank in seinem Arbeitszimmer

Luther Burbank, der Pflanzenzauberer

Von

Arthur G. Abrecht (New York)

(Hierzu einundzwanzig Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Vor nicht viel über zehn Jahren wußte die weite Welt noch wenig von Burbank, trotzdem er damals schon etliche zwanzig Jahre oder mehr mit seinen Experimenten beschäftigt war, trotzdem er bereits erstaunliche Resultate erzielt hatte. Wissenschaftler hielten ihn für einen „amerikanischen Humbugger", einen Charlatan, der es nur auf marktschreierische Effekthascherei abgesehen hatte, seine eignen Angehörigen verlachten und seine Freunde bemitleideten ihn. Keiner glaubte an ihn. Man erblickte in ihm den Feind aller Wissenschaft, man konnte es ihm nicht vergeben, daß er Besseres, Größeres vollbringen wollte, als die Natur selbst vollbracht hat, daß er Anschauungen zuschanden machte, auf die man bisher gebaut, daß er Gesetze widerlegt, die man bisher als unantastbar angesehen hatte. Noch vor wenigen Jahren lud ein Geistlicher in Santa Rosa, Sonoma County, Kalifornien, Burbanks Wohnsitz, ihn ein, am nächsten Sonntag seine Kirche zu besuchen, er würde über ihn und sein Werk predigen. Burbank, der sich sonst wenig aus dem macht, was über ihn gesagt, geschrieben wird, kam zur Kirche und war gezwungen, mit anzuhören, wie der Mann Gottes eifernd und voll heiliger Entrüstung über ihn loszog, wie er ihn, den Freund



Steinlose Pflaume

der Menschen, als Gottes und der Menschen bittersten Feind hinstellte, der sich unterfing, die göttliche Einrichtung des weise gefügten Lebens der Pflanze in ganz andre als die vom Schöpfer ihr vorgeschriebenen Bahnen lenken zu wollen.

Heute schweigen die Eiferer, heute erkennt die Welt in ihm einen der ersten Meister auf dem Gebiete der Gärtnerei, ihren Führer auf dem der Züchtung neuer, nutzbringender Früchte, Gemüse, Gräser, Blumen, Bäume, Nüsse und hunderter andrer pflanzlicher Dinge. Glücklicherweise hat Luther Burbank sich durch die Anfechtungen und Anfeindungen, den Mangel an aufmunternder Anerkennung und die direkte Mißachtung nicht von seinem als richtig erkannten Wege abbringen lassen.

Sechstausend Männer, darunter die ersten Spitzen der wissenschaftlichen Welt beider Hemisphären, machten im vorigen Jahre die Pilgerfahrt nach Santa Rosa, um ihn aufzusuchen, um Näheres über sein Werk zu erfahren. Sechstausend gingen von Enthusiasmus für ihn erfüllt von dannen. Aber die Anerkennung hat auf sich warten lassen. Ihm erging es nicht anders wie dem sprichwörtlichen Propheten, der in seiner Heimat nichts gilt. Die ersten, die das, was er für die Menschheit getan, zu würdigen verstanden, waren Ausländer, sie fanden sich zuerst bei ihm ein, um sich zu überzeugen, um von ihm zu lernen. Dann kamen langsam, ganz langsam fortschrittliche, wenn auch zweifelnde Züchter und Händler, die untersuchen wollten, „ob denn wirklich was dran an all den Wunderdingen, die man über den Mann vernommen“. Dann kamen die Gelehrten, die Botaniker, die Wissenschaftler, und lange danach kam die Anerkennung von seiten seiner engeren Mitbürger.

Die Züchtung neuer Früchte von Charaktereigenschaften, die sich von denen ihrer Vorgängerinnen in jeder Weise unterscheiden, ist größere Gärtnerkunst als die bloße Vermehrung alter Sorten.

Drei Errungenschaften Luther Burbanks haben seinen Namen in jeden Winkel der Erde getragen. Die erste ist die Burbank-Kartoffel, die nicht allein in der amerikanischen Kartoffelpflanzung eine Umwälzung hervorgebracht, die auch das Vermögen der amerikanischen Farmer in den dreißig Jahren, seitdem sie zum erstenmal gezogen wurde, um etliche zwanzig Millionen Dollars bereichert hat, das Vermögen der Farmer, wohlverstanden, nicht das Bankguthaben Luther Burbanks, denn der erhielt für seine Kartoffel ganze 125 Dollars. Die zweite ist die steinlose Pflaume, eine Errungenschaft, die den Wissenschaftlern vielleicht am meisten Anlaß zum Kopfschütteln gab, von deren Unmöglichkeit die Natur selbst Luther Burbank jahrelang zu überzeugen versuchte, bis er sie eines Besseren belehrte. Die dritte ist die dornenlose Feigendistel, die Kaktusart, die dereinst bestimmt sein wird, Millionen Acker sandigen Wüstenlandes in einen blühenden Garten zu verwandeln, in bewohnbare, fruchtbare Gefilde. Und diese Hoffnung ist nicht die des Schöpfers der Pflanze allein, sie teilen vielmehr Männer, denen das Problem der Unterbringung und Sättigung zukünftiger Millionen Menschen eine gar ernste Sache ist.

Wer ist nun dieser Luther Burbank, und welche sind seine Methoden? Der „Hexenmeister der Hortikultur“, wie er nun einmal genannt wird, hat so unendlich viele neue und seltsame Blumen, Früchte, Bäume und andre Pflanzen hervorgebracht, daß ein Buch nicht ausreichte, jedes seiner Werke auch nur einigermaßen seinem Verdienste entsprechend zu würdigen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß sich gegenwärtig auf seinem Versuchsboden, in seinen Beeten, seinen Treibhäusern



Luther Burbank (in der Mitte) bei der Kultur des Rhabarbers



Luther Burbanks Haus in Santa Rosa (Kalifornien)

Dinge entwickeln, die an Schönheit und Nützlichkeit noch alles übertreffen sollen, was er bisher getan. Wir wollen nur den kernfreien, kernhauslosen Apfel erwähnen, der seiner Vollendung entgegengeht. In den dreißig Jahren seiner Forschertätigkeit hat Burbank über zweitausendfünfhundert distinktive Untersuchungen angestellt; die bloße Liste seiner Errungenschaften ist zehn eng mit der Maschine beschriebene Seiten (Kanzleiformat) lang. Es ist dies aber nur die Liste der Erfolge, zwischen den Zeilen der zehn Seiten stehen die Mißerfolge, die Fehlschläge, die enttäuschten Erwartungen, mißratenen Experimente verzeichnet, in einer Schrift, die nur der zu lesen versteht, der weiß, was Forschertätigkeit bedeutet.

„Seitdem das wissenschaftliche Dogma von der Beständigkeit der Arten aufgegeben worden, ist das Studium der Veränderungen, der Variationen in den Vordergrund getreten. Wir wollen nicht länger nur wissen, was für Variationen die Natur hervorbringt, wir wollen erfahren, was für Abarten durch verschiedene künstliche Mittel hervorgebracht werden können. Auf beiden Gebieten steht Luther Burbank als einer der ersten vor uns. Mit einer Geduld, die an Darwin erinnert, hat er sich mit der Unmenge des Materials vertraut gemacht, das vor seinen Augen wächst. Jahrelang hat er sich aus allen Winkeln der Erde Pflanzen, Samen, Kräuter, Zweige und Setzlinge schicken lassen. Beobachtung und ihm angeborene, ans Wunderbare grenzende Einsicht haben ihm eine umfassende Kenntnis dieser Pflanzen, ihrer Möglichkeiten, ihrer schlummernden, infolge verschiedener Einflüsse nicht zutage tretenden Eigenschaften gegeben. Als Resultat seiner Bemühungen haben wir in Santa Rosa ein Laboratorium zum Studium der Variationen von gigantischem Maßstabe, eine Reihe von Tatsachen und Entdeckungen von enormem Werte für die Wissenschaft. Der wahre Wissenschaftler gibt sich aber mit Details nicht zufrieden, er will sie auf Formeln reduziert wissen, auf Allgemeingesetze, die das Wissen beleben und weiteren Fortschritt ermöglichen. Er findet in Luther Burbank einen verwandten Geist, denn dieser Wundergärtner scheint große Gesetze mit einem Genieblitz zu entdecken. Sein Denken ist so frisch, so ohne jedes Althergebrachte, so vorurteilsfrei, daß es rein unmöglich ist, ein auch nur annäherndes Bild seiner suggestiven und belebenden Qualität zu geben. Sein ununterbrochenes Studium der Natur verleiht seinem Wort Autorität und Macht. In seiner Fähigkeit, durch Tatsachen zu den Gesetzen durchzudringen, die diese Tatsachen bedingen, gleicht er Darwin." Dies sind die Worte Dr. W. J. V. Osterhouts, eines der ersten Botaniker der Universität von Kalifornien. Auf der Basis dieser Erklärung dürfen wir von Luther Burbanks Errungenschaften wohl behaupten, daß sie seinen Namen auf immer mit denen jener verknüpfen werden, welche die Welt als Meister im Verstehen der Natur erkannt hat.

Betrachten wir zuerst die neueste, vielleicht größte dieser Errungenschaften, den dornenlosen Kaktus. Die Bewohner von Arizona, Texas, Neu- und Alt-Mexiko und Zentralamerika kennen genau die



Variationen einer Pflaumenart

guten und schlechten Eigenschaften der Feigendistel (Opuntia). In seiner Heimat wächst dieser Kaktus bis zur Höhe eines Baumes und wird ausschließlich zu Hecken gebraucht, denn seine scharfen Dornen widerstehen jedem Angriff. Wenn die Feigendistel ihrer Dornen beraubt ist, besitzt sie einen hohen Wert als Nahrungsmittel. Das Vieh frißt sie begierig, aber sobald die Dornen in die Eingeweide gelangen, sind Krankheit und Tod die Folgen. Die Pflanze gedeiht selbst im heißen, trockenen Wüstensande, fast ohne Feuchtigkeit. Luther Burbank aber sah vor seinem geistigen Auge die endlosen Striche Landes, die trotz aller künstlichen Bewässerung wenig oder gar nichts hervorbringen als eben diesen Kaktus, den Feind der Menschen und Tiere, und er beschloß, diese unermeßlichen Gefilde der Menschheit zu erobern, und zwar mit Hilfe eben dieses Paria unter den Pflanzen. Er wählte zu seinen Versuchen eine in Zentralamerika wachsende Art ohne Dornen, deren einzige Stacheln die Grannen innerhalb der Blätter waren, kreuzte sie mit fünf nördlichen Arten und erzielte allmählich eine fast stachellose Varietät. Ueber zehn Jahre lang setzte er mit Beharrlichkeit die Versuche fort, bis er in der fünften oder sechsten Generation eine völlig dornenlose Pflanze erzielte. Weitere Bemühungen führten schließlich zu einem Kaktus, bei dem auch jede Spur der harten, holzigen Substanz verschwunden ist. Die neue Art ist abgehärtet, sie kommt in jedem Klima fort und ist von kräftigem Wuchs. Im heißen Sande der Wüstenregionen, auf fruchtbarer Ackererde, im Moorboden, kurzum überall findet sie ihr Fortkommen, vom Aequator bis zu den Polen oder so weit nördlich und südlich, als Vegetation überhaupt möglich ist. Die Pflanze ist in ihren neuen Gewohnheiten bereits derart gefestigt, daß ein Rückschlag in die dornenreiche Existenz völlig ausgeschlossen scheint. Auch darin ist sie merkwürdig, daß sie sich durch den Samen ebenso leicht vermehrt wie durch die Blätter. Eines der fleischigen, saftigen Blätter braucht nur auf den Boden geworfen, nicht einmal in ihn versenkt zu werden, selbst wenn es gänzlich vertrocknet erscheint, schlägt es Wurzel, sobald



Luther Burbanks „Phenomenal Berry“, Kreuzung zwischen Himbeere und kalifornischer Taubeere

Die Beeren erreichen eine Größe bis zu drei Zoll

der erste befruchtende Regen niedergeht. Aber dies alles sagt noch nichts von der Eßbarkeit der Blätter, der köstlichen, einer an beiden Enden abgeflachten Gurke ähnelnden Frucht, die eine geradezu erstaunliche Vollkommenheit erreicht hat. Ihr Aroma erinnert an das der amerikanischen Ananas (pineapple), das Fleisch ist wunderbar zart und reich an Nährstoff. Eine der größten Kaktuspflanzen in Burbanks Garten hat in drei Jahren eine Höhe von acht Fuß erreicht, sie bedeckt eine Bodenfläche von über fünf Quadratfuß und hat ein Gewicht von etlichen sechshundert Pfund. Betrachtet man diese Pflanze, dieses Riesenreservoir nahrhafter Stoffe für Mensch und Tier, bedenkt man ferner ihre ungeheure Vermehrungsfähigkeit, so wird man leicht einsehen, daß, wenn es gelingt, die Wüste mit diesem dornenlosen Kaktus zu bepflanzen, ein großer Schritt in der Richtung der Eroberung jener Regionen für den Menschen getan sein wird.

Luther Burbank hat Obst- und Beerensorten gezüchtet, die reichen Ertrag liefern, wo ältere Arten sich als unzulänglich erwiesen haben. Die Kreuzungen zwischen amerikanischen und japanischen Pflaumen, in welcher Richtung Burbank eine endlose Zahl von Abarten hervorgebracht hat, hat es ermöglicht, in verschiedenen Regionen der Vereinigten Staaten köstliche Früchte zu ziehen, wo ältere Arten früher fehlschlugen. Professor Baugh von Vermont bezeichnet die Einführung der Hybridenpflaumen als eine Epoche in der Pflaumenkultur und führt diese Einführung auf zwei der Burbankschen Schöpfungen zurück. In dieser Beziehung hat besonders das südliche Kalifornien Herrn Burbank viel zu verdanken. Es darf hier gleich erwähnt werden, daß bis jetzt die meisten seiner Errungenschaften sich in dem Boden, in dem sie erzielt worden, besonders bewährt haben, während der Obstgärtner im Osten der Vereinigten Staaten vorläufig noch an den älteren Arten festhält.

Gegenwärtig ist der Wundergärtner hauptsächlich mit der Züchtung von Arten beschäftigt, die sich für ein rauheres Klima als das Kaliforniens eignen; zum großen Teil ist ihm dies schon gelungen. Um ein Beispiel anzuführen, sei der „Beach Plum" (Prunus maritima) gedacht, einer überaus abgehärteten Pflaumenart, die selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, in trockenem, sandigem, steinigem oder wassergetränktem Boden fortkommt. Die Frucht ist nicht größer als eine große Heidelbeere und ist zu nichts als zum Einmachen zu gebrauchen. Der Strauch blüht einen Monat nach andern Pflaumen. Dieses niedrigen Busches hat sich Burbank angenommen, er hat seine Blüten mit dem Blütenstaub dieser, jener, einer andern, Dutzender verschiedener Pflaumen befruchtet, und nach jahrelangen Experimenten ist es ihm endlich gelungen, durch Kreuzung mit einer japanischen Pflaume eine Frucht zu erzielen, deren Größe das Sechsfache der ursprünglichen „Beach Plum" beträgt, die bitterschmeckende Frucht ist in eine süße, wohlschmeckende Pflaume verwandelt worden, und der Strauch, der allmählich Baumform angenommen hat, trägt so reich, daß das Blattwerk oft vollständig von den Früchten verdrängt wird.

Eine gewöhnliche wilde amerikanische Pflaume,



Luther Burbanks weiße Brombeere

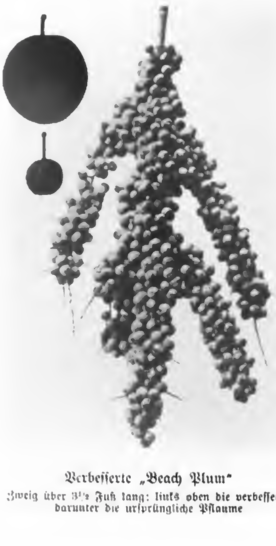
eine japanische Pflaume und die Aprikose bildeten die Basis zu einem andern Experiment, das ein Resultat zeitigte, von dem die Männer der Wissenschaft behauptet hatten, daß es eine Unmöglichkeit sei, nämlich die Schaffung einer ganz neuen Frucht. Burbank war bei der Kreuzung der Pflaume mit der Mandel, die sich als Fehlschlag erwiesen hatte, auf die Idee gekommen. Die neue Frucht trägt den Namen „Plumcot". Alle die verschiedenen Varietäten ähneln im Aeußeren, in Form und Farbe, der Aprikose, das Fleisch ist aber entweder hellrot, rosa, gelb oder rein weiß. Die Steine sind entweder die der Aprikose oder die der Pflaume, teils frei, teils mit dem Fleisch verwachsen. Das Aroma ist köstlich, der Geschmack der Frucht ein



Frucht und Blätter des dornenlosen Kaktus

Kitzel für den Gaumen des Epikureers. Da der Baum noch gewisse Unvollkommenheiten aufweist, die erst beseitigt werden sollen, ist er noch nicht auf den Markt gelangt, denn es verläßt nichts den Burbankschen Versuchsboden, was nicht vollständig aller Fehler bar ist.

Andre Burbank-Pflaumen haben die verschiedensten merkwürdigen Eigenschaften. Zwölf Jahre beständiger, unermüdlicher Arbeit, unaufhörlicher Beobachtung und Pflege tausender Experimente bedurfte es, bis eine seiner Pflaumenkreuzungen so weit war, daß sie ob des Bemühens, ihren Zuckergehalt zu vermehren, ihren Geschmack zu erhöhen, ihr Aroma zu verbessern und dabei größer zu werden, als die Stammpflaumen je waren, vergaß, den Kern mit dem Stein, der harten, undurchdringlichen Schale, zu umgeben. Der Kern ist vorhanden, er ist leicht zu zerschneiden, der Stein aber ist vollständig beseitigt. Unwillkürlich hält man beim Biß in eine dieser Pflaumen an, befürchtend, die Zähne am harten Stein zu beschädigen. Eine andre Pflaumenkreuzung hat ein so starkes Aroma, daß, wenn sie über Nacht in einem geschlossenen Raume bleibt, dieser am andern Morgen mit einem wahrhaft betäubenden Duft erfüllt ist. Wieder eine andre hat das Aroma der Bartlett-Birne. Und so fort, in endloser Varietät.



Verbesserte „Beach Plum“
Zweig über 3½ Fuß lang: links oben die verbesserte, darunter die ursprüngliche Pflaume

Er hat Pflaumenbäume derart abgehärtet, daß ihnen selbst der stärkste Frost nichts anhaben kann. Wenn nach Regen starke Kälte eintritt, die Spitzen der Blätter schwarz sind, erfroren, bleibt bei diesen Arten die Knospe unversehrt.

Aber er hat mehr getan. Er hat Varietäten gezüchtet, die früh und spät reifen; er hat bei Pflaumen, Trauben, Aepfeln und andern Früchten die Obstsaison um drei bis vier Monate verlängert; er hat Obstsorten gezüchtet, die sich sowohl auf dem Baume wie nach dem Pflücken unbeschränkte Zeit halten; er hat Arten erzeugt, die zu einer ganz bestimmten Zeit reifen, andre, die einen enormen Ertrag an Stelle des früheren spärlichen liefern; er hat die Struktur, den Geschmack und das Aroma vieler Früchte verändert, hat der Quitte das Aroma der Ananas, ihrem Fleisch die Struktur des Apfels gegeben; er hat der französischen Pflaume die sechsfache Größe der ursprünglichen verliehen; seine „Phenomenal Berry“ ist eine Kreuzung zwischen der amerikanischen Dewberry (Tau- oder Kratzelbeere), einer Frucht, die bislang absolut ungenießbar war, und der Himbeere, die Frucht ist riesengroß, ungemein ertragreich und schmeckt ähnlich wie die Himbeere; er hat viele Früchte zum Versand geeigneter



Luther Burbanks dornenloser Kaktus, dreijährige Pflanze, 8 Fuß hoch, über 600 Pfund schwer

gemacht; die Kreuzung der Himbeere mit der Erdbeere erwies sich als ein Fehlschlag, es entstand ein kleiner Baum, der reiche Blüte, aber nur eine ungenießbare kleine, grüne, harte Frucht trug; die Kreuzung der Eberesche mit der Brombeere ergab eine salmfarbene Frucht, die keinen Eiweißgehalt und keinen Samen aufwies. Einen Walnußbaum hat er gezogen, der in dreizehn Jahren das Sechsfache der Größe eines neben ihm stehenden, erreicht hat, der bereits achtundzwanzig Jahre lang wächst, dabei wurde beim Versuch, die Schale dünner zu gestalten, diese so dünn, daß Vögel sie durchstoßen konnten, weshalb sie wieder verstärkt wurde, gleichzeitig wurde die Nuß um das Doppelte vergrößert, der Kern rein weiß gemacht und das bittere Tannin herausgezüchtet; er hat die Brombeere mit dem Apfel gekreuzt und mit Hunderten von andern Früchten und dabei im ganzen über fünftausend Varietäten erzielt, von denen jedoch nur zwei zum Blühen kamen und keine Früchte trugen. Von dem Umfang dieser Arbeiten kann man sich danach einen Begriff machen, daß nach dem ersten Versuch der Kreuzung der Taubeere mit andern Früchten 65000 junge Stämmchen, von denen nicht eins zu gebrauchen war, auf einen gigantischen Scheiterhaufen wanderten und das Resultat des etwa vierjährigen Experiments nichts weiter war als ein riesiges Freudenfeuer. Durch diesen ersten Fehlschlag hat sich jedoch Burbank nicht von seinen Bemühungen, die Taubeere in ein



Burbanks Blumenzüchtereien in Santa Rosa

nützliches Mitglied ihrer Familie zu verwandeln, abschrecken lassen, und wie bereits oben erwähnt, ist er auch zu einem alles Erwarten übertreffenden Resultat gelangt. Er hat einen Kastanienbaum gezüchtet, der schon mit achtzehn Monaten Früchte trägt, ja sogar schon mit sechs Monaten getragen hat. Ihr Dornenkleid hat die Kastanie behalten, da sie ihren natürlichen Schutz gegen Vögel bildet.



Luther Burbank, einen Pflaumenbaum mit dem Blütenstaub einer andern Art befruchtend

Er hat der Himbeer- und der Brombeerstande ihre Dornen genommen. Auf seinem Anwesen hat er einen Brombeerbusch, der eine Fläche von 150 Quadratfuß einnimmt und einen jährlichen Ertrag von einem Bushel abwirft. Dabei ist dies ein ganz junger Busch, der sich beständig ausbreitet. Jahrelang hat die Entwicklung und Verbesserung der Himbeere gedauert. Kleine, unvollkommene Früchte sind unter seiner Hand größer geworden, sie haben keine ihrer guten Eigenschaften eingebüßt, sondern im Gegenteil dieselben vervollkommnet. Aus einer geringen Ertrag abwerfenden kleinen Kirsche hat er eine köstliche Frucht von Daumengröße gemacht, der Baum trägt einen solchen Reichtum an leuchtendroten Früchten, daß dem Beschauer das Herz im Leibe lacht. Hunderte von Apfelsorten hat er noch immer in Arbeit. Seine „Primus"-Beere, ebenfalls eine vollständig neue Beerenart, die auch von den Wissenschaftlern für unmöglich erklärt wurde, ist eine Kreuzung zwischen Brombeere und Himbeere, eine Frucht von köstlichem Wohlgeschmack, unähnlich dem irgendeiner andern Beere. Sie erhielt ihren Namen daher, weil sie die erste von Menschenhand hervorgebrachte neue Spezies war. An der Straßenfront seines Anwesens in Santa Rosa stehen sechs Walnußbäume, Prachtexemplare ihrer Gattung, die ersten Nußbaumkreuzungen Luther Burbanks. Seine Wickson-Pflaume, eine Art von seltener Farbe und Qualität, hat bereits verschiedene andre Sorten verdrängt und ein gut Teil zum Nationalreichtum beigetragen. Eine Rhabarberpflanze ist unter seiner Hand verbessert worden, so daß jetzt jeden Tag im Jahre Stengel geschnitten werden können, deren Blätter bis zu vier Fuß messen. Eine seiner wunderbarsten Schöpfungen ist die „Pomato", eine Kreuzung zwischen Kartoffel und Tomate (Paradiesapfel). Die oberirdisch wachsende Frucht, die in der Welt nicht ihresgleichen hat, hat weißes, zartes, saftiges Fleisch von herrlichem Geschmack, ihr Aroma ähnelt dem der „Po-ha"-Beere der Hawaii-Inseln, sie kann roh, gekocht oder als Salat gegessen werden. Der Brombeere hat er die schwarze Farbe genommen und ihr eine weiße verliehen, ohne daß sie ihren Geschmack veränderte.

Genug davon. Es ist begreiflich, daß im Rahmen eines Artikels wie dieser nicht auf Einzelheiten eingegangen werden kann, so interessant sie auch sein mögen. Man darf sich nun nicht vorstellen, daß die Erzeugung einer neuen Frucht, einer neuen Beere das Werk eines Morgenspaziergangs ist. Ueber fünfhunderttausend Pflaumenbäume sind für ein einziges Experiment gezüchtet worden, jahrelang bewacht und gepflegt, ausgesondert und wieder ausgesondert worden, und nur zwei blieben am Leben. Eine Million Pflanzen ist die Durchschnittszahl pro Jahr, und dreißig Jahre lang sind die Experimente nun im

Gange. Aber in diesen dreißig Jahren hat Luther Burbank Dinge vollbracht, welche die Natur nicht in dreitausend, nicht in dreißigtausend Jahren vollbrachte. Sinnverwirrend wie die Zahl ist die Arbeit, sind die Millionen Details, die beobachtet werden, im Kopfe behalten werden mußten, damit das Was, das Wo und Wie nicht vergessen wurden. Die Fehlschläge, endlos an der Zahl, stehen auf dem Konto der Erfahrung verzeichnet. Es ist dies ein mehrstelliges, wie bei der Ausdehnung des Betriebes leicht begreiflich, aber die Erfahrung ist wertvoller, und Burbank sagt selbst, daß er oft durch einen Fehlschlag mehr gelernt hat als durch ein Dutzend Erfolge. Es wurden zum Beispiel in einem Sommer fünfzehn Feuer angezündet, und bei jedem verbrannten bis zu siebzigtausend Pflänzlinge, alles fehlgeschlagene Experimente. Kein Wunder, daß er bei vielen seiner ehrsamen Mitbürger als ein „übergeschnappter“ Mensch gilt, „der früher einmal eine großartige Gärtnerei, eine prächtige Baumschule, einen reichen Gemüsegarten hatte, jetzt aber Acker um Acker mit wertlosem Zeug bepflanzt, nur um es im Sommer herauszureißen und auf großen Scheiterhaufen zu verbrennen.“

Ein ebenso großes, vielleicht größeres Kapitel ist Luther Burbanks Tätigkeit als Blumenzüchter. Was in bezug auf Früchte von ihm gesagt worden, gilt im selben Maße auch in bezug auf Blumen.



Burbanks Riesen-Amaryllis

Andre haben in dieser Richtung gleichfalls Großes vollbracht, meist aber beschränkten sie sich auf eine Blume oder eine bestimmte Art; in der Ausdehnung seiner Experimente wie in seinen Erfolgen steht Luther Burbank unerreicht da. Und bei Blumen war seine innige Liebe zu den duftenden, farbenprangenden, lieblichen Kindern des Gartens, des Waldes und der Wiese die stärkste Triebfeder neben seiner Menschenliebe. Daß es ihm nicht an der ethischen und ästhetischen Wertschätzung der blühenden Pracht mangelt, dafür mögen seine eignen Worte bürgen: „Wer liebte Blumen nicht? Wem brächten sie nicht leuchtenderen Sonnenschein? Blumen aus lieber Hand — welch lieblichere, sonnigere Gabe wäre auszudenken? Blumen reden zu uns die Sprache der Poesie, der Musik, der Liebe, des Lebens. Blumen machen den Menschen stets glücklicher, besser, hoffnungsreicher, der Seele sind sie Sonne, Speise und Heilung.“ Burbank ist nicht nur der Mann der Wissenschaft, nicht nur der große Gärtner, er hat das reiche Empfinden eines Poeten, und wenn er spricht, was nicht gerade häufig ist, schreibt, was noch seltener vorkommt, so offenbart sich uns die Tiefe des Philosophen neben dem Gefühl des Dichters und dem Wissen des Mannes von unbegrenzter Erfahrung auf seinem eigensten Gebiete.

Luther Burbank begann seine Experimente mit Blumen in seiner alten, in früher Jugend verlassenen Heimat, in Massachusetts. Zuerst verwendete er Samen, den ihm Händler lieferten. Bald nach seiner Uebersiedlung nach Kalifornien begann er den Samen einheimischer wilder Blumen zu sammeln, zuerst für Kunden, dann für sich selbst. Dabei galt es, genau ihre Gewohnheiten, die Blütezeit und so weiter zu beobachten. Er erkannte schon frühzeitig die merkwürdige Neigung der kalifornischen wilden Blumen, Variationen hervorzubringen. Auffallende Veränderungen in Blumen derselben Art, die auf verschiedenem Boden, in verschiedener



Burbanks Gladiole, rings um den Stengel wachsend und mit gefüllten Kelchen

Umgebung wuchsen, bemerkte er, Unterschiede, die in Anbetracht der geringen Entfernung der Vertreter gewisser Arten voneinander ihm fast unglaublich vorkamen. Diese Beobachtung war ihm ein Sporn, eine große Ermutigung. Zur selben Zeit verfiel er auf die Idee, die populären Gartenblumen zu verbessern, ihre Reize zu erhöhen, sie zu verschiedenen Zwecken tauglicher zu gestalten. Diese ein Vierteljahrhundert lang ununterbrochen fortgesetzte Arbeit hat Resultate erzeugt, die in der ganzen Welt anerkannt werden, die so mannigfaltig sind, daß es unmöglich ist, sie hier einzeln anzuführen, geschweige denn sie genauer zu charakterisieren. Wir müssen uns daher auf die Arten beschränken, die allgemein bekannt und aus diesem Grunde die interessantesten sind.



Beispiel der auf Reduktion gerichteten Züchtung
Kleine „Kalla“ (Durchm. 1½ Zoll) neben einer normalen Blüte

Eine der ersten Gartenblumen, mit denen Luther Burbank sich beschäftigte, war die Gladiole, seit langer Zeit eine der populärsten Blumen in Kalifornien. Aber sie hatte Fehler, der Stengel war dünn und brach leicht im Winde, da er nur spärlich mit Blüten besetzt war, die Blütenblätter waren so dünn und zart, daß sie in der heißen Sonne Form und Farbe verloren und der lange Stengel unten unansehnlich wurde, da die unteren Blüten abstarben, noch ehe die mittleren sich entfaltet hatten, die Pflanze hing nach einer Seite, und zwar nach der, an der die Blüten am Stengel saßen. Als Fundament für seine Experimente benutzte Burbank die Gandavensis, eine belgische Hybride, später fügte er verschiedene in Südafrika wachsende Sorten hinzu. Nach zehnjähriger Arbeit, während der vielleicht eine Million Pflanzen Verwendung fanden, nach Experimenten, die sich auf die Ausmerzung aller dieser Fehler, auf Abhärtung, Erhöhung der Farbe, Vermehrung der Blütenblätter und so weiter erstreckten, war es ihm gelungen, die Pflanze zu lehren, Blüten rings um den Stengel anzusetzen, die Blüten beizubehalten, bis auch die oberste sich erschlossen hatte, der Stengel war gekräftigt, aus der einfachen Blüte war eine gefüllte geworden, die alte Pflanze war nicht mehr zu erkennen.



Blüte des dornenlosen Kaktus

Die Veredelung der Amaryllis zeigt deutlich, von wie vielen Seiten aus Burbank seine Arbeit betrachtet, wie sehr er darauf bedacht ist, jedem Anspruch, der an eine vollkommene Pflanze gestellt werden kann, gerecht zu werden. Er begann seine Experimente mit dieser herrlichen Blume sehr frühzeitig, schon, als er noch zu arm war, um sich die Zwiebeln zu kaufen, weshalb er zu Anfang Samen verwendete. Später kaufte er die vielbegehrten Knollen, für die er bis zu fünf Dollar pro Stück bezahlte. Zehn Jahre lang nahm er Kreuzungen im kleinen Maßstabe vor, immer die besten und schönsten Exemplare auswählend und zur weiteren Veredelung verwendend. Mit der Vermehrung seines Materials hielt die seiner Zwecke gleichen Schritt. Auf reichere und schönere Blüte hatte er es abgesehen, dann auf raschere und größere Vermehrung der Zwiebeln, was gleichbedeutend mit ihrer Verbilligung, und über all dem verstrichen

vierzehn Jahre, bis die Pflanze gelernt hatte, mit ihren alten Gewohnheiten zu brechen, bis die Zwiebeln das Zwei- bis Sechsfache ihrer früheren Größe erreichten, sich um das Sechs- bis Zehnfache vermehrten, bis die Blüte einen Durchmesser bis zu zwölf Zoll erreicht hatte und die Saison des Blühens verlängert war. Die Blume selbst läßt sich in ihrer wunderbaren Pracht nicht beschreiben, endlos ist die Zahl ihrer Variationen, ihrer Formen und Schattierungen, und dabei werden die Experimente, die auf ihre weitere Vervollkommnung zielen, noch immer fortgesetzt. Der Preis für die Zwiebeln aber — wenn wir die kommerzielle Seite in Betracht ziehen wollen — ist bereits derart reduziert, daß selbst der weniger mit irdischen Gütern Gesegnete diese rankende Pflanze, den schönsten Schmuck einer Laube, sich nicht mehr zu versagen braucht.



Burbanks Rose, die das ganze Jahr blüht

Eng mit der Amaryllis verwandt ist eine andre Lilienart (Crinum). Sie wächst hauptsächlich unter Glas, denn die Arten, die das nördliche Klima im Freien aushalten, sind selten. Herr Burbank hatte es nun vor allen Dingen darauf abgesehen, die Pflanze für den Garten geeignet zu machen. Er wählte eine bestimmte Gattung, kreuzte sie mit verschiedenen andern, sortierte aus, kreuzte wieder, immer wieder, bis er endlich nach Jahren eine herrliche Blume, groß, von wachsartiger Weiße, von großem Blütenreichtum, wunderbarem Duft erzielt hatte, die in jedem Klima, das dem Kaliforniens nahekommt, gedeiht. Diese neue Art kreuzte er dann wieder mit seiner vollkommensten Amaryllis und erzielte eine Pflanze, die alle Vorzüge der beiden Mutterpflanzen in sich vereinigt.

Die herrliche Kalla, eine in Kalifornien im Freien reich blühende Lilienart, im amerikanischen Osten eine der beliebtesten Zimmerpflanzen, kreuzte er in verschiedenerlei Weise, er erzielte eine von einem halben Fuß im Durchmesser, eine andre nicht größer als zwei Zoll, eine weitere, die ganz gelb, eine vierte von dunkler Heliotropfarbe, die merkwürdigsten, sonderbarsten Abarten, Kombinationen, Farbeneffekte, wie sie sonst nirgends zu sehen sind. Er erleichterte die Fortpflanzung, verbesserte die Qualität der Blüten, die Dauerhaftigkeit der ganzen Pflanze, ihre Seele aber verlieh er der wunderbaren Blume, als er ihr den Duft des Parmaveilchens gab. Die Burbank-Canna, die jetzt in allen Katalogen des amerikanischen Ostens erscheint, trägt Blüten von sieben Zoll Durchmesser, ist von orchideenartigem Aussehen, von kanariengelber Farbe mit karminfarbenen Flecken. Dutzende neuer Arten hat er auf den Markt gebracht, in jeder Beziehung hat er auch diese köstliche Blüte verschönert, verbessert.



Pampasgras, dessen weiße Federbüsche rosa Farbe erhielten

Eines Tages entdeckte er in einem Felde voll goldgelber Mohnblüten eine Blüte, die einen rosafarbenen Anflug, einen durch eines der Blütenblätter ziehenden rötlichen Faden zeigte. Diese eine Blüte wurde bewacht, bis die Zeit zum Einsammeln des Samens kam, die Kapsel wurde sodann sorgfältig abgepflückt, im nächsten Frühjahr wurde der Samen gesät, die Blüten, die rötliche Spuren zeigten, blieben stehen, alle andern wurden zerstört, und nach drei oder vier Jahren war aus dem goldgelben Mohn Eschscholtzia der große hochrote Mohn, ein Schmuck unsrer Gärten, geworden. Die große Verbene ist gleichfalls ein Erzeugnis von Auswahl und Kreuzung. Der Dahlie gab er den Duft der Magnolie; eine Rose hat er gezüchtet, die unter günstigen Bedingungen jeden Tag im Jahr eine Blüte erschließt; andre Rosen, von denen er insgesamt zehn- bis

fünfzehntausend Stöcke züchtete, hat er abgehärtet, ihre Blüten vergrößert, verschönert, ihre Ertragsfähigkeit erhöht; eine Klematis hat er erzeugt, deren Blüten Glockenform haben; er hat die australische Sternblume so verbessert, daß sie nicht allein ihre Form, sondern auch ihre Farbe und ihren Duft unbeschränkte Zeit beibehält. Ein Strauß dieser Blüten, den Burbank vor über zwei Jahren schnitt, hängt heute noch in seinem Arbeitszimmer, noch heute sehen die Blüten wie frisch aus, noch heute strömen sie ihren Duft aus. Was diese Errungenschaft für die Putzmacherei bedeutet, was sie bedeuten wird, wenn die neuen Eigenschaften dieser Blume auch auf andre übertragen werden können, ist gar nicht abzusehen. Er hat Tabakpflanzen gezüchtet, zehn Fuß hoch, deren Blätter zwei Fuß breit und bis zu vier Fuß lang sind. Die neuen Lilienarten, die er hervorgebracht hat, sind zahllos. So auch seine Dahlien. Dem Pampasgras mit seinen dekorativen weißen Federbüschen hat er eine rosa Farbe gegeben. Wilde Blumen hat er in geradezu erstaunlicher Weise transformiert.

Doch genug davon, es ist ja, wie bereits erwähnt, unmöglich, alle seine Errungenschaften einzeln anzuführen. Gegenwärtig sind in Santa Rosa und Sebastopol, wo gleichfalls eine Versuchsstation sich befindet, Experimente im Gange, die darauf hinzielen, den Duft von zur Herstellung von Parfüm verwendeten Blüten und damit ihren kommerziellen Wert zu erhöhen, auch Experimente mit neuen Rosen, Hunderten, Tausenden von Pflanzen und Blumen sind schon begonnen.



Burbanks veredelte „Shasta Daisy"



Lilienkreuzung (Burbanksches Erzeugnis)

Welches sind nun die Methoden dieses Mannes, auf welche Art und Weise hat er alle diese und Tausende andrer Wunderdinge vollbracht? Seitdem Luther Burbanks neue Früchte und Blumen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, seitdem ist man darauf gespannt gewesen, näheres über seine Methoden zu erfahren. Die unglaublichsten Gerüchte waren darüber im Umlauf, es war von allerlei Kunststücken, von Geheimnissen die Rede, deren praktische Anwendung diese Resultate gezeitigt haben sollte.

Künstliche Zuchtwahl ist die erste und hervorragendste seiner Methoden. Es war ein Glück für Burbank, daß sein erster Schritt auf dem Wege der Zuchtwahl von so hervorragendem Erfolge begleitet war. In seiner Jugend wiesen die älteren Variationen der Kartoffel unverkennbare Anzeichen von Degeneration auf, der Wunsch nach besseren Arten war lebhaft. Viele waren mit Experimenten beschäftigt, Luther Burbank war einer der ersten, die Resultate vorweisen konnten. Im Garten seiner Mutter in Lancaster, Massachusetts, bepflanzte er ein kleines Feld mit einer bestimmten Sorte Kartoffeln (Early Rose), dann wartete er auf die oberirdischen Samenknollen, in denen seine Hoffnung, die Möglichkeit eines Erfolges, lag. Diese durch langjährige Vermehrung aus den unterirdischen Wurzelknollen geschwächten Kartoffeln setzten aber wenig Samen an, und in dem ganzen Felde fand sich nur eine der grünen Samenkapseln, deren Wachstum von dem kleinen, kaum vierzehnjährigen Luther mit ängstlicher Sorgfalt bewacht wurde. Als die



Burbanks verbesserte australische Sternblume
Die Blume behält auch in trockenem Zustande Form, Farbe und Duft

Zeit der Reife herannahte, war die Kapsel eines Morgens verschwunden. Luther war untröstlich; aber schließlich kam er auf den Gedanken, daß vielleicht ein Hund, den er in dem Garten gesehen hatte, bei einer Visite des Kartoffelfeldes den Knollen abgerissen haben könnte. Emsig suchte er den Acker ab, und richtig, die Kapsel fand sich etwa zwanzig Fuß von der Stelle entfernt, an der sie gewachsen war. Dreiundzwanzig kleine Samenkörner enthielt sie, und aus einem dieser winzigen Körnlein ist die Kartoffel entstanden, die das Lebenswerk Luther Burbanks bestimmen sollte, die Kartoffel, die er kurz darauf um 125 Dollar an einen der ersten Züchter in Massachusetts verkaufte, die Kartoffel, die den Nationalwohlstand der Amerikaner seither um viele Millionen bereichert hat. Zuchtwahl in ihrer einfachsten Form war demnach die erste der Burbankschen Methoden, Fortuna in ihrer großmütigsten Laune wollte es derart, daß eines der dreiundzwanzig Samenkörner, die der Junge in die Erde versenkte, sich auszeichnete, damit in späteren Jahren der Mann den Mut besaß, über sechzigtausend Pflanzen einer Sorte zu verbrennen, weil sie keine besonderen, keine neuen Eigenschaften besaßen.

Künstliche Zuchtwahl aber, die sich nur auf die durch natürliche Variation hervorgebrachten Formen beschränkt, ist nur eine Anfängerkunst, sie bringt keine neuen Blumen, keine neuen Früchte hervor, zu wie großer Vollkommenheit sie die vorhandenen auch bringen mag. Die Natur hat die Neigungen ihrer Kinder, über die Stränge zu schlagen, gut unter Kontrolle, ihre Charaktereigenschaften hat sie genau bestimmt, die alten Lockungen, die Abweichungen verursachten, haben ihren Reiz verloren, es müssen neuartige Versuchungen an sie herantreten. Und darin liegt die zweite der Burbankschen Methoden. Sein erstes Bestreben ist es, eine Störung in jenem Teil der Pflanzenwelt hervorzurufen, den er zu seinen Experimenten auswählt; die Gestaltung der Form und Richtung dieser Störung ist sein zweites, sein letztes ist die Auswahl jener Formen, die neue Schönheit, neuen Nutzen, neue Bedeutung für die Menschheit besitzen, aus den Millionen Manifestationen dieser Störungen.

Ueber den elementaren Formen der Verursachung von Störungen im Pflanzendasein durch Veränderung der Umgebung, der Lebensbedingungen, stehen die Methoden, die als die wunderbarsten des „Hexenmeisters der Hortikultur" angesehen werden, nämlich Kreuzung und Hybridation (zwei- oder mehrfache Kreuzung). Wenn größere Resultate gewünscht werden, als durch bloße Veränderung der Umgebung erzielt werden können, schreitet Burbank zur Kreuzung verwandter Pflanzen und ruft dadurch eine endlose Reihe von Variationen hervor. Die dominierenden Charaktereigenschaften der Stammpflanzen führen einen Kampf unter sich, die einen unterliegen in einem, die andern in einem andern Abkömmling, eine Pflanze weist Züge dieser, die andre solche jener Stammpflanze auf, in einer dritten finden sich vielleicht Züge beider vereint, in einer vierten aber finden sich weder Eigenschaften der einen noch der andern Mutterpflanze, sondern ganz neue, unbekannte, die vielleicht ihre Vorfahren besaßen, die aber jahre-, jahrhundertelang schliefen, unterdrückt blieben. Dem Forscher erschließt sich auf diese Weise ein ungeheures Feld, reich an eigenartigen Formen, und auf diese wendet er dann

wiederum das Grundprinzip der Zuchtwahl an. So sehr sich die Pflanzen auch wehren mögen, althergebrachte Gewohnheiten, Charaktereigenschaften abzulegen, sie unterliegen schließlich doch, geben ihre hereditären Tendenzen auf und führen fortan ein neues Leben, bis sie wiederum neuen Einflüssen unterworfen werden. Daß dieser Prozeß oft Jahre, sogar Jahrzehnte dauert, ist jedem bekannt, der mit dem Pflanzenleben auch nur einigermaßen vertraut ist. In diesen seinen Kreuzungsversuchen ist Luther Burbank über alle veralteten Auffassungen von Affinität innerhalb der Grenzen botanischer Verwandtschaft hinausgegangen, ihnen hat er einen großen Teil seiner Erfolge zu verdanken.

Welches sind nun Burbanks Methoden bei Hybridation (zweifacher Kreuzung) oder Uebertragung des Blütenstaubs einer Pflanze auf den Stempel einer andern? Die absurdesten Gerüchte sind hierüber im Umlauf gewesen, Burbank hat nur wenig Aufklärung darüber gegeben, in seinen wenigen öffentlichen Ansprachen hat er die Erklärung seiner Prinzipien für wichtiger gehalten als die seiner Methoden. Daß er Blütenstaub kübelweise sammelte und mit einer mit Blasbälgen bewaffneten Schar chinesischer Arbeiter durch die Felder zog und den Blütenstaub in die Luft jagte, mochte er sich niederlassen, wo er wollte, das hat er selbst als Scherz aufgefaßt, obwohl es nicht wenige Leichtgläubige gab, die es für bare Münze nahmen.

Der Vorrat an blütenstaubtragenden Staubbeutelchen wird gewöhnlich am Tage vor der Benutzung eingesammelt und sorgfältig getrocknet. Ist er trocken, wird der feine Staub abgeschüttelt und auf ein Uhrglas gesiebt. Bei jeder Art, jeder Gattung sind hierbei Vorschriften zu beachten, die durch langjährige Erfahrung bestimmt sind. Das größte Quantum Blütenstaub, das Burbank jemals zur selben Zeit verwendete, betrug nicht mehr als einen halben Liter. Von den zu befruchtenden Blüten werden neun Zehntel abgepflückt, sobald die die Knospe bildenden Blütenblätter ihre Farbe annehmen. Es geschieht dies erstens der bequemeren Bearbeitung wegen und dann auch, um zu verhindern, daß der Baum zu viele Blüten ansetzt, die sich dann nicht so gut entwickeln als wenige. Ehe die Knospen sich öffnen, wird mit einem kleinen scharfen Messer ein Schnitt in die Knospe gemacht, dabei werden die Staubbeutel und der obere Teil jedes Staubfadens abgeschnitten, so daß der Stempel zur Aufnahme des fremden Blütenstaubes frei wird. Dann werden auch die Blütenblätter abgeschnitten, damit die Bienen und andern Insekten nicht durch ihre Farbe angelockt werden, oder, wenn sie doch herbeifliegen sollten, keinen Platz finden, auf dem sie sich niederlassen könnten. Zur Befruchtung wählt Burbank meist die Zeit, in der sich das erste Summen der emsigen Honigsammler in den Bäumen vernehmen läßt. Mit den Fingerspitzen wird dann der getrocknete Blütenstaub, der, wenn richtig getrocknet, eine Woche lang seine Befruchtungsfähigkeit beibehält, auf die Stempelnarben aufgetragen, vielleicht, wenn nötig, ein wenig aufgerieben, und hat die Befruchtung erst einmal stattgefunden, so verschließt sich die Narbe sofort weiteren Einflüssen, und dann kann kommen was da will, Biene, Mücke oder Wind, weitere Befruchtung findet nicht statt. Diese Arbeit erfordert geschickte Hände, und Herrn Burbanks getreue Mitarbeiter sind darin sehr erfahren. Wenn dann der Samen zeitig, so wird er eingesammelt, zur bestimmten Zeit gesät, und sobald die kleinen Säulinge so weit sind, daß der Gärtner ihre Eigenschaften erkennen kann, schreitet er wieder zur Zuchtwahl. Um das Verfahren bei Obstbäumen zu beschleunigen, werden die kleinen Schosse auf Bäumchen gepfropft, und ein einzelner alter Stamm forciert oft seinen Saft in Hunderte von Schossen. Der Zweck ist aber noch lange nicht erreicht, denn die erwünschten Eigenschaften können in Dutzende oder Hunderte der jungen Abkömmlinge verteilt sein. Es gilt dann, sie zu konzentrieren, Unerwünschtes auszuscheiden und so fort.

Luther Burbanks Lebenslauf ist wenig interessant. Er wurde am 7. März 1849 als das dreizehnte Kind Samuel Walton Burbanks in Lancaster, Massachusetts, geboren. Der ältere Burbank, der sich der Bekanntschaft von Männern wie Emerson, Webster, Sumner, Beecher und andrer großer Geister seiner Zeit erfreute, stammte aus einem Geschlecht von Stubenmenschen, die sich zumeist nur für pädagogische Dinge und für Fabrikationsangelegenheiten interessierten. Luther scheint seine Vorliebe für das, was draußen unterm freien Himmel vorgeht, von mütterlicher Seite ererbt zu haben. Seiner Mutter Vater, Peter Goff Roß, gab sich mit Züchtung von Weinreben ab, auch andre Mitglieder seiner Familie nahmen daran Interesse.

Als Junge trat er in eine Fabrik von landwirtschaftlichen Geräten, namentlich Pflügen, ein, in der sein Onkel, Luther Roß, eine einflußreiche Stellung bekleidete. Dieser war selbst eine Art Pflanzenphantast, und wenn der kleine Luther einmal verschwunden war, so fand man ihn sicher hinter den Reben oder unter den Rhabarberpflanzen seines Onkels. In der Fabrik behagte es ihm nie, aber mit echter Yankeezähigkeit harrte er auf dem Posten, auf den man ihn gestellt hatte, aus, vernachlässigte seine Arbeit nicht, ja er erfand sogar eine Verbesserung an der zur Bearbeitung des Holzes verwendeten Maschinerie, so daß sein damaliger Arbeitgeber ihm das Fünfundzwanzigfache seines bisherigen Lohnes anbot, wenn er bleiben und sich gänzlich seiner Erfindertätigkeit widmen wollte. Ihm war aber die Gesellschaft der Pflanzen mehr wert als die der summenden, surrenden Räder und Maschinen, der Hämmer und Amboße, und nicht lange darauf trat er aus der Fabrik aus und gründete, kaum sechzehn Jahre alt, ein Blumen- und Samengeschäft. Bald darauf kam Luther zu der Ueberzeugung, daß er in Kalifornien, dem Goldlande, von dem damals viel die Rede war, ein weit ausgedehnteres, weit mehr versprechendes Feld für seine Tätigkeit, seine Experimente und Versuche finden würde. Der Wunsch, auszuwandern, reifte in kurzer Zeit zum Entschluß, und im Herbst 1875 erreichte er Santa Rosa mit wenig mehr Kapital als zehn seiner Kartoffeln, die er sich reserviert hatte, mit großem Mut, größerem Enthusiasmus und unbegrenzter Hoffnung.



Russisches Bauernmädchen. Nach einem Gemälde von K. B. Wenig

Der Böhmak

Novelle

von

Anna Croissant-Rust

Stolz stieg die junge Frau den Pfad zu ihrem Gehöft empor. Nun hatte sie ihren blonden Bauern, den ihr die Verwandten nicht lassen wollten, nun war sie eine Bäuerin. Fest hielt sie seine Hand in der ihren und schaute so sicher um sich, wie wenn sie stets diesen Weg gegangen wäre, den sie zum ersten Male sah. Ganz gegen die Wäldlersitte war sie nicht in ihrem Brautstaat gekommen, sondern in einem städtisch gemachten Kleid, etwa so wie die Försterin von ihrer Hochzeit zurückgekommen war.

Die kam also wie eine Städtische auf den Hof! Sie hielt den Kopf steif und setzte die Füße wie eine Prinzessin und war nichts weiter wie eine Böhmische, eine, von der man nichts wußte, von der man keinen aus der Freundschaft kannte, eine Hergelaufene — und die getraute sich ihren Kopf so hoch zu tragen?

Reich sei sie und sauber auch, das hatte der Teschelbauer schon lange überall ausposaunt. Reich! — wer konnte das so genau wissen — und sauber!? Wie man's nahm, wem diese schwarze Zigeunerin gefiel! — Die war ja zu fürchten mit den wilden Augen, über denen sie krause Falten zog! Von den Verwandten des Teschelbauers, wenn er auch nur weitläufige hatte, wollte ihm keines die Ehre antun, bei der Hochzeit zu sein, trotzdem sie die einzigen Verwandten und die einzigen Nachbarn da droben waren. Die würde schauen, die junge Teschelbäuerin, wie man sich über sie freute!

Was brauchte er auch eine Böhmische über die Grenze zu holen und seinen Hochzeitsschmaus über den Bergen zu halten? Er gehörte ins Dorf, er war der größte Bauer, er hätte sich eine Bäuerin aus der Sippe holen sollen! So tuschelten sie hinter den Scheiben.

Lauter scheele Blicke fing die junge Frau auf, als sie Hand in Hand mit ihrem Manne die Dorfstraße entlang ging, an den Häusern mit den Schindeldächern vorbei, auf denen mächtige Steine ruhten. Hinter den Blumenstöcken verborgen, wisperten die Weiber und sahen ihr mißtrauisch und mißgünstig, ja feindlich nach. Kleine flachsblonde Mädchen drückten sich scheu an die mächtigen Holzstöße, mit denen die Häuser der Wäldler hier wie allerorts im Wald umbaut waren, ganz wie wenn sie wüßten, daß die da vorbeiging, eine „Böhmische", ein Eindringling, eine von vornherein Gehaßte sei.

Der Kopf der jungen Bäuerin hob sich nun erst recht im Trotz, und ihre schwarzen Augen sahen verächtlich über die kleinen Häuser weg; sie hatte ja ihren Mann, und der lachte gewiß dazu, daß sich die Weiber so anstellten!

Ja, er lachte, aber das Lachen gefiel ihr nicht recht, es war etwas Verlegenes und Tückisches drin. Sie wußte wohl, er besaß sein gut Teil Eigensinn, und er hatte sie aus Liebe und Eigensinn geheiratet; denn die, die sie ihm aus der Sippe aufzwingen wollten, die hatte er nicht gemocht, und gerade, weil sie Zeter und Mordio schrien, hatte er *sie* genommen, die Böhmin, obwohl sie in ihrem ganzen Leben noch keine Bauernarbeit getan und stets bei entfernten Verwandten, Wirtsleuten, in der Stadt gelebt hatte.

Aber was der sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das brachte keiner mehr heraus; was dem einmal heiß machte, das ließ er nicht, das wußte sie zu gut. Und gerade dies Unbändige und Zähe, das hatte ihr an ihm gefallen; doch da, in der engen Dorfstraße, unter den scheelen Blicken, erschien er ihr ein andrer. Er hielt ihre Hand und hielt sie nicht, er sah sie an und schaute doch nach den mißgünstigen, höhnischen Augen hinter den kleinen Fenstern, er redete mit ihr und war doch gar nicht da!

Nein, so hatte sie sich's nicht gedacht! Gar keinen freundlichen Blick, gar keinen Gruß, gar keinen Händedruck und kein Willkommen — sie verkrochen sich ja alle, wie wenn sie eine widerliche Krankheit mitgebracht hätte! Wenn das so blieb! Sie war nicht dazu gemacht, ihnen den Gruß zu bieten, den sie ihr weigerten, sie gab ihnen die Hand nicht, die sie ihr nicht reichen wollten!

Wenn nur dies große niedere Haus da oben auf der Anhöhe nicht gewesen wäre mitsamt seinen Feldern und dem Wald hintendran, sie hätte am liebsten den Bauern fest bei der Hand gepackt und wäre mit ihm über die Aecker gegangen, über die Heidekrautstrecken, an den weißen Birken vorbei, durchs Tal, wo der Fluß zog, wo über den leichten blauen Höhenzügen ihr Böhmerland lag, wo ihr niemand Verwünschungen nachrief, wie die's gewiß taten!

„O die vielen Steine am Weg!" rief sie aus. Noch nie hatte sie in ihrer Ebene solch steinigen Pfad gesehen; es erschien ihr, als hätte man sie gerade für sie da hergetragen. Der Mann zuckte ungeduldig mit den Achseln. „Mußt dich an alles g'wöhnen, so is halt bei uns," aber er schleuderte doch mit einem Fluche ein paar Steine über den Rain hinunter. Große Zärtlichkeit war nicht in seiner Art gelegen, er war karg und schämte sich fast zärtlicher Regungen, der echte Bauer, das kannte sie wohl an ihm, aber daß er jetzt, wo sie aus dem Dorfe waren und immer näher dem Gehöft, ihrer neuen Heimat, kamen, gar keine Worte für sie fand, das befremdete sie und tat ihr weh. Ihren Arm hatte er längst losgelassen, und mit einem bösen Blick sah er auf sein Haus, das wie ausgestorben dalag. Da war keine Hand, die die Hoftüre für die neue Frau öffnete, kein Willkomm, der sich ihr bot; wie ausgekehrt lag der Hof und grabesstill das Haus. Am Bretterzaun des Nachbarhauses

stand ein junges Mädchen. Nicht allzu groß, derb, breitschultrig und breithüftig, über das ganze braune, listige Gesicht lachend vor hämischer Schadenfreude, daß der Bauer seinen Zorn an dem Haustorschloß ausließ und fluchend die Türe hin und her stieß und daß die neue Bäuerin wie verloren und vergessen auf dem öden Hofe herumstehen mußte.

Wie eine Fremde, die um Einlaß bittet, kam sich die junge Frau auf ihrem eignen Hofe vor; sie schauderte in dem kalten Wind, der hier oben blies, ihr war's heiß geworden von dem Steigen in der warmen Herbstsonne, und sie hätte gern ins Haus treten und den listigen Augen ausweichen mögen, die sie anblinzelten.

„So schau'n die Böhmischen aus, Teschelbauer!“ schrie das Mädchen dem Manne zu, „aber eini lassen's sie's nöt gern, scheint mir.“

„Sei nur du stad!“ schrie der Bauer zurück mit dunkelrotem Kopf und drohte mit der Faust nach der Blonden, die ihre Augen zukniff, wie wenn er sie geschmeichelt und gestreichelt hätte. Sie stützte den Arm auf die Bretterplanken und das Kinn in die Hand, daß ihre etwas dicken roten Lippen gegen die Stumpfnase gepreßt wurden, und schaute immer noch mit Hohn die junge schlanke Frau an. Keinen Handschlag, keine gleichgültige Rede gab sie ihr, und mit erhobenem Kinn schritt die Teschelbäuerin an ihr vorbei ins Haus, das der Bauer endlich aufgerüttelt hatte.

„Ist das die Resl, die du hättest heiraten sollen?“ fragte sie gleich drinnen. Doch der Mann nahm sich nicht erst Zeit zum Antworten; den Stecken wie zum Zuschlagen in der Hand, schrie er nach den Dienstboten, und der Zorn brannte ihm in dunkler Röte noch immer auf dem Gesicht. Verstockt und widerwillig kamen ein paar herbeigekrochen, die andern suchte er, den Stock zum Schlage bereit. Er dachte nicht daran, die junge Frau ins Zimmer zu führen; sie stand eine Weile im Flur und hörte seinem Toben zu, wie man in einem fremden Hause etwas Unangenehmes anhören muß, ohne etwas dagegen tun zu können, dann suchte sie allein nach der Stube.

Nach dem Lärm der Hochzeit, der Eisenbahnfahrt und der kleinen Reise, nach dem Gang durchs Dorf mit der Enttäuschung, nach der Erwartung und Neugierde auf das neue Heim, kam sie sich nun wie ernüchtert, kam sich in dem niederen Nordzimmer wie in einem fremden Gasthause vor, nur daß niemand kam, nach ihrem Begehren zu fragen.

Nicht einmal eine Schale Kaffee boten sie ihr an, und die hätte ihr wohlgetan nach dem heißen Gang und der folgenden Kühle am Spätnachmittag. Aber für was war sie denn die Frau? Dem geärgerten Manne tat gewiß auch eine Tasse Kaffee gut, und resolut legte sie ihren einfachen Hut neben einen welken Geranienstock aufs Fenstersims und machte sich auf die Suche nach der Küche. Mißtrauische Augen folgten ihr im Gang, spöttische Blicke kamen vom Hof her, und breite Rücken drehten sich ihr am Herd zu. Aber den Kaffee kochte doch sie und trug ihn in die Stube, es rührte sich keine, ihr auch nur eine Handreichung zu tun. Sie hatte ihnen in kurzem Ton dies und das geheißen, aber die waren gestanden wie die Mauern, keine tat, als verstünde sie die Frau. Am liebsten wäre sie freilich über die störrischen Dienstboten her, die offenbar aufgehetzt waren. Ihre Seele zuckte, und sie mußte sich Gewalt antun, um nicht loszubrechen. „Heut' noch nicht, wartet nur!“ sagte sie sich, das Schelten des Mannes im Hause war genug.

So gern hätte sie ihn friedlich neben sich gesehen, es gab so viel zu reden; sie rief nach ihm, da sie über'm Hof in den Ställen seine laute Stimme zu hören glaubte, er antwortete nicht und kam auch nicht.

Vom Fenster aus sah sie auf der einen Seite über einen kleinen Garten, in dem ein paar Astern blühten, über das Tal des Regenflusses weg auf die schön geschwungenen Linien der Waldberge, auf der andern Seite nach dem Hof und den Ställen zu sowie nach der Scheuer und dem Nachbarhof. Die Scheunen — Schupfen nannten sie die Wäldler — der beiden Häuser waren dicht aneinandergebaut, klebten aneinander, sich förmlich deckend, um sich vor dem rauhen Nordost zu schützen, der im Winter gewiß wild hier über die Anhöhe brauste. Die Nachbarn waren vor alter Zeit einmal sehr nahe Verwandte, sie meinte gehört zu haben Brüder, gewesen ... es gab sogar eine Verbindungstür zwischen den beiden Scheunen, die aber schon seit Jahren vernagelt war, wie ihr Mann erzählt hatte. Die Alten drüben hätten es gern gesehen, wenn aus der jetzigen weitläufigen Verwandtschaft wieder eine ganz enge geworden wäre, sie hatten die einzige Tochter, und alles wäre schön gewesen, aber dem Teschelbauer paßte es gar nicht, daß die blonde Resl nicht ihm allein ihre Gunst zuwandte, so hatte wenigstens der Bauer ihr selbst erzählt. Das Mädchen wäre, ihrem heutigen Gebaren nach, gewiß damit einverstanden gewesen, Teschelbäuerin zu werden.

So sah sie also aus, die Resl? — Diese blonde, derbe, lebensstrotzende Dirne mit den begehrlichen Augen, mit dem listigen Zug in den Augenwinkeln mußte sie nun jeden Tag sehen? Ein Gefühl des Unbehagens überkam die junge Frau, daß sie mit diesem Geschöpf fast unter einem Dache wohnen mußte, daß sie ihm nicht ausweichen konnte, denn die Höfe lagen ganz allein, ganz einsam auf ihrer Höhe, und man hatte keinen Menschen sonst weit und breit. Nein, reden wollte sie mit keinem von denen, und sollte sie hundertmal an ihnen vorbeigehen! Sie schloß das Fenster, es fing an kühl zu werden in der Stube, der Mann ließ sich noch immer nicht sehen. Der Kaffee wurde kalt, mußte gewärmt werden und begann wieder zu erkalten, als er endlich eintrat.

Es mißfiel ihr ja nicht, daß er überall gleich nach dem Rechten sah, sie war selbst eine tätige, zugreifende Natur, aber heute, am ersten Tag, hätte er doch bei ihr bleiben können! Statt dessen tobte er sich aus und kam kopfschüttelnd herein. „So geht's nicht weiter mit den Ehehalten.“*)

Sein verrauchender Zorn hatte etwas Mürrisches, fast Unfreundliches, ganz wie wenn ein Teil davon auf sie zu fallen hätte, wie wenn es nur recht und

*) Ehehalten = Dienstboten.

billig wäre, daß sie einen Teil auf sich nähme. Sie war eben die Böhmin, und das konnten sie nicht ertragen, und da wurden sie störrisch und frech, die Dienstboten wollten sie eben nicht als Bäuerin, und er, nun, er hatte den Zorn und das Kreuz und die Schererei davon. Das las sie ihm alles von den Augen ab.

Aber sie konnte eben nicht anders sein, als sie war, sie würde keinem weh tun, nur vergeben, nein, vergeben würde sie sich nichts. Und so in ihrem ratlosen und doch wieder demütigen Stolze, in ihrer Enttäuschung und ihrem Fremdgefühl, in ihrer Hilflosigkeit, wie sie ihn jetzt anblickte, in ihrer scheuen Mädchenhaftigkeit, die doch zugleich etwas Wildes und Ungezügeltes verbarg, saß sie neben ihm und kämpfte mit den Tränen, bis sie aufsprang und ihn beim Kopf faßte und in ihrer bangen Zärtlichkeit sich schluchzend in seine Arme warf. Er mußte sie festhalten, er mußte sie vor allem schützen, wovor ihr bangte, er mußte gut zu ihr sein, sie hatte ja nur ihn! —

Selbst in ihren unruhigen Schlaf stahlen sich ängstliche Ahnungen; das dumpfe Grollen eines entfernten Spätjahrsgewitters störte sie, das seine Vorboten in plötzlichen Stürmen sandte, die ebenso plötzlich sich wieder legten, die aber in die alten Bäume vor dem Hause fuhren, daß ihre Schatten wie riesengroße Vögel an der weißen Kalkwand der Schlafkammer ruhelos auf und ab flogen. Die Fremde, nun ihre Heimat, der fremde Mann, nun ihr Mann, die schwarzen Vögel — — Endlich schlief sie ein und schlief so fest, daß sie erst Stimmen unten im Hof weckten. Sie sprang auf, noch ganz verwirrt, und trat ans Fenster.

Ein weißlicher Nebel lag über dem Tal und kam fast bis ans Haus; die Sonne stand matt, eine fahlgelbe Scheibe, hinter dem Dunst. Die Stimmen unten klangen ordentlich wie von weit her, doch kannte sie die eine sofort, kannte das Lachen, das war Resl, und die andre — ihr Mann.

Sie sprachen von ihr, das merkte sie am Ton, sie sah den Mund zu diesem Ton, sah die Lippen und Augen zu diesem Munde, und da hörte sie plötzlich etwas, ein Wort: „Der Böhmak!" Der Böhmak, das war sie, das war des Mannes Schande, das war die Kette, die er schleppen mußte — Resl hatte der Schande einen Namen gegeben und lachte ihn aus und hetzte ihn und freute sich. —

Wie schwer ihr das Herz plötzlich werden wollte! Am liebsten wäre sie wieder unter die Decke gekrochen und hätte sich schlafend gestellt, doch hörte sie seinen schweren Tritt die Stiege herauf, und er schrie ihr gleich lachend zu: „Böhmak, hörst du? Böhmak heißt du! Bist du mein Böhmak? Siehst du, das g'fallt mir!" Sie ließ sich gern von ihm ihre dumme Angst verjagen, aber ganz traute sie doch nicht.

Ein Aerger saß bei ihm da drunten, sie konnte es ja sehen, ein Aerger, dem er nicht Herr wurde, und sie fragte ihn drum zaghaft: „Reut's dich etwa gar, daß du mich genommen hast?"

„Das wär' zu spät und zu früh!" lachte er und tätschelte ihr mit seinen großen Händen täppisch den Rücken. „Sei nur stad, ich frag' nach niemand!" beruhigte er sie.

Als sie später dem Weibervolk gegenüberstand, um die Arbeiten zu verteilen und um anzuordnen, blieb er dabei stehen und paßte auf, sie sah es wohl; jeden Blick fing er auf und jedes Wort, jede Bewegung merkte er, ob sie ihr saumselig folgten oder gar widerwillig. Sie kuschten auch unter seinem Blick. Der Teschelhof war eben der Teschelhof, weit und breit gab's keine bessere Kost, mit dem Herrn war schon fertig zu werden, und wenn die Böhmische die Rationen so groß ließ, wie sie bisher waren, konnte ihnen alles gleich sein. Mit den Leuten im Dorf sollte nur der Bauer fertig werden! Sie hüteten sich, es zu machen wie die Marie und der Sepp, die der Bauer gestern nachts noch weggeschickt hatte, im hellsten Zorn.

Am ersten Tage ging's also gut, und die junge Bäuerin atmete auf. Sie wußte, allzulange konnte sie ihr rebellisches Blut nicht bezähmen, und wenn sich eins zu langsam nach seiner Arbeit umdrehte, dann zuckte alles in ihr.

Sonst ließ sich's ja leben. Das Haus war geräumig und sauber, gut gehalten, wenn auch nicht gerade wohnlich.

Da mußten erst Blumen vor die Fenster, die Möbel verteilt und umgestellt werden; so wie sie die Schreiner gebracht und stehen gelassen hatten, standen sie noch. Das sollte alles schon gemütlicher werden. Freilich, die niederen Stuben war sie nicht gewohnt, und auch die kleinen Fenster nicht. Wenn sie da an das helle Haus mit den großen glitzernden Scheiben in der Ebene dachte!

Hier diese dicken, klotzigen Mauern, das Holz draußen ringsum hoch aufgeschichtet, bis zum Dach fast reichte es hinauf! Und dieses ungefüge breite Dach mit den riesigen Steinen beschwert, weit vorspringend zum Schutze, wie fremd ihr das alles dünkte, wie finster, fast abwehrend!

Im Stalle freilich gefiel ihr das schöne Vieh und in den Vorratskammern und Kellern die Fülle. Der Bauer freute sich, wie sie alles bemerkte und schätzte. Also hatte er nicht nur ein junges und reiches und leidenschaftliches Weib heimgeführt, sondern auch ein haushälterisches. Das kam ihm, der die Wirtschaft allzu sorglos Fremden überlassen hatte, sehr zu statten.

Daß es mit den Dienstboten nicht ohne Hader und Streit abgehen würde, hatten sie beide voraus gewußt. Für das Weibervolk besonders war Strenge nötig, die waren unter der leichten Hand der Marie etwas nachlässig geworden.

Es gab auch richtig Gezänke jeden Tag, denn die junge Bäuerin ruhte nicht, bis sie ihren Willen durchgesetzt hatte. Das merkten sich die Dienstboten, und keines verschwendete ein Wort oder nur einen Blick zu viel an sie.

Auch vom Nachbarhofe kam kein Gruß herüber, obwohl die Blonde oft genug um den Weg war, besonders wenn der Bauer in der Nähe des Hauses arbeitete. Die Resl paßte ihn sogar ab und ärgerte ihn mit garstigen Worten über die Frau. Auf dem Kirchgang bekam er ein paar karge Reden von den Alten drüben, die Resl schwieg; selten, daß einmal einer ihrer schiefen Blicke aus gekniffenen Augen auf die junge Frau fiel. Man ging um den Teschelbauer herum.

Im Dorf drunten machten sie's auch so. Wenn's

nur dem Manne nichts ausmachte, der jungen Frau verschlug's nicht allzuviel, saßen auch die Weiber steckensteif neben ihr in der Kirche, oder rückten gar ihre Kleider von ihr weg! Sie trug kein Kopftuch wie sie, auch nicht als der Herbstwind krauser und wilder wurde, sie sprach nicht wie sie, sie setzte die Füße nicht ihnen zu, sondern von ihnen weg, so sollte sie eben an ihrem Manne genug haben.

Dem Teschelbauern gefiel das stolze und zugleich zärtliche Wesen seines jungen Weibes sehr, und so lange er auf den Feldern mit dem Einbringen der Frucht und der Kartoffeln alle Hände voll zu tun hatte, gelüstete es ihn nicht danach, die Abendstunden wie sonst im Wirtshaus zu versitzen, zumal er für den Sepp, den er so kurzerhand entlassen, nicht wieder einen gleich tüchtigen Knecht bekommen hatte.

Er war am Abend müde, und an Sonntagen behagte es ihm, in der Stube zu sitzen, welche die Frau so rein und fein hielt, oder mit der jungen Bäuerin Hand in Hand durch die Felder zu gehen und von der Wirtschaft zu sprechen und dem Wohlstand, der durch ihre Mitgift sich gemehrt hatte und durch ihr fleißiges Schaffen wuchs.

Begegneten ihnen Leute, so zog er schnell seine Hand aus der ihren und konnte mürrisch werden, wenn sie nicht so grüßten, wie er es erwartet hatte.

Als aber der Schnee Tag für Tag in dicken großen Flocken fiel, als es schneite, wie es nur im Bayerwald schneien kann, daß man fast kein Dach mehr sah, so hoch wuchs der Schnee an, als die Dienstboten mehr im Haus und den Ställen und Scheuern sich aufhielten, als die junge Bäuerin fühlte, daß sie anstatt besser immer widerspenstiger wurden, und sie, wenn der Zorn in ihr kochte, dem Manne vorklagen mußte, da gab es die ersten Streite.

Noch ging der Teschelbauer des Abends nicht weg, noch gab er der jungen Bäuerin einen Kuß, wenn er sich ausgepoltert hatte, aber der rechte Friede zwischen ihnen war fort.

An einem Sonntage hörte es auf zu schneien, es fror alles zu Stein und Bein, und das weiße Feld und der Rain und die Wiesen und Wälder glitzerten, daß es eine Pracht war. Da fiel dem Bauern ein, ins Wirtshaus zu gehen, und zwar mußte die Frau mit; an den Tisch der Großbauern setzte er sich, wie er es gewohnt war. Doch alle seidenen Schürzen in der Runde zogen sich von dem roten Wollkleide der Teschelbäuerin zurück, und alle Köpfe wendeten sich von ihr weg. Eine Weile saß das junge Weib da, weiß vor Erregung, endlich stand sie auf und sagte: „Komm, wir gehen."

Aber der Teschelbauer schaute nicht einmal in die Höhe, hielt die junge Frau auch nicht zurück, als sie ging.

Während sie langsam die Höhe hinaufstieg und halb zornig, halb traurig auf die Häuser blickte, die ihr verschlossen bleiben mußten, dachte sie an das Kind, das sie unterm Herzen trug. Sollte der Schimpf auch auf ihm sitzen bleiben? Der Mann fand sich damit ab, auf seine Weise, sie sah's ja, sie konnte es auch hören, als er heim kam. Es war, als sei ein andrer Geist in ihn gefahren, so hatten ihn die spitzen und hinterlistigen Reden am Wirtstisch aufgestachelt, so aufgebracht hatte ihn der Schimpfname „der Böhmak", den sie ihm drunten um die Ohren geschlagen. Er zitterte vor Wut.

„Du bist schuld, du hast sie anzureden, du bist die Fremde, die Hereingeschneite, du bist die Junge — kein ordentliches Wort krieg' ich mehr zu hören wegen dir!"

Sie hatte schweigen können darauf, und doch war es der erste ernstliche Unfriede in ihrer Ehe, war es das erstemal, daß sie sich unversöhnt zu Bett legten.

Es war eine klare Frostnacht, der Mond schien hell in die Schlafkammer, daß sich das Gegitter der kahlen Bäume auf die weißen Dielen zeichnete, eine stille Nacht, und trotzdem mußte die Frau an die erste Nacht im Hause, an die Sturmnacht denken, in der die großen schwarzen Vögel ruhelos an der Decke hin und her geflogen waren — dann suchten ihre Gedanken wieder das Kind. Sie sah seine Wiege neben sich, sie hatte es in den Armen — ob es auch wurde wie der Vater und sich von ihr weghetzen ließ? Wenn sie dann ganz allein blieb?

Wie sehnte sie sich nach dem Kinde! Vielleicht würde er dann wieder anders werden, er hatte ja eine unbändige Freude gehabt, als sie's ihm sagte! Und er war so lieb und gut gewesen, und sie hatte ihn doch so gern, noch immer so gern, wie zu Anfang ihrer Ehe!

Am nächsten Sonntag ging er wieder ins Wirtshaus, ohne sie zu fragen, ob sie mitwollte; er war die ganze Woche zornig und wortkarg mit ihr gewesen. Heut war er lustig, fand von nun an den Weg öfter hinunter, und nicht nur an den Feiertagen.

„Es ist mir zu trübselig zu Haus, ich kann die Schelterei nicht mit anhören. Mach die Dienstboten anders, sie sind halt so, oder noch besser, mach dich anders!" Selten gewahrte er in seiner schwerfällig polternden Art, daß sie nur mit Mühe an sich halten konnte.

Kam er dann heim, war er meist zänkisch und übellaunig, manchmal aber auch wieder der alte liebe Kerl, der er früher gewesen.

Er saß dann mit ihr an dem großen Kachelofen und langte ihr die Bratäpfel aus der Röhre, streichelte ihr wirres schwarzes Haar und freute sich über den Jungen, den sie ihm schenken würde, über ihre Frische und Gesundheit, und freute sich, daß sie an ihm solche Freude hatte.

So saßen sie oft an den krachend kalten Januarabenden, wenn er daheim blieb, weil draußen der reine Hexentanz los war. Die Eisnadeln, vom „Böhmischen"*) gepeitscht, wurden vom Boden in die Höhe gewirbelt, von den Dächern heruntergefegt und drangen wie richtige Nadeln in die Haut, auch hatte der rasende Sturm hohe Haufen Schnees zusammengetragen, daß kein Hinunterkommen ins Dorf möglich war. Dann fühlte sie, wie die andre, die ihr feindliche Welt wieder versank, wie nur sie für ihn da war und wie er sie mit einer Wärme umschloß wie in den ersten Tagen ihrer Ehe.

Kroch aber der Wind in den Tälern unter und zeigte der Vollmond den Weg über die Schneehügel, oder blies der Tauwind die dicke weiße Decke weg,

*) Böhmischer Wind, Ostwind.

dann entglitt er ihr langsam wieder, dann zog's ihn zu den andern, und je eifriger sie sich gegen sein Fortgehen wehrte, desto trotziger wurde er, desto eher ging er und desto länger blieb er weg und ließ sie einsam im Haus, wo die Dienstmägde wie pfauchende Katzen und die Knechte wie knurrende Hunde um sie herum gingen. —

Die Frühjahrsaussaat und die vermehrte Arbeit kam wieder, der Teschelbauer ging nach wie vor ins Wirtshaus; es wollte Sommer werden, und der jungen Frau schien es, als ob er mehr als nötig an des Nachbars Zaun stünde. Stellte sie ihn zur Rede, so sagte er: „Die lacht und macht mir kein Gefriß an, der bin ich so recht, wie ich bin, die heult mir nichts vor von dem Weibervolk, die kann sie regieren!" —

Sie blieb nun allein im Haus zurück, auch wenn die andern zur Arbeit gingen, die es jetzt an allen Ecken und Enden gab; ihr war's zu schwer geworden, in der Hitze draußen zu arbeiten. Sie, die Arbeitsame, Fleißige und Tätige, saß stundenlang dumpf und untätig da, wie unter einem Banne, den sie nicht abschütteln konnte. Ein dumpfes Sehnen nach vergangenen Zeiten war wach in ihr. Wenn nur der Junge erst da war! Wenn der Vater erst den Jungen sah! Alles wurde wieder, wie es gewesen! Sie trug dann ihren Kopf wieder hoch und konnte wieder lachen — sie würde ihm einen Staatskerl von Buben schenken!

Wenn der Bauer dann heimkam von der Arbeit, breitschultrig, das braune Gesicht voller Schweiß, in dem blühweißen Hemd den Geruch des Heues mitbringend, wenn er sie fest bei der Hand faßte und sie ihn in seinem Uebermut und seiner strotzenden Gesundheit vor sich sah oder wenn er sie im Scherz fragte: „Nun, wann kommt denn der Bub endlich? Vielleicht machst du dann nachher auch wieder ein Gesicht, das ich gern anschau'!" dann erwachte sie aus ihrer Dumpfheit, und die Liebe zu dem starken, blonden Manne wurde wieder mächtig in ihr. Er strich ihr übers Haar, patschte ihr mit seiner breiten Hand auf den Rücken, und durstig wie er war, ging er seinen gewohnten Gang ins Dorf hinunter.

An einem gewitterdrohenden Tage, wo die Nadelwälder finster auf den Bergen hockten und eine gelbgraue Wolke wie ein Raubtier über dem Dorfe lag, rief man den Bauern nach Hause. Zwei große Fuhren Heu lagen noch draußen, und der Bauer schimpfte, daß ihm die Frau so zur Unzeit in die Quere kam. Er lud rasch auf, während das kleine Mädel, das die Bäuerin geschickt, ängstlich von einem Fuße auf den andern trat. Es wiederholte mit leiser Stimme schüchtern immer wieder, was ihm die Frau aufgetragen: „Der Bauer soll schnell kommen, schnell!"

Aber der fuhr fort, fluchend die Fuhre weiter zu laden, zitternd vor Ueberanstrengung, mit Schweiß bedeckt, voll Angst an die Frau denkend und zugleich voll Angst nach der gelben Wolke schauend. Endlich rasselte der Wagen auf der Landstraße fort, eine große Staubwolke hinter sich lassend. Aber noch lag eine große Fuhre draußen, und der Teschelbauer knirschte mit den Zähnen, weil's ihm zu langsam ging mit dem Abladen daheim. Erst als alles geborgen war und der leere Wagen wieder davonrasselte, trat er zu der stöhnenden Frau, die sich mit verzerrtem Gesicht in die Kissen verwühlt hatte.

„Holt den Doktor!" schrie sie. Ungeduldig sagte er: „Wer soll ihn denn holen, jemand muß doch bei dir sein!"

„Der Knecht!" keuchte sie, „soll's Roß nehmen!"

„Wenn er doch draußen ist! Das viele Heu, so denk' doch, und das Gewitter am Himmel!" Da stieß sie seine Hand weg und drängte ihn von sich. Nun ging er selbst.

Der Doktor war über Land und sollte erst später kommen; als der Bauer heimkehrte, machte die Amme ein bedenkliches Gesicht: „'s Kind is da, aber die Frau is schlecht, brauchen wir doch den Doktor."

„Ist der Bub da?" fragte er hastig.

„Ja, Bua is koaner, a Madel halt," sagte die Amme, da machte er stracks kehrt, und weil ihm der hochbeladene Wagen schon entgegenkam und noch in die Scheuer fahren konnte, eh' die ersten Tropfen fielen, stapfte er nach dem Wirtshause, seinen Aerger zu vertrinken.

Der Donner rollte, und antwortend rollte es an den Felswänden hin, der Schein der Blitze zuckte über das Bett der jungen Mutter, die zu Tod erschöpft in den Kissen lag. Es war schon tief in der Nacht, draußen rauschte der Regen, und der Bach hinter dem Hause ging mit dumpfem Getöse, als sich der Arzt zu kurzer Ruhe niederlegte.

Gegen Morgen kam der Bauer betrunken nach Haus, und der Doktor mußte ihm sein Poltern verweisen und ihn in die Kammer führen, wo er ihm hatte aufbetten lassen.

An jedem der nächsten Tage kam er berauscht heim. Aller Unmut und aller Groll, der sich gegen die Frau in ihm aufgehäuft, war auf die Spitze getrieben, weil sie ihm keinen Sohn geschenkt hatte. Wie eine persönliche Beleidigung, wie eine Bosheit, die sie ihm angetan, empfand er es, sie hatte ihn betrogen! Und lag auch noch auf den Tod krank und sah aus, daß man sich gleich um den Schreiner hätte umsehen mögen, der ihr das Maß zum Sarg hätte nehmen können! Wenn er etwas nicht vertrug, so war es das Kranksein. Eine robuste, gesunde Frau hatte er zu besitzen geglaubt, und jetzt lag sie drinnen wie ein Gespenst, voll großer gelber Flecken!

Als sie endlich nach Wochen wieder in die Höhe kam — das Getreide war schon herinnen und man dachte daran, den letzten Hafer zu schneiden, war's um kein Haar besser. Sie schlich herum im Haus und hielt sich an den Wänden, oder saß im Garten unter dem großen Baum, hatte die Wiege neben sich, starrte in die Luft und sah aus, daß die Leute vor ihr erschraken. Das kleine Mädchen gedieh, trotzdem es der Vater nur von der Seite ansah; es wurde rund und rosig und glich ganz dem Vater. Wenn es nur ein Bub gewesen wäre! Alles hätte wieder gut werden können! Das tat der jungen Mutter so weh, und trotzdem liebte sie das Kind gerade deshalb noch mehr. Wenn die blonde Resl über den Zaun schaute, dünkte sie sich viel reicher als die, sie war wieder so stolz wie in früheren Tagen und war stolz auf ihr schmales und entstelltes Gesicht. Sie hatte das Kind, ein



Das geweihte Brot
Nach dem Gemälde von P. A. J. Dagnan-Bouveret

Teil von ihm, ein Teil von ihr; ein Wesen, das sie in sich gehegt und getragen und das sie mit Lebensgefahr geboren.

Ihr Mann war stets verdrießlich und wortkarg, fand keine Zeit mehr für sie und hatte keine Geduld mit ihr. Er gab sich nicht die geringste Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen.

„Schaust du aus!“ sagte er ihr oft.

„Jess's, schaugt d' Bäuerin aus!“ das hörte sie von den Dienstboten.

Die waren froh, daß sie im Stuhle saß. Hatte doch die Aufpasserei und Nörgelei ein Ende, waren sie doch wieder freier und mußten sich nicht mehr kommandieren lassen! Der Bauer würde wohl auch froh sein, daß er das Geschimpf und Gewinsel nicht immer hörte!

Als die junge Bäuerin im Winter wieder gesünder wurde und wieder ihrer Arbeit nachging, waren sie, die so lange aus der Zucht gewesen, störrischer denn je.

Die Frau gab es auf, ihrem Manne mit Klagen zu kommen, sie nahm's hin, wie es war, und fraß den Aerger in sich, die Zeiten waren vorbei, wo er ihrethalben widerspenstige Dienstboten Knall und Fall aus dem Hause jagte!

Der Bauer war jetzt allerdings nie mehr ausfallend, nie mehr derb und grob gegen sie, und es sah aus, als sei alles in schönster Ordnung, ja, er war eher freundlicher, fragte sie nach ihrer Gesundheit, sah sich von Zeit zu Zeit das kleine Mädchen an, spielte sogar mit ihm, aber die Frau hatte ein banges Gefühl, wie wenn er etwas vor ihr verberge.

Er war heiter und scherzte, er respektierte es noch immer, daß sie krank war, er gab ihr keine Stichelreden mehr und wollte sie nicht mehr zu den andern zwingen, er ließ sie gehen, wie sie war. Aber da war etwas, irgend etwas, das ihn abzog, etwas, wie eine Schuld ihr gegenüber. — Oft, wenn er ein gutes Wort sagte, ihre Hand nahm, quoll alle Zärtlichkeit für den schönen blonden Mann wieder in ihr empor, und sie sehnte sich, daß es wieder werde wie früher, und zerquälte sich herauszufinden, was ihn von ihr getrieben.

An die blonde Resl hatte sie manchmal gedacht, es ihm auch wohl vorgeworfen, daß er sie gern sähe. — Da konnte aber der Bauer grob werden: „Kümmer dich nicht um Leut', die sich nicht um dich bekümmern!“ schrie er sie an.

So lebte sie bedrückt, ratlos und sorgenvoll weiter. Sie liebte ihren Mann viel zu sehr und zu blind, um sich einzugestehen, daß er sie nicht mehr liebe. Oft sagte sie sich freilich, wenn sie ihr gelbes Gesicht im Spiegel sah: „er kann dich nicht mehr gern haben!“, sobald er aber neben ihr stand oder ihr gute Worte gab, war wieder alles vergessen.

In welch leidenschaftlicher Spannung sie ihr Leben verbrachte, und wie wenig Beherrschung und Festigkeit sie besaß, zeigte sich ihr bei einem Streit mit einer Dirne. Diese hatte etwas an sich genommen, das ihr nicht gehörte, und tückisch, verschlagen, feig und doch wieder frech, leugnete sie und schmunzelte verstohlenerweise. Das reizte die erregte Frau dermaßen, daß sie sich hinreißen ließ, die Dienstmagd, die sonst ganz brauchbar war, in der heftigsten Weise zu beschimpfen und sie aus dem Hause zu jagen. Doch die stellte sich gegen sie, rief ihr Schimpfworte zu und lachte sie zuletzt aus. „Du willst mich verachten, du Böhmak, du armseliger! Von dir will ja niemand was wissen, nit amal der eigne Mann! Schau dich um, zu wem er geht, weil du ihm zu schlecht bist!“

Da stürzte es wie mit heißen Wellen über sie herein, alles drehte sich um sie, sie wußte nicht, was sie tat, nur daß eine mächtige Gewalt sie förmlich vorwärts schleuderte, gegen die Dirne, daß sie sie packen und sinnlos drauf losschlagen mußte, blindlings, ohne Aufhören, ohne Besinnung, ja ohne Bewußtsein. Rote Feuer schossen vor ihren Augen auf und ab, sie krallte sich förmlich an die Magd, die ihr kreischend zu entkommen suchte, und ließ nicht eher, als bis sie selbst erschöpft von der Züchtigung, die weit über ihre Körperkräfte gegangen war, halb taumelnd in eine Ecke fiel, wo sie hocken blieb, ganz wirr und vor sich selbst in Furcht, bis der Mann kam.

Er riß sie in die Höhe und zog sie mit sich fort, daß es sie schmerzte. Sie folgte ihm nur widerstrebend; er sprach kein Wort, stieß sie nur in die Schlafkammer und riegelte von außen zu.

Dort lag sie nun zitternd, erschöpft und entsetzt über den Ausbruch einer Leidenschaft, der ihr ganz unerwartet gekommen war. Sie fürchtete sich vor sich selbst, sie wich zurück vor der Wildheit, die sie so plötzlich überfallen. Vor dem Bauern schämte sie sich so, daß sie sich zuerst nicht getraute, ihm die Worte der Dirne zu wiederholen. Erst später tat sie das. Er sagte nicht ja und nicht nein, ließ sie eben reden, und als es ihm zu lange währte, ging er. So machte er es von nun an stets, wenn sie von der da drüben zu reden anfing, oder wenn er gerade recht schlechter Laune war, erinnerte er sie daran, daß sie ihre Dienstmagd geschlagen habe und daß die sie vors Gericht bringen könne; von den schlechten Reden jener Magd jedoch sagte er nie etwas. Manchmal war er auch wieder gut gelaunt; die Ernte war ja prächtig eingeschlagen und die Erträgnisse der Gründe, welche die Frau in der Heimat besaß, waren viel reichlicher, als er gehofft. Da setzte er sich wieder zu ihr, redete von Verbesserungen in Haus und Stall und Scheuer und Schupfen. Besonders die alten Schindeldächer waren ihm ein Greuel. „Das Gelump brennt wie Zunder, die müssen weg, die alten Schindeln, ich will Ziegelplatten haben, das ganze Anwesen soll mit Ziegeln gedeckt werden, wenn in das morsche Zeug ein Funke fällt und der ‚Böhmische‘ kommt drein, ist alles hin.“

Die Frau war zufrieden. Was lag ihr an dem Gelde! Wenn er nur wieder so neben ihr saß und so gut mit ihr redete! Aber das ging vorüber. Es kamen andre Zeiten.

Während vieler kalter nebliger Frühmorgen hatten sie die Kartoffeln ausgemacht und eingebracht, dann folgte den frostigen Nebeltagen viel Schnee und ein früher Winter; die beiden Einzelnhöfe waren wieder wie im vergangenen Jahre gänzlich vom Dorfe abgeschlossen. Nur halb versinkend oder auf allen vieren kriechend, konnte einer ins Dorf. Der Bauer lief gähnend und mürrisch im Hause umher, bekrittelte das und jenes,

übellaunig von dem ungewohnten Müßiggang und geärgert über seine unfreiwillige Gefangenschaft. Was er in den vier Mauern oder im Stall schaffen konnte, war doch keine Arbeit — wenn er wenigstens in den Wald hinaufgekonnt hätte, um Bäume zu fällen und sausend mit dem Holzschlitten ins Tal zu fahren! Oder wenn er wenigstens auf eine Stunde ins Dorf hinuntergekonnt hätte. Aber dafür war der Schnee gut; die Frau freute sich der dicken Mauer, welche die Stürme zusammengefegt hatten, er würde sich wohl hüten, ins Dorf hinunterzusteigen, er mußte schon bleiben!

Aber eines Abends war er doch fort, gleich nach dem Essen, und kam ziemlich spät erst wieder heim.

Und so ging das nun Tag für Tag weiter, und jedesmal wurde es später, und jedesmal saß die Frau noch auf und wiegte das Kind, das längst schlief, und jedesmal wollte sie ihn zur Rede stellen und jedesmal hatte sie nicht den Mut dazu.

Sie saß und horchte und grübelte. Ist er bei ihr? — Ist er nicht dort? Ist er am Ende nur im Stall, weil das eine Roß krank ist, oder in der Knechtekammer? Vor ein paar Tagen hatte das Mannsvolk sich Branntwein verschafft und die halbe Nacht getrunken und gespielt, der eine Knecht war noch bettlägerig seitdem, schaute er etwa nach dem? Oder war er gar ins Dorf, trotz des gefährlichen Weges?

Ging da nicht eine Türe? Sie konnte nicht atmen, so preßte ihr die Aufregung die Kehle zusammen. War das nicht sein Tritt? — Nichts. — Sie hörte, wie die Geräusche im Haus verstummten, wie die Dienstboten mit schweren schlürfenden Schritten ihre Schlafstellen aufsuchten, hörte die Uhren im Dorf schlagen — den Oberkörper vorgebeugt, saß sie da und horchte und vernahm nichts wie das laute Dröhnen ihres Herzens. Rührte sich aber endlich etwas, so flog sie förmlich in die Schlafkammer und riß ihre Kleider schon auf während des Laufens, um nur ja vor ihm unter der Decke zu sein. Im Dunkeln wollte sie ihn fragen, da hatte sie mehr Mut, wenn sie ihn nur nicht sah! Kam er dann mit dröhnenden Schritten herein, unbefangen, wie wenn er nichts zu verbergen hätte, so stellte sie sich schlafend; sobald er das Licht gelöscht hatte, richtete sie sich auf den Ellenbogen in die Höhe und wollte sprechen. Immer wieder schreckte sie aber zurück vor einem Worte, das er ihr vielleicht nie verzeihen würde.

Als er wieder einmal sehr spät nach Hause gekommen war, überfiel sie die Gewißheit seines Betrugs so sehr, daß sie ein lautes Stöhnen ausstieß, auf das seltsamerweise der Hofhund mit einem langgezogenen kläglichen Geheul antwortete. Der Bauer stieß ein zorniges Knurren aus, und als der Hund wieder heulte, sprang er aus dem Bette, riß mit einem Fluche das Fenster auf und warf ein Holzscheit nach dem Tier, daß es winselnd in seine Hütte kroch.

„Du warst drüben!“ schrie die Frau.

Im selben Augenblick war auch schon seine Hand auf ihrer Brust, tastete sich aufwärts und legte sich fest um ihren Hals und eine heisere Stimme sagte: „Noch einen Ton —“

War's eine Sekunde, eine Minute, eine Stunde, daß er sie so in seinem Banne hielt, sie wußte es nicht. Auf einmal hob sich die Hand, und die Frau überkam ein Schluchzen und sie griff nach dieser Hand, die sie hatte züchtigen wollen, und bedeckte sie mit Küssen, und ihre leidenschaftlichen Tränen fielen darauf herab.

•

Längst führte ein gutgetretener sicherer Pfad ins Dorf hinab, der Bauer ging ihn zum Schein ein Stück weit und kehrte dann im Bogen zu den Gehöften zurück; das hatte die Frau mit unruhigem Herzen schon oft geahnt, gesehen hatte sie ihn nie.

An einem stürmischen Abend, der „Böhmische“ hatte den Tag über ununterbrochen geweht und ging nun eigentümlich stoßweise und pfeifend ums Haus, trieb die Unruhe die Frau von einem Zimmer ins andre, in die Küche, in den Stall. Längst hatte sie verlernt, sich vor dem Gesinde in acht zu nehmen, das über die Frau spottete, die in ihrem eignen Hause herumlief, wie wenn sie geduldet wäre.

„Wo ist der Bauer?“ fragte sie in ihrer Unruhe. Alle Mägde, die es gehört hatten, lachten hellauf, und eine, die jüngste und frechste, sagte: „Schau dir halt die Schupfentür an, nachher woaßt es, wo er is.“

Wie an einer eisernen Kette zog sie's in die Scheuer, als alle zur Ruhe gegangen waren, ihre Füße strebten von selber hin. Gleich einem Dieb, tastend, schlich sie durch den Gang, durch die Scheuer zu der Türe, es war ihr, als steige der Boden unter ihr immer höher, als müsse sie eine Anhöhe hinauf, keuchend und mit Anstrengung. Endlich hatte sie die Türe erreicht, hastig fuhr sie mit der Hand an dem Holz auf und ab — die Nägel waren entfernt.

Sie hätte mit den Fäusten daranschlagen mögen, die Türe aufreißen und hinüberstürzen zu den Schamlosen, ihnen ihre Wut, ihre Verachtung ins Gesicht zu speien. Es drehte sich alles um sie, wie an jenem Abend, als sie die Dirne gepackt hatte, sie verlor fast die Besinnung, daß sie sich gegen die Bretter lehnen mußte, um nicht umzufallen. Da hörte sie drüben ein Geräusch. Sie waren drüben! Mit einem Rucke riß sie die Türe wieder auf, aber alles war dunkel und still. Hastig strich sie ein Zündholz an, doch es erlosch sofort; noch eines, es flackerte und war aus; durch das morsche Schindeldach pfiff der Wind und löschte die Flämmchen immer wieder. Aber immer wieder strich sie ein Schwefelholz nach dem andern an, so oft es auch der Sturm auspfauchte. Sie gab nicht nach; wie eine Raserei war es über sie gekommen; endlich mußte sie sehen, endlich Gewißheit haben, den Schmerz und die Wut ihrer Seele entladen.

Ho! da brannte ja eines! Und wie hell! Und da brannte noch eines und da auch! Neben ihr rauschte und knisterte es geheimnisvoll, kleine glühende Schlängchen wanden und krümmten sich am Boden, erloschen und züngelten wieder auf, krochen weiter, verschwanden und zischten wieder in die Höhe. Glühende Augen sahen aus dem Dunkel, da — dort, überall! Dem jungen Weibe stockte der Atem. Das Heu brannte! Das Stroh! Sie hatte die Scheuer angezündet! Schon schlug ein grauer dicker Qualm neben ihr empor; sie

wollte die Flämmchen greifen, löschen, ersticken — da schrie's in ihr: „Laß brennen! Laß brennen! Laß sie verbrennen!"

In ihr jubilierte alles, sie blies in die Flamme, sie pfauchte mit dem Winde um die Wette, erst als ihr der dicke Brodem den Atem nahm, stürzte sie zurück, verrammelte die Türe und entfloh gegen den Wald zu. Noch sah das Haus dunkel aus. Um sie krachten die Aeste im Sturm und knarrten die alten Stämme. „Nur zu, nur zu, Böhmischer, hilf mir!" Immer höher stieg sie. Da lagen die Scheuerfenster wie kleine glührote Vierecke im schweren Dunkel der Nacht.

„Es brennt, es brennt!" das schrie sie hinaus, „es brennt lichterloh!"

Immer höher stieg sie; auf einmal spürte sie keinen Wind mehr, auf einmal war's ihr, als sänke sie in den Schnee ein, als sprühten feine Tröpfchen aus den Aesten — und nun kam der Wind wieder gebraust, aber — barmherziger Himmel, das war der Föhn! Das Wetter schlug um, der Südwind wehte! Das galt ihrem Haus, der Wind hatte sich gedreht, das Feuer packte ihr Haus! Starr sah sie hinunter. Da schlug schon die Flamme aus ihrer Scheune; knatternd flogen die brennenden Schindeln mit dem dicken schwarzen Qualm in die Höhe, der sich über das Dach des Wohnhauses wegwälzte. Jetzt zuckt's dort am Dach auf. Da! Dort! Wie eine glühende Kette läuft's drüber hin, jetzt brennt das ganze Dach! Nun stürmen auch schon die Glocken im Dorf und drüben in Allach, das am Regen liegt, in Wöhr, in Berndorf und sogar in Rittsteig oben. Eine einzige, große wilde Flamme hebt sich zum Himmel empor, sinkt wieder auf das Gebälk zurück, duckt sich, wird fast graurot, sticht mit einer spitzen Zunge wieder durch den Qualm, wird höher und breiter, läuft in rasendem Tanze über den First hin und steigt im wildesten Wirbel in die Höhe. Der ganze Himmel ist rot, die Glocken stöhnen mit dem Tauwind um die Wette, die Balken krachen, ein wirres Getöse von Stimmen und Geräusch dringt zu der Frau empor. — —

Jetzt ist alles eins, nur zu, nur zu! Haus und Hof und Mann und Gesind, alles soll verbrennen! Da sticht ihr etwas in das Herz. Das Kind! — Es schlief in der Kammer neben der Scheuer! Sie stürzt der Länge nach hin, wie ein wildes Tier beginnt sie auf dem Schnee zu kriechen und heult und windet sich dabei. Dann springt sie auf, ohne Pfad, gegen die Stämme stoßend, zerkratzt, zerschunden, voller Blut, durchnäßt, so rast sie hinunter, so stürzt sie unter die wirren Menschen und schreit. Niemand hat sie fliehen, niemand sie kommen sehen, niemand kümmert sich um sie, sie sieht niemand, sie rast nur vorwärts. Ein paarmal sinkt sie nieder und steht wieder auf, einmal fällt ihr ein glühendes Stück Holz auf den Kopf, sie fährt nur mit der Hand darüber. Sie stößt an ihren Mann an und erkennt ihn nicht, aber da bleibt sie plötzlich stehen. Dort, dort sitzt das Weib, seine Resl sitzt dort und hält das Kind, und das Kind ist erstickt! In einem halbverkohlten Kissen hält sie's! Sie reißt ihr das Kind aus den Armen, sie verkrallt sich förmlich in die Bettstücke, drückt es an sich; eh' man die Rasende noch recht erkennen kann, eh' es möglich ist, sie aufzuhalten, ist sie fort mit dem Bündel, in das Dunkel, in die Nacht hinein.

Drei Tage wußte man nichts von ihr, am vierten zog man sie aus dem Regenfluß.

In ihrem seidenen Hochzeitskleide wurde sie aufgebahrt, ihr Totenbrett ist heute noch zu sehen; es lehnt an der alten Kapelle am Weg zum Haus unter dem großen Baum, und der Teschelbauer hat einen alten Spruch darauf malen lassen. So lautet die Inschrift:

Auf diesem Brett ist gelegen die tugendsame Barbara Braun, Teschelbäuerin von Gutmaining; sie wurde geboren am 13. Jänner 1850, gestorben den 20. Dezember 1874, als war sie 24 Jahre alt.

> Für heimliches Vergehen
> Noch sie mit Schlangenbissen
> Ein unbequemer Worm,
> Das strafende Gewissen.
>
> Entfleuch ihm, wenn du kannst,
> Er kommt ins Schlafgemach,
> Er kommt dir überall
> Auch auf den Lustplatz nach.
>
> Und daß kein Augenblick
> Dein armes Herz erfrische,
> So wird die Angst dein Gast
> Und sitzt mit dir zu Tische.

Der Tod

Von

Richard Schaukal

Traumschwankend nahte mir ein stiller Kahn.
Tief schwebte Schweigen, atembanges Schweigen.
Die Blätter hingen starr an müden Zweigen.
Der Nachen legte lautlos landend an.

Mich aber, den er lud: es trieb mich fast
Mit zwingender Gewalt, ihn zu besteigen —
Er schaukelte mit einem leichten Neigen ...
Noch hielt ich zögernd mich an einem Ast —

Da regte sich das Boot schon, langsam ging's
In ein Gewässer, das ich randlos wähnte,
Wie's blau in schwarze Schattenferne gähnte:
Nur stumme, weiche, glatte Fluten rings.

Und mir zum Herzen schlich ein leises Glück:
Das Leben ahnt' ich hinter mir entgleiten
Und sah das Dämmern tiefer sich verbreiten.
Nie kehrt der Kahn — ich weiß — zum Strand zurück.

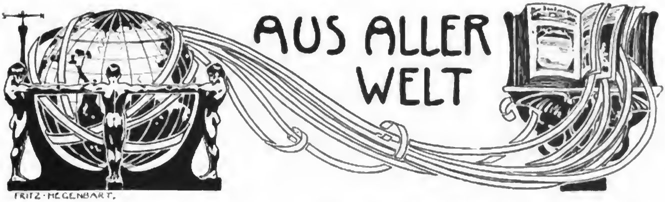
Literatur

Adalbert Stifters schlicht-innige Poesie ist einige Zeit lang ziemlich „unmodern" gewesen; vor allem der Naturalismus, dem sie zu zart und zu keusch war, hat sie wie so manches andre Schöne und Edle mit hochmütiger Geringschätzung behandelt und rücksichtslos in den Hintergrund gedrängt. Doch die stille Kraft, die in ihr steckt, ist stärker gewesen als die stürmische des Naturalismus; während dieser längst an seiner Maßlosigkeit zugrunde gegangen ist, hat Stifters seine, ausgeglichene Kunst langsam, aber sicher sich zu neuer Geltung durchgerungen, und heute steht sie lebenskräftiger und geachteter da als je. Eine feinfühligere, weniger voreingenommene und einseitige Kunstanschauung hat uns in dem deutsch-böhmischen Dichter nicht nur den ersten Realisten intimer Naturschilderung, sondern auch einen der ersten und echtesten Heimatkünstler deutscher Zunge schätzen gelehrt und ihm mit diesem Urteil eine weit bedeutungsvollere Stellung in der Literatur zuerkannt, als er vorher eingenommen hatte. Die Kulturmüdigkeit und der neuerwachte Natursinn unsrer Zeit haben ein übriges getan, der nie ganz ausgestorbenen Stifter-Gemeinde zahllose neue Mitglieder zuzuführen, und die allgemeine Anteilnahme, mit der im vorigen Jahre der hundertste Geburtstag des Dichters begangen worden ist, hat es zweifellos gemacht, daß das Beste, was er geschrieben hat, noch heute in weiten Kreisen des deutschen Volkes nicht bloß gepriesen, sondern auch mit demselben Entzücken wie vor sechzig Jahren gelesen wird. Ein unzweideutiger Beweis dafür sind die zahlreichen Ausgaben, die von seinen Schriften existieren, namentlich von seinen „**Studien**", die von jeher als sein bestes Werk galten und hinfort wohl allezeit zum eisernen Bestande der deutschen Hausbücherei gehören werden. Unter den aus Anlaß jenes Gedenktages neuerschienenen Ausgaben dieses Werkes nimmt die des Insel-Verlags in Leipzig (zwei Oktavbände, in Leinen gebunden 7,50 Mark) durch ihre vornehme und geschmackvolle Ausstattung eine der ersten Stellen ein und wird bei den Verehrern des Dichters ungeteilten Beifall finden, nicht zuletzt wegen ihres handlichen Formats, das ihrem Besitzer erlaubt, das Buch, das viele mit Vorliebe in der freien Natur lesen werden, ohne Unbequemlichkeit überall mit sich zu führen. Johannes Schlaf hat ein Geleitwort dazu geschrieben, in dem er, eine „frühe Jugendliebe" für den Dichter auffrischend, mit feinem Verständnis und warmer Sympathie dessen Wesen und Bedeutung analysiert, wobei er nicht nur dem Naturdichter, sondern ebenso dem so vielfach unterschätzten Menschenschilderer gerecht wird und seine Schöpfungen auch nach ihrem kulturhistorischen Gehalt würdigt.

— In einem „**Dresdner Jahrbuch 1905**, Beiträge zu, bildenden Kunst", herausgegeben von Dr. **Karl Koetschau** Direktor des Königlichen Historischen Museums und der Königlichen Gewehrgalerie, und Dr. **Fortunat von Schubert-Soldern**, Direktor der Kupferstichsammlung weiland Seiner Majestät des Königs Friedrich August II. (Dresden, Verlag von Wilhelm Baensch, 12 Mark), ist zum erstenmal und, um dies gleich vorauszuschicken, mit für die Zukunft verheißungsvollem Gelingen der Versuch gemacht worden, ein periodisch in die Erscheinung tretendes Organ für die örtliche künstlerische Kultur der sächsischen Hauptstadt zu schaffen. Das Jahrbuch vereinigt von neunzehn Kunsthistorikern — nur „Fachgenossen" scheinen zugelassen zu sein, wenn man sich des Fehlens eines um die lebende Dresdner Kunst so verdienten Schriftstellers wie Paul Schumann bewußt wird — vierundzwanzig Aufsätze, die sich fast zur Hälfte in Beiträge „Aus Museen und Privatsammlungen — Kunstgeschichtliches" und Studien zur „Kunst der Gegenwart" scheiden. Es würde zu weit führen, den reichen, jeden Kunstfreund anregenden Inhalt des Jahrbuchs hier im einzelnen zu zergliedern, zusammenhängend betrachtet, bietet die Publikation ein hocherfreuliches Bild von der lebhaften künstlerischen Bewegung, die heut wie ehedem im „Elb-Florenz" pulsiert. Von besonderer Bedeutung ob ihrer Ergebnisse sind Heinrich Wölfflins neuerliche Erörterungen „Zur Kritik von Dürers Dresdner Altar". Die gegen Wölfflin vielfach, von Ludwig Justi u. a. in einer besonderen Schrift (Leipzig, E. A. Seemann) verteidigte Frage der Echtheit des genannten Werkes dürfte damit wohl endgültig als in positivem Sinne erledigt zu betrachten sein, und die Besucher der Dresdner Galerie brauchen sich den Genuß dieses schönen Bildes nicht mehr durch Zweifel verkümmern zu lassen, ob es wirklich eine völlig eigenhändige Schöpfung Dürers darstellt.

— **Paul Heyses** Lebenswerk ist noch nicht abgeschlossen; der Born seiner Schaffenskraft scheint unversiegbar, und kein Jahr vergeht, ohne daß der greise Meister seine zahlreichen Verehrer mit neuen Gaben seiner Muse erfreut, die so frisch und lebensvoll sind, daß sie auch einem Jüngeren zur Zier gereichen würden. Indessen liegt es in den Gesetzen der Natur begründet, und man tut dem jetzt sechsundsiebzigjährigen Dichter gewiß kein Unrecht, wenn man es ausspricht, daß er uns das Beste, was er zu schaffen vermochte, bereits gegeben hat. Man darf das um so eher aussprechen, als dieses Beste nicht bloß vorübergehend geschätzt und gelesen worden ist, sondern mit Recht zum dauernden Besitz unsrer Literatur gezählt wird. In erster Linie gehören dazu anerkanntermaßen die Prosawerke aus seiner Jugendzeit und seinen reifen Mannesjahren, vor allem seine **Novellen**, die ihn auf einer vor ihm und nach ihm nur selten von einem deutschen Erzähler erreichten Höhe künstlerischer Vollendung zeigen und immer ihren Platz unter den wertvollsten deutschen Prosaschöpfungen, nicht bloß des neunzehnten Jahrhunderts, behaupten werden. Die deutschen Literaturfreunde werden daher dem Dichter aufrichtigen Dank wissen, daß er seinem Verleger (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin) die Hand dazu geboten hat, nach der vor einigen Jahren veranstalteten wohlfeilen Ausgabe seiner Romane eine ebensolche seiner besten Novellen erscheinen zu lassen. Diese Ausgabe, von der uns die ersten 26 Lieferungen (à 40 Pfg.) vorliegen, wird im ganzen zehn Bände umfassen, die ebensoviele von dem Dichter selbst zusammengestellte Gruppen enthalten werden: Italienische Novellen I und II, Moralische Novellen, Neue moralische Novellen, Troubadour-Novellen, Buch der Freundschaft, Frau von F. und andre Novellen, Neue Novellen, Geteiltes Herz und andre Novellen, Kleopatra und andre Novellen. In allen Kreisen des deutschen Volkes, die in Paul Heyse den Klassiker der Novelle verehren, wird die neue Ausgabe, auf die wir noch zurückzukommen gedenken, als wertvolle Bereicherung der Hausbibliothek freudig willkommen geheißen werden.

— **Tierleben in freier Natur**, photographische Aufnahmen frei lebender Tiere von Cherry und Richard Kearton. Text von Richard Kearton, übersetzt von Hugo Müller (Wilhelm Knapp, Halle a. S.). Seit Jahren ist die photographische Kamera ein ständiger Begleiter der Naturfreunde. An Landschaftsphotographen ist kein Mangel in allen Teilen der Erde. Allmählich aber greift auch der Tierfreund, der sonst seltsamerweise mit der Büchse Feld und Wald zu durchziehen pflegte, nach dem harmloseren Apparat, der es ihm ermöglicht, alle die zahllosen Momente des Tierlebens in freier Natur, die er selbst beobachtet, glaubhaft vor den Augen andrer wiedererstehen zu lassen. Die Gebrüder Kearton gehören zu den Bahnbrechern auf dem Gebiete der Tierphotographie; sie haben England nach allen Himmelsrichtungen, zu allen Jahreszeiten durchstreift und die heimische Tierwelt mit allen möglichen Erfindungen überlistet. Bald ist es ein ausgestopfter Ochse, bald ein Schaf, in dessen Innern die Kamera verborgen ist, bald genügt ein grünes Tuch im Walde oder ein mit Schilf überdeckter Kahn, um die Wachsamkeit der Tiere zu täuschen. Die so erzielten Aufnahmen sind denn auch im eigentlichen Sinne des Wortes Spiegelbilder der Natur. Durch nichts gestört in ihrem Naturleben sehen wir die Vögel beim Nestbau, beim Brüten, die Insekten an den Halmen kriechend, die Spinnen beim Weben ihres Netzes. Und tatsächlich lehrt uns das auf photographischem Wege erzielte Bild die Tiere ganz anders sehen und verstehen. Manche Eigenarten werden uns erst durch die viel scharfsichtigere photographische Platte offenbar. Sehr instruktiv ist in dieser Hinsicht die Gegenüberstellung zweier Zeichnungen eines Rotkehlchens aus dem achtzehnten und neunzehnten und einer Photographie aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Richard Kearton begleitet die Bilder mit einem ungemein frisch geschriebenen Text. Das Buch, dessen Ausstattung englische Vorbilder nicht verleugnet, macht einen vornehmen Eindruck.



Von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Berlin

Wieder hat das Kaiserhaus ein frohes Familienfest begangen, diesmal ein Doppelfest, da gleichzeitig mit der Silbernen Hochzeit des Kaiserpaares die Vermählung des Prinzen Eitel Friedrich mit der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg gefeiert wurde. Während sich die Feier der Silbernen Hochzeit des Kaiserpaares nach dessen ausdrücklichem Wunsch fast ganz auf Hoffestlichkeiten in kleinerem Rahmen beschränkte, gab die Vermählung des zweiten Kaisersohnes wie im vorigen Jahre die des Kronprinzen Anlaß zu großartigen Festen und Schauspielen, an denen auch die Oeffentlichkeit Anteil nehmen konnte und deren Höhepunkt der Einzug der hohen Braut in die Reichshauptstadt bildete. Die Herzogin traf am 26. Februar mittags mit ihren Eltern von Oldenburg auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin ein und begab sich, von den offiziellen Vertretern des Hofes, dem Gouverneur und dem Polizeipräsidenten von Berlin geleitet, nach dem Schloß Bellevue, das nach alter Ueberlieferung der



Phot. Louis Held, Weimar

Herzogin Sophie Charlotte, der Kaiser, Prinz Eitel Friedrich, Kronprinz, Prinz Waldemar
Von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Berlin



Phot. Louis Held, Weimar

Von der Hochzeit am Kaiserhofe: Die Braut schreitet am Arm des Kaisers die Front der Ehrenkompagnie ab



Phot. A. Giesler, Eutin

Großherzog von Oldenburg mit dem Brautpaar Prinz Eitel Friedrich und Herzogin Sophie Charlotte

Ausgangspunkt für den feierlichen Einzug ist. Hier wurden unsre Bilder auf der umstehenden Seite aufgenommen. Inzwischen hatte sich die kaiserliche Familie eingefunden, und vor dem Schlosse stand die Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß unter dem Befehl des Prinzen Eitel Friedrich, die beim Eintreffen der Herzogin präsentierte. Der Kaiser führte die Braut seines Sohnes die Front entlang und nahm mit ihr den Vorbeimarsch entgegen. Nachmittags 5 Uhr trat die hohe Braut in Begleitung der Prinzessin Friedrich Karl die Fahrt in die Stadt an.

Die Brauttoilette der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg

Wohl in allen Residenzen ist es Brauch, dem begreiflichen Interesse des Publikums für den unerläßlichen Pomp, der bei Hoffestlichkeiten entfaltet wird, nach Möglichkeit durch öffentliche Schaustellungen entgegenzukommen. So war auch in Berlin die kostbare Brauttoilette, in der die Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg am 27. Februar vor den Traualtar trat, vor der Hochzeit mehrere Tage lang im Kunstsalon von Keller & Reiner öffentlich ausgestellt. Eine Sachverständige schildert das vielbestaunte Wunderwerk folgendermaßen: Den Blick fesselt vor allem die Schleppe, deren reiche Silberstickerei in dem Atelier von Frau Elisabeth von Wedel entworfen und ausgeführt wurde. Es ist eine Borte von lose sich ineinanderschlingenden Bändern, nach Art der stilechten Rokokobandeaux. Aus ihnen wachsen Myrtensträuße hervor, deren feines Gerankе von stilisierten Silberrosen unterbrochen wird. Angenehm fällt dabei auf, daß die größeren Blumen nur wenig erhaben dem Grundstoff der Schleppe, perlweißem chinesischen Krepp, aufliegen, so daß der Eindruck des Leichten, Duftigen voll gewahrt bleibt. Kleine Einzelblumen und Myrtenzweigchen sind über den Fond der Schleppe hingestreut. Die Verschiedenheit des verwendeten Stickereimaterials ist mit künstlerischem Verständnis zu feinen Licht- und Schattenwirkungen verteilt, die der Lebendigkeit der Zeichnung sehr zugute kommen. Die Schleppe setzt im Schluß der Taille an, die im Rücken abgerundet, vorn aber in eine lange und spitze Schneppe endet. Sie ist als Miedertaille gedacht, mit gefälteltem Stoff bezogen und am oberen Rande und auf der Linie des seitlichen Schlusses mit einer Silberborte besetzt. Ueber dem Mieder bauscht sich weißer, silbergeblümter Tüll um den runden Ausschnitt und in den kurzen, mäßigweiten Puffärmeln. Dieser selbe Tüllstoff bildet auch die eigentliche Brauttoilette, d. h. den überaus weiten Rock, und trägt am unteren Rande eine Streifenstickerei, ebenfalls in Silberfäden und Cantille. Er fällt in zwanglosen Falten über ein sehr stoffreiches Unterkleid aus weißem Chiffon, den als Besatz ein breiter, doppelt und vierfach gekräuselter Fußvolant umgibt.



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Die Brauttoilette der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg

Eugen Richter †

Mit seltener Einmütigkeit haben sich die hervorragendsten Vertreter des politischen Lebens in Deutschland ohne Unterschied der Parteirichtung in der Trauer um den Tod Eugen Richters, des großen Führers der Freisinnigen, der am 10. März einem schweren Leiden erlag, zusammengefunden. Allgemein wird anerkannt, daß der Verstorbene nicht nur einer unsrer bedeutendsten Parlamentarier, ein glänzender Redner, ein Politiker von ungemein reichen Kenntnissen und ungeheurer Arbeitskraft, sondern auch ein mannhafter und makelloser Charakter gewesen ist, der stets in selbstloser Weise und mit ehrlicher Ueberzeugung für die Freiheit und Wohlfahrt des deutschen Volkes gekämpft hat. So hat im preußischen Abgeordnetenhause, in dem von seinem Ableben nicht offiziell Mitteilung gemacht werden konnte, da er ihm nicht mehr als Mitglied angehörte, ein politischer Gegner, der konservative Abgeordnete Freiherr von Heydebrand und der Lasa, in überaus warmen Worten des Verewigten gedacht. Eugen Richter war am 30. Juli 1838 zu Düsseldorf geboren. 1864 wurde er Regierungsassessor und in demselben Jahre zum Bürgermeister von Neuwied gewählt, jedoch von der Regierung nicht bestätigt. Als er gegen seinen Wunsch der Bromberger Regierung überwiesen werden sollte, quittierte er den Staatsdienst und ging nach Berlin, um als freier Mann politisch tätig zu sein. Er trat im Februar 1861 in das Abgeordnetenhaus ein, dem er ununterbrochen bis zum vorigen Jahre angehört hat, und zwar in den verschiedenen Legislaturperioden als Vertreter der Kreise Königsberg in der Neumark, Hagen in Westfalen und Berlin. Im konstituierenden Norddeutschen Reichstag vertrat er den Kreis Nordhausen, später im Reichstag das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt und seit 1874 ununterbrochen bis zu seinem Tode den Wahlkreis Hagen. Nebenher entfaltete er eine ungemein starke journalistische und publizistische Tätigkeit, von der u. a. die Schriften „Das preußische Staatsschuldenwesen“, „Das politische Abcbuch“, „Die Irrlehren der Sozialdemokratie“, „Jugenderinnerungen“ und „Im alten Reichstag“ Zeugnis ablegen. Seine besondere Stärke war eine genaue, gründliche Kenntnis des deutschen und preußischen Finanzwesens ein Gebiet auf dem er von allen Parteien als Autorität anerkannt wurde und als unermüdlicher, scharfer Kritiker des Budgets zahlreiche nützliche Anregungen gegeben hat.



Eugen Richter †

Die Kaiserin von China

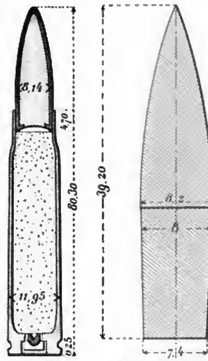
Die Persönlichkeit der Kaiserin-Witwe Tsu-Hsi, über die früher allerlei fabelhafte Gerüchte umgingen, ist uns in den letzten Jahren nähergerückt worden; wir wissen jetzt, daß die Kaiserin eine schöngeistig veranlagte Frau ist, die der Literatur und Kunst lebhaftes Interesse entgegenbringt. Eine intime Schilderung der Herrscherin verdanken wir der amerikanischen Malerin Katharine A. Carl, die im letzten Sommer den Auftrag erhielt, das Porträt der Kaiserin zu malen. Zu der ersten Sitzung wurde Miß Carl in einem rot ausgeschlagenen Tragsessel nach dem Thronsaal gebracht. Sie war von dem Glanz dieses märchenhaften Raumes so verwirrt, daß sie es gar nicht bemerkte, als die Kaiserin-Witwe mit einem knabenhaft aussehenden Mann — dem Sohn des Himmels — in dem Saal erschien. Die Kaiserin sah fast jugendlich aus. Sie reichte der Malerin die Hand zum Kusse und zog sich dann zurück, um den vollen offiziellen Staat anzulegen. Als sie zurückkehrte, trug sie ein gelbes, mit Stickereien und Perlenschnüren übersätes Seidenkleid, auf den Schultern blaßblau gestickte Seidentücher. Um den Hals hatte sie eine Kette herrlicher Perlen. Auf dem schwarzen, glänzenden Haar lag ein seltsamer Schmuck aus Gold und Schildpatt. Während der ersten halbstündigen Sitzung war Miß Carl zu betäubt, um Rechtes zu leisten. Die Kaiserin betrachtete ihre Arbeit wohlwollend und lud die Malerin zu ihrer Ueberraschung ein, im Palast Wohnung zu nehmen. Miß Carl speiste dann mit dem Kaiser und seinen zwei Gemahlinnen, während die Kaiserin allein dinierte. Erst bei der zweiten Sitzung vermochte die Malerin ihr kaiserliches Modell genauer zu beobachten. Sie bemerkte, daß die Kaiserin eine schöne, ebenmäßig gebaute Figur, ein edel geformtes Gesicht, eine feine Nase und durchdringende Augen habe. Sie machte den Eindruck einer Vierzigerin, obwohl sie schon 68 Jahre zählte. Ihre starre Pose hielt sie unbeweglich ein; von Zeit zu Zeit nur nahm sie einen Zug aus einer Wasserpfeife. Das wohlgelungene Porträt wurde dann von der Kaiserin der amerikanischen Regierung um Geschenk gemacht.



Die Kaiserinmutter von China mit ihrer Schwiegertochter und ihren Hofdamen

Die Infanteriegeschosse Deutschlands und Frankreichs

Einen interessanten Vergleich zwischen dem neuen Geschoß für das deutsche Infanteriegewehr und dem der französischen Infanterie ermöglichen die beistehenden Abbildungen. Das deutsche Projektil steckt etwa 5 Millimeter tief in einer flaschenförmigen Messinghülse, die, wie fast alle Patronensysteme außerhalb Frankreichs, oben ein Halsstück hat. Am Boden weist die Hülse einen Raum für den Zünder, zwei Löcher für den Zündstrahl und an Stelle des früher üblichen vorspringenden Randes eine Eindrehung auf. Ihr äußerer Durchmesser beträgt 11,95 Millimeter; sie enthält eine Pulverladung von 3,20 Gramm Gewicht, welche die Hülse nicht völlig ausfüllt. Das sich leicht verjüngende und oben abgestumpfte Projektil besteht aus einem Bleikern und einem kupfernickelplattierten Stahlblech- oder Nickelkupferblechmantel von ½ Millimeter Dicke; seine Länge beträgt 28 Millimeter, wovon nur 8 Millimeter auf den zylindrisch geformten Teil kommen; sein Gewicht beträgt 10 Gramm. Die Gesamtlänge der Patrone beläuft sich auf 80,30 Millimeter. Das aus einer Kupferlegierung hergestellte französische Projektil ist vorn scharf zugespitzt, und sein Durchmesser wird von der Mitte nach hinten zu allmählich um 8 Millimeter kleiner. Das Gewicht des Geschosses beträgt 12,8 Gramm, die Anfangsgeschwindigkeit etwa 700 Meter, die größte Schußweite 4500 Meter; das höchste Visier entspricht einer Entfernung von 2400 Metern.



Deutsche Patrone (natürliche Größe)

Französisches Geschoß (doppelte Größe)

Die neuen Geschosse für das deutsche und französische Infanteriegewehr

Zur Hundertjahrfeier des Max-Joseph-Ordens

Der Max-Josephs-Orden, der älteste und höchste militärische Orden Bayerns, beging am 1. März das Jubiläum seines hundertjährigen Bestehens. Da der Orden satzungsgemäß nur für Kriegstaten von Offizieren, und zwar nur für solche, die „über die schuldige Pflichterfüllung hinaus mit außerordentlicher Klugheit, Geistesgegenwart und Tapferkeit aus freiem Antriebe und mit Lebensgefahr zum besonderen Nutzen und Ruhm der Armee oder der Truppe ausgeführt wurden", verliehen wird, so steht er im höchsten Ansehen und hat stets nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Mitgliedern, die überdies in neuerer Zeit naturgemäß beträchtlich zusammengeschmolzen ist. Zu den Rittern des Ordens zählt vom bayrischen Königshause — abgesehen vom Großmeister, Prinzregenten Luitpold — nur der zweite Sohn des Regenten, Prinz Leopold, der die seltene Auszeichnung im Deutschfranzösischen Kriege, den er als Batteriechef im 3. bayrischen Feldartillerieregiment mitmachte, für sein heldenhaftes Verhalten in dem heißen Gefecht von Villepion (1. Dezember 1870) erhalten hat. Ein unter dem Vorsitz des Generals von Maillinger nach Château-Lormey berufenes Kapitel des Ordens schlug den Prinzen einstimmig zum Ritter desselben vor. Bei der Hundertjahrfeier, die dem Prinzregenten Veranlassung gegeben hat, den noch lebenden Rittern des Ordens besondere Auszeichnungen zu verleihen, ist nun Prinz Leopold, der bekanntlich seit 1892 Generalinspekteur der IV. Armee-Inspektion ist und im vorigen Jahre Generalfeldmarschall geworden ist, zum Inhaber des Regiments, als dessen Angehöriger er sich den Orden errungen hat und à la suite dessen er bisher stand, ernannt worden; das Regiment führt von jetzt an die Benennung „3. Feldartillerieregiment Prinz Leopold". Die Auszeichnung ist um so bemerkenswerter, als der Prinz bereits Inhaber zweier andrer bayrischer Regimenter, des 7. Infanterieregiments und des 1. Schweren Reiterregiments ist. Unser Bild zeigt den Prinzen inmitten der noch lebenden Angehörigen seiner früheren Batterie, die er vor 35 Jahren so heldenmütig geführt hat.

Die chinesische Studienkommission in Berlin

Eine Kommission von etwa vierzig hohen chinesischen Staatsbeamten und Militärs, an ihrer Spitze die Herren Tai-tung-tse und Tun-fang, traf am 7. März in Berlin ein und wohnte am 8. März mit dem chinesischen Gesandten am



Phot. Michael Dietrich, München

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern mit seinen Batteriekameraden aus dem Krieg 1870/71

Berliner Hofe, General Ying-tschang, den Verhandlungen des Reichstags bei. Die Kommission, die bereits in Amerika, London und Paris gewesen ist, hat den Zweck, in allen großen Städten sich über Staats- und öffentliche Einrichtungen zu informieren und dann in ihrem Heimatlande, wo ja zurzeit, besonders unter dem Einfluß Japans, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ein gewaltiger Reformeifer herrscht, das Ergebnis ihrer Studien zu verwerten. Die Führer der Kommission werden nur einen Monat in Deutschland beziehungsweise Berlin verweilen, aber etwa zwanzig Mitglieder der Abordnung werden sich längere Zeit bei uns aufhalten. In der Hauptsache sollen sie die Literatur über die einzelnen Gebiete erkunden und die einschlägigen Werke nach Peking senden, wo bereits ein besonderes Uebersetzungsbureau geschaffen ist. Auch die in Berlin studierenden Chinesen werden der Kommission an die Hand gehen. Die militärischen Mitglieder der Kommission sind der Kommandeur der Truppen in der Provinz Hunan, Generalleutnant Chan-pang-sun, und die Obersten Sho-Chingah und Chan-choe-tscheng. Von Berlin aus werden sich die leitenden Persönlichkeiten der Abordnung noch nach Wien und St. Petersburg begeben; im Juni sollen sie wieder in ihrer Heimat sein.

König Oskar II. von Schweden in Berlin

Wenige Tage vor dem Doppelfeste im Kaiserhause hat König Oskar II. von Schweden auf der Durchreise nach der Riviera der deutschen Reichshauptstadt einen Besuch abgestattet. Er traf am 22. Februar abends auf dem Stettiner Bahnhof ein; wiewohl er unter Hinweis auf den rein privaten Charakter seines Besuches gebeten hatte, von einem zeremoniellen Empfang abzusehen, so ließ es sich Kaiser Wilhelm doch nicht nehmen, seinen Gast auf dem Bahnhof persönlich zu bewillkommnen, und die schwedische Kolonie begrüßte ihren König, der zum ersten Male seit der Trennung der beiden skandinavischen Königreiche nach Berlin kam, mit größter Begeisterung und Herzlichkeit. Am nächsten Vormittag begaben sich die beiden Monarchen nach dem Dom, in dem sie längere Zeit verweilten, dann nach dem Zeughause, in dem sie zuerst alte schwedische Geschütze, dann die Feldherrnhalle und die Herrscherhalle besichtigten. Vom Zeughause begab sich der König allein nach dem Kaiser-Friedrich-Museum, in dem er unter Führung des Geheimrats Bode die Abteilung der Denkmäler altchristlicher Kunst in Augenschein nahm. Mittags fand im königlichen Schloß dem hohen Gast zu Ehren eine Frühstücksfamilientafel statt; nachmittags empfing der König den Reichskanzler Fürst Bülow und besichtigte die Denkmäler im Tiergarten. Abends fand im Schloß Festtafel statt, an der die zum Besuch in Berlin weilenden fürstlichen Personen, der Reichskanzler und der schwedische Gesandte teilnahmen.



Copyright by Carl Delius, Berlin

Vom Besuch König Oskars von Schweden in Berlin: Der König verläßt das Kaiser-Friedrich-Museum



Phot. Otto Haeckel Berlin

Die chinesische Studienkommission auf der Treppe des Reichstagsgebäudes in Berlin



Phot. G. Walder, Frauenfeld

Das von der Kaiserin Eugenie dem Kanton Thurgau geschenkte Schloß Arenenberg

Schloss Arenenberg

Am unteren Teil des Bodensees, eine Stunde unterhalb Konstanz, steht auf dem Schweizerufer, halb verborgen in einem hochstämmigen Naturpark, das Napoleonidenschloß Arenenberg. Es ist der schönste Punkt am Untersee mit einer prächtigen Ausschau auf eine historische Landschaft großen Stils: gerade gegenüber liegt das Klostereiland der Reichenau mit Karls des Dicken Kaisergrab, von Osten grüßt das Münster von Konstanz herüber, dahinter schillert und flimmert das Schwäbische Meer, und nordwärts schweift der Blick über Radolfszell hinaus zu den trutzigen Klingsteinfelsen und burgengekrönten Kuppen des Scheffel-Landes. Arenenberg ist ein einfaches Landhaus, das auch bescheidenen Ansprüchen an modernen Komfort nicht mehr genügen könnte. Und doch hat dieses Schlößchen zwanzig Jahre lang eine Königin beherbergt, und hier hat Kaiser Napoleon III. seine Jugendzeit verlebt. Die Königin Hortense, die Stieftochter und Schwägerin des Ersten Napoleon und die Mutter Napoleons III., hat im Jahre 1817 Arenenberg für den Preis von 30000 Gulden gekauft; während ihr Gemahl, der ehemalige König von Holland, in Graz literarischen Studien lebte, umgab sich die schöne und geistreiche Hortense auf Arenenberg mit einer vornehmen französischen Gesellschaft, die sich ausschließlich aus bonapartistischen Flüchtlingen rekrutierte. Eine ganze napoleonische Kolonie hat sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts in der Umgebung von Arenenberg angesiedelt; Hortensens Bruder, Eugen von Beauharnais, baute sich das nahe Schloß Eugensberg, Oberst Parquin, ein alter napoleonischer Offizier, siedelte sich in Wolfsberg an und kaufte auch das feudale Schloß Salenstein, General de Crenay baute sich den schönen Sitz Louisenberg, und Arenenberg selbst beherbergte oft illustre Gäste, neben Berühmtheiten des Geistes, wie Chateaubriand, Delavigne und Alexander Dumas auch Sterne der ersten Pariser Salons, wie die schöne Frau Récamier. Prinz Louis Napoleon ist als neunzehnjähriger Jüngling auf den Arenenberg gekommen, nachdem er seine Gymnasialzeit in Augsburg verlebt hatte. „Der Prinz" lebt in den Dörfern der Umgegend noch lebhaft in der Erinnerung fort; die Gemeinde Salenstein, zu der Arenenberg gehört, hat dem Prinzen das Bürgerrecht geschenkt und ihn zum Schulvorsteher gewählt; Louis Napoleon war zu jener Zeit auch schweizerischer Artillerieoffizier, und obwohl er nur ein mittelmäßiger Schütze gewesen sein soll, ist er im Jahre 1836 zum Präsidenten des thurgauischen Kantonalschützenvereins gewählt worden. Hortense ist im Jahre 1837 auf Arenenberg gestorben; während Louis Napoleon nach seinem Boulogner Streich zu Ham gefangen saß, wurde das Schloß um 73000 Gulden an einen sächsischen Privatier verkauft. Im Jahre 1855 aber kaufte es der nun Kaiser gewordene Napoleon wieder zurück, und zehn Jahre später war er mit Eugenie drei Tage auf Besuch in dem Schlößchen. Heute ist Arenenberg ein kleines napoleonisches Museum, in dem neben andern bonapartistischen Merkwürdigkeiten auch noch der Wagen zu sehen ist, mit dem Napoleon III. aus Sedan gefahren, um sich als Gefangener den deutschen Siegern zu ergeben. Die Exkaiserin Eugenie hat nun das Schloß dem Kanton Thurgau geschenkt, der wohl genügend historischen Sinn besitzen wird, um es in seiner gegenwärtigen Gestalt zu lassen und den zahlreichen Besuchern auch weiterhin offen zu halten.

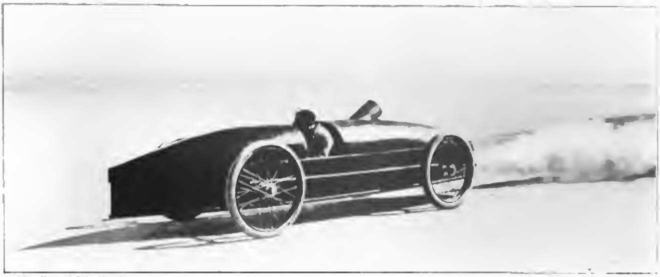
Hans Schmid

Ein Automobilrekord

Auf dem herrlichen Sandstrand von Ormond in Florida, der schönsten von der Natur selbst errichteten Automobilrennbahn, die schon so manchen interessanten Wettstreit der Kraftwagen aller Konstruktionen gesehen, hat nun vor kurzem ein Dampfautomobil, dessen seltsame Formen — das Ganze gleicht einem Torpedo auf Rädern — unser Bild zeigt, einen Schnelligkeitsrekord erreicht, der geradezu märchenhaft erscheint. In 28 Sekunden und einem kleinen Bruchteil legte das von Fred Marriott gesteuerte Fahrzeug eine englische Meile zurück und schlug den Darracq-Wagen von 200 Pferdekräften um 1 bis 2 Sekunden. Eine ungeheure Menge von Zuschauern wohnte dem Rennen bei. Besonders fiel der Unterschied zwischen dem leichten, beinahe fliegenden, geräuschlosen Lauf des Dampfwagens und dem Donnergetöse des großen Darracq-Motors auf, der flammensprühend über den Strand dahinraste.

Die Hochzeit Alice Roosevelts

Mit fürstlichem Prunk und Zeremoniell ist am 17. Februar im Weißen Hause zu Washington die Hochzeit der „amerikanischen Kronprinzessin" und des Herrn Nicholas Longworth gefeiert worden. Der demokratische Charakter der nordamerikanischen Verfassung verhinderte nicht, daß das sensationelle Ereignis von den Amerikanern als eine Haupt- und Staatsaktion angesehen wurde. Viele Geschäfte in der Stadt waren geschlossen, und es war wie an einem Feiertage. Vor dem Weißen Hause versammelte sich schon frühmorgens eine tausendköpfige Menge, um die Ankunft der Gäste und die Abfahrt des jungen Paares zu erwarten. Der als East Room bekannte Empfangs- und Ballsaal des Weißen Hauses, in dem die Trauung stattfand, war prachtvoll mit Blumen geschmückt.



Phot. Peter A. July, New York

Ein Weltrekord: Der Stanley-Dampfmotorwagen unter Führung Marriotts beim Rennen am Strande von Ormond (Florida)

Die Gäste, gegen tausend, unter ihnen außer den Angehörigen und den intimsten Freunden der Verlobten das gesamte diplomatische Korps, die Minister und so weiter, fanden in dem weiten Saal kaum Platz. Punkt 12 Uhr erschien die Braut am Arme ihres Vaters Ihr Brautkleid war aus weißem Satin mit Spitzenbesatz, ein Prinzeßkleid mit langer Hofschleppe aus Silberstoff. Nach der Trauung fand das Hochzeitsfrühstück statt, und der Präsident und die junge Frau waren die Lustigsten der ganzen Gesellschaft. Frau Longworth schnitt selbst den Hochzeitskuchen, ein Monstrum von drei Fuß Höhe, mit dem Degen des Adjutanten ihres Vaters an. Da die Menge das Weiße Haus dicht umlagerte, entfernte sich das junge Paar auf einem ungewöhnlichen Wege, nämlich durch ein Fenster. Ein Automobil fuhr an der Rückseite des Weißen Hauses vor, die junge Frau stieg durch ein Fenster auf die Veranda, gefolgt von ihrem Gatten, und das Automobil entführte sie in voller Fahrt der neugierigen Menge.

Zur Grubenkatastrophe in Courrières

Ein entsetzliches Unglück wie es die Chronik der Grubenkatastrophen noch nie zu verzeichnen hatte, ereignete sich am 10. März im nordfranzösischen Minengebiet, in den Kohlenminen von Courrières (Departement Pas de Calais). In einem Schacht brach kurz nach 7 Uhr morgens eine Feuersbrunst aus, die eine derart rasche Ausdehnung annahm, daß binnen kurzem drei Schächte ein ungeheures Flammenmeer bildeten und großenteils einstürzten. Etwa 1800 Arbeiter, die eingefahren waren, waren von der Außenwelt abgeschnitten. Durch die sofort eingeleitete Rettungsaktion konnten von den eingefahrenen Bergleuten nur 600 Mann lebend geborgen werden; mehr als 1200 — eine erschreckende Zahl — fanden in der dunkeln Tiefe einen furchtbaren Tod. Schon am nächsten Tage mußten alle Rettungsarbeiten eingestellt werden, weil die Rettungsmannschaften durch die Ausdünstung der Leichen und die aus den Gruben strömenden giftigen Gase der höchsten Lebensgefahr ausgesetzt



Verlag von Brown Brothers, New York. Copyright E. S. Curtis

Alice Roosevelt im Brautstaat zwischen ihrem Bräutigam und ihrem Vater



Copyright Chr. Regnauld

Vom Grubenunglück in Courrières: Bergung der Leichen

waren. In dieser Not wandte sich die Minengesellschaft in Courrières an den Bergbaulichen Verein in Essen um Vermittlung von Hilfe. Infolgedessen reisten Bergwerksdirektor Meyer und 15 Mann von der Rettungskolonne der Zeche Shamrock II I in Herne sowie sechs Mann von der Zeche Rhein-Elbe-Gelsenkirchen sofort nach Courrières und begannen unverzüglich die entsetzliche Bergungsarbeit, die dank ihrer vorzüglichen Ausrüstung und Ausbildung, ihrem Heldenmut und ihrer Energie von überraschendem Erfolg gekrönt war. In wenigen Tagen gelang es ihnen, trotz der sich fortwährend steigernden Schwierigkeiten, Hunderte von Leichen zu bergen, und in ganz Frankreich zollte man ihnen begeistert Dank, Anerkennung und Bewunderung. So haben die deutschen Rettungsmannschaften mitten in dem leidigen Zwist zwischen Deutschland und Frankreich, dessen diplomatische Beilegung in Algeciras so schwer vor sich geht, versöhnliche Gefühle und Gedanken bei unsern Nachbarn geweckt, die nicht ohne dauernde Einwirkung auf die inneren Beziehungen zwischen den beiden Völkern bleiben werden.

Rehe als Haustiere

Ueber einen seltenen Fall, daß sich das Wild des Waldes eng an den Menschen anschließt, berichtet uns unser C. H.-Mitarbeiter aus Bozen: Ein Bauer oberhalb Welsberg hörte beim Holzarbeiten vor drei Jahren ein Rehkitz jämmerlich schreien und sah gerade einen Fuchs mit einem ganz jungen Rehkitz davonlaufen, er jagte dem Räuber seine Beute ab und nahm das Tierchen, das völlig unversehrt war, mit nach Hause, wo es mit Kuhmilch aufgezogen wurde. Der Bauer ließ das Tier, eine Geiß, vollkommen frei, und das Reh lief wie ein Haustier herum. Zur Brunstzeit auf einmal verschwand es, und der Bauer glaubte schon, es käme nicht wieder. Nach einigen Tagen aber erschien die Rehgeiß und blieb ganz wie früher auf dem Hof. Im letzten Jahr, Ende Juni, verschwand sie wieder. Als sie nach ungefähr vierzehn Tagen zurückkehrte, lockte sie den Bauern durch ihr auffallendes Benehmen, durch fortwährendes Davonlaufen und Zurückkehren, ihr nachzugehen, und da fand er neben dem Haus im Kornfeld zwei junge Rehe. Als der Bauer die kleinen Tiere ins Haus trug, zeigte die Mutter ihre Freude darüber ganz deutlich. Es waren zwei junge Böcke. Die Tiere springen



Phot. G. Gribayedoff, Paris

Vom Grubenunglück in Courrières: Ankunft der deutschen Rettungsmannschaft

den ganzen Tag beim Haus und im Wald herum und kommen täglich einigemal in den Bauernhof und kratzen und stoßen an den Türen, bis ihnen aufgemacht wird, dann kommen sie ruhig in die Stube und Küche und essen mit den Leuten, um dann wieder lustig davonzuspringen. Die Rehgeiß, die weniger in den Wald läuft, holt die Jungen, wenn sie einmal länger ausbleiben, immer zurück.



Zwei junge Rehböcke als Haustiere

Die Pariser Midinettes

Wer um die Mittagsstunde in Paris die Avenue de l'Opéra oder die Rue de la Paix passiert, der kann so nebenher beim ruhigen Spazierengehen eines der nettesten Schauspiele genießen, das die Seinestadt zu bieten vermag. Mit einem Male verwandelt sich die Physiognomie der Straßen, von allen Seiten strömen die jungen Mädchen, die in den zahllosen Geschäften Tag für Tag an der Arbeit sind und für ihre vom Glücke mehr begünstigten Schwestern all die Herrlichkeiten aus Samt und Seide zusammensticheln, ins Freie, um die Ruhe der Mittagsstunde zu genießen. Arm in Arm schlendern sie das Trottoir auf und nieder, immer mehr gesellen sich zu ihnen, bald hallt überall ihr lustiges Geplauder, von hellem Lachen unterbrochen. Es sind meistens blutjunge arme Dinger, aber alle haben bereits das selbstbewußte sichere Auftreten der Pariserin; keck tragen sie ihr Stumpfnäschen, ihr Wuschelhaar ist nach der neuesten Mode frisiert, und am Kleide die weißen Fädchen sind das Zeichen ihres Gewerbes. Noch stehen sie alle auf einer der untersten Stufen der sozialen Leiter, aber in ihnen lebt ein brennender Ehrgeiz. Die tägliche Beschäftigung mit all den Dingen, nach denen ein Frauenherz sich sehnt, die das Leben schön und angenehm machen, hält ihre Phantasie wach, und wenn sie Nadel und Faden durch die kostbaren Stoffe ziehen, träumen sie von dem Millionär, der ihnen dereinst alle die Schätze zu Füßen legen wird. Und in der Tat machen viele der kleinen mittäglichen Straßenfeen Karriere: einige bringen es in ihrem Gewerbe durch Fleiß und Geschmack zu Ansehen und Einkommen. Andre aber zieht das große Leben in seinen Wirbeltanz, reißt sie aus der Werkstatt, wirft ihnen alle Schätze in den Schoß, um sie ihnen später wieder ebenso grausam zu entreißen. Wiederum andre werden brave Arbeiterfrauen oder werden von der Bourgeoisie aufgenommen.



Phot. Jos. Balla, Paris

Die Pariser Midinettes auf der Place Vendôme

Für müßige Stunden

Magisches Kartenrätsel



Die Sternchen vertreten die Vokale, die Punkte sind die Pausen oder Trennungszeichen, die Striche Konsonanten.

Scharade

Das erste leuchtet blendend helle,
Das andre ist als Stadt bekannt.
Das Ganze eilt mit Windesschnelle
Auf glattem Wege durch das Land. J. F.

Palindrom

Auf Heiden, in Wäldern,
Auf Bergen, im Tal,
In Wiesen und Feldern
Steh' ich überall.
Nun leset die Zeichen
Von rückwärts daher,
Dann Armen und Reichen
Ich Ruhe gewähr'! J. F.

Rätsel

Wer's sieht, der ist umnachtet,
Wer's kann, wird nicht geachtet,
Wer's braucht, der kann nicht klagen,
Wer's hat, muß viel sich plagen. J. F.

Anagramm

Du hörst mich gern
Im Haus des Herrn,
Beim frohen Fest,
Im Waldgeäst!
Nimm aus dem Wort
Zwei Zeichen fort;
Setz sie zum Schluß,
Dann ist's ein Fluß
Im Orient,
Den jeder kennt. J. F.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8:

Des Logogriphs: Friesen, Riesen.
Des Homonyms: Krebs.
Des Buchstabenrätsels: Wetter, Retter.
Der dreisilbigen Scharade: Pandora.
Des Silbenrätsels: Rübezahl.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. 10

Gespielt im Fernsprechwettkampfe Berlin-Nürnberg am 14. Januar 1906

Sizilianische Partie

Weiß: Dr. Dinge (Berlin). — Schwarz: Hahn (Nürnberg).

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	**c7—c5**	19. Sf3—d2	0—0
2. d2—d4	c5×d4	20. Sc3—a2	Sf6—h5
3. Sg1—f3	Sb8—c6	21. Lf4—e3	Le7—g5
4. c2—c3 [1])	e7—e6 [2])	22. Sa2—b4	Lg5×e3
5. Lf1—d3	Dd8—a5	23. Dd3×e3	Dd8—d7
6. 0—0	Sg8—f6 [3])	24. Sb4—c6	La8×c6
7. b2—b4	Da5—c7	25. Tc2×c6	Sh5—f6
8. b4—b5	Sc6—e5	26. De3—b3	Sf6—e8 [6])
9. c3×d4	Se5×d3	27. Db3—e3	Tb8—d8
10. Dd1×d3 [4])	Lf8—e7	28. Sd2—c4	f7—f6
11. Sb1—c3	d7—d6	29. Sc4×b6 [7])	a7×b6
12. Lc1—f4	Sf6—d7	30. Tc6×b6	Td8—a8
13. Tf1—c1	Dc7—d8	31. Tb6—b7	Dd7—d8
14. a2—a4	b7—b6	32. a6—a7	
15. Tc1—c2	Lc8—b7		
16. a4—a5!	Ta8—b8 [5])		
17. a5—a6	Lb7—a8		
18. Ta1—c1	Sd7—f6		

Wegen Zeitablaufs abgebrochen, vom Schiedsgericht als für Weiß gewonnen erklärt.[8])

[1]) Theoretisch richtiger ist 4. Sf3×d4. Das Bauernopfer ist bei bester Fortsetzung nicht von Vorteil für Weiß.

[2]) d4×c3 5. Sb1×c3 e7—e6, und Schwarz steht mit einem Bauern mehr recht gut.

[3]) Noch immer konnte d4×c3 geschehen (7. Sb1×c3 Sg8—f6 8. e4—e5 Sf6—d5).

[4]) Weiß steht nun sehr gut und nutzt seinen Vorteil kräftig aus.

[5]) Falls b6×a5, so 17. Tc2—a2, wobei nicht nur der Ba5, sondern schließlich auch der Ba7 verloren geht. Immerhin verdient diese Spielweise den Vorzug.

[6]) Dies beengt das Spiel noch mehr. Aber auch bei Tf8—c8 27. Db3—e4 behauptet Weiß die überlegene Stellung.

[7]) Ein wohlberechnetes Opfer, durch das Weiß die Partie elegant beendet.

[8]) Auf Tf8—f7 geschieht 33. De3—e6 Tf7×b7 34. De6×b7, worauf gegen die Drohung b5—b6, Db7—a6 und b6—b7 nichts mehr zu erfinden ist.



„Sind Kurt und Kitty noch immer so verliebt?“ — „Nein! jetzt sind sie doch verheiratet!“

Briefmappe

E. K. in Freiburg i. B. Die vielfach herrschende Anschauung, daß die **Kohlenvorräte der Erde** bei dem unaufhörlich sich steigernden Verbrauch schon im nächsten Jahrhundert völlig aufgebraucht sein werden, ist nach den neuesten fachmännischen Untersuchungen durchaus unbegründet. Besonders Deutschland verfügt noch über sehr reiche Kohlenlager, die, soweit sie mit Sicherheit haben berechnet werden können, rund 280 Milliarden Tonnen, wahrscheinlich aber noch um die Hälfte mehr enthalten. Diese Vorräte würden, selbst wenn der Verbrauch in demselben Maße wie bisher zunehmen sollte, den Bedarf Deutschlands noch für mindestens 1000, wahrscheinlich aber noch für 1600 Jahre decken. Die andern europäischen Länder, deren Kohlenvorräte zusammengenommen noch nicht die Hälfte von denen Deutschlands ausmachen, werden freilich erheblich früher am Ende der Förderung angelangt sein; dagegen ist Nordamerika noch sehr reich an Kohlen (Schätzung 680 Milliarden Tonnen), und vor allem werden die noch gar nicht abzuschätzenden Kohlenmassen, über die Asien verfügt, dafür sorgen, daß in absehbarer Zeit von einem Kohlenmangel auf der Erde nicht die Rede sein kann. Insbesondere Chinas Vorrat erscheint geradezu unerschöpflich, die Provinz Schansi allein enthält nach der Schätzung des verstorbenen Geographen Professor von Richthofen nicht weniger als 1260 Milliarden Tonnen Kohle; ebenso lagern in Sibirien und auf Sachalin noch enorme, unberechenbare Kohlenreichtümer.

Ein fröhlicher Rheinländer. Sie dichten in Ihrem „**Lob des Weines**“:

Mag, wer da will, die Welt durchschweifen
Auf Suche nach dem treulos' Glück,
Mag mancher keck nach Loebern greifen,
Die oft vernicht't ein Augenblick;
Mag dieser sich um Orden reißen
Und jener sich des Mammons freun:
Ich tu' Gott Bachus Gabe preisen
Und trinke froh mein Schöppchen Wein.

Da Sie immer nur von Ihrem „Schöppchen“ sprechen, so scheinen Sie trotz Ihrer Begeisterung für den Wein ein sehr mäßiger Trinker zu sein; leider, müssen wir hinzufügen, sind Sie auch ein sehr mäßiger Dichter, und wir glauben kaum, daß Gott Bacchus, der bekanntlich von den Dichtern sehr verwöhnt worden ist, auf Ihr Lob sonderlich stolz sein wird.

J. R. in Wien. Daß es möglich ist, eine Sprache zu erfinden, ist durch verschiedene, im Prinzip durchaus geglückte Versuche dargetan worden; eine andre Frage ist es, ob eine solche künstlich konstruierte Sprache sich allgemein einzubürgern und als **Weltsprache** zu dienen vermag. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat das von dem badischen Pfarrer J. M. Schleyer erfundene sogenannte „Volapük“ viel Aufsehen erregt und eine gewisse Verbreitung erlangt, das Interesse dafür hat aber bald wieder nachgelassen. Bessere Erfolge hat dank ihrer außerordentlichen Einfachheit und leichten Erlernbarkeit die von Dr. med. Samenhof in Warschau erfundene internationale Sprache „**Esperanto**“ zu verzeichnen, die, wenn sie es auch nie dahin bringen wird, die Nationalsprachen zu verdrängen, doch durchaus geeignet erscheint, sie als internationale **Hilfssprache** zu ergänzen. Jedenfalls gewinnt das Esperanto zurzeit immer mehr Boden. Hilfsmittel zu seiner Erlernung sind: **L. E. Meier**, Grammatik der internationalen Sprache Esperanto (2. Aufl., München 1903) und **A. H. Fried**, Lehrbuch der internationalen Hilfssprache Esperanto (Berlin 1903). Zur allgemeinen Orientierung empfehlen wir Ihnen: **Schuchardt**, Weltsprache und Weltsprachen (Straßburg 1894).

B. K. in Beszterczebánya. Für Ihre Zwecke dürfte sich am besten das „Literarische Echo“ (Berlin, E. Fleischel & Co.), das „Literarische Zentralblatt“ (Leipzig, Eduard Avenarius) oder die „Blätter für Bücherfreunde“ (Leipzig, F. Volckmar) eignen.

Rechnungsrat F. in Gl. Die Namen der Rätsellöser werden in der Regel zwei Wochen nach dem Erscheinen der betreffenden Rätsel veröffentlicht; die Lösungen müssen daher acht Tage nach dem Erscheinen der betreffenden Nummer in unsern Händen sein. Später eingehende Lösungen können wir nur ausnahmsweise berücksichtigen.

B. W. Missouri. Die Kolonie Palmenhof liegt 81 Kilometer von Blumenau, einer deutschen Stadt, die schon über fünfzig Jahre besteht, im Staate Santa Catharina in Südbrasilien, am Nordarm des Flusses Itajahy. Von Blumenau bis zu dem Palmenhof gegenüberliegenden Stadtplatz Hammonia wird demnächst eine elektrische Bahn gebaut. Die Kolonie Palmenhof wurde von Dr. Aldinger, der noch dort ist, 1901 gegründet und gehört zum Kolonisationsgebiet der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft (Hamburg).

v. S. in Kassel. Als ein sehr bequemes und in Ihrem Fall zweifellos völlig genügendes Hilfsmittel für die vergleichenden Studien, die Sie auf Ihrer Reise zu machen gedenken, empfehlen wir Ihnen „Peips Taschenatlas über alle Teile der Erde“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Preis ℳ 2.60), der außer 36 Haupt- und 70 Nebenkarten auch 80 Seiten geographisch-statistische Notizen enthält.

M. R. in T. Die von Ihnen genannte Zahl der Nachkommen, die König Christian IX. von Dänemark hinterlassen hat, ist sogar noch um acht zu niedrig; es sind im ganzen 77. Vielleicht noch merkwürdiger als dieser „Rekord“ ist ein andrer, auf den unsers Wissens noch nicht hingewiesen worden ist: unter diesen 77 Nachkommen des Dänenkönigs befinden sich nicht weniger als zwölf gegenwärtige oder künftige Kaiser und Könige. Es sind dies: der jetzige Dänenkönig Friedrich VIII., sein ältester Sohn und sein ältester Enkel; König Georg I. von Griechenland, Kronprinz Konstantin und dessen ältester Sohn Prinz Georg; der Prinz von Wales und dessen ältester Sohn Prinz Eduard Albert; Kaiser Nikolaus II. von Rußland und der Thronfolger Großfürst Alexei; König Haakon VII. und Kronprinz Olaf von Norwegen. Nimmt man an, daß der älteste Sohn des Herzogs von Cumberland berufen wäre, dereinst den braunschweigischen Thron zu besteigen, so würde sich die Zahl der gegenwärtigen oder künftigen Herrscher unter den jetzt lebenden Nachkommen Christians IX. auf dreizehn erhöhen.

Frau v. H. in Mbg. Der neueste Roman von H. Schobert (Pseudonym für Baronin von Bode) erscheint unter dem Titel „Der Platz an der Sonne“ gegenwärtig in der „Deutschen Romanbibliothek“. Das Abonnement belieben Sie, falls Sie „Ueber Land und Meer“ durch eine Buchhandlung beziehen, bei dieser, sonst bei Ihrer dortigen Postanstalt aufzugeben.

H. in K. Wenn Sie sich nur einzelne Hefte der von Ihnen erwähnten Zeitschrift anschaffen wollen, so ist Ihnen schwer zu raten, da fast jedes Heft Interessantes bietet und wir unmöglich wissen können, worauf Sie besonderen Wert legen. Sie werden am besten tun, sich die bisher erschienenen Hefte des neuesten Jahrgangs in einer Buchhandlung zur Ansicht vorlegen zu lassen und eine Ihrem Geschmack entsprechende Auswahl zu treffen.

S. 100. Wenden Sie sich an die Markenhändlerfirma Th. Buhl & Co., London E. C., Queen Victoria Street.

G. S. in Tr. Das bekannte schottische Grenzdorf Gretna-Green hat seine frühere Bedeutung als Zufluchtsort für Liebende, die heimlich einen legalen Bund fürs Leben schließen wollen, längst verloren, hauptsächlich weil die Vorschriften für den Abschluß der Ehe in England nicht mehr so streng sind wie früher. Trotzdem hat der berühmte Schmied von Gretna-Green neuestens einen Nachfolger in dem Tischler Peter Dixon erhalten, der die alte Eheindustrie des Ortes wieder aufgenommen hat und ein sehr gutes Geschäft damit machen soll. Man sieht, die Romantik ist noch nicht ausgestorben.

L. R. in St. Paul, Minnesota. Wir danken Ihnen verbindlichst für Ihre Einsendung, bedauern jedoch, die Gedichte

und das Rätsel nicht verwenden zu können. Ihre Uebertragung des Gedichts von C. Busse haben wir dem Verfasser übersandt. Den Empfang der Rätsellösungen haben wir an andrer Stelle bereits bestätigt.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das Technikum Mittweida ist ein unter Staatsaufsicht stehendes höheres technisches Institut zur Ausbildung von Elektro- und Maschineningenieuren, Technikern und Werkmeistern, das alljährlich über 3000 Besucher zählt. Der Unterricht in der Elektrotechnik wurde in den letzten Jahren erheblich erweitert und wird durch die reichhaltigen Sammlungen, Laboratorien, Werkstätten und Maschinenanlagen (Maschinenbaulaboratorium) und so weiter sehr wirksam unterstützt. Das Sommersemester beginnt am 19. April, die Aufnahmen für den am 20. März beginnenden unentgeltlichen Vorunterricht finden von Anfang März an wochentäglich statt. Ausführliches Programm mit Bericht wird kostenlos vom Sekretariat des Technikum Mittweida (Königreich Sachsen) abgegeben.

Epochemachende Untersuchungen haben klar erwiesen, daß Myriaden von Mikroorganismen im Munde anwesend sind und daß dieselben unter günstigen Verhältnissen einen sehr gefährlichen Einfluß auf das Allgemeinbefinden und die Gesundheit des Menschen ausüben können. Nur durch eine sorgfältige und regelmäßige mechanische Reinigung der Zähne mit einer guten Zahnbürste ist es möglich, die schädigende Wirkung dieser kleinsten Lebewesen aufzuheben und so bis in das späteste Alter beizutragen, seine Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen. Das allen Anforderungen der modernen Zahnpflege entsprechende Zahnputzmittel Kalodont ist durch seinen angenehm erfrischenden Geschmack und seine antiseptische Wirkung als vorzügliches und unentbehrliches Zahnreinigungs- und Erhaltungsmittel bestens zu empfehlen.

Der Deutsche Klub in Johannesburg

Seit kurzem besitzen die Deutschen Johannesburgs ein vornehmes Klublokal und damit den geeigneten Mittelpunkt für Geselligkeit und Verkehr. Es war nicht ganz leicht, die verschiedenen Elemente der dort angesessenen Deutschen zu diesem Zwecke zu vereinigen, und an kleinlichen Einwänden, an Sezessionen und dergleichen hat es in der Vorgeschichte der Johannesburger Klubgründung wahrlich nicht gefehlt. Das scheint eben eine alte Erbsünde der Deutschen zu sein, die sie auch auf fremdem Boden unter fremden Völkern nicht so leicht ablegen. Ein Klub ist im Grunde eigentlich eine angelsächsische Einrichtung, nirgends ist das Klubwesen so in Blüte als auf dem Boden der englischen Sprache. Der Johannesburger Klub ist aber nichtsdestoweniger echt deutschen Ursprungs, denn hervorgegangen ist er aus einem Gesangverein, der den wohlbekannten Namen „Liederkranz“ führt, und die Pflege des deutschen Gesanges wird auch eine seiner Hauptaufgaben in Zukunft bleiben. Der Klub ist nicht auf bestimmte Klassen beschränkt, sondern umfaßt das ganze Deutschtum in Johannesburg ohne Unterschied des Standes, der Religion oder des politischen Glaubensbekenntnisses. Auch ist die Mitgliedschaft keineswegs nur auf Reichsdeutsche beschränkt, alle, welche die deutsche Sprache sprechen, die den Sinn für deutsches Wesen und deutsche Eigenart auch in der Fremde sich bewahrt haben, können Mitglieder werden. So ist zum Beispiel der Architekt des Hauses ein geborener Schweizer, während der Bauunternehmer aus dem Norden Deutschlands stammt.



Phot. Fred Hamm

Haus des Deutschen Klubs in Johannesburg



Handschriften=Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Alois B. II. Grazie des Geistes und Gewandtheit der Ausdrucksweise fehlen, und es fällt geradezu eine gewisse Unbeholfenheit auf. Sie sind eine sich langsam erwärmende, wenig biegsame Natur, welche die Neigung hat, alles ernst zu nehmen. Ungestraft tritt man Ihnen nicht zu nahe.

Straßbg. R. Z. III. Ein gewöhnlicher Charakter ohne Verfeinerung der Gefühle und ohne viel Bildung. Es geht ein gewöhnlicher Zug durch die Schrift. Gibt sich gern ohne jeglichen Rückhalt ihren Gefühlen hin und empfindet leidenschaftlich.

Straßbg. R. S. IV. Sie sind ein tatkräftiger, leistungsfähiger Mann mit vorwiegend praktischen und materiellen Interessen, fleißig, ausdauernd, energisch. Gewandt genug, um sich Menschen und Verhältnissen geschickt anzupassen, wo Ihnen das ratsam erscheint. Empfindungsfähig. Umgänglich, rasch im Anknüpfen von neuen Beziehungen. Selbstsicher und selbstbewußt.

Alois B. in Mähren. Sie sind empfindlich, aufbrausend und leicht heftig, vertragen keinen Widerspruch und sind selbst sehr abweisend und eigensinnig. Anderseits haben Sie viel Ausdauer und sind treu, wo Sie sich angefreundet haben. In Ihren Mitteilungen darf man sich auf Sie verlassen, und was Sie in die Hand nehmen, das führen Sie durch. Sie sparen und teilen gut ein.

Straßbg. R. S. II. Ein schwieriger, verschlossener Charakter. Schwer zu durchschauen. Eigensinnig und rechthaberisch. Erregbar und unruhig. Scheint unter einem Druck zu stehen, der keine Harmonie aufkommen läßt. Empfindungsfähig.

Marthy in der Schweiz. Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten sind für Sie von Wichtigkeit; Sie sind eitel und lieben es, alles hübsch und zierlich zu gestalten, ohne einen „großen Zug" in die Sache bringen zu können oder vielleicht auch zu wollen. Sie sind feinfühlend, taktvoll, verabscheuen instinktiv Roheit und Gemeinheit und haben echt weibliches Empfinden. Im geselligen Verkehr zeigen Sie sich heiter, nicht ohne Sinn für Humor, umgänglich und schlagfertig. Mehr harmonisch als eigenartig veranlagt.

A.-O.-St. Im Grunde genommen eine sehr empfindungsfähige, sogar leidenschaftliche Natur, tun Sie sich aus Furcht vor der eignen Sensibilität Gewalt an und sind erzwungen kühl, abweisend und reserviert. Im Verkehr sind Sie oft schwierig und mißverstanden, weil Ihnen die Fähigkeit, auf die Ideen andrer einzugehen, fehlt und Sie eigensinnig auf den Ihrigen beharren. Sie haben kein Anpassungsvermögen, viele selbständige neue Ideen, die Sie aber nicht logisch und gemeinverständlich auszudrücken und praktisch zu verwerten wissen. Sie sind gebildet und geistig klar und selbständig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.